NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06661469 8

Baltische Monatsschrift.

Achtzehnter Band.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Riga, 1869.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1903 L

Inhalt

des achtzehnten Bandes.

Erstes Heft.

Statistische Studien zur Wohnungsfrage, von Laspeyres . Seite 1.
Ueber die Anwendung der Elektricität in der praktischen Medicin, von V. Holst . . . . . „ 38.
Amerikanische Briefe eines Livländers, V. . . . . „ 51.
Schwedische Intoleranz in Livland . . . . . „ 61.
Der neue Tarif . . . . . „ 68.

Zweites Heft.

Die Renaissance in Italien, von Herm. Lücke . . . . . „ 75.
Die Genossen Pugatschews in Livland . . . . . „ 104.
Amerikanische Briefe eines Livländers, VI. . . . . „ 128.
Notizen . . . . . „ 147.

Drittes Heft.

Ueber die Grenzstreitigkeiten zwischen Mensch und Thier, von A. Laurenty . . . . . „ 155.
Die Russen in Turkestan . . . . . „ 183.
Amerikanische Briefe eines Livländers, VII. . . . . „ 219.
Die Ostseeprovinzen während des schwedisch-russischen Krieges 1788—90, von A. Brückner . . . . . „ 230.

Viertes und fünftes Heft.

Zur livländischen Landtagsgeschichte des 18. Jahrhunderts,
I. Nach der Conquête . . . . . Seite 247.
Ein Streifzug in den Südwesten der Krim . . . . . „ 290.
Zur Geschichte der Geschichte, I, von A. Brückner . . . „ 326.
Mitauer Correspondenz . . . . . „ 363.
Notizen . . . . . „ 380.

Sechstes Heft.

Zur Geschichte der Geschichte, II, von A. Brückner . . . „ 399.
Zur livländischen Landtagsgeschichte des 18. Jahrhunderts,
II. Die Anfänge der Agrarfrage . . . . . „ 428.
Unsere literarisch-historischen Gesellschaften . . . . . „ 475.
Zum Abschiede . . . . . „ 483.

Statiſtiſche Studien zur Wohnungsfrage.

I. Die Wohnungen Rigas.*)

Der Verfaſſer beabſichtigte, wie aus der vorläufigen Anzeige im Januarheft dieſer Zeitſchrift hervorgeht, in der ſo überaus wichtigen Wohnungsfrage den Leſern diejenigen Hauptpunkte zugänglich zu machen, auf welche die Statiſtik bereits ſoweit ihr Licht geworfen hat, daß gewiſſe Regelmäßigkeiten oder Geſetzmäßigkeiten in dem Verhalten des Menſchen zu ſeiner Wohnung ſich zeigen laſſen. Es ſind das die Studien Nr. II., III. und IV.

Ehe jedoch der Verfaſſer dieſen Plan ausführen konnte, erſchien das Werk von v. Jung-Stilling „Beitrag zur Gebäudeſtatiſtik der Stadt Riga",**) was den Anſtoß gab, dieſen Studien eine vierte vorangehen zu laſſen. Dieſe erſte Studie über die Wohnungen Rigas paßt freilich, rein objectiv betrachtet, nicht ganz zu den andern drei Skizzen, allein trotzdem ſchien aus ſubjectiven Gründen die Aufnahme nicht nur erlaubt, ſondern geboten. Die Monatsſchrift iſt eben eine ſpecifiſch baltiſche, und darum eine Beſprechung der Rigaſchen Wohnungsverhältniſſe gerechtfertigt. Die Rigaſche Wohnungsfrage wird unbedingt für die meiſten Leſer mehr Intereſſe haben als die andern drei Studien, und vielleicht bewegt dieſes Localintereſſe die Leſer auch in den andern Studien zu blättern, obwohl dieſelben

*) II. Der Einfluß der Wohnung auf die Moralität der arbeitenden Klaſſen.
III. Die Ausgaben für Wohnung im Verhältniß zu den Geſammtausgaben.
IV. Die Wohnung des Handwerkers in ihrer Abhängigkeit vom Geſchäftslocal.

**) Beitrag zur Gebäudeſtatiſtik der Stadt Riga für das Jahr 1866, herausgegeben im Auftrage des ſtatiſtiſchen Comités der Stadt Riga aus dem Material deſſelben vom Secretair Fr. v. Jung-Stilling. Leipzig, Teubner 1868. 4°. 40 Seiten und 21 Tabellen als Anhang.

ſtatiſtiſcher Natur ſind und die Statiſtik bisher überall nur eines ſehr kleinen Leſerkreiſes ſich zu erfreuen hat.

Mit Freude begrüßen wir in dem obengenannten Werk die erſte Publication des ſtatiſtiſchen Büreaus der Stadt Riga. Unter den deutſchen Städten, welche ein eigenes Büreau für ſtädtiſche Statiſtik gegründet haben, ſteht die Stadt Riga zu deren nicht geringem Ruhme mit in erſter Reihe.

Indem wir dieſer erſten Publication unſere Aufmerkſamkeit zuwenden, freuen wir uns mit einigen tadelnden Bemerkungen beginnen zu können; es iſt das die bekannte Freude eines Kritikers, der, wenn er anfangs zu tadeln hat, am Ende das Lob bringt. Die tadelnden Bemerkungen treffen weniger den Verfaſſer dieſer ſorgfältigen ſtatiſtiſchen Arbeit als die Auftraggeber und den Verleger. Durch die Art des Druckes fehlt dem Werk vielfach die Ueberſichtlichkeit, welche bei einem ſtatiſtiſchen Werk doch beſonders wichtig iſt. Dieſe Ueberſichtlichkeit iſt zwar ſchwer zu erreichen, aber die Schwierigkeiten ſind nicht unüberwindlich. Am meiſten ſtört, daß die Tabellen, welche nicht in den Anhang gebracht werden konnten, aus dem Text ſich nicht genügend durch Einrahmung abheben, wodurch der Leſer aus dem Text in die Tabellen und aus den Tabellen in den Text ſich verirrt. Noch ſtörender aber iſt, daß in vielen Fällen durch den Schluß der Seite gerade diejenigen Tabellen durchbrochen werden, welche darauf berechnet ſind in fortlaufenden Zahlen die Convergenz oder Divergenz jener Zahlenreihen zu zeigen. Da ſolche Zahlenreihen ein Bild geben ſollen, ſo iſt dieſes Durchſchneiden des Bildes nicht verſchieden von dem aus Rückſichten des Raumes vorgenommenen Durchſchneiden eines Portraits in ganzer Figur, deren Kopf in dem einen, deren Beine in dem andern Saal aufgehängt ſind. Iſt eine ſolche Anordnung irgend erlaubt?

Wird das Studium der Rigaſchen Wohnungsfrage durch dieſen gerügten Uebelſtand erſchwert, ſo gilt das noch viel mehr von einem zweiten zu rügenden Mißſtande. Der Verfaſſer ſagt am Schluß ſeiner Abhandlung, S. 33, in ſehr beſcheidener und vorſichtiger Weiſe: „Damit glauben wir unſere Arbeit abſchließen zu dürfen, freilich ließen ſich noch manche Schlüſſe und Ableitungen aus den von uns gebotenen Zahlen machen, unſere Aufgabe ging aber nicht ſo weit, die vollſtändige Verarbeitung einer Rigaſchen Gebäudeſtatiſtik zu geben, vielmehr nur geordnetes Material zu derſelben zu bieten, und ſo begnügen wir uns, nur auf die weſentlichſten Reſultate hingedeutet zu haben, um den Ueberblick über das Gebotene zu erleichtern

und die Richtung anzugeben, in welcher eingehende Forschungen Weiteres zu entnehmen im Stande sein dürften."

Allerdings ist sehr zu bedauern, daß es dem Verfasser nicht erlaubt war, die Anschauungen ökonomischer oder ethischer Art, welche er bei Bearbeitung des vorliegenden Materials gewann, weiter zu verfolgen und zu entwickeln. Referent weiß aus Gesprächen mit dem Verfasser, daß dieselben sehr interessant waren und vielleicht eine bisher nur auf deductivem Wege erforschte Materie der Induction durch Statistik zugänglich gemacht hätten.

Wodurch werden die statistischen Publicationen über das Niveau des „schätzenswerthen Materials" emporgehoben als durch die Schlußfolgerungen, die derjenige daraus zieht, welcher am meisten mit der Materie vertraut ist? Das Rigasche Publicum schwärmt schwerlich in dem Maße für statistische Werke, daß es sich selbst aus diesem statistischen Material ohne Anleitung durch den, der am meisten darin heimisch ist, die Schlüsse zöge, welche daraus abgeleitet werden können. Sind die Schlüsse, welche der amtliche Statistiker aus seinem Material zieht, falsch, so wird die Kritik derselben sich schon bemächtigen.

Daß ein ganzes statistisches Comité nicht die wirthschaftlichen Anschauungen seines Secretairs theilt, ist sehr natürlich, darum gebe man aber doch demjenigen, der die Sache publicirt, freien Spielraum auf seine wissenschaftliche Verantwortung hin das Material gleich zu verwerthen. Ueberhaupt muß dem Director eines statistischen Büreaus (und das ist der Verfasser, mag man auch den in der ganzen civilisirten Welt üblichen Titel demselben vorenthalten) eine etwas freiere Stellung in Bezug auf Publicationen eingeräumt werden; als ein Fortschritt gegen die Publication über den Handel Rigas ist übrigens schon zu loben, daß der Name dessen, der die Hauptarbeit bei Publicationen eines statistischen Comités hat, auf dem Titel wenigstens genannt wird. Zwar hofft Referent, daß der Verfasser die erwähnte Verwerthung noch selbständig übernehmen werde, derselbe weiß aber auch aus eigener Erfahrung, daß derjenige, der mit Arbeiten überhäuft ist, eine bis auf einen gewissen Punkt abgeschlossene Arbeit, auch wenn der Wurf ein glücklicher war, nicht leicht von Neuem zur Bearbeitung hervornimmt.

Auch dem Referenten ist es leider nicht möglich für jetzt die vorliegende Arbeit wesentlich weiter zu führen, da hierzu eine langjährige Bekanntschaft mit den Rigaschen Verhältnissen die nothwendigste Voraussetzung ist. Selbst eine Vergleichung mit der in manchen Beziehungen ähnlichen

Gebäudestatistik der Stadt Berlin, der bisher unseres Wissens einzigen ausführlichen Wohnungsstatistik einer Stadt, muß unterbleiben, da die Zustände zu verschieden sind, um mehr als Gegensätze zwischen Berlin und Riga zu zeigen.

Referent muß sich, so wenig er dergleichen Arbeiten liebt, begnügen, das Publicum in diese erste städtische Publication einzuführen und namentlich diejenigen Theile derselben näher zu besprechen, welche den anderen versprochenen Studien nahestehen, also aus der ganzen Gebäudestatistik hauptsächlich die Wohnungsstatistik.

Eigene Versehen und Unklarheiten, welche zum Theil auch aus mangelnder localer Kenntniß kommen, mögen dem Referenten damit entschuldigt werden, daß derselbe diese Einführung in das statistische Werk v. Jung's dem Publicum gleichzeitig mit dem Erscheinen desselben in die Hände geben wollte, wodurch die Arbeit also etwas schnell an Hand der einzelnen Correcturbogen, welche der Verfasser Referenten zur Disposition stellte, gemacht werden mußte.

In dem Vorwort führt der Verfasser an, was fast von jeder Statistik gilt, daß das vorhandene Material zwar nicht den Anforderungen ganz entspricht, welche die Wissenschaft an die Statistik stellt, daß aber dasselbe doch für viele Zwecke brauchbar genug ist, um über die Wohnungsverhältnisse zum ersten Mal die statistische Leuchte ihr Licht verbreiten zu lassen. Im Wesentlichen ist die statistische Aufnahme zu Steuerzwecken gemacht, wie wir ja die meisten statistischen Publicationen dem Interesse des Fiscus verdanken.

Die Arbeit zerfällt, abgesehen von den zwei Anhängen, in 4 Capitel: Zahl und Nutzung der Gebäude; Besitzstand der Gebäude; Besteuerung der Gebäude; die Wohnungen, von denen nur das sehr kurze zweite Capitel uns nicht näher angeht.

Das Hauptergebniß ist für 1866 eine Zahl von 8777 Gebäuden auf den 4515 Grundstücken der Stadt Riga, welche mit Ausschluß der Citadelle 100,828 Einwohner im Jahre 1867 zählte. Von diesen 8777 Gebäuden sind 7004 Wohnhäuser, 422 Speicher, 246 andere Geschäftsgebäude, 146 öffentliche Gebäude und 959 sonstige Häuser der Privatnutzung. Ausgeschlossen aus der Statistik sind 24 Kirchen und 5 Bethäuser.

Wie für die ganze Stadt so sind diese wie alle andern Angaben auch für die innere Stadt und die drei Vorstädte, ja was besonders wichtig ist, auch für die einzelnen 16 Quartal berechnet worden. Was wir leider

vermissen, ist eine Angabe des Flächenraumes dieser Stadttheile, welche doch leicht zu beschaffen gewesen wäre; die Vertheilung der Häuser und der Einwohner auf den Flächenraum würde für den Localunkundigen den großen Unterschied zwischen Innstadt und Vorstädten und zwischen den mehr städtischen und mehr dörflichen Theilen der Vorstädte klar gelegt haben. Noch besser wäre die Beifügung eines kleinen Planes der Quartaleintheilung, welche auch auf dem neuen Wieckmann'schen Plan fehlt, gewesen, denn ohne diesen kann der Ausländer absolut kein Bild aus der Gebäudestatistik gewinnen.

Die Vertheilung der Wohnhäuser über die 4 Stadttheile, bei der wir für die Quartale nur das Maximum und das Minimum angeben, ist die folgende:

In der	Zahl der Wohnhäuser.	Durchschnittlich per Quartal.	Größte Menge Wohnhäuser in einem Quartal.	Geringste Menge Wohnhäuser in einem Quartal.	Einwohner.
Stadt	764	194	234 II. 1	163 I. 1	17,012
St. Petersb. Vorstadt .	1,777	444	773 II.	188 IV.	26,774
Moskauer Vorstadt . .	2,593	519	843 II. 1	213 I. 1	41,401
Mitauer Vorstadt . .	1,870	602	1072 II.	312 I.	15,641
Ganz Riga	7,004	467	1072 II. Mit Vorst.	163 I. Stadtquart.	100,828

Schon diese Zusammenstellung zeigt wie ungleicher Natur die innere Stadt und die Vorstädte sind, wie viel des Aehnlichen aber die drei Vorstädte aufzuweisen haben. Die Gleichheit der Vorstädte unter einander tritt recht deutlich hervor, wenn wir fragen, in welchem Verhältniß das mit Häusern am meisten und das mit Häusern am wenigsten besetzte Quartal zum Durchschnitt des ganzen Stadttheils = 100 gesetzt sich verhält.

In der	Das häuserreichste Quartal verhält sich zum Durchschnitt = 100 wie	Durchschnitt.	Das häuserärmste Quartal verhält sich zum Durchschnitt = 100 wie
Stadt	121	100	85
St. Petersb. Vorstadt.	174	100	42
Moskauer Vorstadt .	164	100	41
Mitauer Vorstadt . .	178	100	52
Ganz Riga	230	100	35

Das heißt: die 4 Quartale in der Stadt sind einander sehr ähnlich, während die Vorstädte sehr wenig und sehr viel mit Häusern besetzte Quartale haben, die in den 3 Vorstädten gleiche Abweichungen von einander zeigen. Zugleich ersieht man auch wie wenig vergleichbar die 16 Quartale unter einander sind, da das am meisten und das am wenigsten mit Häusern besetzte Quartal zum Durchschnitt wie 230 und 35 : 100 sich verhalten.

Da wir, wie gesagt, nicht wissen können wie viele Einwohner und Wohnhäuser auf einen bestimmten Flächenraum fallen, müssen wir gleich zu der Zahl von Einwohnern, welche auf jedes Haus fallen, übergehen.

In der	Es kommen Einwohner auf ein Wohnhaus.	Verhältnisse zum Durchschnitte der ganzen Stadt.
Stadt	22,26	155
Moskauer Vorstadt	15,96	111
St. Petersburger Vorstadt . . .	15,06	105
Mitauer Vorstadt	8,36	58
Ganz Riga	14,39	100

Fragen wir wieder nach den Quartalen, welche die bewohntesten und welche die menschenleersten Wohnungen haben, so verhalten sich dieselben zum Durchschnitt des ganzen Stadttheils:

In der	Maximum.	Durchschnitt.	Minimum.
Stadt	119	100	85
Moskauer Vorstadt	116	100	89
St. Petersburger Vorstadt . .	136	100	93
Mitauer Vorstadt	194	100	79
Ganz Riga	183	100	46

Mit diesen Zahlen ist noch nicht viel bewiesen, denn wenn in einem Wohnhaus mit 2 Zimmern 4 Menschen und in einem anderen von 8 Zimmern 16 Menschen leben, so haben beide Häuser fast gleiche Wohnungsdichtigkeit. Darum hat v. Jung mit Recht die Einwohnerzahl nicht zur Zahl der Häuser, sondern zu ihrer Qualität in Verhältniß gesetzt, wie man auch die Marine zweier Länder nicht nach der Zahl der Schiffe, sondern nach ihrem Inhalt, dem Tonnengehalt, vergleichen muß. Die Qualität der Häuser findet aber einen ziemlich passenden Ausdruck in dem für Steuerzwecke taxirten Werth derselben.

v. Jung stellt zusammen für alle Quartale den Durchschnittswerth eines Wohnhauses und die Zahl von Personen, welche auf je 1000 Rbl. Wohnungscapitalwerth kommen. Statt dieses letzten setzen wir lieber den Capitalwerth, der auf jeden Kopf kommt, und gruppiren die Quartale nach dem Durchschnittswerth der Wohnhäuser. Neben diese beiden Zahlenreihen setzen wir mit v. Jung die sog. Ordnungszahlen in der zweiten und dritten Spalte.

In der	Ein Wohnhaus ist werth.	Auf den Kopf fallen an Wohnungscapitalwerth.	Rangordnung *)	
			des Wohnungswerths.	des Wohnungscapitalwerths per Kopf.
	Rubel.	Rubel.		
Stadt I. Stadttheil II. Quartal .	17,206	740	1	14
„ II. „ II. „ .	14,972	695	2	12
„ II. „ I. „ .	13,670	725	3	13
„ I. „ I. „ .	12,113	461	4	11
Mosk. Vorst. I. Stadtth. I. Quart.	3,235	175	5	9
St. Petersb. Vorstadt III. „	2,687	191	6	10
Mitauer Vorstadt I. Quartal . .	2,660	164	7	7
St. Petersb. Vorstadt II. Quart.	2,437	171	8	8
Mosk. Vorst. I. Stadtth. II. Quart.	2,238	135	9	6
„ „ I. „ III. „	1,462	79	10	5
„ „ II. „ I. „	1,060	75	11	4
St. Petersb. Vorst. I. Quartal .	899	57	12	3
„ „ „ IV. „ .	843	41	13	1
Mosk. Vorst. II. Stadtth. II. Quart.	651	43	14**)	2
	2938	202		

*) v. Jung sagt darüber in der Einleitung S. IV. „Was schließlich die in dieser Arbeit angewandte Operationsmethode betrifft, so dürfte es vielleicht für den mit statistischen Darstellungen nicht vertrauten Leser erwünscht sein mit kurzen Worten das Wesen der Rangordnung erörtert zu finden. Um nämlich das Verhältniß einzelner Zahlengruppen zu einander leichter überschauen und vergleichen zu können, ordnet man dieselben, sei es in abfallender oder steigender Linie der Art, daß man in jeder Gruppe die höchste oder niedrigste Zahl mit: 1, die demnächst höchste oder niedrigste mit: 2, die sodann höchste oder niedrigste mit: 3 u. s. w. bezeichnet, und derart den Ueberblick gewinnt, in wie weit in den beiden Zahlengruppen die mit einander verglichenen Factoren in einem gleichen, d. h. directen oder in einem entgegengesetzten, d. h. umgekehrten, oder schließlich gar in gar keinem Verhältniß zu einander stehen. Diese beiden derartigen Gruppirungen heißen dann „Rangordnungen".

**) Weggelassen hat v. Jung das zweite und dritte Quartal der Mitauer Vorstadt, da diese als meist nur im Sommer bewohnte Aufenthaltsörter der oberen Stände abnorme Verhältnisse aufweisen.

Vergleicht man die beiden Ordnungsreihen mit einander so sieht man auf den ersten Blick, daß ein Zusammenhang zwischen dem durchschnittlichen Werth eines Wohngebäudes und dem Capitalwerth, der auf die Wohnung per Kopf fällt, stattfindet. Nimmt man nun gar immer 2 Quartale zusammen, dann laufen die Ordnungszahlen ausnahmslos gegen einander.

	Werth der Wohnhäuser.	Capitalwerth per Kopf.
Je 2 Quartale	1	7
	2	6
	3	5
	4	4
	5	3
	6	2
	7	1

Zu diesem gefundenen Zusammenhang zwischen Wohnhauswerth und Wohnungscapitalwerth per Kopf (Wohnungsdichtigkeit) bemerkt nun der Verfasser S. 3: „Es ist das Wohnungsbedürfniß wohl in allen Culturländern als Ausdruck der Ansprüche, welche der Einzelne an das Leben macht, zu beurtheilen und steht auch nach den bisherigen, allerdings noch in keiner Weise abgeschlossenen Untersuchungen, die Ausgabe für Wohnung in einem bestimmten Verhältniß zu der Ausgabe überhaupt. Deßhalb dürfte es nicht unberechtigt erscheinen, aus der Wohnungsdichtigkeit der Bevölkerung auf deren Wohlhabenheit resp. deren allgemeines Wohlbefinden zurückzuschließen." Hierzu sei bemerkt, daß der Verfasser hinzufügt, unter Wohnungsdichtigkeit wäre nicht zu verstehen die Zahl von Menschen, welche auf ein Wohngebäude überhaupt kommen, sondern welche auf einen bestimmten Wohnungscapitalwerth fallen.

Leider können wir nun nach den neuesten statistischen Forschungen, welche v. Jung noch nicht bekannt waren, dem Satz, daß die Ausgabe für Wohnung in einem bestimmten Verhältniß zu der Gesammtausgabe stehe, uns nicht anschließen. In unserer dritten Studie beabsichtigen wir gerade dieses mit der Wohlhabenheit wechselnde Verhältniß von Wohnungsausgabe zu den andern Ausgaben zu charakterisiren; für unsere Verneinung des Jung'schen Satzes führen wir besonders die Hauptresultate an, welche die Berliner Wohnungssteuer geliefert hat. Darnach nehmen in einer Familie die Ausgaben für Wohnung immer weniger Procente aller

Ausgaben in Anspruch, je größer diese Gesammtausgaben sind. Bei den Beamten mit 325 Thlr. Einkommen nimmt die Wohnung hinweg 24 %, bei 625 Thlr. nur 22 % und bei 925 Thlr. nur 17½ %. Noch größer sind die Unterschiede in den Einkommensklassen über 1000 Thlr. Hier fällt der Procentsatz der Ausgaben für Wohnung zu den Gesammtausgaben von 27½ % bei 1100 Thlr. Einkommen, auf 2—10 % bei 10,000 bis 80,000 Thlr. Einkommen, und zwar geschieht das mit einer solchen Regelmäßigkeit, daß der Director des statistischen Büreaus der Stadt Berlin, Schwabe, dadurch zu dem Gesetz geführt wird: „Je ärmer Jemand ist, einen desto größeren Theil muß er für Wohnung verausgaben.“*) Allein so unbedingt richtig kann dieses Gesetz doch wohl nicht sein, da für Hamburg ganz andere Resultate gewonnen werden. Daselbst soll**)

bei einem Einkommen von	die Wohnungsausgabe für Miethe wegnehmen
500 Mark	16 %
750 „	16 %
1,200 „	18,3 %
2,500 „	18 %
3,800 „	19,7 %
12,000 „	20,8 %

Daraus würde zu folgen scheinen, daß, je reicher Jemand ist, ein um so größerer Theil für Wohnung verausgabt wird.

Ferner sei noch erwähnt, daß Engel***) nach Ducpetiaux gefunden hat, daß die belgischen Arbeiter bei einer

Ausgabe per Kopf von	auf Wohnung verwenden
129,73 Fr.	8,12 %
169,08 „	8,33 %
242,80 „	9,04 %

Endlich ergeben die 39 Arbeiterbudgets, welche in den Werken von Le Play†) mitgetheilt sind, daß die 19 Arbeiter mit durchschnittlich 881,0 Fr.

*) H. Schwabe, Das Verhältniß von Miethe und Einkommen in Berlin und seine Entwickelung. Gemeindekalender für 1868. Berlin 1868. S. 264—267.

**) Tabellarische Darstellungen der Hamburgischen Consumtionsverhältnisse. Hamburg 1864 Seite 6 und 7.

***) Zeitschrift des sächsischen statistischen Büreaus 1857. S. 168.

†) 1) Les ouvriers européens. folio. Paris 1855.
2) Les ouvriers des deux mondes. 4 Bände. 8°. Paris 1857—1863.

per Normalfamilie auf Wohnung $6_{,21}$% verwenden, die 20 Arbeiter mit 2045,5 Fr. aber $8_{,17}$%, also je wohlhabender um so mehr. Unter allen diesen Untersuchungen von denen nur die Angaben über die belgischen Arbeiter mit der v. Jung'schen Ansicht übereinstimmen, sind die Berliner diejenigen, welche am ausführlichsten und sorgfältigsten gemacht sind, und diese stehen in sehr directem Widerspruch zu der Anschauung v. Jungs.

Unbedingt richtig ist also nur, daß die Ausgaben für Wohnung zunehmen mit Zunahme der Gesammtausgaben, daß jedoch die Zunahme eine schwächere ist als bei den Gesammtausgaben.

Trotzdem bleibt der Schluß, den v. Jung aus der auffallend übereinstimmenden Rangordnung zieht (S. 5), wahr, „daß je armseliger die Häuser sind, desto mehr Menschen sich in ihnen zusammenschaaren, und je behäbiger desto weniger" nur muß man nicht glauben, daß das Sichzusammenschaaren quantitativ, d. h. in demselben Verhältniß stattfindet, als die Wohnungen armseliger nach den Quartalen sind. Eine sehr einfache Berechnung zeigt diese quantitativ bleibenden Unterschiede; man braucht nur zu ermitteln, in welchem Verhältniß der Durchschnittswerth eines Wohngebäudes und der Durchschnittswohnungswerth per Kopf in jedem Quartale zum Generaldurchschnitt der ganzen Stadt steht. Dieses ergiebt in der obigen letzten Reihenfolge der Quartale folgende Zahlen.

Verhältniß, in welchem zum Durchschnitt von ganz Riga steht:

In der	Durchschnittswerth der Wohnhäuser.	Wohnungswerth per Kopf.	Der Wohnungswerth weicht vom Durchschnitt mehr oder weniger ab als der Wohnungscapitalwerth per Kopf.	
	Rubel.	Rubel.		
Stadt I. Stadttheil II. Quartal .	586	366	+220	
„ II. „ II. „ .	510	344	+166	
„ II. „ I. „ .	465	358	+107	
„ I. „ I. „ .	410	228	+182	
Mosk. Vorst. I. Stadtth. I. Quart.	110	87	+ 23	
St. Petersb. Vorst. III. Quart. .	91	95	+ 4	
Mitauer Vorstadt I. Quart. . .	91	81		—10
St. Petersb. Vorst. II. Quart. .	83	85	+ 2	
Mosk. Vorst. I. Stadtth. II. Quart.	76	67		— 9
„ „ I. „ III. „ .	50	39		—11
„ „ II. „ I. „ .	36	37	+ 1	
St. Petersb. Vorst. I. Quart. .	31	28		— 3
„ „ „ IV. „ .	29	20		— 9
Mosk. Vorst. II. Stadtth. II. Quart.	22	21		— 1
Ganz Riga	100	100		

Die Menschen sind nicht in demselben Verhältniß ärmer oder reicher als der Durchschnitt der ganzen Stadt, in welchem weniger oder mehr als durchschnittlich an Wohnungswerth auf sie fällt, sondern wahrscheinlich differirt der Wohlstand weit mehr als der Wohnungscapitalwerth per Kopf, da nach dem Beispiel von Berlin die Wohnungsausgaben der Armen mehr % ihres Einkommens hinwegnehmen als die der Reichen, denn sonst käme nach unserer Tabelle zwischen dem ärmsten und reichsten Stadttheil keine größere Reichthumsdifferenz heraus als zwischen 20 und 366, also die 18fache. Wie schade, daß wir die wahren Durchschnittseinkommen aller Quartalbewohner nicht kennen und auch noch nicht im Stande sind, aus der Wohnungsausgabe unfehlbar auf die Wohlhabenheit zu schließen!

Unsere letzte Tabelle zeigt nun auch noch, daß die einzelnen Quartale im Wohnungswerth bedeutend mehr differiren als im Capitalwerth der Wohnung per Kopf, und zwar ist besonders in der inneren Stadt jedes der 4 Quartale bedeutend über dem Durchschnitt. Diese Erscheinung mag mannigfache Gründe haben, einer ist gewiß der, daß die Häuser in der Stadt durchschnittlich auf gleicher Grundfläche mehr Wohnungsraum haben als in den Vorstädten. Hätten die Stadthäuser auf gleichem bebautem Grunde nur ebenso viel Wohnungsgelaß als in den Vorstädten, dann wäre allerdings jedes Haus absolut billiger, weil kleiner, allein relativ käme auf jeden Einwohner ein viel größerer Capitalwerth, da der gleiche theure Bodenwerth auf eine geringere Anzahl Einwohner sich vertheilen würde; die Abweichungen des absoluten Wohnungswerthes eines Hauses wären geringer und die Abweichungen des Wohnungswerthes per einwohnenden Kopf größer.

Der niedrigste Wohnungscapitalwerth per Kopf ist 41 und 43 Rbl. im 4. St. Petersburger Quartal und im 2. Quartal des 2. Moskauschen Stadttheils. Darüber sagt v. Jung mit Recht in schmerzlichem Ton: „Was müssen das für Wohnungen sein, in denen, selbst bei Annahme einer Rente von 10% die jährliche Miethe per Kopf etwas über 4 Rbl. beträgt, zumal dieses nur Durchschnittswerthe sind und unbedingt nach beiden Seiten des Mittels starke Extreme erwartet werden müssen" (S. 5). Solche Zahlen sind freilich schwer mit denen anderer Länder zu vergleichen, allein um die Ungeheuerlichkeit solcher Wohnungsverhältnisse zu zeigen, geht es doch an. Dieser Durchschnitt von ganzen Stadttheilen entspricht nämlich ungefähr den Wohnungsausgaben der beiden unterſten Schichten

des belgischen Arbeiterstandes, welche per Kopf $11_{,31}$ und $14_{,08}$, d. h. durchschnittlich $12_{,69}$ Fr. für Wohnung verausgaben, was, den Rubel zu $3_{,50}$ Fr., eine jährliche Wohnungsausgabe von $3_{,63}$ Rbl. per Kopf betragen würde. Sicherlich entspricht aber in Belgien mit seinem niedrigen Zinsfuß, $3_{,63}$ Rbl., nicht einem Capitalwerth von nur $36_{,3}$ Rbl., wie v. Jung für Riga annehmen zu müssen glaubt, sondern der Wohnungswerth ist nach einem viel geringeren Zinsfuß sammt Amortisation als 10% zu berechnen. Dazu ziehe man in Betracht die hohen Miethen und hohen Baukosten in Riga, und man wird finden, daß die gesammten Einwohner der beiden genannten Quartale durchschnittlich weit unter den beiden untersten Arbeiterklassen von Belgien stehen. Die französischen Arbeiterbudgets weisen sogar für die 20 untersten Arbeiter eine jährliche Wohnungsausgabe von doch mindestens $4_{,30}$ Rbl. und für die gesammten 39 Arbeiterfamilien von sogar 9 Rbl. per Kopf auf, unter welchen 39 Arbeiterfamilien allerdings 9 in dem wohnungstheuren Paris leben.

Für den Rigenser allbekannt, für den Ausländer aber höchst auffallend ist der gewaltige Unterschied im Baumaterial zwischen Stadt und Vorstädten. Während auf 763 städtische steinerne Wohnhäuser nur ein einziges aus Holz fällt, d. h. $^1/_8$%, sind Wohngebäude

	von Stein	von Holz
in der St. Petersburger Vorstadt	77	1760
„ „ Moskauer Vorstadt . .	24	2569
„ „ Mitauer Vorstadt . . .	23	1847

d. h. ca. 99% von Holz. Die Moskauer und St. Petersburger Vorstadt tragen wieder genau denselben Charakter, nur die Mitauer hat ein klein wenig mehr Steinhäuser im Verhältniß zum Holzbau.

Bei den Speichern, um auch diese für Riga so wichtige Gebäudeart zu erwähnen, ist der Unterschied von Stadt zu Vorstadt nicht so bedeutend.

In den Vorstädten freilich ist der Charakter der Speicher derselbe wie der der Wohnhäuser, Moskauer Vorstadt 1 und Mitauer Vorstadt 3 Steinspeicher, allein in der Stadt sind 66 von 228 d. h. 29% der Speicher von Holz, gegen nur ein hölzernes Wohnhaus und 20 andere Holzhäuser auf 263 steinerne Wohnhäuser und 136 sonstige Steinhäuser.

Endlich ist zur Charakteristik der Armseligkeit Rigascher Wohnhäuser in den Vorstädten von Interesse, daß der Werth eines Speichers in Riga größer ist, 3759 Rbl., als der eines Wohnhauses, 2937 Rbl., ein

Verhältniß, was wohl nirgends sonst vorkommen mag. Dieses Werthverhältniß findet aber auch nur im Durchschnitt von ganz Riga statt; in den beiden Stadttheilen, aus denen dem Werth nach taxirte Speicher verzeichnet sind, der inneren Stadt und der Moskauer Vorstadt, sind die Wohnhäuser durchschnittlich dreimal bis viermal so viel werth als die Speicher.

In der Moskauer Vorstadt ist der Speicher durchschnittlich auf 356 Rbl. taxirt, ein Wohnhaus auf 13⁻9 Rbl. Verhältniß wie 100:386.

In der inneren Stadt der Speicher 4455: Wohnhaus 14475=100:324. Also kein wesentlicher Unterschied des Werthverhältnisses von Wohnhaus zu Speicher im Innern der Stadt und in der Vorstadt. Größer sind die Differenzen in den vier Stadtquartalen. Es gilt Rubel

In der Stadt	Speicher.	Wohnhaus.	Verhältniß Speicher : Wohnhaus.	
I. Stadttheil I. Quartal . . .	4780	12112	100	254
I. „ II. „ . . .	4694	17225	100	366
II. „ I. „ . . .	4891	13670	100	279
II. „ II. „ . . .	3924	14972	100	381
Ganz Innstadt	4455	14475	100	324

Also das Quartal nächst der Citadelle und das zwischen Kalkstraße und Sünderstraße haben theure Speicher und billige Wohnhäuser. Das Quartal zunächst der Moskauer Vorstadt und das zwischen Kalkstraße und Sandstraße die billigsten Speicher und theuersten Wohnungen. Das entspricht auch ganz dem äußern Anschein der hauptsächlichsten Straßen, in denen anständige Häuser stehen.

Das zweite, übrigens nur sehr kurze Capitel des v. Jung'schen Werkes beschäftigt sich mit dem Besitzstand der Gebäude und hat für die Wohnungsfrage geringeres Interesse. Die Hauptzahlen sind die folgenden:

Es gehören	Gebäude an Zahl.	Procent.	Gebäude im Werth. Rubel.	Procent.
der Krone	14	0,17	1,019,073	3,76
der Stadt	211	2,40	2,090,182	7,72
Kirchen und Klöster	61	0,69	375,915	1,38
verschiedenen Ständen . . .	81	0,92	286,220	1,05
verschiedenen Stiftungen . .	36	0,41	287,438	1,06
Privatgesellschaften	28	0,31	365,599	1,35
Privatpersonen	8,346	95,07	22,620,145	83,64
Summa	8,777	100	27,044,572	100

Zu den detaillirteren Angaben, in welchem Verhältniß an den Gebäuden für Unterricht, Armen- und Krankenversorgung die Stadt, die Stiftungen und Stände, im Gegensatz zu dem geringen Antheil des Staates an denselben, participiren, bemerkt der Verfasser mit Recht, daß sie den Stempel autonomer ständischer Entwicklung tragen, und dabei ist das Jahr 1866 ein sehr unglücklich gewähltes, denn unter den Gebäuden ist das Polytechnikum, welches außer der Universität des schweizerischen rein städtischen Halbcantons Basel einzig in seiner Art dasteht, als fast ausschließlich von der Stadt und den städtischen Corporationen errichtet, nicht für locale Zwecke, sondern für die weitesten Kreise berechnet.

Ausführlicher ist das dritte Capitel über die Besteuerung der Gebäude behandelt; gerade der Besteuerung verdanken wir ja die werthvolle Gebäudestatistik.

Als Steuern werden angeführt:

die Polizeiabgaben mit $^1/_3$ % des Capitalwerths,
„ Quartierabgaben mit $^2/_3$ % des Capitalwerths,
„ Straßenpflastersteuer mit 2 % des Revenüenertrags,
„ Erleuchtungsabgaben mit $1^1/_2$ % des Revenüenertrags,
„ Kronsimmobiliensteuer mit $0{,}_{138}$ % des Capitalwerths.

Diese Steuern treffen nun aber nicht jedes Gebäude, sondern von der einen Steuer sind diese, von der andern jene Gebäude eximirt. So werden von allen Gebäuden getroffen durch

die Polizeiabgaben . . .	$82{,}_{81}$
„ Straßenpflastersteuer .	$82{,}_{08}$
„ Quartierabgaben . .	$77{,}_{90}$
„ Erleuchtungsabgaben .	$97{,}_{33}$
„ Kronsimmobiliensteuer	$89{,}_{51}$

Der Raum gebricht uns leider näher darauf einzugehen, wie alle verschiedenen Steuern zusammen auf den verschiedenen Quartalen der Stadt lasten, noch viel weniger aber können wir verfolgen, wie die einzelnen Steuern in einzelnen Stadttheilen verschieden sich vertheilen, dafür müssen wir auf das Buch selbst verweisen, das wir ja dem Leser durch unseren Aufsatz nicht ersetzen, sondern zum besonderen Detailstudium empfehlen wollen.

Wir gehen mit einen Sprung gleich wieder zu einem der für uns interessantesten Stellen der Schrift über, welche verschiedene Erscheinungen mit einander in Verbindung setzt. Durch verschiedene Rechnungen findet v. Jung, eine wie große Steuer auf jeden Einwohner eines Wohnhauses kommt. Wir setzen neben die Jung'schen Ordnungszahlen diese Steuerbeträge selbst. Mit diesen hat v. Jung die Ordnungszahlen der Personenzahl verglichen, welche auf je 1000 Rbl. Capitalwerth kommen. Diese Ordnungszahlen bleiben dieselben, wenn wir statt der variirenden Anzahl Menschen auf gleichen Capitalwerth, den variirenden Capitalwerth für je einen Menschen setzen.

	Auf jeden Einwohner fällt an Haussteuer. Rubel.	Ordnungszahl.	Jeder Einwohner hat einen Wohnungswerth inne von Rubel.	Ordnungszahl.	Ordnungszahl nach v. Jung.
Stadt I. Stadttheil II. Quartal .	7,19	1	740	1	16
„ II. „ I. „ .	7,03	2	725	2	15
„ II. „ II. „ .	6,74	3	695	3	14
„ I. „ I. „ .	4,47	4	461	4	13
St. Petersb. Vorst. III. Quartal.	1,85	5	191	5	12
Mosk. Vorst. I. Stadttb. I. Quart.	1,69	6	175	6	11
St. Petersb. Vorst. II. Quartal .	1,65	7	171	7	10
Mitauer Vorstadt I. Quartal . .	1,59	8	164	8	9
Mosk. Vorst. I. Stadttb. II. Quart.	1,30	9	135	9	8
Mitauer Vorstadt II. Quartal . .	1,11	10	114	10	7
Mosk. Vorst. I. Stadttb. III. Quart.	0,77	11	79	11	6
„ „ II. „ I. „ .	0,72	12	75	12	5
Mitauer Vorstadt III. Quartal .	0,68	13	71	13	4
St. Petersb. Vorstadt I. Quartal	0,55	14	57	14	3
Mosk. Vorst. II. Stadttb. II. Quart.	0,41	15	43	15	2
St. Petersb. Vorstadt IV. Quartal	0,39	16	41	16	1
Ganz Riga	1,98		202		

Betrachten wir diese beiden neben einander herlaufenden Reihen, so finden wir, daß in jedem Stadttheil die Menschen genau in dem Verhältniß besteuert werden, als sie einen bestimmten Wohnungswerth inne haben. Die Steuer beträgt nämlich in der obigen Reihenfolge folgende % vom Wohnungswerth:

0,96, 0,97, 0,97, 0,97, 0,97, 0,97, 0,96, 0,95, 0,97, 0,97, 0,96, 0,96, 0,97, 0,95, 0,95.

v. Jung setzt nun auffallender Weise die Ordnungszahl der Einwohner, welche auf einen bestimmten Wohnungscapitalwerth kommen, so daß er das Quartal, welches die wenigsten Einwohner auf 1000 Rbl. Capitalwerth hat, mit der höchsten Ordnungsnummer beziffert. Das schadet an und für sich freilich nicht, allein wohl gerade dadurch, daß seine beiden Ordnungsreihen für die Steuer per Einwohner, und Einwohner per 1000 Rbl. Capitalwerth sich entgegenlaufen, kommt er zu folgendem uns unverständlichen Schluß: „Giebt die Wohnung, wie wir das behaupten zu können glauben, wirklich einen Maßstab für die Wohlhabenheit der Bevölkerung, so finden wir hier, daß die Immobiliensteuer in den einzelnen Quartalen der Stadt der Wohlhabenheit ihre Bevölkerung umgekehrt proportional ist." S. 16.

Daß die Steuer „der Wohlhabenheit umgekehrt proportional sein soll", kann man doch nicht anders verstehen, als daß Jemand um so weniger Steuer zahlen muß, je wohlhabender er ist, und um so mehr, je ärmer. Das trifft nun aber nach der v. Jung'schen Ansicht, daß die Wohnungsausgabe ein Maßstab der Wohlhabenheit ist, gar nicht zu, denn Jeder zahlt eine seinem Wohnungswerth auffallend genau entsprechende Steuer, also auch nach v. Jung eine der Wohlhabenheit auffallend genau entsprechende Steuer, da die Steuer der Wohnung entspricht und die Wohnung der Wohlhabenheit entsprechen soll. Unserer Ansicht nach freilich ist nicht gesagt, daß eine den Wohnungsausgaben entsprechende Steuer den Gesammtausgaben entspricht. Nach dem Beispiel von Berlin wenigstens ist in der oberen Klasse der Bevölkerung mit mehr als 1000 Thlr. Einnahme per Familie die Gebäudesteuer eine um so höhere Einkommensteuer, je ärmer die Familie ist, d. h. es belastet das Einkommen progressiv nach unten — gewiß keine rationelle Steuer. Wenn z. B. in Berlin die Wohnungssteuer 10% ausmachte, so träfe sie die Familie, welche 1200 Thlr. Einkommen hat und davon 26% auf Wohnung verwendet, wie eine Einkommensteuer von $2_{,6}$%, hingegen die Familie, welche bei 70,000 Thlr. Einkommen nur $2_{,6}$% auf Wohnung verwendet, nur wie eine Einkommensteuer von $0_{,26}$%. Der Aermere wird dem Einkommen nach 10 Mal höher getroffen als der Reichere. Nach den Resultaten der Berliner Wohnungsstatistik könnte man also wohl, wenn auch nicht mathematisch genau, sagen, daß eine Besteuerung aller Wohnungen mit gleichen Procenten die Menschen der Wohlhabenheit umgekehrt

proportional trifft, aber nicht nach der Annahme v. Jung's, daß bei allen Reichthumsklassen die Wohnungsausgaben in einem bestimmten Verhältniß zu der Gesammtsausgabe stehen.

Höchst wichtig sind in diesem Capitel die genauen Steuerberechnungen, da sie, wie v. Jung mit Recht sagt, sehr interessante Blicke in gewisse Culturverhältnisse thun lassen.

Die Summe aller gezahlten Gebäudeabgaben betrug 1866 218,402 Rbl. 37 Kop. Das würde auf den Gesammtwerth der städtischen Immobilien von 27,044,572 Rbl. $0{,}_{80}$ % ausmachen, da jedoch von jeder Steuer gewisse Gebäude frei sind, so beträgt die Steuer $0{,}_{97}$ % der wirklich versteuerten ca. 22½ Millionen Capitalwerth. Auf die einzelnen Abgaben vertheilt giebt das folgenden Unterschied:

Die Abgaben betragen	Procent vom wirklichen Werth.	Procent vom steuerpflichtigen Werth.
Polizei	$0{,}_{16}$	$0{,}_{200}$
Pflaster	$0{,}_{10}$	$0{,}_{133}$
Quartier	$0{,}_{31}$	$0{,}_{400}$
Erleuchtung	$0{,}_{09}$	$0{,}_{100}$
Kronsabgaben	$0{,}_{12}$	$0{,}_{138}$
Summa	$0{,}_{78}$	$0{,}_{971}$

In Wahrheit ist die Steuerquote nach dem wahren Werth bemessen noch niedriger, nämlich nur $0{,}_{74}$ % des wahren Capitalwerths, denn die Steuer wird mit Ausnahme der Immobilienkronssteuer von den Gebäuden nach den sog. Netto-Revenüen oder wo es keine Revenüen- sondern eine Capitalsteuer ist, nach den Netto-Revenüen-Capitalwerth berechnet, der durch Multiplicirung der Netto-Revenüen mit 15 gefunden wird. Diese Netto-Revenüen werden ermittelt durch Abzug gewisser Ausgaben, welche in ganz Riga betragen:

Grundgelder	34,074	Rbl.	26	Kop.
Schornsteinfegergelder	22,982	„	60	„
Kosten für Privetreinigung	38,764	„	7	„
Kosten für Straßenreinigung	64,977	„	31	„
Reparaturkosten	275,056	„	25	„
Summa	435,854	Rbl.	49	Kop.

Diese 435,857 Rbl. 49 Kop. gehen von den 1,894,053 Rbl. 50 Kop. Bruttorevenüen ab, so daß die Nettorevenüen 1,458,199 Rbl. 1 Kop. betragen.

Da der Capitalwerth durch Capitalisirung nach dem Zinsfuß von $6^2/_3$ % gefunden wird, ist der

Bruttocapitalwerth	28,410,802	Rbl.,
Nettocapitalwerth	21,872,985	„
der Abzugscapitalwerth	6,537,817	Rbl.

Diese 6,537,817 Rbl. sind 23 % des Bruttocapitalwerths, von demselben gehen also 23% ab, so daß, wie die Tafel auf S. 17 zeigt, von jedem 1000 Rbl. Gebäudewerth nur 1000 — 230=770 besteuert werden, was die obigen $0{,}_{74}$ % des wahren Capitalwerths ausmacht.

Dieser durch die genannte Ausgaben bedingte Abzug ist nun keineswegs in allen Quartalen der gleiche von 23,%, sondern er variirt von $13{,}_5$ % im zweiten Quartal des ersten innern Stadttheils bis zu $39{,}_0$ % im ersten Quartal der St. Petersburger Vorstadt. Bei so verschiedenen Abzügen wird der wirkliche Capitalwerth der Gebäude sehr ungleich belastet, nämlich im Maximo mit $0{,}_{83}$ %*) in dem genannten zweiten Quartal des ersten Stadttheils der Binnenstadt, und im Minimo mit $0{,}_{38}$ % im ersten Quartal der St. Peterburger Vorstadt. Gegen den Durchschnitt von 23 % = 100 gesetzt, ist der Unterschied von Maximum und Minimum 173 und 59.

Wir unterlassen hier die einzelnen Quartale alle aufzuführen mit ihren Ungleichheiten, welche allerdings, wie v. Jung sagt, zeigen, daß gleiche in verschiedenen Stadttheilen in Gebäude gesteckte Capitalien verschieden belastet sind, ohne daß jedoch hieraus ein Schluß auf drückendere oder weniger drückendere Belastung gezogen werden kann, indem eben die Verwaltungs- und Unterhaltungskosten eines Hauses verschieden sind. Wie sehr die einzelnen Posten in verschiedenen Quartalen von einander abweichen, mag man am besten aus den Abweichungen des Maximums und Minimums von dem Durchschnitt sehen, welche aus der Tabelle 8 entnommen sind.

---

*) In der Tabelle S. 17 bei v. Jung steht freilich auch ein Procentsatz von $0{,}_{87}$ % für das erste Quartal des ersten Stadttheils der innern Stadt, allein das muß ein Rechen- resp. Druckfehler sein, und muß heißen $0{,}_{81}$ %, denn $0{,}_{87} : 1000 = 0{,}_{81} : 832$.

	Maximum.			Minimum.			Durchschnitt.		Verhältnißzahlen.		
	R.	K.		R.	K.	•	R	K	Max.	Durchsch.	Min.
Grundgelder	5	91	Mit. Vorst III.	—	18	Stadt I., II.	1	19	497	100	15
Schornsteinfegergelder . .	1	56	Mosk. V. II., II.	—	52	Stadt I., II.	—	80	195	100	65
Privetreinigung	2	49	Mosk. V. II., I.	—	81	Pet. V. II., II.	1	36	183	100	60
Straßenreinigung	3	57	Pet. Vorst III.	—	5	Pet. Vorst. IV.	2	28	152	100	2
Reparaturkosten	16	19	Pet. Vorst. I.	5	27	Stadt I, II.	9	68	167	100	54

Der weitaus wichtigste Posten der in Abzug gebracht wird, ist Reparatur, der im Durchschnitt fast doppelt so hoch ist als alle vier andern Posten zusammen. Grade diese Reparaturkosten zeigen aber auch, daß die nach diesem Abzug besteuerten Revenüen oder deren Capitalbetrag das richtige Steuerobject sind, wenn ein Haus taxirt wird nach seinem capitalisirten Miethertrage. Da muß eine ganz andere Quote für Ausbesserung bei Holzhäusern abgezogen werden als bei Steinhäusern. So ist denn auch in allen vier Quartalen der inneren, steinernen Stadt die Reparaturquote weit unter dem Durchschnitt, nämlich:

Innere Stadt	I.	Stadttheil	I.	Quartal	$6_{,63}$	Rbl.	=	69
„ „	I.	„	II.	„	$5_{,27}$	„	=	54
„ „	II.	„	I.	„	$6_{,41}$	„	=	66
„ „	II.	„	II.	„	$6_{,49}$	„	=	67
				Ganz Riga	$9_{,68}$	Rbl.	=	100

Ebenso sind aber auch alle anderen Quoten in der inneren Stadt, mit Ausnahme der Straßenreinigung in einem einzigen Quartal, unter dem Durchschnitt von ganz Riga. Auch das ist keine Benachtheiligung der inneren Stadt in der Besteuerung, denn ein großes Steinhaus von 50,000 Rbl. Werth, verursacht nicht zehnfache Kosten für Reinhaltung der Straßen, des Privets, der Schornsteine und hat auch nicht die zehnfache Grundfläche eines Wohnhauses von 5000 Rbl. Werth in einer der Vorstädte.

Mit Anerkennung dieser durchschnittlich gerechten Abzüge soll allerdings nicht gesagt sein, daß in keinem Falle ein Hausbesitzer durch wissentlich oder unwissentlich falsche Taxirung resp. Angabe der Abzüge vor anderen benachtheiligt oder bevorzugt ist; das kann man den Zahlen, wie sie publicirt sind, nicht ansehen.

In der Tabelle 8, in welcher die vorstehenden Angaben sich finden, steht nun auch die Immobiliensteuer, welche vom wahren Bruttorevenüenwerth erhoben wird, und hier zeigt sich, daß alle 4 Quartale der Binnenstadt mehr Abgaben vom gleichem Capitalwerth zu zahlen haben als die drei Vorstädte:

Innere Stadt	I.	Stadttheil	I.	Quartal	$8_{,07}$	Rbl.	=	108
„	„	I.	„	II.	„	$8_{,39}$	„	= 112
„	„	II.	„	I.	„	$8_{,17}$	„	= 109
„	„	II.	„	II.	„	$8_{,14}$	„	= 109
				Ganz Riga		$7_{,47}$	Rbl.	= 100

d. h. in der Stadt existiren keine Häuser von weniger als 300 Rbl. Capitalwerth, welche als von der Krousimmobiliensteuer eximirt in einigen Quartalen der Vorstädte große Abzüge bewirken.

Endlich enthält dieselbe Tabelle 8, welche Stoff zu vielen interessanten Betrachtungen bietet, noch die Summe aller Auslagen, welche dem Hauseigenthümer resp. dem Miether erwachsen, also Grundgelder, Schornstein-, Straßen- und Privet-Reinigung, Reparaturen und Immobiliensteuer. In der Gesammtheit ist die Binnenstadt zu niedrig besteuert, denn auf einen Bruttorevenüenwerth von 1000 Rbl. wird bezahlt:

				Rubel.		
I.	Stadttheil	I.	Quartal	$19_{,24}$	=	84
I.	„	II.	„	$17_{,38}$	=	76
II.	„	I.	„	$18_{,67}$	=	82
II.	„	II.	„	$18_{,84}$	=	82
			Ganz Riga	$22_{,78}$	=	100

Dagegen ist namentlich die Moskauer Vorstadt zu stark belastet auf gleichem Bruttorevenüenwerth:

I.	Stadttheil	I.	Quartal	$27_{,43}$	Rbl.
I.	„	II.	„	$27_{,55}$	„
I.	„	III.	„	$28_{,35}$	„
II.	„	I.	„	$27_{,56}$	„
II.	„	II.	„	$28_{,96}$	„

Dasselbe gilt in starkem Maßstabe auch noch für das III. und namentlich das I. Quartal der St. Petersburger Vorstadt, welche $28_{,31}$ resp. $32_{,41}$ Rbl. Auslagen verlangen, in schwächerem Maßstabe gilt das jedoch von allen Quartalen aller Vorstädte.

Fast kommt man in Versuchung an eine Ueberbürdung der Vorstädte zu glauben, allein diese ist aus den Zahlen nicht zu beweisen, denn diese Addition aller Auslagen, welche ein Haus verursacht, Steuern aller Art und Reparaturkosten, ist eine etwas sonderbare; es wird addirt, was in gar keinem rechten Zusammenhang mit einander steht, mit der Addition ist Nichts gesagt, viel weniger etwas bewiesen. Indessen da der Verfasser nicht in der Lage war, überall zu motiviren, zu welchen Zwecken er sein Material so oder so geordnet hat, wollen wir selbst über eine so auffallende Gruppirung nicht aburtheilen.

Am Schlusse dieses Capitels macht v. Jung, gestützt auf Tabelle 9, welche die Polizeisteuer, Pflastersteuer, Erleuchtungssteuer, Privetreinigung und Straßenreinigung per Einwohner berechnet, eine Zusammenstellung mit der Wohnungsdichtigkeit, und sagt: „Die Tabelle 9 zeigt uns, wie hoch die Befriedigungsmittel für gewisse mit der communalen Cultur in unauflöslichem Zusammenhang stehende Bedürfnisse in den einzelnen Quartalen sind, und weist damit überhaupt auf die Cultur-Verhältnisse derselben hin. Erinnern wir uns nun, daß wir im ersten Capitel unserer Arbeit aus der Wohnungsdichtigkeit der Bevölkerung in den einzelnen Quartalen deren Wohlhabenheit glaubten darstellen zu können, und halten wir fest, daß im Allgemeinen, bis zu einem gewissen Grade Wohlhabenheit und Cultur sich gegenseitig bedingen, so muß, wenn unsere Form der Darstellung der Cultur und Wohlhabenheit der Quartale auf Richtigkeit Anspruch erheben will, in beiden Gruppen Uebereinstimmung herrschen. Ordnen wir deßhalb unsere Quartale: nach der Höhe der Ausgaben, welche per Kopf für die obenerwähnten Bedürfnisse verausgabt werden und nach der Personenzahl, welche derselbe Wohnungswerth inne hat, derart, daß das Quartal, wo die meisten Mittel verausgabt werden und die wenigsten Personen zusammen wohnen, als das reichste und cultivirteste durch die Zahl 1, und das Quartal, welches die wenigsten Mittel für denselben Zweck verausgabt und wo die meisten Personen auf demselben Wohnungswerth zusammen wohnen, als das ärmste und uncultivirteste durch die Zahl 16 repräsentirt wird, so finden wir in der That eine schlagende Uebereinstimmung beider Rangordnungen, die zwar im einzelnen Fall, wohl bedingt durch rein zufällige Verhältnisse (wie die Lage der Ambaren, des Markts u. s. w. welche einzelne Ausgaben maßgebend beeinflussen) Abweichungen aufweisen, im Allgemeinen aber den engen Zusammen-

hang von Wohlhabenheit und Cultur auch für unsere Stadt constatiren." S. 18 und 19.

Die beiden Ordnungsreihen v. Jung's vervollständigen wir durch Beifügung der Summen, welche auf jeden Einwohner für die genannten Culturzwecke fällt, und durch die Summen, welche auf jeden Einwohner als Wohnungscapitalwerth fallen, endlich durch die Verhältnißzahlen jeder dieser beiden Summen gegen die Durchschnittssumme der ganzen Stadt Riga.

Stadttheil. Quartal.	1 Ausgaben für Polizeisteuer, Pflaster, Erleuchtung, Strafen und Privatreinigung per Einwohner Rubel.	2. Wohnungscapitalwerth per Einwohner. Rbl	3. Ordnungszahlen für Spalte 1.	4. Ordnungszahlen für Spalte 2	5. Ausgaben für Polizei ꝛc. ꝛc. gegen den Durchschnitt.	6. Wohnungscapitalwerth gegen den Durchschnitt.
Stadt II., II. . . .	6,60	695	1	3	330	344
„ II., I. . . .	6,30	725	2	2	315	358
„ I., II. . . .	6,12	740	3	1	306	366
„ I., I. . . .	4,39	461	4	4	220	228
Mosk. Vorstadt I., I. .	2,58	175	5	6	129	87
St. Pet. Vorst. III. .	2,36	191	6	5	118	95
„ „ „ II. .	1,66	171	7	7	83	85
Mosk. Vorst. I., II. .	1,65	135	8	9	83	67
Mitauer Vorst. I . .	1,55	164	9	8	78	81
Mosk. Vorst. I., III. .	0,98	79	10	11	49	39
Mitauer Vorst. II. .	0,93	114	11	10	47	56
„ „ III .	0,74	71	12	13	37	35
Mosk. Vorst. II., I. .	0,73	75	13	12	37	37
St. Pet. Vorst. I. .	0,72	57	14	14	36	28
Mosk. Vorst. II., II. .	0,45	43	15	15	23	21
St. Pet. Vorst. IV. .	0,35	41	16	16	18	20
In der ganzen Stadt	2,01	202			100	100

Das Factum des Zusammenhanges zwischen den genannten Ausgaben und dem Wohnungswerth existirt nun allerdings, wenn auch nicht von Quartal zu Quartal, so doch, wenn wir je 2 Quartale zusammen nehmen. Dann sind die genannten Ausgaben da immer größer, wo der Wohnungswerth größer ist.

In je 2 Quartalen.	Culturausgaben per Einwohner. Rbl.	Wohnungscapitalwerth per Einwohner. Rbl.	Verhältniß gegen den Durchschnitt.	
In je 2 Quartalen	6,15	710	323	351
	5,25	600	263	297
	2,47	183	124	91
	1,66	153	83	76
	1,26	122	63	60
	0,84	93	42	46
	0,72	66	36	33
	0,40	42	20	21
	2,01	202	100	100

Was wir v. Jung gegenüber wieder leugnen müssen, das ist der enge Zusammenhang zwischen Wohlhabenheit und diesen von ihm „Ausgaben für Culturzwecke" genannten Ausgaben. Einmal stehen diese Ausgaben nicht einmal in einem quantitativ bestimmten Verhältniß zu den Ausgaben, welche in jedem Stadtquartal auf die Wohnung fallen, denn die Abweichungen vom Mittel sind wesentlich andere bei diesen Culturzwecken und bei den Ausgaben für Wohnung überhaupt. In den ärmeren Quartalen zwar stehen beide Ausgaben in einem ziemlich engen quantitativen Verhältniß zu einander, allein in den wohlhabenden Quartalen, den vieren der inneren Stadt und denjenigen beiden vorstädtischen, welche am wenigsten Dorfcharakter haben, dem dritten Petersburger und dem 1. Quartal des ersten Moskauschen Stadttheils, stehen die Hauptausgaben für Wohnung und die Nebenausgaben (für Culturzwecke) durchaus nicht in sehr engem Connex. In den 4 binnenstädtischen Quartalen sind die Ausgaben für die Wohnung überhaupt bedeutend mehr über dem Durchschnitt als die Ausgaben an Polizei-, Pflaster- und Erleuchtungssteuer und Reinlichkeit. Unserer Ansicht nach ist das auch nicht auffallend, denn bei sehr viel theureren Wohnungen, kann, wenn man all die genannten Operationen auch sorgfältiger und öfter vornehmen läßt als in den billigen Wohnungen der unteren Klassen, doch nicht Beleuchtung und Vereinigung in demselben Grade wachsen.

Auffallender könnte hiernach scheinen, daß in den gleichfalls fast ganz städtischen Charakter tragenden 2 Quartalen der Vorstadt (Petersburg III und Moskau I,1) die Ausgaben für Reinigung und Sicherheit, um 12 und 23% über dem Durchschnitt stehen, während der Capitalwerth per

Kopf 5 und 13% darunter bleibt; allein auch das darf nicht auffallen- [redacted] den Kopf kommt hier so viel weniger Capitalwerth als in der Innenstadt, weil der theure Grund und Boden wegfällt, und weil aus Holz gebaut wird. Hierzu werden die hier wohnenden Leute aus den bessern Ständen um Nichts weniger reinlich im Hause und vor dem Hause sein als Leute gleicher bürgerlicher Stellung in der inneren Stadt. Per Einwohner kann also wohl die Wohnung verhältnißmäßig im Ganzen billig sein, während die Nebenausgaben für die Wohnung verhältnißmäßig hoch auflaufen.

Ist nun hiernach schon nicht einmal der Wohnungsausgabe entsprechend groß, was v. Jung als Ausgaben für Culturzwecke schildert, indem in den 4 Stadtquartalen diese durchschnittlich 1% betragende Ausgabe per Einwohner nur $0{,}_{95}$, $0{,}_{87}$, $0{,}_{83}$, $0{,}_{95}$% des Wohnungscapitalwerths ausmachen, während sie sich in den vorstädtischen Quartalen auf $1{,}_{47}$, $1{,}_{24}$, $0{,}_{97}$, $1{,}_{22}$, $0{,}_{94}$, $1{,}_{24}$, $0{,}_{82}$, $1{,}_{04}$, $0{,}_{97}$, $1{,}_{26}$, $1{,}_{05}$, $0{,}_{85}$ belaufen, so stehen diese Ausgaben noch weniger in einem bestimmten Verhältniß zu den Gesammtausgaben des Menschen. Nach unseren obigen Ausführungen betrage; in der oberen Klasse der Bevölkerung die Wohnungsausgaben weniger Procente von den Gesammtausgaben, sind nun nach dieser letzten Ausführung in den oberen Klassen die Nebenausgaben für Wohnung auch weniger % als in den unteren Klassen, so müssen diese Nebenausgaben bei den Reichen viel weniger Procente aller Ausgaben betragen als bei den Armen, denn erstens geben immer weniger Procente auf Wohnung und zweitens betragen die Nebenausgaben immer weniger Procente der Wohnungsausgaben, folglich sind die Nebenausgaben erst recht geringe Procente aller Ausgaben der Reichen. Wird etwa, um nur ein allerdings crasses aber bezeichnendes Beispiel zu gebrauchen, eine Familie, welche 20,000 Rbl. jährlich zu verzehren hat, ihr Privet 10 Mal mehr reinigen lassen als eine Familie mit 2000 Rbl.?

Das 4. Capitel der Gebäudestatistik endlich beschäftigt sich mit den Unterabtheilungen der Wohnhäuser, den einzelnen Wohnungen.

Bei Besprechung dieses wichtigen Punktes werden wir weniger ausführlich sein als bei den vorangehenden. Einmal sind wir hier mit den Schlüssen, welche der Verfasser andeutet, mehr einverstanden, und dann finden wir vielleicht später einmal Gelegenheit wenigstens diesen Punkt in einer eigenen Skizze mit der Wohnungsstatistik anderer Städte zu vergleichen. Die Berliner Wohnungsstatistik ist schon erschienen und die Hamburger,

welche den Rigaschen Verhältnissen schon analogere Ergebnisse die [illegible] wird, soll im Verlauf dieses Jahres erscheinen.

Die Gesammtzahl der Wohnungen beträgt in den 7004 Wohnhäusern Rigas:

	Zahl.	Procent.	Per Wohnhaus
Im Keller	484	2,77	0,07
Im Parterre	11,795	67,63	1,65
In der 1. Etage	2,081	11,93	0,30
„ „ 2. „	733	4,22	0,10
„ „ 3. „	327	1,87	0,05
„ „ 4. „ oder im Dache .	2,015	11,55	0,29
	17,435	100	2,59

Die Bauart Rigas spiegelt sich recht deutlich wieder in dem Antheil jedes Quartals an den verschiedenen Höhelagen. So liegen von den Kellerwohnungen, welche übrigens theilweise wohl in den Vorstädten durch Straßenerhöhungen aus Parterrewohnungen zu Kellerwohnungen degradirt sind, fast gar keine in der inneren Stadt, dort werden sie wirklich als Keller benutzt; hingegen liegt fast genau die Hälfte aller Kellerwohnungen in dem zweiten und dritten Quartal des ersten Moskauschen Stadttheils, worauf das benachbarte erste Quartal des ersten Moskauschen Stadttheils, das dritte Petersburger und das städtische erste Quartal der Mitauschen Vorstadt folgt. Die je 2 mehr dorfähnlichen Quartale jeder der drei Vorstädte haben zusammen nur 36 Kellerwohnungen.

Recht charakteristisch im Vergleich mit andern Städten sind die vielen Parterrewohnungen, weit über die Hälfte aller, so daß nur in der Stadt mehr Wohnungen der ersten Etage als Parterrewohnungen vorkommen. Sehr bezeichnend ist ferner, daß in dem Quartal mit den meisten Parterrewohnungen, dem ersten Quartal des zweiten Moskauschen Stadttheils auf 2114 Parterrewohnungen nur 6 Kellerwohnungen, 44 in erster Etage und gar nur 63 Dachwohnungen kommen. Was sind das für ärmliche Häuser, von denen nicht einmal 3% Dachwohnungen haben. Unlust unter dem Dache zu wohnen kann in diesem Stadttheil nicht der Grund sein, sondern die Wohnungen werden wohl einen Bewohner über dem Parterre aus technischen Rücksichten gar nicht gestatten, und sind auch nicht unterkellert.

Die Wohnungen erster Etage finden sich außer in der Stadt nur in den städtischen Theilen der Vorstädte und in dem immer mehr dörflichen der Moskauschen Vorstadt.

Die zweite Etage, in deren Seltenheit Riga vor anderen Städten ähnlicher Größe wohl einzig dastehen mag, kommt mit Ausnahme von 19 Wohnungen nur in der inneren Stadt und den paar großen Häusern der Mitauschen Vorstadt vor. Die dritte Etage gar mit überhaupt nur 327 Wohnungen findet sich in keinem Quartal der Vorstädte.

Unter den Dachwohnungen endlich stehen obenan die Petersburger Quartale rechts und links von der großen Alexanderstraße, wo man das Wohnen unter dem Dach auch recht füglich als Wohnen in der ersten Etage bezeichnen kann, da solche Wohnungen oftmals im Innern gar nicht den Eindruck von Dachwohnungen machen, und auch von Außen wie Giebelstuben meistens nur von der Straße betrachtet aussehen.

Von einer Vergleichung mit einer Stadt wie Berlin kann hier nicht die Rede sein, nur von einem Contrast. Dafür genügen folgende Zahlen:

	Zahl der Berliner Wohnungen.	Procent.	Riga Procent.
Im Keller	11,985 =	9,4	2,77
„ Parterre	26,926 =	21	67,63
In der 1. Etage	30,699 =	24	11,93
„ „ 2. „	28,403 =	22,2	4,22
„ „ 3. „	21,784 =	17	1,67
„ „ 4. „ und mehr .	7,260 =	5,7	11,55
Im Entresol	923 =	7,2	—
Summa	127,980 =	100	100

Man braucht auf die Differenzen kaum aufmerksam zu machen, so colossal sind dieselben, in Berlin Parterre erste und zweite Etage fast gleich, nämlich einige 20%, in Riga 68%, 12% und 4%! In Berlin noch einmal so viel Kellerwohnungen als Dachwohnungen, in Riga 4 Mal so viel Dach- als Kellerwohnungen.

Beide Wohnungsarten im Keller und unter dem Dache, d. h. die ungünstigsten machen zusammen in beiden Städten 14 bis 15% aus, ob aber die vielen Berliner Kellerwohnungen oder die vielen Rigaschen Dachwohnungen besser sind, wage ich nicht zu entscheiden, obwohl ich mich zu Gunsten von Riga erklären möchte, da wie eben gesagt, viele Dachwohnungen als Bel-Etagen von Leuten aus den obersten Ständen

bewohnt werden können. Hingegen welch ein Unterschied mag zu Ungunsten Rigas in der Mehrzahl der Parterrewohnungen, die das ganze Haus ausmachen gegen die Berliner Parterrewohnungen, welche gleich viele Wohnungen, erster und zweiter Etage tragen, stattfinden!

Doch hier genug der Contraste.

Schon mehr mit Berlin zu vergleichen ist die Anzahl der Wohnungen, welche je eine bestimmte Zimmerzahl haben. Wir geben für beide Städte nur die Procentzahlen:

	Riga.	Berlin.
Wohnungen mit 1 Zimmer .	53,1 %	49,7 %
„ „ 2 „ .	23,3 „	26,4 „
„ „ 3 „ .	9,6 „	12,3 „
„ „ 4 „ .	5,0 „	4,0 „
„ „ 5—7 „ .	6,2 „	5,2 „
„ „ 8 und mehr	1,4 „	1,5 „
	100 %	100 %

Hierbei sei übrigens bemerkt, daß für Berlin die Angaben gemacht sind, nicht wie viel Zimmer eine Wohnung hat, sondern wie viele heizbare Zimmer. Hier ist nun die Aehnlichkeit eine ungemein große, die verschiedenen Wohnungsarten differiren kaum um ein paar Procente. Trotzdem wollen wir uns wohl hüten daraus auch nur Näherungsschlüsse für Wohlhabenheit der Leute, Güte der Wohnung u. s. w. zu ziehen.

Suchen wir uns aus dem reichen Detail, welches v. Jung für die verschieden großen Wohnungen in verschiedenen Stadttheilen giebt, das charakteristischste heraus, die Wohnungen mit nur einem Zimmer, so ist die Reihenfolge nach den 4 großen Stadtgruppen:

In der Stadt	28,2 %
„ „ St. Petersburger Vorstadt	50,1 „
„ „ Mitauer Vorstadt	58,6 „
„ „ Moskauer Vorstadt	63,7 „
„ „ ganzen Stadt	53,1 „
„ „ Stadt II. Stadttheil II Quartal . . .	23,4 „
„ „ „ II. „ I. „ . . .	26,3 „
„ „ „ I. „ II. „ . . .	26,7 „
„ „ Moskauer Vorstadt I. Stadtth. I. Quart.	33,6 „
„ „ Stadt I. Stadttheil I. Quartal . . .	37,4 „

In der	Petersb. Vorstadt	II. Quartal . . .	$40_{,9}$ %
„ „	„ „	III. „ . . .	$47_{,1}$ „
„ „	Moskauer Vorstadt	I. Stadtth. II. Quart.	$51_{,8}$ „
„ „	Mitauer Vorstadt	I. Quartal	$51_{,9}$ „
„ „	„ „	II. „ . . .	58 „
„ „	Petersb. „	IV. „ . . .	$67_{,1}$ „
„ „	Moskauer „	II. Stadtth. I. Quart.	$68_{,1}$ „
„ „	Mitauer „	III. Quartal . . .	$68_{,8}$ „
„ „	Moskauer „	I. Stadtth. III. Quart.	$71_{,5}$ „
„ „	„ „	II. „ II. „	$72_{,5}$ „
„ „	Petersb. „	I. Quartal	$75_{,2}$ „

Das sind für die einzelnen Quartale gewaltige Differenzen; von 23 bis 75% aller Wohnungen einzimmerig. Höchst auffallend sind daneben die Maxima und Minima in den Wohnungen mit 2 und mehr Zimmern.

Wohnung mit	Maxima.	Minima.
1 Zimmer	$75_{,2}$ %	$23_{,1}$ %
2 „	$30_{,1}$ „	16 „
3 „	$20_{,7}$ „	$3_{,6}$ „
4 „	$13_{,9}$ „	$1_{,1}$ „
5 „	$10_{,3}$ „	$0_{,3}$ „
6 „	$7_{,4}$ „	$0_{,1}$ „
7 „	$4_{,1}$ „	—
8 „	$1_{,9}$ „	—
9 „	$1_{,9}$ „	—
10 „	$2_{,2}$ „	—

Verfolgen wir die bedenklichen 53% Wohnungen von nur einem Zimmer auch noch durch die verschiedenen Höhenlagen nach der großen Tabelle 13, so finden wir, daß in jedem Stockwerk die Wohnungen von einem Zimmer das Hauptcontingent bilden, selbst in der Bel-Etage.

Die Wohnungen mit einem Zimmer betragen:

im Keller	$79_{,9}$ %
im Parterre	$55_{,8}$ „
in der 1. Etage	$34_{,1}$ „
„ „ 2. „	$23_{,6}$ „
„ „ 3. „	$33_{,6}$ „
im Dach oder in der 4. Etage	$64_{,4}$ „

Daß sie im Keller und im Dach so viel Procente ausmachen, wird mit anderen Städten auch stimmen, ebenso vielleicht im Parterre; ebensowenig ist auffallend, daß mehr einzimmerige Wohnungen im dritten als im zweiten Stock sich befinden, aber ganz specifisch rigaisch ist der viel geringere Betrag dieser Wohnungen in der zweiten als in der ersten Etage, welche sonst überall die der großen Wohnungen ist. Selbst die wirkliche Bel-Etage, d. h. die noch Dachwohnungen über sich hat, kann in der Moskauschen Vorstadt auf den Namen Bel-Etage statt erste Etage wenig Anspruch machen. Wo wirklich von einer Bel-Etage die Rede ist, d. h. in der Stadt und einigen Quartalen der Vorstädte, da sind auch die einzimmerigen Wohnungen eine Treppe hoch und nicht unter dem Dach, nicht so zahlreich als zwei Treppen hoch.

Aus den reichen Gruppirungen der verschiedenen Tabellen wollen wir, um den Gegensatz zu zeigen, nur die Vertheilung der Wohnungen mit einem Zimmer und der mit vier und mehr Zimmern der Binnenstadt und der drei Vorstädte zusammenstellen:

In der	Keller.		Parterre.		1. Etage.		2. Etage.		3. Etage.		4. Etage u. unter Dach.	
	1 Zimmer.	4 u. mehr Zimmer.	1 Zimmer.	4 u. mehr Zimmer.	1 Zimmer.	4 u. mehr Zimmer.	1 Zimmer	4 u. mehr Zimmer.	1 Zimmer.	4 u. mehr Zimmer.	1 Zimmer.	4 u. mehr Zimmer.
	%		%		%		%		%		%	
Stadt. . . .	88,4	—	31,1	19,2	17,7	43,8	23,1	41,4	33,6	29,1	46,0	11,7
St. Pet. Vorst.	86,8	1	47,6	17,0	21,7	38,9	—	83,3	—	—	68,8	5,2
Moskauer Vorst.	79,0	0,4	62,2	6,3	57,8	10,4	43,7	18,7	—	—	78,8	1,6
Mitauer Vorst. .	56,0	3,0	61,3	10,2	25,2	34	29,1	33,4	—	—	54	7,4
Ganz Riga	79,9	0,7	55,8	11,0	34,1	29,8	23,6	41,0	33,6	29,1	64,4	5,5

Noch viel reicher, mannigfaltiger und interessanter werden die Gruppirungen auf den Tabellen des Anhanges, welche eine Combination von Höhenlage, Zimmerzahl und Miethpreis enthalten, doch können wir hieraus nicht einmal das Interessanteste herausziehen, das Interessanteste besteht eben in dem Vergleiche der 16 Quartale und der 4 Stadtgruppen, denen je eine Tabelle gewidmet ist. Wir wollen aber das Studium dieser Tafeln sehr anempfehlen, zumal diese Tabellen so gemacht sind, daß sie für das Auge eine Uebersichtlichkeit haben, welche der graphischen Darstellung ähnlich ist. Als Probe diene folgende Gruppirung:

St. Petersburger Vorstadt, 3. Quartal.

Im Preise Rubel.	Zahl der Wohnungen im Keller von 1	2	3	4 ꝛc. Z.	im Parterre von 1	2	3	4	5	6	7	8	9	10 ꝛc. Z.
Unter 10	1				13									
11 bis 25	35	2			192	5								
26 „ 150	12	5		1	176	108	8							
51 „ 750	1				31	67	20	2						
56 „ 100		1			11	51	30	6						
101 „ 150					1	21	38	22	3					
151 „ 200					1	4	26	28	21	3				
201 „ 250						4	10	12	10	4	2			
251 „ 400							2	8	12	3	1			
301 „ 400							2	3	8	5	9	3		1
401 „ 500							1	2		4	3	3	3	3
501 „ 600									2		2		2	1
607 „ 800					1*)				1					2
801 „ 1000												1	1	
001 „ 2000														
Ueber 2000														
Total	58	8		1	426	260	137	83	57	19	17	7	6	7

Rechts davon befindet sich dann in derselben Gruppirung die erste, zweite, dritte und vierte Etage, in welchen Etagen natürlich nach dem Vorhergehenden die Wohnungen sehr dünn gesät sind, ausgenommen die vierte oder Dachetage und auch noch die erste Etage. Die zweite Etage hat in diesem St. Petersburger Quartal nur 2 Wohnungen von 4 und eine von 6 Zimmern, aber nicht eine einzige in der dritten Etage. In den ländlichen Quartalen ist das Bild natürlich ein ganz anderes, in der Stadt wieder ein anderes, überall aber sieht man wie mit der Zimmerzahl **der Preis steigt und die Zahl der Wohnungen abnimmt. Klebt man sich alle diese Tabellen zusammen, so hat man damit ein sociales Bild der Stadt**

*) Daß eine Wohnung von nur einem Zimmer in dem Parterre eines Hauses der Petersburger Vorstadt sich finden soll, dessen Miethpreis 600 bis 800 Rbl. beträgt, muß entweder auf ganz abnormem Grunde beruhen; es muß ein großes Geschäftslocal von nur einem Raum sein, ebenso wie die auf Tabelle XIII. des Anhangs aufgeführten Wohnungen von einem Zimmer im 2. Quartal des 2 Moskauschen Stadtth. im Preis von 1000 bis 2000 Rbl. und das eine Zimmer von 500 bis 600 Rbl. im 2. Petersburger Quartal. Oder liegen hier Versehen vor?

Riga wie man es kaum besser sich wünschen kann, uns wenigstens sind Tabellen mit ähnlicher Uebersichtlichkeit wenig vorgekommen. Leider fehlt diese Uebersichtlichkeit der Tabelle 18 über die Gesammtsumme der Wohnungsmiethen dadurch, daß die verschiedene Höhelage der Gebäude in der Anordnung gar nicht zu erkennen ist. Eine statistische Tabelle richtig zu construiren ist enorm schwierig.

Die Miethpreise der Wohnungen bilden noch einen sehr interessanten Abschnitt dieses letzten Capitels.

Von sämmtlichen Wohnungen kosten:

5,71 %	bis	10 Rbl.	}	62,71 % bis 50 Rbl.
31,32 „	11 „	25 „		
27,14 „	26 „	50 „		
9,24 „	51 „	75 „	}	27,00 % 51—200 Rbl.
7,01 „	76 „	100 „		
6,64 „	101 „	150 „		
4,11 „	151 „	200 „		
2,40 „	201 „	250 „	}	10,22 % 201—500 Rbl.
2,06 „	251 „	300 „		
2,44 „	301 „	400 „		
1,42 „	401 „	500 „		
0,84 „	501 „	600 „	}	1,83 % 501—2000 u. mehr Rbl.
0,65 „	601 „	800 „		
0,22 „	801 „	1000 „		
0,12 „	1001 „	2000 „		
0,00 „	über 2000 Rbl.			

Die durchschnittliche Miethe per Wohnung ist 84 Rbl. aber mit gewaltigem Unterschiede von Stadt und Vorstadt:

Stadt	209 Rbl.
St. Petersburger Vorstadt	78 „
Moskauer Vorstadt . . .	49 „
Mitauer Vorstadt . . .	52 „

Das Genauere für die Quartale gaben wir sogleich nach der Reihenfolge vom Quartal mit der höchsten Durchschnittsmiethe bis zu dem mit der niedrigsten. Dazu ist gesetzt der Wohnungscapitalwerth, der auf jeden Einwohner in dem Quartal kommt, mit Beifügung der Ordnungszahlen. So weit wir oben den Wohnungscapitalwerth per Einwohner als Wohlhabenheitsmesser zugeben konnten, d. h. daß ein Wohlhabender mehr für Wohnung ausgiebt als ein Unbemittelter, nur nicht im gleichen Verhältniß

mehr, findet sich auch hier ein Zusammenhang zwischen Wohlhabenheit und Höhe der Miethpreise per Wohnung.

Endlich ist noch in der Tabelle enthalten die Größe der Miethe per Kopf. Wir setzen in der folgenden Tabelle erst die absoluten Zahlen mit den Ordnungsnummern, und darunter die Verhältnißzahl jedes Quartals gegen den Durchschnitt von ganz Riga.

In der	Miethpreis per Wohnung.		Miethpreis per Kopf.		Capitalwerth per Kopf.		Einwohner per Wohnung.	
	Rbl.	Ordnungszahl.	Rbl.	Ordnungszahl.	Rbl.	Ordnungszahl.	Zahl.	Ordnungszahl
Stadt 2. Stadtth. 2. Q.	235	1	47	2	695	3	5	4
„ 1. „ 2. „	215	2	43	3	740	1	5	5
„ 2. „ 1. „	201	3	50,25	1	725	2	4	1
„ 1. „ 1. „	188	4	31,33	4	461	4	6	11
Mosk. Vorst. 1. S. 1. „	107	5	17,83	6	175	6	6	12
Petersb. „ 2. „	96	6	16	7	171	7	6	13
„ „ 3. „	91	7	18,20	5	191	5	5	6
Mitauer „ 1. „	88	8	14,65	8	164	8	6	14
Mosk. „ 1. „ 2. „	69	9	13,80	9	135	9	5	7
„ „ 1. „ 3. „	42	10	8,40	11	79	11	5	8
Mitauer „ 2. „	41	11	10,25	10	114	10	4	2
„ „ 3. „	37	12	7,40	12	71	13	5	9
Mosk. „ 2. „ 1. „	36	13	7,20	13	75	12	5	10
Petersb. „ 4. „	35	14	3,50	16	41	16	10	16
Mosk. „ 2. „ 2. „	32	15	4,57	15	43	15	7	15
Petersb. „ 1. „	26	16	5,20	14	57	14	4	3
Ganz Riga	86		17,20		202		5	
Verhältnißzahlen der obigen Angaben gegen den Durchschnitt von ganz Riga = 100.	275		273		344		100	
	250		250		366		100	
	234		292		358		80	
	218		182		228		120	
	124		104		87		120	
	112		93		85		120	
	106		106		95		100	
	103		85		81		120	
	80		80		67		100	
	49		49		39		100	
	48		60		56		80	
	43		43		36		100	
	42		42		37		100	
	41		20		20		200	
	37		27		21		140	
	30		30		28		100	
	100		100		100		100	

Sieht man nur auf die Ordnungszahlen, so scheint der Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen sehr groß zu sein, allein die Abweichungen vom Mittel der ganzen Stadt nach unten und nach oben sind bedeutend größer für den Wohnungscapitalwerth per Einwohner als für den Miethpreis per Wohnung und auch als den Miethpreis per Einwohner. Vor Allem sind die Abweichungen des Capitalwerths in den vier binnenstädtischen Quartalen bedeutend größer als die der binnenstädtischen Miethpreise aus dem einfachen Grunde, weil hier von dem ermittelten Miethpreis geringere Auslagen für Reparatur bei den Steingebäuden als in den hölzernen Vorstädten abzuziehen sind, folglich ein größerer Theil des Miethpeises mit 15 zu multipliciren bleibt um den Nettorevenüenwerth zu finden. Wieder aus dem entgegengesetzten Grunde der großen Abzüge vom Miethpreis in den drei vornehmeren Quartalen der Vorstädte (II. und III. Petersburger und Moskauer I., I.) sind die Miethpreise über dem Mittel, der daraus nach starkem Abzug berechnete Revenüencapitalwerth unter dem Mittel der ganzen Stadt.

Vergleicht man die Jung'schen Ordnungszahlen unserer letzten Tabelle, so gehen die 3 letzten Stadttheile nicht in gleicher Richtung sondern entgegengesetzt.

	Nach Höhe der Miethpreise.	Nach Capitalwerth per Einwohner oder nach Wohlhabenheit.
St. Petersb. Vorstadt IV. . . .	14	16
Moskauer Vorstadt II., II. . . .	15	15
St. Petersb. Vorstadt I. . . .	16	14

Dazu bemerkt v. Jung S. 29: „Interessant ist, wie gerade in den drei ärmsten Quartalen unserer Stadt mit der Armuth die Miethpreise steigen, eine Erscheinung, die bekannt genug ist, um nicht erst der Erklärung zu bedürfen, und die in ihrer Abweichung vom allgemeinen Verhältniß dieses besonders scharf hervortreten läßt."

Hiergegen wäre zu erinnern:

Allerdings ist in diesen drei Quartalen bei einem Capitalwerth von

20 Rbl.
21 „
28 „

} Wohnungscapitalwerth per Kopf,

der Miethpreis per Wohnung { 41 Rbl. / 37 „ / 30 „

allein damit ist gar nicht gesagt, daß in dem Quartal, wo der Miethpreis per Wohnung 41 Rbl. beträgt, die Miethen theurer sind, denn die theurere Wohnung kann bedeutend größer sein. Daß dieses nicht nur eine Möglichkeit ist, sondern daß eine große Wahrscheinlichkeit dafür spricht, sieht man in unserer letzten Tabelle, wenn man neben dem Miethzins per Wohnung die Zahl der Einwohner per Wohnung setzt. Diese ist in dem 4. Petersburger Quartal mit 41 Rbl. Miethzins per Wohnung nicht weniger als 10, in dem 1. Petersburger nur 5 und in dem Moskauer II., 2. nur 7, so daß der Miethpreis per Kopf mit dem Wohnungscapitalwerth per Kopf auch in den drei ärmsten Quartalen gut stimmt.

	Miethe per Kopf.	Wohnungscapitalwerth per Kopf. Rubel.
St. Petersb. Vorstadt IV. . . .	$3_{,50}$	20
Moskauer Vorstadt II., 2. . . .	$4_{,57}$	21
St. Petersb. Vorstadt I. . . .	$5_{,20}$	28

Jedenfalls ist es richtiger die Miethe per Einwohner mit anderen Erscheinungen zu vergleichen als die Miethe per Wohnung.

Endlich müssen wir auch einem anderen Satze auf S. 29 entgegentreten, in welchem es heißt: „Vergleichen wir diese Zusammenstellung (d. h. die durchschnittliche Miethe per Wohnung) mit der Gruppirung der Quartale nach ihrer Wohlhabenheit (vergl. S. 20) so finden wir, wie zwischen der Wohlhabenheit der Quartale und den durchschnittlichen Miethpreisen für Wohnungen ein directes Verhältniß, wie das auch nicht anders sein kann, sich herausstellt." Ja, wenn, wie in der ganzen Arbeit geschehen ist, die Wohlhabenheit an der Menge von Menschen, welche auf einen bestimmten Capitalwerth fallen, oder mit andern Worten, an dem Wohnungscapitalwerth, der auf jeden Kopf fällt, bemessen wird, und dieser Capitalwerth selbst aus den Miethpreisen (durch Multiplicirung mit 15 nach Abzug gewisser Auslagen) berechnet ist, dann kann es freilich nicht anders sein, als daß ein directes Verhältniß zwischen Wohlhabenheit und Höhe der Wohnungsmiethen existirt, allein der auf diese Weise nachgewiesene Zusammenhang ist ziemlich nichtssagend.

Endlich hat am Schluß der Verfasser auch noch eine Zusammenstellung gemacht, wie viel % des Nettorevenüenwerthes die Wohnungsmiethen der Wohnhäuser betragen.

	Die Wohnungsmiethen betragen % des Nettorevenüenwerths der Wohnhäuſer.
Stadt 1. Stadttheil 2. Quartal	5,63 %
„ 2. „ 1. „	6,09 „
„ 1. „ 1. „	6,96 „
„ 2. „ 2. „	7,11 „
Mitauer Vorſtadt 1. „	8,73 „
St. Petersb. Vorſt. 2. „	9,22 „
„ „ „ 1. „	9,24 „
Moskauer Vorſtadt 2. Stadttheil 1. Quartal .	9,29 „
St. Petersburger Vorſtadt 3. Quartal . . .	9,37 „
Moskauer Vorſtadt 1. Stadttheil 3. Quartal .	9,38 „
Mitauer Vorſtadt 2. Quartal	9,42 „
St. Petersburger Vorſtadt 4. Quartal . . .	9,51 „
Moskauer Vorſtadt 1. Stadttheil 2. Quartal .	9,81 „
Mitauer Vorſtadt 3. Quartal	9,90 „
Moskauer Vorſtadt 2. Stadttheil 2. Quartal .	10,40 „
„ „ 1. „ 1. „ .	11,39 „
Ganz Riga	7,80 %

Wäre nun dieſer Nettorevenüenwerth auf andere Weiſe als grade aus den Wohnungsmiethen nach Abzug großer Ausgaben ermittelt, dann wäre dieſe Berechnung, wie viel % der Nettorevenüencapitalwerth trägt, eine ſehr bedeutungsvolle für die wirthſchaftliche Kunde Rigas nicht nur, ſondern auch für die Theorie der Nationalökonomie, welche, außer in der Statiſtik der Actiengeſellſchaften, ſehr wenig ſtatiſtiſche Beweismittel für die durchſchnittliche Rentabilität gewiſſer Capitalanlagen hat. Allein in Wahrheit iſt dieſe Berechnung der %, welche die Miethe vom Revenüenwerth ausmacht, nur eine Berechnung, nach welchem Zinsfuß zur Auffindung des Capitalwerth oder Gebäude die Wohnungsmiethen ohne Abzüge capitaliſirt ſind, ſtatt ſie nach den gemachten Abzügen zu einem Zinsfuß von $6^2/_3$ % zu capitaliſiren. Wenn man ſo weiß, auf welche Art dieſe Procente, welche der Nettorevenüenwerth in den Miethen trägt, gefunden wurde, iſt es auch ſehr erklärlich, daß die ſämmtlichen Häuſer in der Binnenſtadt ſo viel ſchlechter zu rentiren ſcheinen, mit nur 6,37 % gegen 9,29 %, 9,92 %, 9,18 % in den drei Vorſtädten. Dieſer Unterſchied heißt unſerer Meinung nach weiter Nichts, als daß für Berechnung des Nettorevenüenwerths in der Stadt mit ſteinernen Häuſern viel geringere Abzüge

gemacht werden als für die schnellverderbenden hölzernen Wohnhäuser der Vorstädte.

Z. B. von 100 Miethwerth eines Steinhauses gehen an Ausgaben ab 10, bleiben 90, diese nach einem Zinsfuß von $6^2/_3$ capitalisirt giebt $90 \times 15 = 1350$ oder die 100 Miethe betragen $7_{,4}$ % des Capitalwerths von 1350.

Von 100 Miethwerth eines Holzhauses gehen an Ausgaben ab 20, bleiben 80, diese nach ein Zinsfuß von $6^2/_3$ capitalisirt giebt $80 \times 15 = 1100$ oder die 100 Miethe betragen $9_{,00}$ % des Capitalwerths von 1100.

Eine höhere oder geringere Rentabilität der Wohnhäuser in gewisser Stadtlage ist leider hieraus nicht abzuleiten.

Unsere Auseinandersetzungen, welche etwas aphoristisch gehalten sein mußten, da wir local nicht genug bewandert sind, wollen wir mit der Erscheinung schließen, welche Riga ganz besonders eigenthümlich ist, nämlich, daß eine Wohnung der 2. Etage durchschnittlich um 38 Rbl. oder um 12% theurer ist als eine Wohnung in der Bel-Etage. Das ist doch bei dem Naturel der Rigenser, denen zwei Treppen hoch zu steigen schon als eine Ungehenerlichkeit erscheint, ein verwunderbares Factum, daß sie eine Wohnung mit solcher daran haftender Unannehmlichkeit theurer bezahlen als eine Wohnung, in der diese Unannehmlichkeit nur halb so groß ist. Der Grund ist leicht zu finden. v. Jung sagt S. 29: „Durchschnittlich kostet in Riga eine Wohnung:

im Keller 32 Rbl.
im Parterre 69 Rbl.
in der 1. Etage 177 Rbl.
„ „ 2. „ 215 „
„ „ 3. „ 150 „
„ „ 4. „ u. unterm Dach 46 Rbl.

„Vor Allem fällt hier auf, daß die Wohnungen in der 2. Etage durchschnittlich theurer sind, als die in der 1. Etage, was thatsächlich nicht der Fall ist und nur im allgemeinen Durchschnitt für die ganze Stadt dadurch erscheint, daß in der 2. Etage in der Moskauer und St. Petersburger Vorstadt, überhaupt nur 19 Wohnungen sind, welche 690 in der Stadt belegenen und dadurch an sich theureren Wohnungen gegenüber stehen, mithin der Stadtpreis den maßgebenden Einfluß auf den allgemeinen Durchschnittspreis für die 2. Etage ausübt, während in der 1. Etage die 916 theuren Wohnungspreise der Stadt durch die

1050 in der St. Petersburger und Moskauer Vorstadt belegenen billigen Wohnungen selbst unter das Niveau der städtischen Durchschnittspreise für Wohnungen in der 2. Etage herabgezogen werden."

Welch ein deutliches Beispiel, daß eine einzelne statistische Notiz ganz unsinnig zu sein scheint, und welche Mahnung für den Statistiker alle Umstände, welche mit den beobachteten Erscheinungen einen Zusammenhang haben, mit in den Bereich der Untersuchung zu ziehen, und wenigstens, wie in der Gebäudestatistik Rigas durch v. Jung geschehen ist, das Material, das direct ermittelt ist, ganz zu publiciren. Mit dem bloßen Material freilich ist es nicht gethan bei einer statistischen Arbeit, weil nur derjenige, der das ganze Material verarbeitet hat, dasselbe vollständig beherrscht.

Wenn wir in dem Vorstehenden den Schlüssen, welche der Herausgeber andeuten zu können glaubte, mehrfach entgegentreten mußten, so wäre das in manchen Fällen gewiß nicht nöthig geworden, wenn derselbe statt Andeutungen Ausführungen hätte bieten dürfen. Daß der Herausgeber überall von dem Satz ausgeht, daß die Wohlhabenheit des Menschen in den Ausgaben für Wohnung sich spiegle, eine bisher ziemlich allgemein verbreitete Annahme, ist demselben nicht mehr als allen andern Statistikern, welche diese Meinung in Ermangelung von statistischem Material theilten, zu verargen, denn die Publicationen des statistischen Büreaus der Stadt Berlin wurden in dem Gemeindekalender für 1868 erst publicirt, als v. Jung seine Arbeit längst abgeschlossen hatte.

Möchte der sorgfältige Herausgeber des Materials bald in die Lage kommen, das Material, in welchem er so heimisch ist, weiter zu verarbeiten.

Dr. Laspeyres.

Ueber die Anwendung der Elektricität in der praktiſchen Medicin.

Die Zeiten ſind vorüber, wo die praktiſche Medicin dem Laien-Publikum, zu deſſen Beſten ſie doch nur da iſt, durch einen myſtiſchen Schleier verborgen war. Sie iſt keine magiſche Kunſt mehr, ſondern eine Wiſſenſchaft, und die Wiſſenſchaft iſt kein Geheimniß, wenn ſie auch nicht ohne das nothwendige Studium einem Jeden offen vor den Augen liegt.

Iſt im Allgemeinen unſer Zeitalter das der Aufklärung, in dem der Gebildete in Alles, was dem menſchlichen Geiſte überhaupt zugänglich iſt, ſo weit einen Einblick haben will, daß auch Dinge, die nicht in ſein ſpecielles Berufsfeld gehören, ihm nicht mehr wunderbar erſcheinen, ſo gilt dieſes Zeichen der Zeit wohl ganz vornehmlich von Allem, was in die Naturwiſſenſchaften hineinſchlägt. Und was iſt nun natürlicher, als daß auch jeder gebildete Menſch, wenn er oder ſein Nächſter von irgend einer Störung in ſeiner Geſundheit befallen wird, darnach fragt, worin denn wohl das Weſen und die Urſache dieſer abnorm verlaufenden Lebensfunction beſtehe und in welcher Weiſe mit Hülfe der Wiſſenſchaft dieſelbe wieder ausgeglichen werden könne. Heut zu Tage hat ein Arzt bei allen therapeutiſchen Anordnungen gewiß mehr Zutrauen, wenn er dem Patienten den Sinn und Zweck ſeines eingeſchlagenen Heilverfahrens ſoviel möglich klar zu machen ſucht, als wenn er ſein ganzes Handeln in geheimnißvolles Dunkel hüllt.

Dieſe Betrachtung rechtfertigt den Verſuch, den Laien einen flüchtigen Blick zu eröffnen in ein Gebiet der ärztlichen Thätigkeit, das ſchon jetzt eine große Bedeutung hat und gewiß von Jahr zu Jahr eine noch größere erhalten wird, aber von einem großen Theil des Publicums noch mit

mehr oder weniger Mißtrauen angeſehen wird, weil ſeine naturwiſſenſchaftliche Begründung demſelben unbekannt iſt.

Vor Allem aber müſſen wir ſagen, wovon hier *nicht* die Rede ſein wird. *Elektricität* und *Magnetismus* ſind Begriffe, die in mancher Beziehung zu einander ſtehen und auch nicht ſelten mit einander verwechſelt werden. Es könnte alſo, namentlich da, wo die erſtere in Verbindung gebracht wird mit der Heilkunde, Mancher an den ſogenannten thieriſchen Magnetismus zu denken veranlaßt werden. Sind die Zeiten doch nicht gar zu ferne, wo deſſen Wunderwirkungen im Mesmerismus, Somnambulismus und Allem, was damit zuſammenhängt, die ganze Welt mit Staunen erfüllten. Hier ſpielt das Wunderbare gerade die Hauptrolle; die ganze Lehre ſtammt aus einer Zeit, in der das Unerklärliche noch eine größere Anziehungskraft hatte als heutzutage. Seitdem ſind die Erſcheinungen dieſes thieriſchen Magnetismus theils wiſſenſchaftlich, theils, wenn ich ſo ſagen darf, polizeilich aufgeklärt: ſie haben weder mit Magnetismus noch mit Elektricität was zu ſchaffen, und von ihnen reden wir nicht.

Wir haben auch nichts zu thun, mit dem was man im engeren Sinne *thieriſche Elektricität* nennt, d. h. mit den elektriſchen Strömen, die in den verſchiedenen thieriſchen Geweben und Organen vorhanden ſind. Unſere Aufgabe ſoll nur ſein den außerhalb des Körpers erzeugten und dann durch einzelne Theile deſſelben geleiteten elektriſchen Strom als ein durchaus nicht wunderbares, ſondern auf ganz rationeller Baſis beruhendes Mittel der wiſſenſchaftlichen Medicin zu erläutern.

Bevor wir uns aber der eigentlichen Beſprechung dieſes Themas zuwenden, iſt noch eine kleine Abſchweifung in das Gebiet der reinen Phyſik nöthig, um die Begriffe aus der Elektricitätslehre, welche im Nachfolgenden geläufig ſein müſſen, in möglichſter Kürze vorzuführen.

Unter *Elektricität* verſteht man eine Naturkraft, die man ſich nach einer allgemein adoptirten Hypotheſe unter dem Bilde zweier Flüſſigkeiten, der ſogenannten *poſitiven* und *negativen* Elektricität, vorſtellt. Dieſe Flüſſigkeiten ſind nun freilich für unſere Sinne nicht darſtellbar, ſondern werden nur als Urſache der bekannten Erſcheinungen angenommen, weil dieſelben ſich ſo am leichteſten erklären laſſen. Die hauptſächlichſte Eigenſchaft derſelben iſt, daß ſich die gleichnamigen, d. h. poſitive und poſitive oder negative und negative Elektricität, gegenſeitig abſtoßen, die ungleichnamigen aber, d. h. poſitive und negative, gegenſeitig anziehen. In jedem Körper ſind dieſe beiden Flüſſigkeiten vorhanden, und zwar für

gewöhnlich beide in einem ſolchen Verhältniß, daß ſie ſich im Gleichgewicht halten — keine von ihnen zur Wirkungsäußerung kommt. Man nennt den Körper dann unelektriſch. Damit die Elektricität zur Aeußerung komme, muß das Gleichgewicht der beiden elektriſchen Fluida geſtört werden. Das kann auf verſchiedene Weiſe geſchehen:

Reibt man z. B. einen Glasſtab mit einem ſeidenen Lappen, ſo gewahrt man, daß derſelbe einen freihängenden leichten Körper, etwa ein Stückchen Kork, wenn man ihn demſelben nähert, anzieht, bis ſich beide berührt haben, dann aber ihn wieder von ſich abſtößt. Das iſt die erſte und urſprünglichſte Aeußerung der Elektricität. Ihre Erklärung aber nach der angeführten Hypotheſe iſt folgende: Durch die Reibung werden an der Stelle des Glaſes, die gerieben wird, die beiden ſich einander im Gleichgewicht haltenden elektriſchen Fluida getrennt, die negative Elektricität geht ins Reibzeug über, die poſitive bleibt im Glaſe, das Glas, das vorher unelektriſch war, iſt ſomit poſitiv elektriſch geworden. Nähern wir daſſelbe nun einem unelektriſchen Körper, alſo dem Korkſtückchen, ſo wird in dieſem auch eine Vertheilung der Elektricitäten hervorgerufen in der Weiſe, daß die negative Elektricität im Korkſtückchen ſich nach der Seite zum Glaſe hinlagert, ſie wird je von der entgegenſetzten poſitiven Elektricität angezogen, während die poſitive Elektricität ſich nach der vom Glaſe abgewandten Seite verzieht. Da nun das Korkſtückchen leicht beweglich iſt, ſo bewegt es ſich zum Glasſtabe hin. In dem Augenblick aber, wo er denſelben berührt, giebt der Glasſtab ihm einen Theil ſeiner überſchüſſigen poſitiven Elektricität ab, das Korkſtückchen erhält dadurch wieder einen Ueberſchuß an poſitiver Elektricität. Es ſtehen ſich nun alſo zwei mit poſitiver Elektricität, wie man zu ſagen pflegt, geladene Körper gegenüber, die Elektricitäten ſtoßen ſich aber ab, folglich entfernt ſich das Korkſtückchen in dem Moment der Berührung wieder vom Glaſe.

Ganz daſſelbe Phänomen ſtellt ſich heraus, wenn wir eine Harz- oder Siegellackſtange mit einem wollenen Lappen reiben, nur mit dem Unterſchiede, daß im Harz negative Elektricität erzeugt wird. Den Beweis davon, daß die Harz-Elektricität die entgegengeſetzte von der Glas-Elektricität iſt, haben wir darin, daß zwei Korkſtückchen, von denen das eine nach der angeführten Weiſe vom Glaſe, das andere vom Harz geladen, ſich gegenſeitig anziehen, bis ſie ſich berühren, mit dem Moment aber beide wieder unelektriſch werden. — Dieſe Art der Elektricität nennt man ihrer Entſtehung gemäß Reibungs-Elektricität und zwar iſt die bekannte

Elektrisirmaschine derjenige Apparat, mit dem sie gewöhnlich erzeugt wird. In der Medicin wird sie jetzt gar nicht mehr verwandt, wir brauchen uns also auch nicht eingehender mit ihr zu beschäftigen.

Aber auch bloße Berührung verschiedener Körper, namentlich verschiedener Metalle in einer Flüssigkeit ist eine Quelle von Elektricität. Denken wir uns ein Gefäß mit verdünnter Schwefelsäure, in welche ein Kupferblech und ein Zinkblech hineingetaucht sind, so findet durch die Berührung der Metalle in der Flüssigkeit folgende Zerlegung der elektrischen Fluida statt. Alle negative Elektricität sammelt sich im Zink, alle positive im Kupfer an, d. h. das Zink ist negativ, das Kupfer positiv geladen. Verbinden wir jetzt die beiden hervorragenden Enden der Metalle, die so genannten Pole, mit einem Draht d. h. schließen wir die Kette, so gleichen sich durch den Draht die getrennten elektrischen Fluida wieder aus — positive Elekericität strömt vom Kupfer durch den Draht zum Zink und umgekehrt negative vom Zink durch den Draht zum Kupfer, so lange bis in den beiden Metallen das Gleichgewicht wieder hergestellt ist. Diese Ausgleichung kommt aber nie zu Stande, weil die Ursache d. h. die Berührung der beiden Metalle immer fortdauert. Der Schließungsdraht wird somit von einem constanten Strom durchflossen. Eine solche Vorrichtung nennt man nun ein galvanisches oder ein constant elektrisches Element und eine Verbindung von mehreren Elementen eine Batterie. Selbstverständlich braucht man in den angeführten Verbindungsdraht nur einen beliebigen Körper einzuschalten, um ihn gleichfalls vom Strome durchziehen zu lassen. Die beiden Enden des Leitungsdrahtes, von denen der eingeschaltete Körper berührt wird, nennt man die Elektroden, ein Ausdruck, den man sich für das Spätere merken muß.

Es giebt aber noch eine dritte Art einen elektrischen Strom zu erzeugen. Läßt man nämlich den Strom eines galvanischen Elementes durch einen langen spiralförmig gewundenen Kupferdraht gehen und setzt in unmittelbare Nähe neben diese vom Strom durchflossene Spirale eine zweite eben solche, die aber mit dem galvanischen Element nicht in Verbindung gebracht wird, so gewahrt man auffallender Weise, daß auch diese zweite Spirale von einem elektrischen Strom durchkreist wird, aber nur in dem Augenblick, wo die Verbindung der ersten Spirale mit dem galvanischen Elemente hergestellt wird, und dann in dem Augenblick, wo diese Verbindung wieder aufgehoben wird. Es ist also kein constanter, sondern ein intermittirender Strom, der auf diese Weise erzeugt wird.

Man nennt ihn den Inductionsſtrom, weil in der zweiten Spirale durch den in der erſten kreiſenden Strom auch ein Strom inducirt wird.

Eine regelmäßige Schließung und Oeffnung des urſprünglichen galvaniſchen Stromes bewirkt man aber bei den gewöhnlich gebrauchten Apparaten durch eine künſtliche Vorrichtung mit Hülfe eines Magnets. Dadurch wird begreiflicher Weiſe eine regelmäßige Intermiſſion in dem Inductionsſtrom bewirkt, und eine ſolche gerade hat ſich, wie wir ſpäter noch ſehen werden, bei der Anwendung zu Heilzwecken, als beſonders wirkſam erwieſen.

Eine andere, früher namentlich häufig angewandte Methode um ebenfalls intermittirende inductive Ströme zu erzeugen, beruht auf dem Princip, daß ein Magnet gleichfalls die Eigenſchaft hat, in einer ihn umgebenden Drahtſpirale einen momentanen elektriſchen Strom zu erzeugen. Man conſtruirte alſo einen Apparat, wo durch Umdrehung einer Kurbel zwei Drahtſpiralen in regelmäßiger Aufeinanderfolge mit einem Magnet in Berührung gebracht und wieder von ihm getrennt wurden. Es ſind das die ſogenannten magneto-elektriſchen Rotations-Apparate, die jedoch jetzt nur noch wenig gebraucht werden.

Wir kommen nun zu dem eigentlichen Gegenſtande unſerer Beſprechung, der Verwerthung der Elektricität für die praktiſche Medicin. — Jede rationelle Anwendung eines Medicamentes oder ſonſtigen Heilverfahrens beruht darauf, daß zuvor durch Experimente an Thieren oder an geſunden Menſchen die Wirkung des anzuwendenden Arzneiſtoffes oder ſonſtigen Heil-Agens unterſucht worden iſt. Dieſe ſogenannte phyſiologiſche Wirkung iſt das Maßgebende in der Heilverordnung bei einem Arzte, der ſich möglichſt loszumachen ſucht von der Grundlage der reinen Empirie, d. h. der bloßen Erfahrung am Krankenbett. Das in neueſter Zeit ſehr vervollkommnete Studium der phyſiologiſchen Wirkungen des elektriſchen Stromes auf den thieriſchen Organismus iſt es alſo, was auch dem elektriſchen Heilverfahren, der ſogenannten Elektrotherapie, eine rationelle Baſis giebt.

Noch ein anderer Geſichtspunkt aber hat die Aufmerkſamkeit der heutigen Aerzte beſonders auf die Elektricität hingezogen. Nachdem man nämlich früher den Strom nur in die äußeren Bedeckungen eintreten ließ und weiter von ihm hoffte, daß er ſelbſt den Grund der Krankheit aufſuchen und an demſelben ſeine heilkräftige Wirkung entfalten würde, iſt es vor etwa 1½ Jahrzehnten Duchenne gelungen einen Weg ausfindig zu

machen, wie man den elektriſchen Strom auch zu einer rein localen Anwendung bringen kann. Von welcher Tragweite eine ſolche Entdeckung ſein mußte, wird jedem einleuchten, der die offenbar hervortretende Richtung der neueren Medicin, locale Krankheitsproceſſe auch rein örtlich zu behandeln, berückſichtigt. Für die Elektricität hat nun Duchenne dieſer Richtung dadurch einen Weg gebahnt, daß er folgende Geſetze experimentell feſtſtellte:

1) Wird eine trockene, metalliſche Elektrode (d. h. dasjenige Inſtrument, mit dem man den Strom aus dem Apparat in den Körper überführt, alſo das Ende der Leitungsdrähte) auf die gleichfalls trockene Haut applicirt, ſo verbreitet ſich der Strom nur in der Haut und reizt die Gefühlsnerven derſelben.

2) Bekleidet man aber die Elektrode mit einem feuchten Leiter, z. B. einem Schwamm, und drückt ſie auf die ebenfalls vorher befeuchtete Haut feſt an, ſo iſt dadurch der Strom im Stande den Widerſtand der Haut zu überwinden und in tiefer gelegene Theile einzudringen. Auf dieſe Weiſe kann man alſo das Heil-Agens direct auf einen beliebigen Nerven oder Muskel einwirken laſſen, indem man ſich die am oberflächlichſten unter der Haut gelegene Stelle deſſelben ausſucht.

Entſprechend dem Zweck dieſer Darſtellung haben wir zuerſt uns kurz zu vergegenwärtigen die phyſiologiſchen Wirkungen des elektriſchen Stromes, d. h. den Einfluß, den er unter normalen Lebensbedingungen auf die einzelnen Körperorgane ausübt, um daraus ſchließen zu können, wie weit wir ihm auch als Heilmittel trauen dürfen. Die allgemeinſte phyſiologiſche Wirkung der in den thieriſchen Körper geleiteten Elektricität iſt die Reizwirkung auf Muskeln und Nerven. Reize nämlich nennt man alle Agentien, die, auf Muskeln und Nerven wirkend, dieſe zur Thätigkeit veranlaſſen. Gereizte Muskelfaſern alſo ziehen ſich direct zuſammen, gereizte Bewegungsnerven bringen den ihnen zugehörigen Muskel auf indirectem Wege zur Zuſammenziehung, gereizte Gefühlsnerven erregen Schmerz und gereizte Sinnesnerven bringen den ihrem Sinnesorgane, wie man ſagt, ſpecifiſchen Reiz hervor, ein gereizter Sehnerv eine Lichtempfindung, ein gereizter Hörnerv eine Gehörsempfindung u. ſ. w.

Dieſe phyſiologiſche Wirkung haben alle Arten der Elektricität gemein. Zu bemerken iſt aber, daß der conſtant galvaniſche Strom nur in dem Moment des Schluſſes und der Oeffnung der Kette einen Reiz ausübt; ſo lange der Strom den Körper durchkreiſt, äußert er nur eine ſehr ſchwache oder gar keine Erregung. Der Inductionsſtrom, der als ſolcher

immer nur ein momentan auftretender iſt, bewirkt einen um ſo ſtärkeren Reiz, je raſcher auf einander folgend ſeine einzelnen Entſtehungen ſind, d. h. in je ſchnellerer Aufeinanderfolge der ihn erzeugende galvaniſche Strom geſchloſſen und geöffnet wird. Er wird daher in der praktiſchen Medicin, wo es ſich um Erregung von Reizwirkungen handelt, am meiſten verwandt. Nach dem Entdecker der Inductions-Elektricität, Faraday, wird die Anwendung derſelben auch ſchlechtweg Faradiſation genannt.

Jeder phyſiologiſche Reiz, wenn er einen gewiſſen Grad überſteigt, hat immer eine Ueberreizung oder Lähmung zur Folge. Reizen wir z. B. einen Nerven, ſei er ein Bewegungs- oder Empfindungsnerv, durch Druck, ſo wird er, ſo lange der Druck nur ſchwach iſt, eine erhöhte Thätigkeit zeigen, wird er aber zu ſtark, ſo wird der Nerv gelähmt. So iſt es nun auch mit dem elektriſchen Reiz und wir haben damit als nothwendige Folge der erſten allgemeinſten Wirkung des elektriſchen Stromes, der Reizwirkung, zugleich auch die entgegengeſetzte, die lähmende Wirkung.

Als ſpecielle Eigenthümlichkeiten des conſtanten galvaniſchen Stromes wären noch beſondere phyſiologiſche Wirkungen anzuführen. Wir können aber darauf nicht näher eingehen, weil die Acten über die hier einſchlägigen Experimente noch keineswegs geſchloſſen ſind. Die betreffenden Studien werden grade in der neueſten Zeit mit großem Eifer fortgeführt und verſprechen ſichere Reſultate. Wenn alſo auch der conſtante Strom noch nicht mit der Sicherheit therapeutiſch verwerthet wird wie der inducirte, ſo ſteht doch jedenfalls feſt, daß er eine die Erregbarkeit von Muskeln und Nerven eigenthümlich modificirende Wirkung hat. Je nach der Richtung des Stromes, ob er vom Centrum zur Peripherie oder umgekehrt geht, ſetzt er einmal die Erregungsfähigkeit von Muskeln und Nerven herab, ja lähmt ſie ſogar ganz, das andere Mal aber giebt er einem überangeſtrengten Muskel ſeine Erregbarkeit gegen andere Reize wieder.

Wir haben ferner noch zweier Wirkungsäußerungen des elektriſchen Stromes, die ebenfalls der praktiſchen Heilkunde nutzbar gemacht worden ſind, zu erwähnen. Man nennt dieſelben im Gegenſatz zu den phyſiologiſchen die phyſikaliſchen Wirkungen, weil ſie ſich nicht ausſchließlich auf die animaliſchen Gewebe und Organe als ſolche, ſondern ganz ebenſo auch auf unorganiſche Körper beziehen. Es iſt das erſtens die Elektrolyſe oder die elektrochemiſche und zweitens die elektrothermiſche d. h. Wärme erzeugende Wirkung der Elektricität.

Die erstere besteht darin, daß der elektrische Strom die Fähigkeit besitzt eine Flüssigkeit, sei es nun eine organische oder eine unorganische, etwa eine Salzlösung, chemisch zu zersetzen. In der Technik wird diese Eigenschaft im großen Maßstabe dazu benutzt Metallgegenstände mit einem feinen Ueberzuge eines edleren Metalles zu überziehen. Man bringt also etwa einen Kupfergegenstand mit dem einen elektrischen Pole in Verbindung und taucht ihn dann in die Lösung etwa eines Silbersalzes, in die der andere Pol der Kette ebenfalls gesenkt wird. Der die Flüssigkeit durchziehende Strom zersetzt nun das Silbersalz in der Weise, daß das reine, metallische Silber sich an dem einen Pole, hier also an dem Kupfergegenstande, niederschlägt.

Die thermoelektrische oder wärmeerzeugende Wirkung besteht darin, daß ein galvanischer Strom von einer gewissen Stärke soviel Wärme erzeugt, daß ein in ihn eingeschalteter Metalldraht glühend gemacht wird, eine Eigenschaft, die technisch zur Erzeugung des sogenannten elektrischen Lichtes ausgenutzt worden ist.

Die erstere dieser beiden physikalischen Wirkungen kann sowohl durch den constanten (galvanischen) als den intermittirenden (Inductions-) Strom erzeugt werden. Zu der zweiten aber verwendet man ausschließlich den galvanischen Strom.

Sind uns so die eigenthümlichen Wirkungen der Elektricität bekannt, so können wir daraus auch leicht weiter die Anzeigen zu ihrer Anwendung in der Behandlung krankhafter Zustände ableiten. Wie häufig vor Allem eine Reizwirkung auf Muskeln und Nerven, d. h. eine Anregung ihrer eigenthümlichen Functionen, dem Arzt ein nothwendiges Mittel sein muß, wird jeder Laie einsehen. Worin besteht eine Lähmung? In der Leistungsunfähigkeit der Muskeln, entweder an sich oder mittelbar der sie versorgenden Bewegungsnerven. Wir müssen also diese kranken Muskeln oder Nerven zu ihrer normalen Thätigkeit reizen und das geschieht auf die vorzüglichste Weise durch die Elektricität und zwar besonders durch die Inductions-Elektricität oder die Faradisation. Nun liegen aber weder Muskeln noch Nerven irgend wo am Körper frei zu Tage, sie sind überall wenigstens von der stellweise sehr dicken Haut, oft aber noch von anderen Muskellagen bedeckt. Diese im Wege stehenden Widerstände erfolgreich zu überwinden und so, nur mit Ausnahme der sehr tief oder in Körperhöhlen gelegenen Nerven und Muskeln, immer direct das kranke Organ reizen zu können hat uns Duchenne gelehrt durch die oben bereits angedeutete

Methode. Er wurde dadurch Schöpfer der ſogenannten faradisation localisée.

Wir werden alſo dieſe Kur mit Erfolg in Anwendung bringen überall, wo es ſich darum handelt einen local erkrankten Muskel oder Nerv zu ſeiner Function anzureizen. Ein Beiſpiel eines oft geradezu wunderbaren Effectes dieſer Kur mag hier angeführt werden. Seitdem durch den Kehlkopfſpiegel das Innere des Stimmorganes unſerem Auge zugänglich geworden iſt, weiß man, daß nicht ſelten die Urſache vollkommener Stimmloſigkeit in der Lähmung eines oder einiger kleiner Muskeln beruht, deren Aufgabe es iſt die Stimmbänder zu ſpannen und erſchlaffen zu laſſen. Reizt man in einem ſolchen Falle den zu dieſen Muskeln hinziehenden Nerv, der an der Seite des Halſes ziemlich oberflächlich liegt, ſo kehrt oft im Augenblick die Stimme wieder.

Ein anderes Beiſpiel iſt folgendes. Bei Scheintodten verſchiedenſter Art, namentlich Neugeborenen und durch Gaſe, wie Kohlendunſt, Vergifteten iſt es für den Arzt die erſte Aufgabe auf künſtliche Weiſe die in Stockung gerathene Reſpiration anzuregen. Es ſind zu dem Zweck die verſchiedenſten Methoden erfunden worden, die aber alle nur Unvollkommenes leiſten. Da nun der Proceß der Athmung durch Muskelzuſammenziehungen und zwar vornehmlich durch Contraction des Zwerchfells, desjenigen großen Muskels, der quer ausgeſpannt iſt zwiſchen Bruſt und Bauchhöhle, zu Stande kommt, ſo lag der Gedanke nahe durch Elektricität dieſe Muskeln zur Thätigkeit zu reizen. Das Zwerchfell ſelbſt liegt im Inneren des Körpers und iſt ſomit dem elektriſchen Strome nicht direct zugänglich. Derjenige Nerv aber, der das Zwergfell mit ſeinen Faſern verſorgt, kommt auf ſeinem Wege von dem oberſten Theile des Rückenmarkes her an einer Stelle des Halſes der Oberfläche ſo nahe, daß er hier nur von Haut und einer ganz dünnen Muskelſchichte bedeckt wird. Ueberwindet man nun noch den Widerſtand dieſer Bedeckung durch feuchte Elektroden und ſtarkes Andrücken, ſo kann man durch directe Reizung des Nerven augenblicklich eine ſehr energiſche Zuſammenziehung des Zwerchfells hervorrufen und auf dieſe Weiſe am ſicherſten und bequemſten eine künſtliche Reſpiration zu Stande bringen. Durch dieſe Methode, die namentlich durch Ziemſſen in Aufnahme gebracht wurde, iſt ſeitdem ſchon manches Menſchenleben, das ſonſt wohl unfehlbar verloren geweſen wäre, gerettet worden.

Eine große Anzahl von Lähmungen, namentlich auch der Extremitäten, beruht aber nicht auf einer örtlichen Krankheit derſelben, ſondern hat ihren Sitz in den Centralorganen des geſammten Nervenſyſtems, in dem Gehirn oder Rückenmark. Was kann da nun der elektriſche Reiz helfen? Freilich ſind weder Gehirn noch Rückenmark direct dem elektriſchen Strome zugänglich, noch auch könnte man bei einer Entartung in ihnen einen Erfolg von demſelben erwarten. Und doch iſt auch in unendlich vielen Fällen der Art unſer Verfahren von dem entſchiedenſten Erfolge. Es iſt nämlich bekannt, daß jedes Organ, wenn es eine gewiſſe Zeit hindurch durch irgend welche Umſtände an der Ausübung ſeiner Functionen verhindert iſt, allmählich verkommt, wie man ſagt, atrophirt, ſo daß es ſpäter, wenn auch die urſprüngliche Urſache ſeiner Unthätigkeit wegfällt, nicht mehr functioniren kann. So wird ein heilbarer Krankheitsproceß im Gehirn oder Rückenmark, der nur während ſeiner Dauer eine Lähmung zur Folge hat, doch nach ſeiner Heilung eine bleibende Functionsunfähigkeit einzelner Nerven zurücklaſſen können. In ſo einem Falle iſt es die Aufgabe des Arztes die zeitweiſe gelähmten Muskeln auf paſſivem Wege in Contraction zu bringen, damit ſie nicht ihre Erregungsfähigkeit für immer einbüßen. Dieſen Zweck ſucht die ſogenannte ſchwediſche Heilgymnaſtik zu erreichen. Die Anwendung der Elektricität iſt aber dazu entſchieden nicht nur bequemer, ſondern ſie hat auch noch den Vorzug, daß man nach Duchenne's Entdeckung jeden einzelnen Muskel beliebig zur Thätigkeit bringen kann. Was Anderes freilich iſt es, wenn der krankhafte Zuſtand in den Nerven-Centren ein bleibendee iſt, da kann ſelbſtverſtändlich auch die Elektricität nichts helfen.

Wo aber auch in irgend einem Falle eine Lähmung der elektriſchen Behandlung zugänglich iſt, darf man nicht erwarten, daß der einmalige elektriſche Reiz, der allerdings ſeine Wirkung in der Zuſammenziehung des Muskels äußert, unter allen Umſtänden genüge auch dem Willen ſeine Macht über den Muskel wiederzugeben. Oft iſt noch viel Geduld von Seiten des Arztes und des Patienten nöthig, bis der erwünſchte Erfolg eintritt.

Wie bei gelähmten Bewegungsnerven iſt der elektriſche Reiz auch bei functionsunfähigen Gefühlsnerven, ja ſogar Sinnesnerven in Anwendung gebracht worden. Iſt ein Gefühlsnerv gelähmt, ſo wird die Körperpartie, in der ſich die letzten Endverzweigungen deſſelben ausbreiten, vornehmlich alſo die Haut, gefühllos. Um nun hier den Reiz direct die betreffenden

Nervenendausbreitungen treffen zu lassen, werden wir, nach dem Duchenne'schen Gesetz, trockene metallische Elektroden auf die gleichfalls trockene Haut appliciren. Auch hier hat die Elektricität die schönsten Erfolge aufzuweisen.

Wir sagten oben, daß mit jedem physiologischen Reiz, wenn er einen gewissen Grad übersteigt oder eine gewisse Zeit hindurch andauert, immer der entgegengesetzte Effect eintritt, das Organ überreizt, gewissermaßen gelähmt wird. Da nun jeder Schmerz ein Reizzustand in einem Gefühlsnerven, jeder Krampf ein solcher in einem Bewegungsnerven ist, so hat man in beiden Fällen diesen gereizten Nerven durch einen noch erhöhten elektrischen Reiz gleichsam zum Ertödten bringen wollen. In diesem Sinne hat man bei den sogenannten Neuralgien (d. h. Schmerzen, die in einem selbständigen Reizzustande des Nerven ihren Grund haben) und bei Krämpfen in einzelnen Muskeln die betreffenden Nerven der Wirkung des Inductionsstromes ausgesetzt. Der Erfolg ist hier aber durchaus nicht sicher. Man kann im Gegentheil, wenn es nicht gelingt bis zur Lähmung zu überreizen, die ohnehin schon gesteigerte Reizbarkeit noch erhöhen. In diesen Fällen bewährt sich viel besser der constante Strom, von dem wir bereits oben sagten, daß er weit weniger eine reizende als vielmehr eine die Reizbarkeit eigenthümlich herabstimmende physiologische Wirkung hat.

In einer anderen Richtung dagegen wird die auf den Reiz folgende Erschlaffung vielfach und mit entschiedenem Nutzen in Anwendung gebracht. Läßt man nämlich die trockene Elektrode eines Faradisationsstromes auf die trockene Haut einwirken, so entsteht nicht nur Schmerz durch Reizung der in der Haut verbreiteten Gefühlsnerven, sondern die Stelle wird anfangs ganz weiß, weil sich nämlich die Muskeln der kleinen Blutgefäße der Haut stark zusammenziehen und ihren Inhalt somit verdrängen. Das währt aber nicht lange, sehr bald röthet sich im Gegentheil die Hautpartie intensiv und wird heiß, ja es entstehen sogar bei noch längerer Einwirkung kleine Bläschen auf derselben. Worauf beruht nun das? Offenbar erlahmen nach dem in Anwendung gebrachten Reize die Wandungen der kleinen Gefäße und werden durch das andrängende Blut immer mehr ausgedehnt. Dieses Phänomen macht der Arzt sich nun auf zweierlei Weise nutzbar. Ein Mal, wenn er bei starkem Blutandrang zu inneren Organen, wie man zu sagen pflegt, ableiten will auf die Haut, also unter denselben Bedingungen, wo man etwa auch Senf-, Blasen- und Pockenpflaster applicirt, nur mit dem Unterschiede, daß dieser elektrische Reiz intensiver wirkt und doch dem Kranken viel weniger schmerzhaft ist, weil

in dem Moment, wo man die Elektrode von der Haut entfernt, auch jede unangenehme Empfindung aufhört. Das andere Mal aber iſt dem Arzt an einem lebhaften Zuſtrömen von Blut zu einem Körpertheil darum gelegen, weil dadurch der Stoffwechſel in dem betreffenden Theil auch lebhaft angeregt wird und manche krankhafte Ausſchwitzungen aus den Geweben (Exſudate) dadurch leichter zur Aufſaugung gebracht werden. Als hierher gehörige Beiſpiele führe ich nur die oft glänzenden Erfolge, die die Faradiſation bei rheumatiſchen Beſchwerden und bei ſogenannten Verſtauchungen zeigt, an. In beiden dieſen Fällen kann es ſich um ſolche Exſudate handeln, die durch kein anderes Mittel beſſer zur Aufſaugung gebracht werden.

Es bleibt uns ſchließlich noch die Verwerthung der phyſiologiſchen Wirkungen des elektriſchen Stromes kurz zu beleuchten übrig. Es giebt eine Krankheit der Arterien, die darin beſteht, daß das Gefäß ſich an einer Stelle ſackförmig ausdehnt, eine Entartung, die durch das immer neu zuſtrömende Blut immer mehr zunimmt, bis die Wandung an der Stelle nicht mehr Widerſtand leiſten kann und birſt. Man nennt dieſen Zuſtand ein Aneurisma. Wird in den ausgedehnten Sack die eine Elektrode eines elektriſchen Apparates in Form einer feinen Nadel eingeſtochen und mit der anderen Elektrode die Kette auf der Körperoberfläche geſchloſſen, ſo durchzieht der Strom das Blut in dem Sack. Dieſes wird dadurch einer chemiſchen Zerſetzung unterworfen, und zwar bildet ſich an dem angeführten Pole Faſerſtoffgerinnſel. Wird nun während der Operation die zuführende Arterie comprimirt, damit das Gerinnſel nicht vom Blutſtrom fortgeriſſen werde, ſo ſetzen ſich immer neue Faſerſtofftheilchen an, bis der ganze Sack durch ein großes Gerinnſel geſchloſſen und damit das Aneurisma geheilt iſt. Die Arterie bleibt dann freilich Zeitlebens unwegſam.

Ebenſo kann man auf elektrochemiſchem Wege auch gewiſſe krankhafte Flüſſigkeitsanſammlungen in Hohlräumen, indem man ſie chemiſch zerſetzt, zur Aufſaugung bringen.

In der Galvanokauſtik endlich, d. h. der heilkünſtleriſchen Verwerthung der intenſiven Wärmeentwickelung durch den elektriſchen Strom, verdankt die Chirurgie Middeldorpff eine ſehr ſchätzenswerthe Entdeckung. Das Glüheiſen iſt ja noch nicht aus der Chirurgie verbannt, warum ſoll man da nicht auch die viel bequemere Methode, das Eiſen durch Elektricität zum Glühen zu bringen, benutzen? Die Galvanokauſtik iſt aber

nicht nur ein Erſatz für das gewöhnliche Glüheiſen, ſondern, was noch viel wichtiger iſt, ſie tritt auch oft an die Stelle ſchneidender Inſtrumente. Nach Middeldorpff's Angabe braucht man nämlich, um Geſchwülſte zu entfernen, dieſe nur an ihrer Baſis mit einer Schlinge von Platindraht zu umgeben. Verbindet man deſſen Enden mit dem galvanokauſtiſchen Apparat, d. h. der eigens zu dieſem Zwecke eingerichteten conſtanten galvaniſchen Kette, ſo wird augenblicklich der ganze Draht glühend und man ſchneidet mit ihm, wie mit einem Meſſer, die Geſchwulſt ab. Die Vortheile der Methode aber liegen darin, daß eines Theils keine Blutung zu fürchten iſt, weil ſich ſofort ein dicker Brandſchorf bildet, und daß es anderen Theils an manchen Stellen, wie namentlich in Körperhöhlen, wo es unmöglich iſt ſich mit Meſſer oder Scheere einen Zugang zu bahnen, verhältnißmäßig leicht ſein wird, die einfache Drahtſchlinge herumzulegen.

Muß es nun nach dem Obigen nicht Jedem einleuchten, daß die ausgebreitete Anwendung der Elektricität in der praktiſchen Medicin nichts weniger als ein Schwindel iſt, ſondern im Allgemeinen auf reichlich ebenſo rationeller Baſis beruht als alle unſere pharmaceutiſchen Hülfsmittel? Freilich kann nicht geleugnet werden, daß auf dieſem Gebiete leider auch der Uebertreibung oft Thür und Thor geöffnet und die Elektricität als Univerſalmittel gegen alle Leiden der Menſchheit angeprieſen worden iſt. Wo kommen aber ſolche Ausſchreitungen, namentlich bei einem Verfahren, das noch ſo neu iſt, nicht vor? Man ſoll nur ſichten das Wahre vom Schwindel und namentlich nichts Wunderbares, Unerklärliches in der Heilwirkung der Elektricität ſuchen wollen. Mehr Zutrauen zu der Sache zu erwecken, als bis jetzt noch in der Laienwelt vorhanden iſt, war der Zweck dieſer Mittheilung.

Dr. V. Holſt.

Amerikaniſche Briefe eines Livländers.

V.

New-York, Juni 1868.

Ich ſchrieb Ihnen das letzte Mal: „Amerika iſt im eminenten Sinne des Wortes das Land der Courtoiſie gegen die Frauen“. Wie in ſo vielen, ich glaube, ich darf ſagen, wie in den meiſten Sachen, ſo bewegen ſich die Amerikaner auch hier in den Extremen. Schwerlich laſſen ſich ſehr viele Amerikaner finden, die die „Würde der Frauen“ geleſen haben; aber ſicher laſſen ſich ſehr wenige finden, die den Inhalt des Gedichtes nicht beſſer kennen als die Angehörigen irgend eines anderen Volkes. Und freilich, wer hier ſagt:

Sie flechten und weben
Himmliſche Roſen
In's irdiſche Leben —

hat Recht, nicht nur im Allgemeinen, wie Schiller im Allgemeinen Recht hatte, ſondern ganz im Speciellen: wer in Amerika himmliſche Roſen finden will, und ſei es die kleinſte Knospe, der ſuche ſie nie wo anders als bei den Frauen, ſonſt mag er lange, lange vergeblich umherſpähen.

Die unwiderſtehliche Gewalt der natürlichen Verhältniſſe zwingt hier noch immer die geſammte Männerwelt ihre ganze Thatkraft den realiſtiſchen und materiellen Aufgaben zuzuwenden. Der realiſtiſche Zug prävalirt daher ungemein in ihrem Charakter. Der idealiſtiſche Deutſche ſtaunt ihre ungeheueren Leiſtungen auf allen praktiſchen Gebieten an, er zollt ihnen die gebührende Anerkennung, er wird zum Theil mitfortgeriſſen von dem großen Strom, aber — wenn der Tag mit lauter Speculiren und Erwerben zu Ende gehetzt und der ſtille Abend hereingebrochen iſt, dann iſt er dieſes Treibens bis in das Mark der Knochen müde und es ergreift

ihn die nie erſterbende Sehnſucht nach dem Lande ſeiner Kindheit, deſſen verklärtes Bild vor ſeiner Seele aufſteigt. Will er Kraft zu neuem Realismus gewinnen und der Schwäche Herr werden und er vermag es nicht von Innen heraus, ſo bleibt ihm nur eine Wahl: er gehe zu den deutſchen Flüchtlingen von 1848 und 1849 oder — zu den amerikaniſchen Frauen.

Ich leugne es nicht, die amerikaniſchen Frauen, ſoweit ich ſie bisher kennen gelernt, ſind zum größeren Theil ſo putz- und vergnügungsſüchtig, als es ſich meine Freundinnen am Oſtſeeſtrande nur in ihren kühnſten Phantaſien vorſtellen können. Und dennoch — den Hut ſo tief vor den amerikaniſchen Frauen gezogen, als der Arm nur immer lang iſt. Ich fordere Jeden heraus mir an einer echten Amerikanerin ein zollgroßes Stück zu weiſen (von ihrer grauſenhaften Friſur, ja von ihrem unſichtbaren Hut an bis herab zu ihrem allzu ſichtbarem Abſatz) auf dem nicht deutlich zu leſen ſtünde, daß ſie eine Tochter des realiſtiſchen Landes iſt. Aber wer daran zweifelt, daß dieſes Volk — auch abgeſehen von ſeiner verknöcherten Religioſität — noch eine ſehr lebhafte Ahnung davon hat, daß der Geiſt über dem Körper, Wiſſen über dem Dollar ſteht, und wer höhniſch über die Prophezeiung lacht, daß der Tag kommen wird, da Amerika auch in dem Geiſtesleben eine ebenbürtige Schweſter Europas ſein wird, der iſt entweder einer jener unzähligen dummſtolzen Thoren, die über Alles und Jedes verächtlich den Stab brechen, ſobald ſie nur amerikaniſche Luft wittern, oder — er kennt die amerikaniſchen Frauen nicht.

Die amerikaniſche Frau der beſſeren Klaſſen ſteht dem Geſchäftsleben ferner als die europäiſche. Frau und Tochter wiſſen in der Regel nicht mehr von dem Geſchäft des Mannes und Vaters als die Art deſſelben. Geſchäft iſt Geſchäft, und Familie iſt Familie, und ſie haben ſo wenig mit einander zu thun, als das Geſchäftslocal mit der in allen etwas größeren Orten meiſt weit davon liegenden Familienwohnung; das iſt amerikaniſcher Grundſatz.

Junge Mädchen genießen in Amerika eine Freiheit, wie ſie in Europa ſelbſt verheirateten Frauen, die auf ihren Ruf halten, nicht zuſteht. Es iſt etwas durchaus Alltägliches und Schickliches, daß junge Damen genaue Bekanntſchaft mit jungen Herren haben, deren Namen ſelbſt den Eltern unbekannt ſind. Und ſie treffen einander nicht etwa nur am dritten Ort bei gemeinſchaftlichen Freunden, ſondern die Herren beſuchen die Damen Abends in ihrer Wohnung. Da der Beſuch nicht den Eltern gilt, ſo erſcheinen dieſe auch nicht, damit ſie die Töchter nicht etwa dem Verdacht

preisgeben, als ſtünden ſie unter einer lächerlichen Ueberwachung. So geſchieht es oft, daß die erwachſenen Töchter des Hauſes eine ganze Geſellſchaft junger Herren bei ſich haben und ſich den ganzen Abend über vortrefflich mit Geſellſchaftsſpielen, ernſten und ſcherzhaften Geſprächen und wohl auch einem improviſirten Tänzchen amüſiren, während die Eltern allein in den oberen Gemächern ſitzen und ſich zu Bette legen, wenn der Schlaf ſie überkommt.

So widmen die jungen Damen den größeren Theil der Abende, mindeſtens während der Saiſon, dem heiteren Geſellſchaftsleben, ſei es im Hauſe, ſei es außerhalb deſſelben in Theatern, Concerten, Bällen und ſogenannten „Parties“, was in's Livländiſche überſetzt etwa „Piddo's“ heißen würde. — Die Promenaden- und Corſoſtunde gehört natürlich auch noch „dem eitelen Treiben der Welt“. Das iſt die Zeit, da die Producte der Modemagazine ſpazieren getragen oder gefahren werden. Und die Amerikanerin giebt ſich dieſer erhebenden Beſchäftigung mit ſo begeiſterter Luſt hin, daß der Geldbeutel des Gemahls oder Vaters oft die aller beängſtigendſten Erſtickungsanfälle hat, und die Advocaten das ganze Jahr hindurch mit den vergnügteſten Geſichtern herumgehen, weil ihnen die eingeklagten Rechnungen der Putzmacherinnen und Schneiderinnen ein ſo hübſches Sümmchen abwerfen.

Der übrige Theil des Tages aber gehört vorzüglich — den Studien. Die Amerikanerin meint nicht, wie die Europäerin faſt immer, daß ihre Bildung mit dem Austritt aus der Schule vollendet ſei. Im Gegentheil! Bis zu dieſem Zeitpunkt hat ſie meiſt nur dieſes und jenes gelernt; von ihm ab beginnt ſie ihre eigentliche Bildung. Freilich iſt das auch in Amerika viel nöthiger als in Europa; denn in bei weitem den meiſten amerikaniſchen Schulen iſt der Unterricht in einem Grade geiſt- und gedankentödtend, von dem es ſchwer iſt ſich einen Begriff zu machen. Mit peinlicher Sorgfalt muß man ſich hüten ſelbſt von Natur gut begabte junge Damen, die eben die Schule mit einem vortrefflichen Diplom verlaſſen haben, auch nur das Einfachſte „außer der Reihe“ zu fragen. Nie ſah ich etwas, das mehr einer Drehorgel glich, als amerikaniſche Schulweisheit. Und außerdem iſt eine gute Hälfte deſſen was gelehrt wird, entweder Frauen durchaus nutzlos, oder es liegt gänzlich über die Begriffsfähigkeit der Kinder hinaus. — Sind das nun aber etwa Momente, die es weniger verdienſtlich machen, daß die Amerikanerinnen ſpäter nachzuholen ſuchen, was ihnen die Schule nicht geboten? Ich denke, im Gegentheil,

Außer der Muſik werden vorzüglich Literatur und fremde Sprachen getrieben; letztere weniger um in ihnen „parliren" zu können, als um ſich die Literatur anderer Nationen zu erſchließen. Und ich rede nicht etwa von einer ſeichten Romanliteratur. Selbſt in New-York, wo dieſe gute Klaſſe von Amerikanerinnen verhältnißmäßig wenig vertreten iſt — weil es in New-York eben ſehr wenig genuine Amerikanerinnen giebt — ſelbſt da ſind mir Kreiſe von jungen Damen bekannt, die drei Abende in der Woche ganz dem widmen ſich mit den ſchönſten Geiſtesfrüchten fremder Länder bekannt machen zu laſſen. Sie nehmen ſtets zwei Stunden nach der Reihe. Die erſte Stunde wird geleſen — nicht etwa überſetzt, da ſie der Sprache ganz Herr ſind — und die zweite Stunde beſpricht der Profeſſor das Geleſene. In dieſem Winter laſen ſie im Deutſchen den zweiten Theil des „Fauſt", im Italieniſchen „Das befreite Jeruſalem", und ich weiß nicht was im Franzöſiſchen. Es iſt ſchon vorgekommen, daß ſie die Stunde im vollen Ballſtaat nahmen, weil ſie unmittelbar nach ihr auf eine „Party" wollten. Einſt fand ich ein zwanzigjähriges Mädchen eifrig über dem „Kosmos" in der Originalſprache. Eine Andere bat ſich Erklärungen über die Keilſchrift aus, erröthend geſtehend, daß ſie Einiges darüber in der Hand gehabt aber nicht recht verſtanden habe. An Ihren Correſpondenten erging die Aufforderung einem Damenkreiſe ein Colleg über die Philoſophie der Geſchichte zu leſen; natürlich engliſch, denn unter den Deutſchen New-Yorks findet man ſo wenig geiſtiges Intereſſe, daß einem oft ganz weh dabei zu Muthe wird.

Das Merkwürdigſte hierbei aber iſt, daß die Amerikanerinnen ſehr ſelten ein blauſtrümpfiges Weſen annehmen. Unter den halb- und viertelgebildeten Damen findet man zwar häufig eine Ueberſchätzung des eigenen Wiſſens, die lächerlich genug iſt. Die Klaſſe von Amerikanerinnen jedoch, von denen ich vorhin geſprochen, iſt in der Regel beſcheiden und paradirt mit ihren Kenntniſſen weniger, als die Mehrzahl der europäiſchen Damen thun würde, wenn ſie nur halb ſo viel wüßten. Ja, man muß oft ſehr genau mit ihnen bekannt ſein, um nur einigermaßen aus ihnen herauszieben zu können, was wirklich in ihnen ſteckt. Auf den erſten Augenblick kann man ſie kaum von der übrigen Menge unterſcheiden, denn ſie freuen ſich an einem hübſchen Kleide gerade ſo ſehr und disputiren über einen neuen Hut gerade mit demſelben Eifer, wie die oberflächlich gebildete Tochter dieſes patzigen Geldprotzen, die trotz der Eimer von fleur de rose

und héliotrope, die ſie ſchon über ihr ſchweres Atlaskleid und das feine Spitzentaſchentuch gegoſſen, noch immer nach dem Petroleum oder der Stiefelwichſe duftet, mit der ihr Vater ſein Geld gemacht hat.

Dies die Lichtſeite der amerikaniſchen Frauenwelt. Allein das ewige Naturgeſetz, daß viel Licht auch viel Schatten bedinge, findet auch hier ſeine Beſtätigung. Um mich vor dem Vorwurf der Einſeitigkeit zu bewahren, ſehe ich mich daher gezwungen auch der weſentlichſten Schattenſeiten des Bildes mit einigen Worten Erwähnung zu thun.

Die Wechſelwirkung des anglikaniſchen Nationalcharakters und der zwingenden Kraft der natürlichen Verhältniſſe Amerikas (zum Ueberfluß noch geſpornt von dem principientollen Idealismus der Deutſchen) hat in Amerika der Frau eine ſociale Stellung angewieſen, die reich iſt an den ſonderbarſten Widerſprüchen. Die Verhältniſſe, wie wir ſehen, die mit wenigen Ausnahmen die Männerwelt zwingen ſich zwiſchen dem dreizehnten und fünfzehnten Jahr ſchon vollſtändig dem Geſchäftsleben hinzugeben, haben es hervorgerufen, daß ein großer Theil der Frauen in allen Beziehungen, mit alleiniger Ausnahme des Geſchäftslebens, den Männern überlegen iſt. Dieſem Umſtande, verbunden mit der allen germaniſchen Stämmen angeborenen Hochachtung vor dem weiblichen Geſchlecht, iſt es zum großen Theil zuzuſchreiben, daß man verſucht den Grundſatz von der vollkommenenen Gleichberechtigung aller Menſchen, auf dem die amerikaniſche Republik aufgebaut zu ſein vorgiebt, auch auf die Frauen anzuwenden. In der Unbedingtheit, mit der Thad Stevens, der verehrteſte Führer der Republikaner, ſowie einige begeiſterte Apoſtel in Schürze und Unterröcken und faſt alle Radicalen unter den deutſchen Republikanern die ſofortige praktiſche Durchführung ihres neuen Evangeliums von der Emancipation der Frauen verfechten, in dieſer Unbedingtheit iſt die Frage der ungeheueren Mehrheit des Volkes vollkommen fremd und nur von den Schwarmgeiſtern ihm aufgezwungen. Im Allgemeinen hat das Volk ein viel zu lebendiges Bewußtſein davon, daß die Politik eine praktiſche Kunſt ſei und nicht die Aufgabe habe philoſophiſchen Ideengebäuden möglichſt gerecht zu werden, ſondern diejenigen Wege zu gehen, auf denen unter den thatſächlich gegebenen Verhältniſſen mit größter Sicherheit die höchſtmögliche Wohlfahrt der Staatsangehörigen erzielt werden mag. Wie wenig das Volk aber meint, daß, wenigſtens zunächſt noch die Stimmberechtigung der

Frauen ein zu dieſem Zweck ſehr empfehlenswerthes Mittel ſei, geht wohl am beſten daraus hervor, daß ſehr viele Frauen, die mit Leib und Seele für die Durchführung des Principes einſtehen, mit größter Naivetät bekennen, daß ſie nie von dem Rechte Gebrauch machen würden, weil ſie durchaus kein Verlangen trügen ſich auch noch in den politiſchen Strudel zu ſtürzen, in dem die Männer ſo wild umgetrieben werden. Allein trotzdem iſt das Verlangen, das Weib von der viel zu weit gehenden Bevormundung des Mannes zu befreien, ſehr groß und ſetzt ſich allgemein viel weitere Ziele, als die gleichartigen Beſtrebungen in Europa. Schon jetzt, wie ich früher bemerkt habe, iſt die Stellung der Frau hier weit freier und unabhängiger. Die Folge davon iſt unſtreitig einerſeits, daß die Amerikanerin in ihrem ganzen Thun und Laſſen weit ſicherer iſt als die Europäerin, meiſt einen viel beſtimmter durchgebildeten Charakter hat und im Allgemeinen ſich verhältnißmäßg weit mehr der Führung des nüchtern prüfenden Verſtandes als der des kritikloſen Inſtinctes oder — um ein ſchöner klingendes Wort zu gebrauchen — Gefühles anvertraut. Allein andererſeits leidet auch nicht ſelten das Gemüth darunter, und noch viel häufiger nehmen mindeſtens die Formen des Redens und Gehabens eine gewiſſe Eckigkeit und Härte an, die denjenigen verletzt, der von der Kinderſtube ab an den feinen Schliff des europäiſchen Geſellſchaftslebens gewöhnt war. Es wäre geradezu lächerlich behaupten zu wollen, daß ſich hier nicht gar manche Cirkel finden laſſen, in denen die Frauen weder an Tiefe des Gemüthes noch an Politur in den Umgangsformen irgend den Europäerinnen nachſtehen. Allein wenn man die ganze Maſſe der ſogenannten Geſellſchaft in's Auge faßt, ſo muß man doch unſtreitig in beiden Beziehungen, namentlich aber in der letzteren, Europa den Vorzug zuerkennen. Wenn ich bei jeder Gelegenheit aus dem Munde junger Damen ſolche Worte, wie „das iſt nicht war", „albern", „dumm", „gemein", „unverſchämt" u. ſ. w. gehen höre, ſo muß ich ſtets an die „junge Hexe" in der Walpurgisnacht denken, wie ihr das Mäuslein aus dem Munde ſpringt. Da die meiſten Amerikanerinnen hübſch und graziös ſind, ſo verletzt einen ein ſolches grobes Wort oder gar eine unäſthetiſche Pantomime, die man ſich gerne ſelbſt aus dem Leben hinter den Couliſſen fortdenkt, durch den ſchneidenden Contraſt ganz beſonders. Den Amerikaner choquiren dergleichen Dinge ſelten, da er ſelbſt in der Kunſt leicht und ſicher auf Parquet zu gehen nicht gerade ſehr erfahren iſt. Aber auch diejenigen, die ſelbſt zu feineren Manieren erzogen worden ſind, beurtheilen ſolche Verſtöße

allzu gelinde, weil ihnen die Form von ſehr wenig Belang zu ſein ſcheint. Sie vergeſſen leider, daß Weſen und Form keineswegs von einander unabhängige Dinge ſind: wer ſich gänzlich in harte und rauhe Formen hineingewöhnt, deſſen Weſen wird ſich immer auch mehr oder weniger dieſen Formen gemäß geſtalten, und wer an verletzenden Formen durchaus keinen Anſtoß zu nehmen weiß, deſſen Weſen wird ſchwerlich unter einer ſcharfen Probe ganz vollkommen beſtehen. Wahre Tiefe des Gemüthes habe ich bis jetzt in Amerika ungleich ſeltener bei den Frauen gefunden als in Europa, aber ich will es vollſtändig dahingeſtellt ſein laſſen, ob das nicht reiner Zufall geweſen und weitere Beobachtungen mich nicht vielleicht zu einem anderen Reſultat kommen laſſen werden. Eines aber glaube ich mit Gewißheit ſagen zu können: die Zartheit des Gemüthes, jener unbeſchreibliche duftige Hauch vollendeter Weiblichkeit, der der bezauberndſte Schmuck der Frau iſt, der findet ſich weit ſeltener in der neuen als in der alten Welt. Sicher giebt es hier ſehr viele Frauen, an die ſich das ernſteſte und wärmſte Herz mit tiefer und dauernder Liebe ſchließen mag, aber ich zweifele ſehr, ob ſich viele Frauen finden laſſen werden, die die erregte Phantaſie zur Schwärmerei entflammen können. Schwärmerei, dieſe leichtere aber mit unendlich verführeriſchen Reizen geſchmückte Schweſter der Liebe, vermag ohne Illuſionen nie zum Leben zu kommen; die Amerikanerin aber iſt zu nichts weniger geſchickt als Illuſionen zu erwecken, und ſollte ſie dennoch welche erwecken, ſo iſt ihr Leben ein ephemeres. Und das gilt, wenn auch vorzüglich, ſo doch keineswegs allein von denen, deren Mangel an savoir faire ſtets zu rechter Zeit — ſehr oft aber auch ſchon eine gute Stunde früher — eiſige Tropfen in die aufglühenden Flämmchen fallen läßt. Die ich noch bis jetzt geſehen, waren durchgängig mit einer kryſtalliniſchen Kruſte des realiſtiſchen Salzes überzogen, mit dem die ganze amerikaniſche Luft überſättigt iſt. Die leichten Lichtgeſchoſſe der Phantaſie, die Illuſionen, vermögen dieſen Panzer nicht zu durchdringen; machtlos gleiten ſie an ihm zu Boden, oder — ſo lange noch der Reiz der Neuheit da iſt — ſie brechen ſich an ihm und werden in buntem, bizarrem Farbenſpiele zurückgeworfen: die unerquickliche Frage drängt ſich auf, ob man ſich ſelbſt bemitleiden und verſpotten ſoll, daß man nicht von dem fruchtloſen idealiſtiſchen Sehnen laſſen kann, oder ob man die ſchönen Geſtalten bedauern ſoll, die nie das Glück der Tagesträume gekannt, ſondern fort und fort in ewigem Kreisgang in der Tretmühle der duftloſen Wirklichkeit dahinſchreiten.

Es dürfte ſchwer ſein einen Amerikaner zu finden, der die Wahrheit meiner Behauptungen nicht rundweg ableugnete, und zwar nicht nur durch nationale Eitelkeit und Selbſtzufriedenheit — die allerdings kaum zu übertreffen ſind — dazu verführt, ſondern aus aufrichtigſter Ueberzeugung. Der Grund hiervon liegt auf der Hand. In dem ganzen Denken und Thun der Amerikaner herrſcht das realiſtiſche Moment in ſolchem Grade vor, daß ſie mit vollem Rechte noch viel mehr zu den Amerikanerinnen als idealiſtiſchen Lichtgeſtalten aufblicken könnten, als ſie es in der That thun. Nichtsdeſtoweniger aber iſt doch ſchon jetzt die Affectation des Frauencultus in manchen Hinſichten geradezu lächerlich und verliert ſich oft in die überraſchendſten Widerſprüche und ergötzlichſten Abſurditäten. General Butler verdankt das Grauſen, das ſein Name bei einer guten Hälfte aller Amerikaner hervorruft, vorzüglich einer äußerſt vernünftigen Ordre, die er gegen die Damen von New-Orleans erließ. Dieſe nämlich befleißigten ſich mit großem Eifer den Unionsſoldaten ſchmutziges Waſſer und noch viel übelere Flüſſigkeiten auf die Köpfe zu gießen und ihnen auf der Straße in's Geſicht zu ſpucken. Da erließ der General eine Proclamation, daß jede Dame, die dergleichen thäte, als gemeines Weibsbild angeſehen und eingeſteckt werden ſolle, da ſie nach ſolchen Brutalitäten nicht mehr beanſpruchen dürfe als Dame angeſehen zu werden. Von Stund an ward keine Klage mehr gehört, aber der General ward für ewige Zeiten zu einem „Monſter" geſtempelt, weil er es gewagt „ladies" gegenüber ſolche Sprache zu führen. — Ein Amerikaner fragte mich einſt mit großem Ernſt, was ich wohl thun würde, wenn eine Dame mich auf offener Straße mit einer „Cowhide" *) tractiren würde, wie es jüngſt Mr. N. N. ergangen. Ich erwiderte ihm, daß ich ſie einfach überwältigen und direct in's Gefängniß abführen laſſen würde, wie ſolch eine ſchamloſe Megäre es reichlich verdiene, wie ſehr ſie auch immer mit Seide und Diamanten behängt ſein. „Sie würden es wagen einer Dame Widerſtand zu leiſten und ſie ſo zu behandeln!" rief er entſetzt, und kehrte dem plebejen Europäer mit tiefer Entrüſtung den Rücken zu. — Hier in New-York wurden jüngſt ein Mann und ſeine Frau des Diebſtahls angeklagt, und zwar ſchien es, daß die Frau die Hauptſchuld trüge. Der Richter entließ die Frau vor dem Beginn des Examens, weil ſie in keinem Fall verantwortlich gemacht werden dürfe, da niemals angenommen werden könne, daß ſie ein ſolches

*) Cowhide iſt eine ſchwere, geflochtene Reitgerte.

Vergehen hätte begehen können, wenn der Mann den rechten Einfluß auf ſie ausgeübt hätte. — So will man alſo den Frauen erlauben den Männern ins Geſicht zu ſpeien, ſie öffentlich abzupeitſchen und, falls ſie (die Frauen) verheiratet ſind, ſelbſt zu ſtehlen, bloß weil ſie dem weiblichen Geſchlecht angehören, d. h. theils weil es ein entſetzlicher Verſtoß gegen die Ritterlichkeit wäre eine Frau irgend einer Brutalität wegen zu züchtigen, theils weil die Frau als Frau ſo unſelbſtändig und unzurechnungsfähig ſei, daß der Mann ſelbſt für ihre Verbrechen, mindeſtens die geringeren, einzuſtehen habe. Und dabei ſchleudert man die ſtärkſten Theaterdonner — ich kenne perſönlich Einige, die aus vollſter Ueberzeugung für die Sache ſtreiten, aber ich glaube nicht, daß ihrer ſehr Viele ſind — gegen die Gottloſen, die den Frauen nicht in jeder Beziehung volle Gleichberechtigung mit den Männern geben wollen. Der Kopf beginnt einem in der That oft zu wirbeln, weil man abſolut nicht mehr weiß, wofür man die Frau halten und wie man ſie behandeln ſoll: bald ſcheint es, als hätten die Weiber nichts mit den Staubgeborenen gemein und jedes barttragende Individuum müſſe mit verſchränkten Armen anbetend vor ihnen in die Knie ſinken, bald kann man ſich nicht genug wundern, wie die Menſchen 6000 Jahre, oder wie lange die Welt immer ſtehen mag, der tollen Einbildung gelebt haben, daß der liebe Gott zwei Geſchlechter geſchaffen habe, während doch in Wahrheit gar kein weſentlicher Unterſchied beſteht. Die Frauen ſelbſt ſind denn auch häufig in nicht geringer Verlegenheit, wofür ſie ſich halten ſollen; je nach dem Bedürfniß des Augenblicks affichiren ſie ſich als Engel oder als Männer oder, und zu ihrer Ehre ſei es geſagt, daß dieſes wohl am häufigſten geſchieht, als wirkliche Frauen. — In faſt allen Fragen iſt Amerika noch vollſtändig im Gährungsproceß; aber es will mir ſcheinen, als ſei die der ſocialen Stellung der Frau — mindeſtens was die großen Städte anlangt — mit dieſenige, in der noch am wenigſten von einer Klärung zu bemerken iſt. Einem ſonderbaren, unſicheren Schwanken zwiſchen den Conſequenzen outrirter Principien und einer wahrhaft freiſinnigen und weiten Anſchauung, zwiſchen einer affectirten (und nicht ſelten linkiſchen) Politeſſe und einer aufrichtigen, ſchlichtbiederen Verehrung der Frau begegnet man ſo häufig, daß man von einer angenehmen Verwunderung ergriffen wird, wenn man einmal auf ein ganz natürliches Verhältniß ſtößt. Wie lange es dauern wird, bis alle dieſe verſchiedenen Elemente ſich vollkommen vermiſcht und dann der Setzungsproceß vollendet iſt, das iſt unmöglich zu ſagen; aber wenn er vollendet iſt, dann, glaube ich, wird

man in vielen weſentlichen Beziehungen hier das genaue Gegenſpiel der europäiſchen Verhältniſſe finden. Und endlich wird in dieſer, wie in allen anderen ſocialen und politiſchen Fragen, eine Ausgleichung und Amalgamirung der europäiſchen und amerikaniſchen Entwickelungsformen ſtattfinden müſſen. Dann aber wird der ganze gegenwärtige Act des großen Weltdrama's ſeinen Abſchluß erreicht haben, und die neue Periode der Weltgeſchichte wird damit beginnen, daß es nicht mehr eine alte und neue, ſondern nur noch eine Culturwelt und eine uncultivirte Welt geben wird.

Schwediſche Intoleranz in Livland.

Schweden iſt das „lutheriſche Spanien“ genannt worden, weil hier die Ausſchließlichkeit des lutheriſchen Bekenntniſſes von Staats wegen vollſtändiger durchgeführt und länger erhalten wurde als ſonſt wo. Die Reformirten erhielten in dieſem Lande freie Religionsübung erſt im Jahre 1741, die Katholiken ſogar erſt im Anfange des 19. Jahrhunderts. Noch 1858 und 1859 wurde von den ſchwediſchen Conſiſtorien ſowohl gegen Katholiken als auch gegen Baptiſten und andere Sectirer eine religiöſe Verfolgung in Scene geſetzt, für welche man, um Aehnliches in der Geſchichte der mitteleuropäiſchen Völker nachzuweiſen, mindeſtens in das 16. und 17. Jahrhundert zurückgreifen muß. Nicht eben verwunderlich iſt es daher, wenn man in unſeren Archiven aus der Zeit der ſchwediſchen Herrſchaft Zeugniſſe eines Zuſtandes findet, der in gewiſſem Sinne als das würdige Gegenbild jener bekannteren und noch unlängſt auch in dieſer Zeitſchrift geſchilderten „Polniſchen Gegenreformation in Livland“ bezeichnet zu werden verdient.

Nachdem mit der Eroberung Riga's durch Guſtav Adolph die ſchwere Gewiſſensnoth der hieſigen Lutheraner unter dem wortbrüchigen polniſchen Regiment ein glückliches Ende erreicht hatte, da verging unter der neuen ſchwediſchen Herrſchaft zwar noch manches Jahrzehnt, ohne daß ihren nichtlutheriſchen Unterthanen in Livland (Reformirten, Katholiken, Griechen) Veranlaſſung zu Beſchwerden über eigentliche Glaubensverfolgung geboten wäre; doch fehlte ſchon damals ihnen allen die Freiheit öffentlicher Religionsübung, indem keiner der drei erwähnten Confeſſionen der Bau einer eigenen

Kirche gestattet wurde.*) Schlimmeres aber kam unter der Regierung des vorletzten schwedischen Herrschers über Livland, Karls IX. Am 29. Juli 1670 ertheilte derselbe dem Rigaschen Rath den Befehl darüber zu wachen, daß niemand von den „Calvinischen Religionsverwandten" in Riga die Bürgerschaft gewinne, und ferner, am 21. Februar 1671: „daß diejenigen (Reformirten und Katholiken), welche hier wohnen und zu einigem jure civitatis admittirt und angenommen werden, ihre Kinder in der lutherischen Religion nach der unveränderten Augsburgischen Confession ohnfehlbar erziehen lassen sollen, wozu sie sich dann voraus reversiren und verbinden müßten."

Das Bürgerrecht also und die davon mehr oder minder abhängige Nahrungsberechtigung sollten die Lockspeise oder das Zwangsmittel zum Uebertritt abgeben. Welches aber sind nun damals die Früchte dieser staatspolizeilichen Religionspropaganda gewesen? Ohne diese Frage für die ganze noch übrige schwedische Regierungszeit, d. h. bis zum Jahre 1710, beantworten zu können, vermögen wir wenigstens für den kurzen Zeitraum der Jahre 1680—84 die Wirkungsweise jener königlichen Edicte vermittelst einiger den Protokollen des Rigaschen Raths und des Rigaschen Consistoriums entnommener Beispiele zu erläutern. Weiter ausgedehnte Archivstudien sowohl in Riga als auch in Reval würden ohne Zweifel verhältnißmäßig reichere Ausbeute liefern. Wir geben auf den nächstfolgenden Seiten gleichsam nur eine Probe von dem, was überhaupt zur Sache zu finden sein dürfte.

Der wahrscheinlich aus Holland gebürtige Kaufmann Ernst Metsue hatte, nach erfolgtem Tode seiner Frau, seine Kinder zur Erziehung nach Amsterdam gesandt und das Rigasche Consistorium ihn hierauf zwar „eventuell" — d. h. wie es scheint, für den Fall, daß er die Kinder nicht sofort nach Livland, wo sie Unterricht in der lutherischen Lehre zu erhalten hätten, zurückkommen ließe — zu einer Geldstrafe von nicht weniger als 500 Thalern verurtheilt, Metsue sich aber in keiner Hinsicht willfährig gezeigt, sondern beim Rathe um seine sofortige Entlassung aus der

*) Ueber das Nichtvorhandensein einer griechischen Kirche in Riga zur schwedischen Zeit s. W. v. Gutzeit, die griechisch-katholischen Kirchen Riga's. Riga 1868. (Sonderabdruck aus den Mitth. der Gesellsch. f. Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Bd. XI.) S. 15 und Anm. 18 auf S. 42.

Rigaschen Bürgerschaft nachgesucht. Da nun dem Rathe wohl bewußt war, daß Metsue „der Stadt und den Licenten ein Ziemliches beiträget, weil er viele Negotien treibet", so daß es „sich nicht wohl würde thun lassen, die Aufkündigung seiner Bürgerschaft anzunehmen, indem solches Ihre Majestät leichtlich im Uebeln vermerken könnte, daß man einen solchen Bürger weggehen ließe", — so hatte der Rath, dem in dieser Sache das Interesse des Stadt- und Staatsschatzes dem der Staatskirche vorzugehen schien, dem Consistorium empfohlen, an dem frühern Erbieten des Metsue, „jährlich ein glaubwürdiges Attestatum von dem Amsterdamschen Ministerio, daß seine Kinder zur lutherischen Kirchen und Schulen gehalten werden, einzuschaffen" — sich genügen zu lassen. Dem Consistorium wurde es nicht schwer, die Sache am 19. October 1680 in auftragsmäßiger Weise zu erledigen.

Ein anderer Kaufmann aus Holland, Namens Alexander Davidsohn, hatte beim Oberkämmerherrn angezeigt, daß er „die Bürgerschaft zu gewinnen Sinnes wäre", war aber in dieser, weltlich-geistlich zu behandelnden, Angelegenheit zuvörderst an das Consistorium verwiesen worden, welches demgemäß am 2. November 1680 den Bittsteller verpflichtet hatte, sich zuvor, „laut Ihrer Majestät Religion ‚lakat und Willen" in folgender Weise zu reversiren: „Ich N. N. gelobe, daß die Kinder, so mir der Höchste aus künftiger Ehe geben mögte, zur hiesigen Schulen und Kirchen halten, und sie nach Inhalt Ihrer Königlichen Majestät Allergnädigsten Religionsplakat darin erziehen lassen will, wozu ich mich eigenhändig reversire." Davidsohn's Entgegnung war, daß, wenn er von diesem Plakat etwas gewußt, er in Holland geblieben wäre; jedenfalls werde er das Reversal — „weil es keiner noch bisher gethan" — so nicht unterschreiben. Statt dessen reichte er einige Tage später ein von ihm selbst aufgesetztes Reversal beim Consistorium ein, das also lautete: „Auf die von Einem Edlen Consistorio geschehene Propositon zur Antwort dient: Weil es Dinge sind, die noch unter göttlicher Hand liegen, und in keiner menschlichen Macht lieget, den Glauben zu geben, als Gott im Himmel, von welchem alle gute Gaben kommen müssen, als gelobe ich, Untergeschriebener, kraft dieses, im Falle mir der Höchste im künftigen Ehestand Erben bescheren sollte, dieselbigen zu hiesiger Kirchen und Schulen zu halten, und wenn sie zu erwachsenen Jahren kommen, und mögten gesinnet sein, die lutherische Religion zu erwählen, den wirkenden Geist Gottes nicht resistiren, und ihnen keine andere Religion

anzunehmen zwingen, sondern den Willen lassen will." Diese das Gewissen des Anfertigers wahrende Fassung des Reversals konnte vom Consistorium nicht genehmigt werden. Endlich erklärte Davidsohn geradezu, „daß er einen Eid gethan habe, den ihm von Einem Edlen Consistorio vorgeschriebenen Revers nicht zu unterzeichnen", ꝛc. deßhalb möge das Consistorium seinem Gewissen consuliren und den von ihm projectirten Revers acceptiren." Da entwarf das Consistorium seinerseits einen neuen, im Wesentlichen aber gleichen und sogar noch bestimmter gehaltenen Revers, demmittelst Davidsohn gelobt „die Erben, so ihm der Allerhöchste im künftigen Eheleben bescheren möchte, zu den hiesigen, der unveränderten Augsburgischen Confession zugethanen, Kirchen und Schulen zu halten und sie darin unfehlbar auferziehen zu lassen, auch sich dawider auf keine Weise zu setzen". Zwei Mal las der von der geistlichen Behörde in Gewissensunruhe versetzte Mann den Revers, dann unterschrieb er ihn.

Im October des Jahres 1861 ward der in Riga angereiste Perükenmacher Jacque Lille, der sich gleich beim Rathe darüber beschwerte, daß die hiesigen Perükenmacher ihm seine Waare weggenommen hätten, vor Allem darüber gefragt, welcher Religion er „zugethan" sei, und, da er sich zur reformirten bekannte, veranlaßt, um die Gewinnung der Bürgerschaft hieselbst nachzusuchen. Als er aber, dem nachkommend, zugleich erklärt hatte, daß er innerhalb Jahresfrist sich verheiraten und häuslich niederlassen wolle, so wurde ihm der Bescheid ertheilt, daß der Gewinnung des Bürgerrechtes die Verheiratung und Niederlassung vorausgehen müsse, — offenbar aus Rücksicht auf den alsdann von ihm zu fordernden Revers über die Erziehung seiner Kinder im lutherischen Glauben.

Im August 1682 sollte Friedrich Opdenöhl denselben Revers zum Behufe der Gewinnung des Rigaschen Bürgerrechts, unterzeichnen. Da aber sein Vater Johann Opdenöhl erklärte, daß man ihn im Jahr 1657, als die Pest in Riga ausgewüthet und er hier Bürger geworden, nicht einmal gefraget habe, welcher Religion er zugethan wäre, daß ferner sein Sohn in Mitau geboren und sich niemals „reversirt" habe — so bezeichnete man nämlich damals diesen Act in aller Kürze — so war Friedrich Opdenöhl ohne jedes weitere Bedenken in die Rigasche Bürgerschaft aufgenommen. Der eigentliche Grund dieser milden Entscheidung ist vielleicht in dem Umstande zu suchen, daß auch Opdenöhl, der Vater, gleich Metsue zu denen gehört haben mag, die der Stadt und den Licenten „ein Ziemliches" beitrugen.

Aus Wenden war der Reformirte Kaller mit seinen Kindern nach Riga übergesiedelt, hatte später wieder mit ihnen abreisen wollen, war aber durch seinen Tod daran verhindert worden. In seinem Testamente hatte er Joh. Gilbert und Heinrich Watson zu Vormündern der Kinder bestellt und sie beschworen dieselben in ihrer, der reformirten Religion erziehen zu lassen; aber wie konnte hier ein Testament helfen? Sie, wurden dem Lehrer an der Jakobsschule Peter Ravensberg zur Beköstigung und Erziehung übergeben, und als später die Vormünder sie zu ihren auswärtigen Verwandten senden wollten, wurde diesen zu bedenken gegeben, daß es Kinder eines hiesigen Bürgers seien und der Rath ihr Obervormund sei; die Bestimmung des Testaments sei contra legem publicam und Sr. Königl. Majestät Religionsplakat de anno 1671, weßhalb die Kinder allhier bei uns verbleiben müßten bis sie ihre annos discretionis erreicht hätten. Wenige Monate später macht der Vormund Watson die Anzeige, daß die Kinder bei dem Ravensberg so übel gehalten worden seien, daß sie viel Ungeziefer bekommen hätten, auch habe das Mädchen oft eine Bratenwenderin abgeben müssen; er, Watson, habe deßhalb die Knaben in die schwedische Schule und das Mädchen bei dem Johann Teur abgegeben. Nun wird vom Consistorium eine Untersuchung angeordnet, aber nicht hinsichtlich der schlechten Behandlung der Kinder bei dem Schullehrer Ravensberg, sondern zur Feststellung dessen, ob nicht etwa die Frau des Teur, zu der das Mädchen gekommen, eine Reformirte sei.

Am 5. Juli 1681 erklärte der, der katholischen Kirche angehörige Bürger Fontaine, vom lutherischen Pastor Hermeling deßhalb bestürmt, sich bereit, in der lutherischen Kirche das Abendmahl zu empfangen, stellte aber dabei die Bedingung, daß man es ihn nicht öffentlich vor dem Altar, sondern in der „Dresdkammer" genießen lassen möge, weil er — wie er in naiver Offenherzigkeit hinzufügte — fürchte, daß sonst „seine Frau Mutter, wenn sie es erfahren würde, ihn erblos machen möchte." Das Consistorium war nicht so gefälliger Natur hierauf einzugehen, sondern erklärte, „wenn er nicht publice communiciren wollte, würde Ein Edler Rath ihm den Betrieb der bürgerlichen Nahrung verbieten lassen". Ob nun in Folge dieser so ungeistlichen Drohung Fontaine ein schlechter Lutheraner wurde oder ein schlechter Katholik blieb, darüber finden sich keine Verhandlungen weiter vor.

Ein anderer Katholik, Namens Dietrich Flamm, Inhaber eines Weinkellers, tritt gleichfalls wegen seines Uebertritts zur lutherischen Kirche

in Unterhandlung. Nach längerem Zögern entschließt er sich den Pastor Caspari als den zu erwählen, der ihm den nöthigen Unterricht ertheilen soll. Niemanden ohne förmliche Unterweisung, ohne Ueberzeugung und Kenntniß der unterscheidenden Glaubenslehre aufzunehmen ist eben unter allen Umständen protestantischer Grundsatz gewesen. Schon glaubt der genannte Pastor gute Früchte zu sehen; lange Zeit schon hat der Proselyt den katholischen Gottesdienst nicht mehr besucht, schon ist er in der Erkenntniß des Glaubens der lutherischen Kirche „wohl fundiret", schon will Caspari ihn zum Genusse des heiligen Abendmahls zulassen — da treten noch gewisse durch den übermäßigen Eifer Caspari's selbst hervorgerufene Weiterungen in den Weg. Endlich, am 16. Mai 1684, giebt der Rigasche Rath durch den dazu beauftragten Rathsherrn Joh. Oetting (der später als v. Oettingen geadelt wurde) dem Schwankenden zu erkennen, daß er entweder den Glauben zu „mutiren" und sich zur Augsburgschen Confession zu bekennen oder aber die bürgerliche Nahrung einzustellen habe. Letzteren Falles würde man ihm den Keller versiegeln. Da fährt der Bedrohte „gar trotziglich" aus: man solle nicht ihm, sondern Schelmen und Dieben die Keller versiegeln. Es erging nun das Gebot der sofortigen Versiegelung, doch ward alsbald wieder eine Frist von einigen Monaten nachgegeben. Im Hinblick auf den versiegelten Keller scheint Flamm sich allendlich zum Uebertritt entschlossen zu haben.

Wie aus diesen Beispielen hervorgeht, war also damals die Praxis in Riga, daß man den Katholiken das Bürgerrecht wirklich nur unter der Bedingung des Religionswechsels gewährte, bei den Reformirten aber sich in dieser Hinsicht mit dem Versprechen der lutherischen Kindererziehung begnügte. Demnach scheint der Rigasche Rath gegen die Reformirten immerhin weniger unduldsam als die schwedische Regierung gewesen zu sein, welche, wie oben angegeben, seit 1670 auch die „Calvinischen Religions-Verwandten" von dem Bürgerrecht auszuschließen befohlen hatte. Leider wissen wir nicht, ob diese tolerantere Gesinnung soweit ging, den Reformirten auch öffentlichen Gottesdienst in einer eigenen Kirche zu gönnen. Ein Protokoll des Raths vom 19. März 1684 belehrt uns, daß die Reformirten um ein freies exercitium religionis beim Könige eingekommen waren und daß der Rath beschloß: „morgen diesfalls an die Herren Deputirten des Rathes nach Stockholm zu schreiben" — ob aber, um für oder gegen das Gesuch der Reformirten einzutreten, erfahren wir aus diesem Actenstücke nicht. Jedenfalls bleibt die Thatsache merkwürdig,

Digitized by Google

daß der lutherische Glaubensdruck in Livland erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, unter demselben König, dessen absolutistisches Regiment auch in politischer Beziehung so schwer lastete, seine höchste Steigerung erfahren hat.

Anders und besser wurde es in diesen Dingen sofort bei dem Eintritt unter die russische Herrschaft. Vermöge der livländisch-estländischen Subjectionsverträge und des Nystädter Friedens wurde zunächst auch für die griechisch-orthodoxe Kirche die freie Religionsübung in diesen Provinzen statuirt. Ferner ließ Peter der Große durch ein Schreiben der livländischen Gouvernements-Regierung vom 2. August 1722 dem Rigaschen Rath und der hiesigen lutherischen Geistlichkeit erklären, daß er „den allhie subsistirenden reformirten Religions-Verwandten, ihrem Wunsche gemäß, ein freies exercitium religionis gewähre". Und überhaupt läßt sich sagen, daß während der ersten russischen Zeiten in Liv- und Estland ein Zustand der Glaubensfreiheit verwirklicht war, wie er kaum vollständiger gedacht werden kann. War es doch bis 1747 sogar beiderseits griechisch-orthodoxen Eltern unverwehrt, ihre Kinder, wenn sie wollten, in einer andern Kirche zu taufen und zu erziehen.

Es giebt zeitweilige Rückschläge in dem Entwickelungsgange der Menschheit; blickt man aber auf Zustände, wie die hier erwähnten zurück, so fühlt man sich doch genöthigt an ihren Fortschritt im Großen und Ganzen zu glauben. Die Betrachtung des in der Geschichte vergangenen Bösen gewährt überhaupt den Trost, daß ebenso auch das in der Welt noch vorhandene vergehen könne. Insbesondere aber gehört der Glaubens- und Bekenntnißzwang zu denjenigen Zeiterscheinungen, die unzweifelhaft vergehen müssen.

Der neue Tarif.

Die ruſſiſche Tariffrage hat bekanntlich in der letzten Zeit ſehr viele und unter ſich ſehr uneinige Wünſche und Meinungen, ja Leidenſchaften und Agitationen in Bewegung geſetzt, und zwar ſowohl dieſſeit als auch jenſeit der Reichsgrenze. Dem Auslande iſt es natürlich um einen möglichſt unbelaſteten und unbehinderten Abſatz ſeiner Induſtrieerzeugniſſe zu thun, und man hat daher von dort aus eine Preſſion zu Gunſten freihändleriſcher Principien auszuüben geſucht. In Rußland ſelbſt ſtanden ſich zwei Parteien feindlich gegenüber: auf der Seite des Schutzzolls begreiflicher Weiſe die Fabrikanten und — weniger begreiflicher Weiſe — auch der größte oder wenigſtens der gewichtigſte Theil der Kaufmannſchaft; auf der des Freihandels faſt nur die mit keinem perſönlichen Intereſſe engagirten Jünger der nationalökonomiſchen Theorie. Ihre leidenſchaftlichſte Vertretung fand die erſtere Richtung in Moskau; gewiſſe ruſſiſche Zeitungen ſetzten den Protectionismus in directeſte Beziehung zum Nationalitätsprincip und es fehlte nicht viel, daß ihnen die entgegengeſetzte Anſicht geradezu als Landesverrath gegolten hätte. Maßvoller, doch im Ganzen auch protectioniſtiſch iſt Geſinnung und Votum unſeres einflußreichen Rigaſchen Börſen-Comité's geweſen. Jetzt iſt der Kampf ausgekämpft, der Tarif veröffentlicht und die Frage vorausſichtlich für eine längere Reihe von Jahren entſchieden. Die ſiegreiche Partei braucht ſich nicht mehr um Gründe zu bemühen, die unterlegene aber ſucht eine letzte Genugthuung in der rückſchauenden Beurtheilung des Geſchehenen. Ein ſolches letztes Wort aus einer der achtbarſten unter den freihändleriſch geſinnten ruſſiſchen Zeitſchriften*) ſoll

*) Weſtnik Jewropy, Juliheft, S. 403 ff. Dieſe Zeitſchrift ſteht in ihrem dritten Jahrgange. Während des erſten und zweiten war ſie eine Vierteljahresſchrift bloß für

hier — mit einigen durch die Umstände gebotenen oder sonst zweckdienlichen Verkürzungen — wiedergegeben werden. Wir denken, daß dieser nicht etwa den Principienstreit zwischen Freihandel und Schutzzoll wiederholende, sondern vorzugsweise nur das bei der Feststellung des neuen Tarifs eingehaltene Verfahren erörternde Aufsatz jeden Betheiligten interessiren muß; betheiligt aber ist ausnahmslos jeder auf dem Boden des russischen Reichs Lebende.

In der vor einem Jahre von Seiten des Herrn Finanzministers Sr. Maj. dem Kaiser gemachten Unterlegung wurde als Zweck der Revision des Tarifs angegeben: erstens Vermehrung der Zolleinnahmen und zweitens Erleichterung des rechtmäßigen Handels. Es war also sowohl ein fiskalischer als auch ein volkswirthschaftlicher Zweck, den der Minister im Auge hatte. Mit großem Fleiß auch hatte man an der Sammlung von Auskünften über die Leistungsfähigkeit der inländischen Industrie, über die ausländischen Zollsysteme u. s. w. gearbeitet, wie das durch die von dem Vicedirector des Zolldepartements, Herrn Koleſſow, zum Behufe der Tarifrevision redigirten „Materialien" bezeugt wird. Aber schon in den Vorschlägen Koleſſows gewann der fiskalische Zweck das Uebergewicht und sollte der wirthschaftliche vorzüglich nur durch Vereinfachung des Tarifs, durch Beseitigung der Differntialzölle für die Einfuhr auf dem Land- oder Seewege, durch Vereinigung etlicher getrennter Artikel zu einer Verzollungsgruppe, durch Freigebung einiger unbedeutender Artikel u. s. w. erreicht werden. Das allgemeine Ergebniß wäre hiernach im Vergleich zu dem Tarif von 1857 gewesen: Aufhebung des Zolles für 24 Artikel, Ermäßigung desselben für 136 Artikel, Belassung bei dem bisherigen Zollsatz für 84 Artikel, Erhöhung des Zolles für 48 Artikel. Obgleich Herr Koleſſow von dem allgemeinen Grundsatz ausging, daß die Zollabgaben auf höchstens 30 bis 35 pCt., im Durchschnitt sogar auf nur 25 bis 30 pCt. des Werthes zu reduciren seien, so betrug doch die von ihm schließlich vorgeschlage Herabsetzung bei der Mehrzahl der davon betroffenen 136 Artikel nur 9 oder 10 pCt. der bisherigen Tarifsätze, so daß hierin wahrlich kein radicaler Bruch mit dem protectionistischen System von 1857 gefunden werden konnte.

Geschichte; jetzt ist sie eine Monatsschrift für „Geschichte, Politik und Literatur". Herausgeber und verantwortlicher Redacteur ist M. Stassjulewitsch, vormals Professor der Geschichte an der St. Petersburger Universität.

Dieſe Vorſchläge des Finanzminiſteriums wurden demnächſt einer beſonderen Commiſſion, zur Hälfte aus Beamten, zur Hälfte aus Induſtriellen beſtehend, zur Begutachtung übergeben. Außerdem bildete man auch verſchiedene Experten-Comité's zu denen über 200 Perſonen berufen wurden. Dieſe den Vertretern nichtamtlicher Geſellſchaftskreiſe gewährte Betheiligung an einem wichtigen legislatoriſchen Acte fand in der Preſſe unbedingte Anerkennung; jedoch hat ſich die in eine ſolche Betheiligung geſetzte Hoffnung in dieſem Falle nicht bewährt, und zwar deßhalb nicht, weil jene Vertreter eben nicht die Vertreter der Geſellſchaft überhaupt waren und, wie jede Vertretung einer beſondern, bevorzugten Klaſſe, mehr das Intereſſe ihrer Klaſſe als das der ganzen Geſellſchaft im Auge hatten. Wieder einmal hat es ſich hier glänzend bewährt, daß eine privilegirte Vertretung zur Benachtheiligung der nichtprivilegirten Mehrheit auszuſchlagen pflegt, und wieder einmal war man zu der Frage veranlaßt, ob nicht eine ſolche Vertretung der Geſellſchaft ſchlimmer iſt als gar keine. Zwar verhilft ſie der Adminiſtration zu einer gründlicheren Sachkenntniß; dafür aber beeinflußt ſie dieſelbe zugleich zu Gunſten ihres Intereſſes, das dem der Allgemeinheit meiſtens geradezu entgegengeſetzt iſt, während die Adminiſtration an ſich, welches auch ſonſt die Schattenſeiten ihres uneingeſchränkten Thuns ſein mögen, doch in der Regel nur auf das allgemeine Staatsintereſſe zu ſehen pflegt. Wenigſtens auf dem Gebiet der wirthſchaftlichen Reformen ſind wir um dieſen Erfahrungsbeweis für die bedenkliche Wirkungsweiſe einer einſeitigen Vertretung reicher geworden.

Und noch eine andere werthvolle Erfahrung haben wir bei derſelben Gelegenheit gemacht. Die Debatten und Reſolutionen der erwähnten Tarif-Commiſſion haben uns gezeigt, welche Macht auch bei uns eine ſyſtematiſche und disciplinirte, innerhalb der Grenzen des Geſetzes ſich bewegende Agitation auszuüben vermag. Inmitten dieſer Menge von Experten und von einmüthig arbeitenden Commiſſionsgliedern aus der Klaſſe der Induſtriellen wurden die urſprünglichen Vorſchläge des Finanzminiſteriums gleichſam über den Haufen geworfen — overruled, um einen techniſchen engliſchen Ausdruck zu gebrauchen. An ſich freilich hätte die Einberufung von Experten nicht nothwendig zu einem protectioniſtiſchen Reſultat zu führen gebraucht, ſelbſt wenn ſich dieſelben vorzugsweiſe als Experten im Fache ihres Privatvortheils ausgewieſen hätten; aber man bemerke, daß eben eine gewiſſe Anzahl Induſtrieller in die Commiſſion ſelbſt aufgenommen war, nicht als bloße Experten, wie es richtig geweſen

wäre, ſondern als ſtimmberechtigte Glieder, denen in Gemeinſchaft mit den übrigen, der Adminiſtration angehörigen Gliedern gleichſam eine geſetzgeberiſche Gewalt eingeräumt wurde. Die Commiſſion faßte ihre Beſchlüſſe vermittelſt einfacher Stimmenmehrheit. So wurde die eine der betheiligten Parteien zum Richter in eigener Sache gemacht. Man iſt in der falſchen Vorſtellung befangen geweſen, daß die Tarif- und Handelsfrage nur das Finanzminiſterium und die Manufactur-Conſeils und allenfalls noch die notable ruſſiſche Kaufmannſchaft angehe. Von dieſem Geſichtspunkt aus erſchien das, was man im Gegenſatz zur Adminiſtration die Geſellſchaft nennt, bloß in der Geſtalt von Manufactur- und Commerzienräthen. Gäbe es bei uns auch Conſumräthe, die etwa ebenſo wie jene mit einer beſondern Uniform ſammt Degen begabt wären, dann hätten in der Commiſſion vielleicht auch Freetreaders, d. h. Vertreter des Intereſſes des 70 Millionen Conſumten, nicht gefehlt.

Es verdient in Erinnerung gebracht zu werden, daß die Adminiſtration noch unlängſt, bei den Vorarbeiten zur Bauern-Emancipation, anders und zweckmäßiger verfahren iſt als in dem vorliegenden Falle. Damals wurde den Deputirten aus dem Stande der Gutsbeſitzer keine geſetzgeberiſche Befugniß eingeräumt, vielmehr ließ man es ſich ſehr angelegen ſein, ihre Betheiligung auf die bloße Expertiſe zu beſchränken und das Schickſal des Bauerſtandes nicht durch das Votum der Gutsbeſitzer beſtimmen zu laſſen. Und doch waren dieſe gewiß ebenſo wohlunterrichtete Experten in ihrem Fache als die Deputirten zur Tariſcommiſſion in dem ihrigen! Was aber wäre wohl aus der Bauern-Emancipation geworden, wenn ſchon hier die Stimme der Experten entſcheidend geweſen wäre?

Man wird uns entgegnen, auch die Tariſcommiſſion habe nichts zu entſcheiden gehabt: vielmehr nur einen Geſetzentwurf auszuarbeiten, der noch einer weiteren Reviſion unterzogen worden iſt. Allerdings! aber es iſt eben ein Großes um den Entwurf zu einem Geſetze Wird man doch zuverſichtlich genug behaupten dürfen, daß der im Finanzminiſterium ſelbſt ausgearbeitete Entwurf, wenn er nicht der Umarbeitung durch die Tariſcommiſſion unterlegen hätte, — daß, ſagen wir, dieſer erſte Entwurf dann Geſetz geworden wäre. Diejenigen höheren Staatsbeamten, welchen die nochmalige Reviſion des ſchon von Sachkennern revidirten Entwurfes oblag, haben gewiſſenhaft das Amt unparteiiſcher Richter geübt; aber ſie hatten zu richten nicht etwa auf Grund neuer Informationen, nicht

zwiſchen den ungehört gebliebenen Conſumenten und den in der Tarifcommiſſion vertretenen Fabrikanten, ſondern nur zwiſchen der Mehrheit und der Minderheit dieſer Commiſſion ſelbſt. Und in der That zeigen die Beſchlüſſe der zweiten (aus dem Reichsrath beſtellten) Commiſſion, ſoweit ſie bekannt geworden ſind, den Charakter der Vermittlung, aber der Vermittlung nicht zwiſchen den Principien des Freihandels und des Schutzzolls, ſondern nur zwiſchen den Vorſchlägen der extremen und der gemäßigten Schutzzöllner. So iſt das Ergebniß ein gemäßigterer Protectionismus, als den die Extremen, aber ein extremerer, als den die Gemäßigten erſtrebten

In der zweiten Commiſſion war keine der direct intereſſirten Parteien vertreten; um ſo begreiflicher iſt es, daß dieſelbe, von einem anerkennenswerthen Geiſte der Unparteilichkeit beſeelt, nur die ihr fertig vorliegende Meinungsdifferenzen auszugleichen ſuchte und daß der Entwurf der vorhergehenden Commiſſion einen ſo entſcheidenden Einfluß auf ihre Beſchlüſſe hatte. Anders freilich ging es in dieſer zum Theil aus Vertretern einer direct intereſſirten Partei zuſammengeſetzten erſten Commiſſion. Hier hat man ſich durch die Vorlagen des Finanzminiſteriums nicht im mindeſten beengt gefühlt, — ſo wenig, daß die Commiſſion ſogar ſolche Artikel in den Tarif aufnahm, welche das Miniſterium gar nicht in Vorſchlag gebracht hatte, wie namentlich den Artikel Maſchinen. Ebenſo nahm jene Commiſſion keinen Anſtand, verſchiedene ſubtile Subdiviſionen und andere allzu verwickelte Beſtimmungen des alten Tarifs beizubehalten, obgleich gerade die Beſeitigung derſelben als eine der Aufgaben der gegenwärtigen Tarifreviſion bezeichnet worden war.

Was insbeſondere die von der erſten Commiſſion verlangte Beſteurung der Maſchinen betrifft (1 Rbl. 25 Kop. per Pud von importirten Locomotiven und Locomobilen, 25 Kop. per Pud von landwirthſchaftlichen Maſchinen, 50 Kop. per Pud von allen übrigen) — ſo hat die zweite Commiſſion dieſelbe nur für die landwirthſchaftlichen Maſchinen ganz zurückgewieſen, im Uebrigen bloß ermäßigt (von Locomotiven und Locomobilen 75 Kop., von anderen Maſchinen 35 Kop. per Pud). Und dazu noch compenſirte ſie dieſe Ermäßigung durch die Erhöhung gewiſſer anderer von der erſten Commiſſion vorgeſchlagener Zollſätze; ſo z. B. für Draht (3 Rbl. per Pud ſtatt 2 Rbl. 50 Kop.), für Schloſſerarbeit, für Inſtrumente zur Verwendung in Fabriken, für die niedrigſten Sorten von Filzſtoffen u. ſ. w.

Und so hat diese Tarifrevision — unternommen zum Behufe einer energischen Bekämpfung des Schmuggels, der unsere Staatskasse vielleicht um die Hälfte der ihr gebührenden Zolleinkünfte verkürzt — zu einem ganz unerwarteten Ergebniß, zu der Besteuerung des Maschinen-Imports geführt*), während die Nothwendigkeit einer bedeutenderen Erniedrigung der Tarifsätze von 1857 — zum Zweck eines verstärkten Absatzes unserer landwirthschaftlichen Producte, einer gedeihlichen Entwickelung unserer wirthschaftlichen Leistungen überhaupt und einer zeitgemäßen Reform unseres Finanzwesens — nur allzu wenig beherzigt worden ist.

In einer von dem hiesigen englischen Consul Mitchel seiner Regierung übergebenen und vor Kurzem im Druck erschienenen Denkschrift werden selbst die verhältnißmäßig liberalen Vorschläge Koleſſows mit sehr guten Gründen als unzulänglich nachgewiesen. In einer eingehenden Kritik des Tarifs von 1857 beweist Herr Mitchel, daß durch denselben auch eine Menge solcher Artikel, in welchen die Concurrenz des Auslandes gar nicht zu fürchten ist, mit einem Schutzzoll belegt war, der oft mehr, manchmal sogar doppelt soviel betrug als der ganze Werth der Waare, mit einem Schutzzoll also, der einer vollständigen Prohibition gleich kam. Und doch haben wir jetzt diesen nämlichen Tarif in der Hauptsache unverändert beibehalten: den ermäßigten Zollsätzen im neuen Tarif stehen andere, erhöhte, gegenüber. Mit einem Worte, weder eine bedeutende Verminderung des Schmuggels, noch eine wesentliche Hebung unserer wirthschaftlichen Kräfte sind zu erwarten. Die ganze Errungenschaft besteht in fast nichts Anderem als in der Vereinfachung der Subdivisionen und in der Beseitigung der Differenzialzölle.

Hoffen wir, daß wenigstens das nächste Mal, wenn wieder einmal eine Revision des Tarifs unternommen wird, — daß dann auch aus der

*) Ueber den Vorschlag zu dieser Besteuerung hatte der „Westnik Jewropy" schon in einem früheren Hefte gesagt, daß es der am wenigsten rationelle von allen Vorschlägen der ersten Tarifcommission sei, weil durch eine solche Auflage die fabrikmäßige Production vertheuert und namentlich die Errichtung neuer Fabriken erschwert werde. Es hätte, wird gesagt, im Interesse der Industriellen überhaupt gelegen, dieser nur von den Maschinenfabrikanten gewünschte Besteuerung sich zu widersetzen, aber „eine Hand wäscht die andere"; es sei eben dieses Mal eine Art Compromiß zwischen allen zur Tarifrevision zugezogenen Industriellen zu Stande gekommen. — Das übrigens die inländische Maschinenfabrikation des Schutzzolls nicht bedürfe, wird durch die Thatsache ihres Aufblühens ohne einen solchen bewiesen; denn nach den von der Tarifcommission selbst gesammelten Auskünften habe es 1851 19, 1857 38, 1865 126 mechanische Werkstätten in Rußland gegeben.

Siebenzigmillionenmasse der Consumenten „Experten“ berufen werden dürften. Als solche könnten z. B. Delegirte der Provinzialversammlungen oder Provinzialräthe ganz zulässig scheinen; sind doch diese politischen Körperschaften ebenso anerkannte Organe der für ihr eigenes Interesse sorgenden Gesellschaft als die Manufactur-Conseils und Börsen-Comité's. Warum sollten aus ihnen nicht jene Consumräthe der Zukunft hervorgehen, welche den schon vorhandenen Commerz- und Manufacturräthen das Gleichgewicht halten würden?

Der Uebersetzer des vorstehenden Artikels hat schließlich zu bemerken, daß derselbe geschrieben ist, noch bevor der neue Tarif die Plenarversammlung des Reichsraths passirt hatte, und daß in dieser letzten Instanz die Arbeit der sogenannten zweiten Commission noch manche nicht ganz unwesentliche Abänderungen erlitten zu haben scheint. Wenigstens findet man in dem jetzt gedruckten und mit dem 1. Januar 1869 in Wirkung tretenden Tarif nicht nur die landwirthschaftlichen Maschinen und Instrumente (erstere nur insofern sie nicht durch Dampf bewegt werden), sondern die auch zum Spinnen und Weben und überhaupt zur Verarbeitung von Faserstoffen verwendeten Apparate unter die zollfreien Artikel rangirt. Ebenso Buchdruckerpressen. Ferner sind Locomotiven und alle Apparate aus Kupfer allerdings mit 75 Kop. per Pud besteuert, aber Locomobilen und sonstige vermittelst Dampf Bewegung erzeugende Apparate nur mit 30 Kop. per Pud. Der Zoll auf Draht beträgt nur 1 Rbl. 50 Kop. u. s. w. Falls alle oder einige dieser Bestimmungen schon dem Entwurf der zweiten Commission angehört haben sollten, so daß der Verfasser des hier übersetzten Artikels über den Inhalt desselben nicht ganz genau unterrichtet gewesen wäre, so ist von der Ungunst seines Urtheils über diese zweite Commission natürlich ein entsprechender Theil in Abzug zu bringen.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 24. August 1868.

Redacteur G. Berkholz.

Die Renaissance in Italien

in ihrer eigenthümlichen Bedeutung der classischen Antike und dem Mittelalter gegenüber.

Zur Zeit der deutschen Romantik pflegte man die Epoche der italienischen Kunst, die wir mit dem Namen Renaissance bezeichnen, noch auf das strengste in den Begriff des Mittelalters einzuschließen. Für das eigentliche Princip und die innere treibende Kraft ihrer hohen Kunstblüthe galt der Katholicismus des Mittelalters. Seitdem hat sich das geschichtliche Urtheil über diese Epoche sehr anders gestaltet. Man hat erkennen gelernt, daß gerade das Eigenthümlichste derselben einem Geiste entsprungen ist, der sich von demjenigen des Mittelalters wesentlich unterscheidet. Man nimmt die ganze Periode nicht mehr für den Abschluß des Mittelalters, sondern für den Anfang der neuen Zeit. Der Name Renaissance, der für dieselbe allgemeine Geltung erlangt hat, kann keineswegs als vollkommen charakteristisch angesehen werden, und die moderne Kunstforschung ist sich des Unzulänglichen in dieser Bezeichnung sehr deutlich bewußt. Das classische Alterthum, dessen Wiedergeburt gemeint ist, wenn man das Wort Renaissance in seinem kunstgeschichtlichen Sinne braucht, erneuerte sich in der Kunst und Cultur jener Periode nicht ohne das Hinzutreten mächtiger, ihm selbst fremder Elemente, deren Eigenthümlichkeit den Charakter der Periode auf das Wesentlichste mitbestimmt, so daß derselbe auch dem Alterthum gegenüber selbständig und originell erscheint.

Es ist der Anfang des 15. Jahrhunderts, wo uns der eigenthümliche Geist der Renaissance zuerst mit wirklicher Entschiedenheit fühlbar wird, wo er uns in den Werken eines Masaccio und Donatello, eines Ghiberti

und Brunelleſco zuerſt als das unzweideutige Princip eines neuen, von den Feſſeln mittelalterlicher Tradition entbundenen Lebens, zum Theil mit einem gewiſſen jugendlich herben Rigorismus, zum Theil ſchon mit überraſchender Schönheit, entgegentritt. Aber die großen Umwandlungen der Geſchichte, als deren eine wir die Renaiſſance betrachten müſſen, vollziehen ſich nicht raſch und plötzlich. Meiſt gewahren wir in dem Moment einer Entwicklung, wo dieſe nur eben ihren Höhepunkt erreicht hat, ſchon die Anzeichen einer neuen Bewegung, die jene zu verdrängen beſtimmt iſt; gewöhnlich ſchon in der Blüthezeit einer Epoche zeigen ſich die Symptome ihres Verfalls. So laſſen ſich die Strömungen des Geiſtes, der die Renaiſſance und mit derſelben auf dem Gebiete der Kunſt und weltlichen Cultur die moderne Zeit herbeiführen ſollte, bis weit in das Mittelalter zurückverfolgen. Innerhalb Italiens finden wir den Charakter des letzteren in Kunſt und Literatur gegen Ende des 13. und während des 14. Jahrhunderts am deutlichſten ausgeſprochen; aber ſchon in dieſer Epoche, der ſogenannten gothiſchen Periode, macht ſich uns die Prophetie jenes neuen Geiſtes vernehmbar. Dante und Giotto, dieſe beiden Namen bedeuten in der That ebenſo ſehr den Gipfelpunkt des italieniſchen Mittelalters als den erſten Beginn der neuen Zeit, den erſten, freilich nur in vereinzelten Andeutungen wahrnehmbaren Beginn der Renaiſſance.

Ein abſolutes Mittelalter hat Italien eigentlich nicht gehabt. Es hat die mittelalterliche Sinnesweiſe, obwohl es die Heimat der katholiſchen Kirche war, in ſeine nationale Kunſt und Cultur niemals ſo völlig aufgenommen, wie die Länder dieſſeits der Alpen. In der Eigenthümlichkeit des italieniſchen Volkscharakters iſt etwas gelegen, was von vornherein der phantaſtiſchen und abſtracten Richtung jener Sinnesweiſe Widerſtand leiſtete, was gegen ſie nothwendig reagiren mußte, ſobald ſich dieſer Charakter ſeiner ſelbſt bewußt wurde und ſich ſelbſtändig zu regen anfing. Bis dahin verhielt ſich Italien zu den Culturbeſtrebungen des Mittelalters im Ganzen ziemlich paſſiv, wenigſtens nahm es an derſelben keinen hervorragenden productiven Antheil. Mit der erhöhten Theilnahme aber, im Anfang der gothiſchen Zeit, begann gleichzeitig auch eine gewiſſe geheime Reaction. Man kann in Wahrheit behaupten, daß es eine ganz reine Exemplification des mittelalterlichen Geiſtes, eine ſolche, der man eine weltgeſchichtliche Bedeutung zuſchreiben müßte, auf italieniſchem Boden, in ſpecifiſch italieniſcher Geſtalt nicht gegeben hat. Die Scholaſtik gedieh in Italien ebenſo wenig als das Ritterthum. Petrus Lombardus und

Thomas von Aquino waren zwar Italiener, aber eine erſprießliche Wirkſamkeit fanden ſie nur dieſſeits der Alpen, in Paris. Die nordiſche Gothik, die wir im Bereiche der Kunſt als den vollkommenſten und eigenthümlichſten Ausdruck der mittelalterlichen Sinnesweiſe anſehen dürfen, iſt in Italien nur in ſehr modificirter Geſtalt heimiſch geworden. Dichtungen wie der Parcival ſind der italieniſchen Literatur etwas Fremdes. Nirgends in der That offenbart ſich in Italien die Phantaſie des Mittelalters in ſo charakteriſtiſchen Formen, wie in der Kunſt und Dichtung des europäiſchen Nordens. Jener merkwürdigen Bewegung, von der am Anfang des 13. Jahrhunderts Frankreich Deutſchland und England ergriffen wurden, jener eigenthümlich romantiſchen Begeiſterung konnte ſich Italien zwar nicht völlig entziehen, an einer unbedingten Hingabe an dieſelbe war es aber durch die Beſchaffenheit ſeiner Natur verhindert. Jene Gefühlsrichtung, von welcher die Gothik und das romantiſche Epos ins Leben gerufen wurden, war ein Erzeugniß des Nordens und dieſer blieb der eigentliche Träger derſelben. Er war der eigentliche Repräſentant mittelalterlicher Kunſt und Poeſie. Mit der Eigenthümlichkeit des Südens trat, in der Geſtalt des italieniſchen Nationalcharakters, ein Princip in die Geſchichte des Mittelalters ein, das demſelben in ähnlicher und doch wieder ſehr verſchiedener Weiſe gegneriſch war wie ſpäter das Princip der deutſchen Reformation.

Während derjenigen Epoche, welche der gothiſchen, der eigentlich mittelalterlichen, voranging, während der ſogenannten romaniſchen Periode, hat die chriſtliche Kunſt ſowohl dieſſeits als jenſeits der Alpen noch keine wirkliche Selbſtändigkeit erlangt. Hier, wie dort ſteht ſie in dieſer Zeit, was die allgemeine Formenbildung betrifft, noch unter dem vorwiegenden Einfluß antiker Traditionen. Und obwohl es ihr, beſonders am Ende der genannten Periode gelang, die in der Ueberlieferung von Jahrhunderten während der kunſtentfremdeten Zeiten des früheren Mittelalters faſt zu völliger Geiſtloſigkeit erſtarrten Formen des claſſiſchen Alterthums auf gewiſſe Weiſe zu beleben, ſo vermochte ſie dennoch nicht, einen wirklich neuen Stil innerhalb derſelben auszubilden. Es fehlte, namentlich in der Sculptur, nicht an vereinzelten Erſcheinungen, in denen ſich dieſe traditionellen Formen ſchon zu wirklicher Schönheit entwickelten*), das Originellſte dieſer Periode aber,

*) Wir denken hier beſonders an die Sculpturen der goldnen Pforte in Freiberg, an die der Kanzel und des Altars in der Kirche zu Wechſelburg und an die noch vollendeteren des großen Nicolo Piſano.

wie es in gewiſſen Formationen ihrer Bauweiſe hervortritt, kann nur als eine vorläufige Andeutung deſſen angeſehen werden, was erſt in der folgenden Epoche, in der Gothik des Nordens, zu einer vollkommenen Ausbildung gelangen ſollte. Es hat die Kunſt der romaniſchen Periode im Norden und im Süden weder einen ſtreng ausgeprägten nationalen Charakter, noch einen ſolchen, der ſich als ſpecifiſch mittelalterlich bezeichnen ließe. Die künſtleriſchen Kräfte übten ſich vorzugsweiſe noch unter der Führung jener alten Ueberlieferungen. Für die Entwicklung der Kunſt in Italien iſt es nun bedeutſam, daß dieſe Periode hier um ein ganzes Jahrhundert länger dauerte als im Norden. Während ſie dieſſeits der Alpen ſchon mit dem Ende des 12. Jahrhunderts abſchließt, währt ſie in Italien bis zum Ende des 13. Der wichtigſte Grund dieſer merkwürdigen Erſcheinung liegt ohne Zweifel darin, daß der italieniſche Volkscharakter, der um dieſe Zeit zu einer ſelbſtändigen Entwicklung eben die erſten Anfänge machte, für die traditionellen Formen der Antike noch immer eine gewiſſe natürliche Sympathie empfand. Jedenfalls war demſelben, obwohl er ſich in den Bewegungen der Völkerwanderung und ſpäterhin mit fremden Elementen auf das mannigfachſte vermiſcht hatte, von ſeiner urſprünglichen Herkunft ſo viel geblieben, daß ihm die antike Tradition als etwas Wahlverwandtes erſchien, daß ſie ſeiner Empfindungsweiſe von vornherein in höherem Grade gemäß war als derjenigen der nordiſchen Völker. Was jetzt die Anhänglichkeit an die romaniſchen Bildungen verurſachte, eben das bewirkte ſpäterhin, als die Gothik in Italien eindrang, die Reaction gegen dieſe, die Umgeſtaltung derſelben, eben das führte dann zu einem völligen Bruch mit dem gothiſchen Weſen und trat zuletzt in der Fülle ſeiner Entwicklung hervor als der lautere Geiſt der Renaiſſance. Es iſt daher nicht möglich, die Geſchichte der italieniſchen Kunſt von der romaniſchen Zeit bis hinauf zur Renaiſſance in ſcharf von einander geſonderte Epochen zu zerlegen. In der nordiſchen Kunſt beſteht zwiſchen der romaniſchen Periode und der gothiſchen ein tiefgehender Unterſchied. In der Gothik kommt hier eine Denk- und Anſchauungsweiſe zum Durchbruch, die ſich von den Ueberlieferungen des claſſiſchen Alterthums, auf denen die romaniſche Periode beruht, und der in ihnen herrſchenden Gefühlsrichtung vollſtändig losſagt. In Italien iſt das nicht der Fall. Hier entwickeln ſich die bedeutenden Ereigniſſe der Kunſtgeſchichte ſeit dem Beginn der romaniſchen Epoche in einem beinahe ſtetigen Zuſammenhang. Das treibende Motiv der ganzen Bewegung, worauf ſich dieſer Zuſammenhang begründet, iſt im Grunde

nur eines, nämlich der eigenthümliche, anfangs noch unbeſtimmt, dann immer entſchiedener hervortretende Geiſt der italieniſchen Nationalität. Die Geſchichte der Renaiſſance von ihrem erſten Werden bis zu ihrer vollendeten Blüthe iſt das eigenſte Product, die ſprechendſte und bedeutendſte Manifeſtation dieſes Geiſtes, ſie iſt im Weſentlichen die Geſchichte dieſes Geiſtes ſelbſt bis zu jener glorreichen Epoche im Anfang des Cinquecento, welche die größte ſeiner ganzen Entwicklung bis auf dieſen Tag geblieben iſt.

Für die eigenthümliche Richtung dieſes Geiſtes iſt in den Anfängen ſeiner Entwicklung vornehmlich bezeichnend ſein Verhalten zum gothiſchen Stil, dieſem merkwürdigſten Erzeugniß des Mittelalters. Man hat neuerdings auf den Umſtand großes Gewicht gelegt, daß dieſer Stil ſich zuerſt in Frankreich entwickelte, und geglaubt, den Charakter deſſelben hauptſächlich aus der Eigenthümlichkeit der franzöſiſchen Nationalität erklären zu können. Man will in den Formen der gothiſchen Architektur etwas von der unruhigen Beweglichkeit des franzöſiſchen Naturells, in der Complicirtheit des techniſchen Syſtems eine Art geiſtreicher Verwicklung nach franzöſiſchem Geſchmack erblicken. Auf dieſe Analogien dürfte ſehr wenig zu geben ſein, ſchon deßhalb, weil der modern franzöſiſche Charakter, den man dabei vorzüglich im Auge hat, vielleicht erſt in der Zeit Franz I. merkbar hervortritt, jene Zeit aber, wo die Gothik in Frankreich entſtand und blühte, die Zeit Philipp Auguſts und Ludwigs des Heiligen, jener königlichen Kreuzfahrer, die Blüthezeit der franzöſiſchen Scholaſtik, ohne Zweifel von dieſem modernen Weſen noch nicht viel aufzuweiſen hat. Die Charaktere der nördlichen Völker hatten ſich um dieſe Zeit noch wenig geſchieden. Der Geiſt des Mittelalters ſtand auf dem Höhepunkt ſeiner Macht und fand an dieſen jugendlichen Nationen ſeine willigſten Diener; das Geſetz der Kirche beherrſchte ſie gleichmäßig, die Völker wie die Individuen, es gab ihrem Gemüthe dieſelbe Richtung, ihrer geiſtigen Bildung dieſelbe Phyſiognomie. Nicht wie die Italiener durch die Erinnerungen einer früheren Cultur gebunden, in der Jugend ihrer Entwicklung und durch eine gewiſſe gemeinſame Naturanlage zu Extremen geneigt, vermochten ſie ſich, neben aller noch herrſchenden moraliſchen Rohheit, mit der naivſten Begeiſterung dem überſinnlichen Zuge des katholiſchen Chriſtenthums hinzugeben. Die einſeitige Aufregung des idealiſtiſchen Sinnes, welche durch die Lehren des katholiſchen Dogma bewirkt wurde, dieſelbe Richtung der Phantaſie auf das Ideal eines überirdiſchen Jenſeits, die ſich in der Askeſe bis zum welt- und naturfeindlichſten Fanatismus ſteigerte, dieſe war recht eigentlich die Urheberin und die

Seele des gothiſchen Stils. Wie die geſammte Cultur, ſo trug auch dieſer Stil bei den nordiſchen Völkern der damaligen Zeit im Weſentlichen ganz die nämlichen Züge. Die Verſchiedenheiten, die er bei ihnen zeigte, betreffen nicht ſein inneres Weſen; jedenfalls ſind ſie an Bedeutung nicht zu vergleichen mit den abweichenden Eigenthümlichkeiten in der Geſtaltung der italieniſchen Gothik. Der Stil der nordiſchen iſt weder ſtreng franzöſiſch, noch ſtreng deutſch oder engliſch — dieſe nationalen Unterſchiede hatten ſich überhaupt noch nicht ſcharf ausgeprägt — das Mittelalter, der Katholicismus iſt ſein Charakter.

Rein und vollkommen erſcheint dieſer Stil nur in den Formen der Architektur ausgeſprochen. Jene gewaltigen Dome, welche das Mittelalter dem Cultus ſeines transſcendentalen Idealismus errichtete, ſind ohne Zweifel die höchſten Hervorbringungen deſſelben im Gebiete der Kunſt, das vollſtändigſte Symbol ſeiner Sinnesweiſe. Sculptur und Malerei, die ſich während der romaniſchen Periode ziemlich ſelbſtändig entwickelt hatten, treten zu der Architektur des gothiſchen Stils in das Verhältniß der völligſten Dienſtbarkeit. Als ornamentales Beiwerk derſelben ſchon räumlich an einer freien Entfaltung verhindert, die Malerei ungleich mehr als die Sculptur, ſind ſie in ihrer Formenbildung durch die eigenthümlichen Geſetze dieſer Architektur auf das weſentlichſte bedingt. Auch wo ſie von derſelben äußerlich unabhängig auftreten, macht ſich der Einfluß dieſer Geſetze noch geltend. In dem ſtereotypen Charakter ihrer eigenthümlich geſchwungenen Linien, die gegen die ruhigeren Formen der romaniſchen Bildwerke merkwürdig contraſtiren, in der ſchlankeren Bildung ihrer Geſtalten giebt ſich ein ähnliches Formengefühl kund, wie in dem Charakter der gothiſchen Bauweiſe. Unter der übermächtigen Herrſchaft dieſes architektoniſchen Princips waren ſie einem gewiſſen Manierismus von vornherein verfallen. Am meiſten wurde die Malerei ihren eigenthümlichen Lebensbedingungen entrückt; zur Zeit der höchſten Blüthe des gothiſchen Stils entbehrte ſie in der That jedes Strebens nach Individualiſirung und naturwahrem Ausdruck. Auch äußerlich am ungünſtigſten geſtellt, da ihr in den gothiſchen Kirchen nirgends eine ausgedehntere Fläche für monumentale Arbeiten geblieben war, erhob ſie ſich bekanntlich erſt ſpät, erſt am Ende des 14. Jahrhunderts, beſonders in der Kölner Schule zu einer ſelbſtändigen, ihrer Natur gemäßen Bedeutung.

Die Architektur iſt außer der Muſik die einzige Kunſt, deren äſthetiſche Formen in keiner Weiſe auf Naturnachahmung beruhen. Sie iſt, bedingt

zwar durch die Forderungen ganz realer Bedürfniſſe, dennoch neben jener in ihrer äſthetiſchen Erſcheinung die freieſte, von der Wirklichkeit unabhängigſte Hervorbringung der künſtleriſchen Phantaſie. Gewiſſermaßen kann daher ſchon der Umſtand allein, daß die eigenthümliche Geiſtesrichtung des Mittelalters ſich vollſtändig nur in der Architektur auszudrücken vermochte, dazu dienen, den idealiſtiſchen Charakter derſelben zu bezeichnen. In dem abſtracten Element architektoniſcher Formen fand ſie das geeignetſte Mittel zur Symboliſirung ihres Strebens nach jenem phantaſtiſchen Ideal eines myſteriöſen Jenſeits. Dieſes Ideal ſelbſt entzog ſich natürlich jeder wirklich künſtleriſchen Darſtellung.

Auch von der individuellen Perſönlichkeit des Künſtlers iſt keine Kunſt ſo wenig abhängig als die Architektur. Wir pflegen in ſo prägnantem Sinne, wie wir von dem Stile eines beſtimmten Bildhauers oder Malers reden, nicht auch, oder nur in ſeltenen Fällen, von dem Stile dieſes oder jenes Architekten zu ſprechen. Immer ſind es gewiſſe allgemeine Ideen, Gedankenrichtungen, von denen ganze Völker und Epochen beherrſcht werden, wodurch ſich der Charakter großer Bauwerke vorzugsweiſe beſtimmt. Im höchſten Grade beſitzt die gothiſche Architektur den Charakter einer ſolchen monumentalen Allgemeinheit. Nirgends tritt in ihr, in keinem nur einigermaßen bedeutſamen Zuge die Regung einer beſtimmten künſtleriſchen Perſönlichkeit hervor. Man hat auf die Bedeutung der handwerksmäßigen Technik in der gothiſchen Bauweiſe aufmerkſam gemacht, wie dieſe nicht ſelten mit einer gewiſſen Prätenſion hervortrat, wie es bei der Ausführung gothiſcher Bauten weniger auf den Gedanken des einzelnen Baumeiſter als auf ſeine techniſche Virtuoſität und die ſeiner Arbeiter ankam. Dies iſt vollkommen richtig, nur darf man die bloß techniſchen Leiſtungen der Gothik, wie das von gewiſſen Gegnern derſelben geſchieht, nicht als das Bedeutendſte dieſer Bauweiſe anſehen wollen. Die Conception des Architekten und ſeine künſtleriſche Perſönlichkeit war allerdings nicht das Wichtigſte, und es iſt gewiß kein bedeutungsloſer Zufall, daß uns bei ſo vielen gothiſchen Domen der Name des Baumeiſters nicht überliefert iſt. Ein architektoniſcher Gedanke von künſtleriſchem Werthe war darum nicht minder vorhanden; er war aber in viel geringerem Grade, als dies in ſpäteren Zeiten der Fall iſt, das ſpecielle Eigenthum des einzelnen Künſtlers, er erſcheint vielmehr ganz nur als das Product der allgemeinen Lebensrichtung jener Zeit. Der geiſtige Urheber des Bauwerks war nicht eigentlich der Architekt, der es ausführte, ſondern eben jener kirchlich religiöſe Enthuſiasmus,

von welchem die Zeit beherrſcht wurde, jenes, ſeinem Urſprunge nach' ſtreng idealiſtiſche Princip der Hierarchie, neben welchem die einzelne Individualität kein Recht und keine Macht beſaß.

Wie verhielten ſich nun die Italiener dieſer Gothik gegenüber? Unmöglich konnten ſie ſich gegen dieſelbe gänzlich verſchließen; dafür war ſie ein zu gewaltiges Phänomen. Sie nahmen das nordiſche Weſen bei ſich auf, aber nicht ohne daſſelbe ihrer Eigenthümlichkeit gemäß zu machen. Im Allgemeinen läßt ſich ſagen, daß die denkwürdige Umgeſtaltung, die der gothiſche Stil bei ihnen erfuhr, in einer Ermäßigung ſeines ſtrengen und ernſten Spiritualismus beſtand. Dem Geſchmack des Italieners widerſprach die rigoriſtiſch gewaltſam der Höhe zuſtrebende Richtung, die den gothiſchen Bau in allen ſeinen Gliedern beherrſcht; man fühlte ſich beengt zwiſchen den dicht beiſammen ſtehenden Pfeilern, die dem Blick und der Empfindung ſich auszudehnen verwehrten. Das Geſetz der aufſteigenden Verticale wurde moderirt, der Körper des Gebäudes mehr in die Horizontale geſtreckt, die Pfeiler wurden weiter aus einander gerückt, die Bogen weiter geſpannt, der ganze Bau weiträumiger geſtaltet. Die Mauermaſſe, deren materielle Schwere die Gothik als einen Widerſpruch gegen ihr Princip empfunden, welche ſie deßhalb möglichſt beſchränkt und auf das mannigfaltigſte durchbrochen, gegliedert und in leichtes Maßwerk aufgelöſt hatte, — dies feſte Element des Baues ließ man wieder in breiteren Flächen hervortreten und gab ſo dem Ganzen eine ruhigere Wirkung. Die ſchlanken reich gegliederten Pfeiler werden mit einfacher, feſter gebildeten oder auch mit Säulen vertauſcht, und jene in der Regel wie dieſe mit Capitälen verſehen, um ihren jähen Wuchs in die Höhe des Gewölbes zu hemmen. Die Thürme, der bedeutendſte Ausdruck der nordiſchen Gothik, in dem ſich gleichſam die Summe aller nach oben ſtrebenden architektoniſchen Kräfte zuſammenfaßt, verlieren natürlich in der italieniſchen Gothik bei der Bevorzugung der Horizontale den Charakter eines wichtigen und weſentlichen Baugliedes. Sie wurden, wie in der romaniſchen Architektur, mit dem Bau entweder nur auf äußerliche Weiſe verbunden oder, was das Häufigere war, von demſelben ganz abgetrennt. Sie büßten ihren ſymboliſchen Charakter ein und behielten als Campanili, als Träger und Behälter der Glocken nur ihre urſprüngliche, praktiſche Bedeutung. An die Stelle der asketiſchen Erhabenheit und Majeſtät, welche dem Baue nordiſcher Kathedralen eigen iſt, trat in den italieniſchen ein gemilderter Ernſt, der die Heiterkeit irdiſchen Behagens nicht völlig unterdrückt.

Sinn und Gefühl werden nicht ſo gewaltſam nach oben geriſſen, ſie können ſich in den weiten Räumen mit einer gewiſſen feierlichen Ruhe verbreiten. Es waren eben nicht einzelne Aeußerlichkeiten, ſondern die weſentlichen Grundzüge des gothiſchen Stiles, welche verändert wurden. Man wird nicht behaupten können, daß die Werke, die aus dieſer Umgeſtaltung hervorgingen, den Charakter einer vollkommenen innern Einheit tragen, eine wirkliche Ausſöhnung des vertikalen und horizontalen Princips wurde nicht erreicht; aber es wäre blinde Parteilichkeit für die nordiſche Bauweiſe und äſthetiſcher Rigorismus, wollte man der italieniſchen Gothik deßhalb jede Berechtigung abſprechen. Wurde der gothiſche Stil im Süden einmal aufgenommen, ſo konnte er dem Schickſal jener Metamorphoſe unmöglich entgehen.

Die Gefühlsrichtung, welche dieſe Umwandlung hervorbrachte, befindet ſich zu der ſtreng mittelalterlichen in einem ſehr offenbaren Gegenſatz. Wer möchte ihre Aehnlichkeit mit derjenigen verkennen, auf welcher früher die Vorliebe für die Formen der romaniſchen Bauweiſe, für die Traditionen des Alterthums beruhte? Wer möchte verkennen, daß es dieſelbe iſt die ſich ſpäter, vollſtändig entwickelt, auf eigenthümliche und freie Weiſe in den heiteren, luftigen Räumen der Renaiſſancebauwerke kundgiebt?

Dieſe Sinnesweiſe mit ihrer deutlich ausgeſprochenen Empfänglichkeit für den Reiz der ſichtbaren Welt, offenbart ſich gleichzeitig in dem Streben nach einer ſelbſtändigen Ausbildung der Malerei und Sculptur, namentlich bei Giotto und der Piſaner Bildhauerſchule. Das ſelbſtändige Intereſſe für dieſe Künſte, welches nothwendig eine gewiſſe Freude an der ſinnlichen Erſcheinung vorausſetzt, iſt für die allgemeine künſtleriſche Stimmung ebenſo charakteriſtiſch, wie jenes ausſchließliche Intereſſe, welches man zu derſelben Zeit im Norden der Architektur zuwandte. Malerei und Sculptur wurden in Italien allmählig ſouverän und gewannen zuletzt auf den Charakter der Architektur im Zeitalter der Renaiſſance ſogar einen ſehr entſcheidenden Einfluß, der ſich vorzüglich in der ſchönen und reichen Entwicklung des decorativen Details, aber auch in der ganzen Compoſitionsweiſe zu erkennen giebt.

In der Zeit, wo die Gothik in Italien Eingang fand, um ſogleich jene eigenthümlich nationale Umbildung zu erfahren, hatte ſich die italieniſche Nation eben erſt als ſolche fühlen gelernt. Das Bewußtſein ihrer Eigenthümlichkeit hatte aber erſt angefangen ſich bedeutſam zu documentiren, namentlich in der Ausbildung der ſogenannten lingua volgare zu einer

neuen und ſelbſtändigen Literaturſprache. Nachdem bereits jene Poeten, die Kaiſer Friedrich II. in Palermo um ſich verſammelte, das Italieniſch zu dem Organ einer neuen Dichtungsweiſe erhoben und dieſem Beiſpiel im Verlauf des 13. Jahrhunderts manche Andere wie Guicinelli und Cavalcanti ſich angeſchloſſen hatten, war es bekanntlich Dante vor Allem, welcher der italieniſchen Sprache und damit dem Weſen des italieniſchen Volksthums zu einem bedeutenden Siege verhalf. Sein Entſchluß, die lateiniſchen Hexameter, in denen er das Inferno begonnen hatte, gegen italieniſche Terzinen zu vertauſchen, wirkte entſcheidend nicht bloß auf die weitere Entwicklung der italieniſchen Poeſie, ſondern auf die Geſtaltung der geſammten Cultur Italiens. Auf alle Gebiete des geiſtigen Lebens war Dante gerade durch die Energie ſeines eigenthümlich nationalen Charakters von weitgreifender Wirkung.

Wir deuteten ſchon oben darauf hin, wie Dante, auf der Grenzſcheide der beiden großen Culturperioden des Mittelalters und der neueren Zeit, die Elemente beider auf merkwürdige Weiſe in ſich verbindet. Der Inhalt ſeiner divina comedia iſt ein ganz phantaſtiſcher, aber in der Behandlungsweiſe herrſcht der entſchiedenſte Realismus. Die Schärfe ſeiner Charakteriſtik, die ſinnliche, greifbare Deutlichkeit in der Darſtellung ſeiner Viſionen, das Draſtiſche ſeiner Gleichniſſe, der Reichthum an Beobachtungen der Natur und der ganzen äußeren Welt, das Vergnügen der Empirie, die Wahrheit der Seelenſchilderung, die individuelle Urſprünglichkeit der Auffaſſungsweiſe — dies alles ſind Dinge, welche dem Geiſt des Mittelalters fremd waren. Das Entſchiedene, Klare und Beſtimmte, das ſinnlich Anſchauliche auch bei idealen Vorſtellungen, das maleriſch Plaſtiſche, was dem poetiſchen Stil Dante's als ein recht italieniſcher Charakterzug eigenthümlich iſt, wie ſeltſam contraſtirt es gegen jene Poeſie des Ahndungsvollen, dunkel Geſtaltenloſen, die auf die Phantaſie des mittelalterlichen Nordens einen ſo großen Reiz ausübte! Gewiß war es zum nicht geringſten Theil dieſe maleriſche Beſtimmtheit in dem Stil der divina comedia, welche neuere Künſtler ſo vielfach zu bildlichen Darſtellungen ihres Inhalts aufgefordert hat. Zu Dante's Zeit und während der ganzen Periode der Renaiſſance hat die bildende Kunſt ihre Gegenſtände zwar nur ſehr ſelten dem Dichter unmittelbar entlehnt; aber die Einwirkungen ſeines Geiſtes, ſeiner eigenthümlichen Anſchauungsweiſe laſſen ſich bis zu den Werken Raſaels und Michelangelo's verfolgen. Bei Giotto, deſſen Ruhm der Dichter ſelbſt verkündigte und der zu einer Stelle des Paradieſes in

einem Bilde der Kirche S. Francesco zu Aſſiſi eine directe Illuſtration gegeben hat, zeigt ſich der Einfluß Dante's in mannigfacher Weiſe nicht bloß in den epiſchen Anlagen ſeiner gedankenreichen cycliſchen Compoſitionen, ſondern ganz entſchieden auch in der Beſtimmtheit der Darſtellung, in der Deutlichkeit, womit er ſelbſt ganz allegoriſche Vorgänge anſchaulich zu machen weiß. Naturwahrheit in dem üblichen Sinn erſtrebte Giotto noch nicht, zu einer realiſtiſchen Durchbildung der Körperformen machte er noch keinen Verſuch; aber in der lebendigen Art der Schilderung des Geſchehenden, der Begebenheit, in der charakteriſtiſchen Haltung und Bewegung der Geſtalten, in dem ſprechenden Ausdruck der Geberden zeigen ſeine Werke im Vergleich mit denen der früheren Periode unzweifelhaft einen höchſt bedeutenden Fortſchritt. Während die Malerei bis zu ihm, auch in ihren beſten Werken, von den traditionellen Typen und Geberden kaum merklich abweicht, das objective Geſetz der Tradition im Allgemeinen nicht antaſtet und ſich darauf beſchränkt die Formen der Ueberlieferung im Sinne der Ueberlieferung zu beleben, macht ſich bei Giotto zuerſt eine entſchiedene Eigenthümlichkeit der Auffaſſung geltend. Er fängt an, mit eigenen Augen zu ſehen; er ſtellt Figuren und Situationen dar, nicht wie die Tradition von Jahrhunderten ſie vorſchrieb, ſondern wie er ſelbſt ſie dachte und ſchaute, wie ſie ihm die Beobachtung der Wirklichkeit und des gegenwärtigen Lebens an die Hand gab. Er überſetzte die traditionelle Sprache der Malerei in das volksthümliche Italieniſch und iſt auch in dieſem Punkte Dante vergleichbar; rimutò l'arte del dipingere di greco in latino e ridusse al moderno *) Aehnlich verhält es ſich in der Sculptur mit Giovanni Piſano.

Das Hervortreten des Perſönlichen, wie wir es namentlich in den Werken Dante's und Giotto's gewahren, hat die Bedeutung eines geſchichtlichen Ereigniſſes. Man iſt erſtaunt, wenn man die vorangehenden Zeiten des Mittelalters überblickt, wie innerhalb des geiſtigen Lebens jedwede individuelle Regung von der Gewalt eines ideellen Despotismus ſo völlig hatte unterdrückt werden können. Nur ſehr allmählig löſten ſich aus der großen, von einem gemeinſamen Culturgeſetz faſt gleichmäßig beherrſchten europäiſchen Völkermaſſe die einzelnen Nationalitäten los. In Italien

*) Cennino in ſeinem Trattato, Cap. 1., nach Schnaaſe. Das „Latino" bedeutet „Italieniſch"; unter dem „Greco" iſt der Stil vor Giotto zu verſtehen, der wegen ſeiner Verwandtſchaft mit dem byzantiniſchen ſo bezeichnet wurde. S. Schnaaſe, Geſchichte der bild. Kſte. 7. 272.

ſahen wir nun mit dem volksthümlichen zugleich auch das ganz perſönliche Element in einzelnen großen Erſcheinungen zur Geltung gelangen. Welchen Reichthum bedeutender Namen, eminenter Charaktere bringt die nächſte Folgezeit in dem geſegneten Lande hervor! Der Name Dante's ſteht an der Spitze derſelben gleichſam wie ein vorbildlicher Typus der perſönlichen Größe. Sein Portrait mit dem Ausdruck einer mächtigen Natur und eines ebenſo mächtigen Willens bildet den Anfang jener großen Reihe bedeutender Charakterköpfe der Renaiſſance. Wie das Gefühl der Perſönlichkeit in ganz modernem Sinne in ihm lebendig war, bezeugen am deutlichſten ſeine Selbſtbekenntniſſe in der vita nuova; ſchon das Bedürfniß, ſolche zu machen iſt ein Beweis dafür. Späterhin ſind vollſtändige Selbſtbiographien nichts Seltenes.

Unter den mannigfachen Erſcheinungen, in denen ſich uns die Reaction dieſer Zeit gegen das Ideal des Mittelalters kundgab, werden wir das Auftreten des perſönlichen Elementes als das eigentliche Grundphänomen betrachten müſſen, ſowohl in der Kunſt dieſer Zeit, als in der geſammten Cultur derſelben. Man hat der letzteren ſehr bezeichnend den Namen Humanismus gegeben. Die menſchliche Natur, die während des ganzen Mittelalters zu keinem wirklichen Selbſtgefühle gelangt war, gewahrte und entdeckte gleichſam ſich ſelbſt, und damit zugleich die umgebende Welt; das Verdammungsurtheil, welches das Mittelalter über jene wie dieſe ausgeſprochen, wurde vernichtet, die menſchliche Perſönlichkeit, die Subjectivität in ihre Rechte eingeſetzt. So excluſiv die geſellſchaftliche Stellung der eigentlichen „Humaniſten" war, das Princip des Humanismus durchdrang die ganze Exiſtenz der damaligen Zeit; wir ſehen ein Geſchlecht vor uns, welches, des Phantaſtiſchen entwöhnt, bewegt wird von recht menſchlichen Intereſſen, das nicht mehr entſagen, ſondern genießen will, was „der Menſchheit zugetheilt iſt". Eine gewiſſe Ungebundenheit der Sitte iſt charakteriſtiſch für die ganze Zeit, ein gewiſſer Uebermuth des Lebens, ein Ungeſtüm der Kräfte, der ſich nicht ſelten bis zur Vermeſſenheit ſteigert. Das leidenſchaftliche Verlangen nach Anerkennung des perſönlichen Werthes ſpricht ſich nirgends ſtärker aus als in den Kreiſen der Humaniſten ſelbſt. Die Idee des Ruhmes, der Sinnesweiſe des Mittelalters fremd, der Begriff jener famae immortalis gloria, wie ſie der Sehnſucht Petrarca's vorſchwebte, war weſentlich ein Product der humaniſtiſchen Lebensrichtung. Es war der dem Mittelalter fremde Glaube an die Macht und Würde der menſchlichen Natur, worauf das Pathos dieſes

humaniſtiſchen Selbſtgefühles, welches ſich freilich häufig genug in verwerfliche Eitelkeit verirrte, als auf ſeinem idealen Grunde beruhte, jener Glaube, aus welchem das für den ganzen Humanismus charakteriſtiſche Streben nach einer freien, ebenmäßigen und univerſellen Entwicklung des menſchlichen Vermögens hervorging. Eines der ſchönſten Zeugniſſe für dieſe ideale Tendenz des Humanismus iſt die Rede des edeln Picus von Mirandula über die Würde des Menſchen, und mit Recht wird die folgende Stelle derſelben als beſonders bedeutſam ausgezeichnet:*) „Ich ſchuf dich, ſpricht der Schöpfer zum Menſchen, als ein Weſen weder himmliſch noch irdiſch, weder ſterblich noch unſterblich, allein, damit du dein eigener freier Bildner ſeieſt. Du kannſt zum Thiere entarten und zum gottähnlichen Weſen dich wieder gebären. Die Thiere bringen aus dem Mutterleibe ihr fertiges Weſen mit, die Engel ſind von Anfang an, was ſie in Ewigkeit bleiben werden — du allein haſt eine Entwicklung, ein Wachſen nach freiem Willen, du haſt die Keime eines allartigen Lebens in dir."

Die Selbſtbefreiung des menſchlichen Geiſtes von den Anſchauungen des Mittelalters vollzog ſich hier in Italien nicht, wie ſpäter in Deutſchland, in einem directen Widerſpruch gegen das kirchliche Princip; jedenfalls deßhalb, weil man die Macht deſſelben hier niemals in ihrer ganzen Stärke empfunden hatte. Man entzog ſich den Banden der kirchlichen Autorität ohne ſie ernſtlich zu bekämpfen. Späterhin wurde die Kirche ſelbſt von der humaniſtiſchen Bewegung ergriffen und gerieth ſo, da ſie ihr Princip äußerlich aufrecht zu erhalten ſtrebte, mit ſich ſelbſt in einen unheilvollen Zwieſpalt. Die geiſtlichen Intereſſen waren ermattet ſchon ſeit dem Beginn des 14. Jahrhunderts, das Anſehn der Kirche, ſchon damals erſchüttert, ſank völlig dahin während jenes verhängnißvollen Exiles der Päpſte in Avignon. Man wendete ſich entweder gleichgültig von der Kirche ab oder bekämpfte ſie, wie Poggio in der Facezien, mit der Waffe des Witzes. An eine ideelle Verſöhnung mit derſelben, wie ſie der Humanismus gegen Ende des 15. Jahrhunderts erſtrebte, dachte man zunächſt nicht. Die Kunſt behandelt zwar fortwährend kirchliche Gegenſtände, aber das ſpecifiſch katholiſche Gefühl verflüchtigt ſich zuſehends. Schon die Bilder Giotto's haben nach dem oben Geſagten keinen eigentlich hieratiſchen Charakter mehr; ſie ſind nicht mehr bloße

*) S. Burckhardt, Cultur der Renaiſſance. S. 132.

Symbole eines überſinnlichen Dogma, die künſtleriſche Erſcheinung hat bereits eine ſelbſtändige Geltung gewonnen, menſchliches Gefühl, menſchliches Pathos beſeelt die Geſtalten. Es humaniſiren ſich die kirchlichen Vorſtellungen gleichzeitig mit dem Erwachen des eigentlich künſtleriſchen Triebes in Sculptur und Malerei, ſie werden vielmehr humaniſirt weſentlich durch dieſen Trieb, der nicht mehr bloß andeuten und ſymboliſiren, ſondern darſtellen will. Die Erſcheinung wird zur Hauptſache, ſie ſoll nicht mehr wie früher, ein bloßes Erinnerungsmittel ſein für etwas Unausgeſprochenes, Transſcendentes, ſie ſelbſt ſoll intereſſiren mit dem, was an und in ihr iſt. Das Element der Körperlichkeit gelangt zu ſelbſtändiger Würde, die menſchliche Geſtalt, als das vornehmſte Object der bildenden Kunſt, dieſe ſelbſt mit all der Armuth, Größe und Schönheit, die ſich in ihr offenbaren kann, nichts derſelben Jenſeitiges, iſt Zweck und Gegenſtand der Darſtellung. So befreit ſich die Kunſt, indem ſie nur das will, was ihres Weſens iſt, innerlich aus dem Dienſte der Kirche, und ihre Werke, auch diejenigen, deren Stoff durch kirchliche Vorſtellungen gebildet wird, nehmen nur ein künſtleriſches, kein dogmatiſches Intereſſe mehr in Anſpruch. Die Gebilde der religiöſen Phantaſie, hören in der That auf, im eigentlichen Sinne Gegenſtände des Glaubens zu ſein, ſobald die Kunſt ſie mit dem vollen Glanz der ſinnlichen Erſcheinung umgiebt, ſie verlieren den Schein einer transſcendenten Realität in dem Augenblick, wo ſie eine wirklich künſtleriſche erlangen. Sie werden dadurch zu etwas ganz Anderem, aus übernatürlichen Idolen, die keine wirkliche Sympathie in der Bruſt ihrer Verehrer erwecken, zu menſchlichen Idealen, zu Gegenſtänden unſrer Liebe, unſrer Sehnſucht und Begeiſterung. Sie ſteigen herab aus dem abſtracten Himmel ihrer geiſterhaften Exiſtenz, von ihren Bildern verſchwindet der Goldgrund, auf welchem ſie in ihrer Beziehungsloſigkeit zu allem Irdiſchen dem Auge des Gläubigen erſchienen waren, ſie nehmen Körper und ſinnliche Geſtalt an und betreten den Schauplatz dieſer Welt. Der Geiſt des Mittelalters erloſch in der erſten echt künſtleriſchen Verkörperung ſeiner Phantaſien, er entwich vor dem erſten Strahle wirklicher Kunſt.

Zunächſt äußerte ſich, wie wir bei Giotto ſahen, der neu erwachte künſtleriſche Trieb in dem Streben nach charakteriſtiſcher Lebendigkeit der Darſtellung. Noch weit energiſcher trat dieſes Streben hervor am Beginn des Quattrocento, eine erhöhte Empfindlichkeit für den Reiz der ſinnlichen Erſcheinungswelt geſellte ſich demſelben, das lebhafteſte Gefühl für die Bedeutung des körperlichen Momentes in der bildenden Kunſt. Mit einem

faſt leidenſchaftlichen Eifer warf man ſich nun auf das Studium der Natur und ſuchte die Geſetze der Erſcheinung, die Regeln der Perſpective, das Geheimniß der Anatomie zu ergründen. In dem Ausdruck aller Erſcheinungsformen, namentlich aber in der Durchbildung der menſchlichen Körperformen trachtete man jenen Schein der Wahrheit zu erreichen, durch den es allein möglich iſt, ergreifend auf die Phantaſie des Beſchauers einzuwirken. Bekanntlich richtete vorzüglich die Florentiner Plaſtik und Malerei jener Epoche ihre Kraft auf die Erreichung dieſes Zieles. In den Sculpturen Donatello's und ſeiner Schüler tritt uns das Streben nach realiſtiſcher Beſtimmtheit mit einer faſt ſchroffen Härte und Einſeitigkeit entgegen, während ſich in den Werken Ghiberti's mit der lebensvollen Wahrheit des Vortrags ſchon ein bewunderungswürdiger Schönheitsſinn verbunden zeigt. Die Fresken Maſaccio's und Benozzo Gozzoli's ſchildern uns Gegenſtände der heiligen Geſchichte ganz in dem Coſtüm und Geiſt ihrer Zeit. Den Schauplatz bilden die Hallen florentiniſcher Kirchen, die Gemächer florentiniſcher Paläſte, die Gärten bei florentiniſchen Villen. Wie ſehr aber unterſcheidet ſich dieſer, die ganze Kunſt des Quattrocento beherſcheude Realismus von dem verwerflichen einer ſinkenden Kunſtperiode! Gerade das Gegentheil bemerken wir hier von jener öden Empfindung, die uns aus den Naturnachahmungen einer ſolchen Periode oft mit ſo froſtiger Nüchternheit anſpricht. Die friſcheſte Luſt an der Natur und menſchlichen Exiſtenz, eine erquickende Freudigkeit und Kraft des Gefühles erfüllt dieſes realiſtiſche Streben und erhebt ſich in vielen glücklich gelungenen Werken zu einer eigenthümlich feſtlichen Stimmung, in der bald das Würdevolle bald das Heiter-Anmuthige ſtärker hervortritt. Den anziehendſten Ausdruck hat dieſe poetiſche Stimmung vielleicht in jenen berühmten Fresken Benozzo's im Campo Santo zu Piſa gefunden. Auch das eigentlich Aeſthetiſche, das Gefühl für die Schönheit der Formen zeigt ſich bei dieſem liebenswürdigen Meiſter, ähnlich wie bei Ghiberti, in hohem Grade entwickelt.

Ohne Zweifel macht ſich der Einfluß der Antike auf das bildneriſche Gefühl der Renaiſſance ſchon jetzt in vereinzelten Fällen bemerkbar, doch aber nicht in einem ſolchen Grade, daß man ſagen könnte, er ſei von vornherein für die Entwicklung deſſelben von entſcheidender Bedeutung geweſen. Wir ſehen, Malerei und Plaſtik entwickeln ſich vollkommen ſelbſtändig und originell. Abhängiger von den Vorbildern der Antike erſcheint, wie wir ſehen werden, die Architektur der Renaiſſance.

Lange vor dem künſtleriſchen Studium des claſſiſchen Alterthums war das literäriſche deſſelben erwacht. Die Humaniſten waren zu ihm durch eben das zurückgeführt worden, was in ihrer Sinnesweiſe gegen das Mittelalter proteſtirte. Bei den Claſſikern des Alterthums fanden ſie das, was ſie ſuchten, eine edle, in ſchönen Formen ausgeprägte Geiſtescultur, im Gegenſatz zu der dunkeln Scholaſtik des Mittelalters eine helle, aus freier vorausſetzungsloſer Vernunft entſprungene Wiſſenſchaft, eine Poeſie, in der ſich ein bedeutendes weltliches Daſein ſpiegelte, die erfüllt war von echt menſchlichen Empfindungen. Zu dieſem geiſtigen Intereſſe kam noch das nationale hinzu. In der römiſchen Cultur, die man von der griechiſchen noch wenig zu unterſcheiden wußte, erblickte man den Urſprung der eigenen nationalen Entwicklung, die Erinnerung an das Alterthum war die Erinnerung an die alte Größe des eigenen Volkes.

Schon Dante hatte das Alterthum dem Bewußtſein der Zeit wieder nahe gerückt. Den Virgil, deſſen Name niemals aus dem Gedächtniß des Mittelalters verſchwunden war, erwählte er ſich zum Führer durch das Inferno und Purgatorio und nannte ihn ſeinen Meiſter im Geſang. Nach ihm verkündigte mit dem Enthuſiasmus der völligen Ueberzeugung Petrarca ſeiner Zeit das Evangelium der claſſiſchen Welt. Er war der erſte eigentliche Humaniſt. Seine lateiniſchen Poeſien, ſeine Briefe über das Alterthum waren bei den Zeitgenoſſen nicht minder bewundert als ſeine italieniſchen Dichtungen, an die jetzt bei der Nennung ſeines Namens meiſt ausſchließlich gedacht wird. Seine Verehrung des claſſiſchen Alterthums galt auch den Denkmälern der Kunſt. Ihm gehört das Verdienſt für die mit barbariſcher Gleichgültigkeit behandelten Ueberreſte derſelben das Intereſſe zuerſt wieder lebhaft angeregt und zur Pietät gegen ſie ermahnt zu haben. „Schämt ihr euch nicht, ſagt er zu den Römern, einen ſchändlichen Handel mit den Ueberbleibſeln zu treiben, die den Händen eurer barbariſchen Vorfahren noch entgangen ſind, und zu ſehen, daß ſogar die trägen Bewohner von Neapel ihre Stadt mit euren Säulen, mit den Standbildern und Grabmalen zieren, welche die Aſche eurer Vorfahren decken?“ *)

Auf das eifrigſte wurde nach dem Vorgange Petrarca's die ſogenannte neulateiniſche Dichtung von den Humaniſten gepflegt, und ſie ſelbſt rechneten

*) Hortat. ad. Nicol. Laurent bei Tiraboschi. Storia della lit. Ital, nach Roscoe, das Leben Leo X.

ſich dieſelbe zum höchſten Ruhme an. Für uns iſt dieſe Poeſie eigentlich nur inſofern von Intereſſe, als ſie in dem ganzen Zeitalter der Renaiſſance das einzige Beiſpiel einer wirklichen Imitation des claſſiſchen Alterthums bietet. In der Kunſt jener Zeit iſt die Abſicht einer ſolchen Imitation in keinem einzigen Falle zu bemerken, ſie hat die Antike niemals bloß nachgeahmt. Allerdings war für die Kunſt von vornherein kein ſo bedeutender Reichthum claſſiſcher Muſter vorhanden als für die Dichtung; die wichtigſten Auffindungen antiker Sculpturen erfolgten erſt unter Alexander VI. und Julius II. Man könnte daher in gewiſſem Sinne ſagen, der Mangel an bedeutenden claſſiſchen Vorbildern im Anfange der neuen Kunſtentwicklung ſei für ſie von Vortheil geweſen, er habe die Selbſtändigkeit derſelben begünſtigt. Aber in der That hätte die bildende Kunſt den Apoll von Belvedere und den Laokoon auch früher gekannt, die Bewunderung dieſer Werke würde ſie dennoch nicht zu dem Verſuche einer wirklichen Imitation der Antike verleitet haben, es war in ihr von Anbeginn eine zu originelle Kraft. Der energiſch productive Geiſt, der ſie von Anfang belebte, ſuchte nach einem ſelbſtändigen Ausdruck und hätte ſich der bloßen Nachahmung niemals bequemt. In den Dichtungen der Humaniſten kam ſo wenig, wie in ihren wiſſenſchaftlichen Arbeiten eine wirklich ſchöpferiſche Kraft der Nation zu Tage; es giebt manches geiſtvoll Gelungene unter den Nachahmungen der claſſiſchen Poeſie, aber von ſehr vielen derſelben läßt ſich mit Recht behaupten, was Papadopoli von Vida's Dichtungen ſagt: elegantissime et latinissime frigent. Während die bildende Kunſt einen durchaus volksthümlichen Urſprung hatte, war die geſammte humaniſtiſche Litteratur von vornherein das Product einer excluſiven Bildung. Lange blieben die Künſtler als Genoſſen des Handwerks den Humaniſten in geſellſchaftlicher Beziehung entſchieden untergeordnet; ſie behalten in ihren äußerlichen Verhältniſſen die frühere Einfachheit des zünftigen Weſens bis zu einem gewiſſen Grade auch dann noch bei, als ihre Kunſt bereits die Bahn einer höheren, über das Volksthümliche hinaus zu idealeren Zielen aufſteigende Entwicklung betreten hatte. Für die bildende Kunſt, mehr noch als für die Architektur liegen die befähigenden Eigenſchaften in Wahrheit ſehr weſentlich in der Eigenthümlichkeit der italieniſchen Volksnatur; nirgends erſcheint der Genius dieſes Volkes bedeutender als hier, in den Hervorbringungen ſeiner bildneriſchen Phantaſie. Die dichteriſche ſteht an intenſiver Kraft gegen dieſe ohne Zweifel zurück; denn weder von der Poeſie der Renaiſſancezeit, noch von irgend einer ſpäteren italieniſchen

Dichtung läßt ſich ſagen, daß ſie eine gleiche Höhe der Claſſicität erreicht habe, wie die Malerei und Sculptur des Cinquecento.

Einen ſehr ſpeciellen Einfluß hat die humaniſtiſche Literatur, wie ſich erwarten läßt, auf die bildende Kunſt Italiens nicht ausgeübt. Im Allgemeinen mußte der Hauch eines freieren Geiſteslebens, der von ihr ausging, allerdings auch der freieren Entfaltung der Kunſt zu gute kommen, und durch ihren formellen Charakter, durch die claſſiſche Eleganz ihres Stils hat ſie gewiß dazu beigetragen, das äſthetiſche Gefühl überhaupt, insbeſondere das Intereſſe für die Schönheit auch künſtleriſcher Formen zu ſteigern, wie ohne Zweifel in der Literatur der Reformation die Vernachläſſigung des Formellen, der Mangel des äſthetiſchen Intereſſes für die Entwicklung der deutſchen Kunſt nachtheilige Folgen hatte. Mehr innerlicher Art war die Einwirkung des literariſchen Humanismus auf die Kunſt in Italien erſt zu der Zeit, als er ſich in der Akademie zu Florenz dem idealen Zuge der platoniſchen Philoſophie mit Vorliebe hingab. Etwa um dieſelbe Zeit tritt in den Werken Pulci's und Bojardo's, ſpäter in denen Arioſts, nach der ziemlich langen lateiniſchen Periode wieder eine eigenthümlich italieniſche Dichtung hervor. Merkwürdiger Weiſe jedoch zeigt dieſe durchaus keine innere, geiſtige Beziehung zu der bildenden Kunſt der Renaiſſance. Weder finden wir bei ihr jenen jugendlich friſchen Realismus, wie er uns aus den Bildwerken des Quattrocento anſpricht, noch jenen großen idealen Sinn, den wir an den Meiſtern der Blüthezeit bewundern. Dieſe Dichtungen ſind nicht viel mehr als ein heiteres, leichtes, ungebundenes Spiel der Phantaſie; ſie dienten hauptſächlich nur dem Zweck einer geiſtreichen Unterhaltung, wie die glänzende Geſellſchaft an den Höfen zu Florenz und Ferrara ſie liebte. Es ſpiegelt ſich in ihnen die geſellige, äſthetiſche angeregte Stimmung dieſer vornehmen Kreiſe. Aber ſchon inſofern ſind ſie von großem Intereſſe; denn der Charakter dieſer erlauchten Geſellſchaft iſt in vielfacher Rückſicht für die Cultur der Renaiſſance von typiſcher Bedeutung. Die kleinen italieniſchen Dynaſtien, die ſich ſeit dem 14. Jahrhundert entweder conſolidirt oder neugebildet hatten, wurden nach und nach zu ebenſo vielen Mittelpunkten jener humanen Bildung und feinen Sitte, von der uns Caſtiglione in ſeinem Cortegiano ein ſo claſſiſches Bild hinterlaſſen hat. Die freie Entwicklung des individuellen Lebens haben ſie von Anfang herein in hohem Grade begünſtigt und herausgefordert. Sie waren größtentheils durch Männer begründet, die, nicht auf das Anſehen einer Tradition geſtützt, ihre Würde ſich lediglich durch perſönliche

Energie und Intelligenz erwarben. Das Beiſpiel ſolchen Gelingens mußte den Ehrgeiz erwecken auf dem politiſchen ſowohl wie auf andern Gebieten geiſtiger Thätigkeit, und je weniger es in jenen Staaten dem Einzelnen ſchwer fiel, ſich auszuzeichnen, um ſo lebhafter entzündete ſich der Wetteifer der Kräfte. Dieſe freie Bewegung des Lebens war es denn auch, in welcher ſich die Kunſt immer reicher entfaltete. Hochſinnige Fürſten ſuchten einen Ruhm in der Förderung und Pflege derſelben. Ihre Gunſt erhob die Künſtler in ſocialer Beziehung zu einer höheren Stufe, zu einem gewiſſen ariſtokratiſchem, der Idealität ihres Berufes angemeſſenen Rang, und die Ehren, die man denſelben erwies, die großen Aufgaben, die ihnen geſtellt wurden, verfehlten nicht, das Wachsthum ihrer Kräfte zu ſteigern. Man darf den Werth einer ſolchen Auszeichnung nicht zu gering anſchlagen. Die gleichzeitige deutſche Kunſt entbehrte derſelben, und zu den mancherlei Umſtänden, welche ſie damals zu keiner wirklichen Vollendung gelangen ließen, iſt gewiß auch der mit zu rechnen, daß ſie in dem beſchränkten Kreiſe des Bürgerthums jener Zeit, in dem ſie ſich faſt ausſchließlich bewegte, keine bedeutende Aufmunterung, für ein höheres Streben, kein entgegenkommendes Verſtändniß fand. Die italieniſche Ariſtokratie und die Kunſtblüthe jener Zeit gehören ſehr weſentlich zu einander. Nur in beiden zuſammen vollendet ſich das glänzende Bild der Renaiſſance. Die Beziehung zu dem volksthümlichen Boden, aus welchem beide entſproſſen waren, wurde nicht völlig gelöſt, wie hoch ſie ſich auch über denſelben erhoben. Am nächſten berührte ſich, wie es ſcheint, der ariſtokratiſche Geiſt mit dem volksthümlichen in jenem äſthetiſchen Elemente, welches die ganze Athmoſphäre des damaligen Lebens durchdrang. Keine andere Zeiſt iſt an großen öffentlichen Feſten ſo reich wie dieſe, und meiſt waren es jene fürſtliche Machthaber ſelbſt, von denen die Veranſtaltung derſelben ausging. Durch glänzende Maskeraden und Schaugepränge wiſſen ſie die bewegliche Phantaſie des Volkes zu vergnügen, und bekannt ſind die Lieder Lorenzo Magnifico's, die man bei Gelegenheit ſolcher Feſte zu ſingen pflegte. Das Wohlgefallen an einer anmuthigen und reichen Ausſchmückung des Lebens war allgemein. Auch in der Tracht jener Zeit, wie wir ſie aus den Bildern eines Ghirlandajo und Benozzo Gozzoli kennen lernen, verräth ſich der allgemein herrſchende Schönheitsſinn; ſelbſt das gewöhnlichſte Geräth zeigt geſchmackvolle Formen. Straßen und Märkte ſchmückten ſich, wie im Zeitalter des Perikles, mit prachtvollen Denkmälern der Kunſt, die Städte wetteiferten unter einander in glänzenden Bauunternehmungen.

Dieſe äſthetiſch weltliche Richtung der Zeit, die wir als die herrſchende betrachten dürfen, ſie iſt es weſentlich, worauf der Unterſchied dieſer Zeit vom Mittelalter und ihre Verwandtſchaft mit dem griechiſch-römiſchen Alterthume beruht. Der Zug dieſer innern Verwandtſchaft war es, wie wir ſahen, der im Humanismus zuerſt zu einem ausdrücklichen Studium, einer eifrigen Nachahmung des letzteren antrieb. Welches iſt nun, etwas näher betrachtet, das Verhältniß der Kunſt zum claſſiſchen Alterthum?

Am früheſten und auffälligſten zeigt ſich der Einfluß der Antike im Gebiet der Architektur. In Einzelheiten, aber auch nur in ſolchen, gewahren wir hier eine ſehr directe Nachbildung claſſiſcher Muſter. Von dem Ganzen der antiken Bauweiſe gab es noch keine ſo vollkommene Vorſtellung, wie wir ſie gegenwärtig auf Grund eingehender kunſtgeſchichtlicher Studien beſitzen; aber auch in dem Umfang, in dem eine ſolche vorhanden war, wurde ſie nicht unmittelbares Vorbild der Architektur; ſchon das einfach praktiſche Bedürfniß der modernen Zeit machte dies unmöglich. Indem nun der Geiſt der Renaiſſance die Anforderungen dieſes Bedürfniſſes zu einer künſtleriſchen Aufgabe erhob, entſtand eine Compoſitionsweiſe, welche ſich der Antike zwar in weſentlichen Einzelheiten anſchließt, auch die allgemeine Idee eines gewiſſen architektoniſchen Rhythmus von derſelben ſich aneignet, ihr aber dennoch, was die Erfindung des Ganzen betrifft, unabhängig gegenüberſteht. Sehr frei verfuhr man in der baulichen Anordnung der von der Antike entlehnten Formen, ohne jedoch in die Willkür eines bizarren Eklekticismus zu verfallen, und obwohl man nicht nach einem ſtrengen architektoniſchen Organismus ſtrebte, ſo wußte man dennoch in den räumlichen Verhältniſſen meiſt die glücklichſte Harmonie hervorzubringen. Man war nicht ſo ſehr auf die innere logiſche Conſequenz des baulichen Syſtems als auf das bedacht, was in den äußern Formen deſſelben dem Auge wohlgefällt. In der antiken Bauweiſe trifft das organiſch Zweckmäßige mit dem künſtleriſch Wohlgefälligen ſtets auf bewunderungswürdige Weiſe zuſammen, das Nothwendige iſt zugleich auch das Schöne, und weſentlich hierin beruht der claſſiſche Charakter der griechiſchen Architektur. In der Gothik dominirt das logiſche Princip nicht ſelten auf Koſten des äſthetiſchen; die architektoniſche Vernunft ſieht ſich hier faſt immer befriedigt, gewiß nur in den ſeltenſten Fällen findet ſie eine bauliche Inſonſequenz zu tadeln, wohl aber wird das Gefühl, welches Schönheit verlangt, häufig genug durch die ſchroffe Härte und Strenge der Formen, namentlich in der Ornamentik, verletzt. Es hängt dieſer Mangel wie jener Vorzug mit der

Sinnesweiſe, aus welcher die Gothik hervorging, auf das engſte zuſammen. In der Architektur der Renaiſſance zeigt ſich nun gerade umgekehrt das, was in dem gothiſchen Bauſtil mangelhaft iſt, als ſehr vollkommen, was in demſelben vollkommen genannt werden muß, als unzureichend ausgebildet. So erfüllt auch die Renaiſſance ihrerſeits die Anforderungen des architektoniſchen Ideales nicht ſo unbedingt wie der Stil der Antike. Die künſtleriſche Phantaſie des Architekten überhebt ſich, in der Luſt ihres freien Schaffens, in ihrem fröhlichen Streben nach Schönheit nicht ſelten der Mühe des ſtrengen Motivirens; manche der Bauformen, die ſie der Antike entlehnt, wird nur ihres äſthetiſchen Reizes wegen angewendet, der Art, daß ſie die bauliche Function, die urſprünglich in ihr ausgedrückt iſt, nur noch ſcheinbar vollzieht. Das Ornament, das auch die Antike bei weitem freier behandelte als die Gothik, entwickelt ſich in der Renaiſſance oft in ſo ungebundenem Reichthum, daß die conſtructiven Formen dem Auge faſt zu verſchwinden drohen. In dieſem Uebergewicht des Decorativen äußert ſich hauptſächlich, wie wir oben bemerkten, der Einfluß des maleriſch-plaſtiſchen Princips, welches in der Kunſt der Renaiſſance die Herrſchaft führt. Und dieſes Princip iſt es denn auch vornehmlich, wodurch jenes perſönliche Element, das in der geſammten Cultur der Zeit ſo bedeutſam hervortritt, einen Zugang findet in das Bereich der Architektur, mit deſſen Geſetzen es eigentlich nur wenig verträglich iſt. Aber noch zeigt es ſich maßvoll genug, und bleibt während der ganzen Periode der Renaiſſance in ſeinem Streben nach individueller Nüancirung der baulichen Formen weit entfernt von jenen Ausſchweifungen in welche ſich ſpäter der ſogenannte Rococoſtil verirrte. Allerdings aber war die Möglichkeit zu dieſer Verirrung, die ſchließlich eine völlige Auflöſung der architektoniſchen Geſetze zur Folge hatte, von dem Augenblick an vorhanden, wo in der Baukunſt der Renaiſſance das individuelle Moment eine bedeutende Geltung erlangte.

Noch weniger als in der Architektur der Renaiſſance offenbart ſich in ihrer Plaſtik eine entſchiedene Abſicht, die antiken Bildungen zu regeneriren. So unverkennbar an der berühmten Thüre Ghiberti's, der koſtbaren Zierde des Florentiner Battiſteriums, gewiſſe Formen, namentlich manche Motive der Gewandung an die Antike erinnern, ſo unzweifelhaft originell iſt die geſammte Schönheit der einzelnen Figuren und die ganze Art der Compoſition. Für die letztere, welche das maleriſche Princip der Perſpective in die Reliefdarſtellung aufgenommen, iſt in der Plaſtik des Alterthums kein einziges Vorbild aufzufinden. Nur wenig von antikem Einfluß wird

man in den anmuthigen Reliefs Luca della Robbias entdecken können, deren Vorzüge weſentlich auf naiver Naturbeobachtung beruhen. Völlig außer Bezug aber zur Antike ſtehen die herb realiſtiſchen Sculpturen Donatello's und ſeiner Schüler.

In der florentiniſchen Malerei des Quattrocento verhält es ſich ähnlich. Auch hier iſt, wie wir ſahen, der Realismus das Vorherrſchende. Am erſten ſind vielleicht vereinzelte Nachahmungen der antiken Bildungsweiſe bei Luca Signorelli zu finden; doch beruht ohne Zweifel gerade das Bedeutendſte in ſeinen Werken, die nahezu vollendete Darſtellung des Nackten, in der Hauptſache auf dem unmittelbaren Studium der Natur. Antike Formen zeigen ſich auf den Bildern dieſer Epoche häufig nur in dem architektoniſchen Beiwerk. Wo man ſich, was im 15. Jahrhundert noch ziemlich ſelten geſchieht, neben dem chriſtlichen Stoffen Gegenſtände der antiken Mythe und Allegorie zum Vorwurfe nimmt, überträgt man auch auf dieſe die realiſtiſche Darſtellungsweiſe, und es wird auf das deutlichſte fühlbar, wie es weit weniger die noch vorhandene Unzulänglichkeit des künſtleriſchen Vermögens als vielmehr der Charakter der künſtleriſchen Abſicht iſt, worauf der Abſtand von der Antike beruht. Sandro Botticelli, einer der Erſten, der Gegenſtände der genannten Art in die Malerei der Renaiſſance einführte, vereinigt in ſeinem Venusbild in den Uffizien mit einem feinen Realismus der Darſtellung den Reiz einer gewiſſen novelliſtiſch-märchenhaften Poeſie; von mythologiſch antikem Charakter iſt in dieſem Bilde ebenſo wenig zu finden als in den Darſtellungen Pollajuolo's aus dem Leben des Herakles. In dem allegoriſchen Bilde Botticelli's, welches die Verleumdung nach einem von Plinius beſchriebenen Gemälde des Apelles darſtellt, erſcheint die realiſtiſche Manier deſſelben ſogar in das Bizarre geſteigert.

In der Schule von Padua wurde das Studium der alten Sculpturen allerdings mit der größten Sorgfalt gepflegt. Aber auch hier iſt es nicht das ideale Princip der Antike, worauf man ſeine Aufmerkſamkeit richtete. Was man hauptſächlich an dieſen Sculpturen nachzuahmen ſtrebte, war die plaſtiſche Beſtimmtheit und Modellirung der Formen. Mit einem gewiſſen akademiſchen Eifer, der das Studium der Natur zurückdrängte und in dem gelehrten Padua ganz begreiflich erſcheint, trachtete man, der Malerei die formellen Eigenſchaften der Plaſtik mitzutheilen, entfernte ſich aber von dem Vorbild der Antike nur um ſo mehr, je ausſchließlicher dieſes Streben war, und verfiel nicht ſelten in eine Härte und faſt

karrikirte Schärfe der Zeichnung, wie ſie in der Schule der Florentiner, die mit einem friſcheren Naturgefühl begabt waren, nirgends gefunden wird. Im Grunde jedoch iſt die Richtung beider Schulen die nämliche, der künſtleriſche Charakter derſelben iſt bedingt durch daſſelbe Streben, ihre Werke mit dem möglichſt vollen Scheine körperlicher Wahrheit auszuſtatten.

Völlig unberührt von dem Einfluß der Antike entwickelte ſich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts der eigenthümliche Charakter der venezianiſchen Schule. Nicht beherrſcht von dem Streben nach einem ſtreng markirten Ausdruck der Formen, ſuchte man ſich hier vor Allem des Elementes der Farbe zu bemächtigen und bildete daſſelbe zu einem Mittel künſtleriſcher Darſtellung aus, wie es der Kunſt des Alterthums nach Allem, was wir von derſelben wiſſen, völlig fremd geweſen iſt.

Die umbriſche Schule endlich, gegen die Einwirkung der Antike gleich ſehr abgeſchloſſen wie gegen die erwähnten realiſtiſchen Richtungen, iſt die einzige, in welcher die ideale Stimmung des Mittelalters vernehmlich fortklingt. Gerade ſie aber war dazu auserſehen den Genius in ihrem ſtillen Kreiſe zu bilden, in welchem ſich der Geiſt antiker Schönheit am herrlichſten und reinſten erneuern ſollte.

Die Beziehung der Künſtler des Quattrocento zu dem claſſiſchen Alterthum war die freieſte die ſich denken läßt. Ganz erfüllt von dem Intereſſe des gegenwärtigen Lebens und von der Luſt des eigenen Schaffens, wie ſollten ſie auf einſeitige Nachahmung deſſelben verfallen? Man ſuchte von ihm zu lernen, aber man wollte es nicht copiren. Die Künſtler ſtudirten es und nahmen von ihm, was ſie brauchten; waren ſie gewiſſermaßen Eklektiker in ihrem Studium, ſo waren ſie es doch keineswegs in ihrer Kunſt. Sie bildeten ihr Formengefühl an den claſſiſchen Muſtern; die belebende Seele theilten ſie ihrem Werk aus eigenem Vermögen mit. Und wie ſich ſo die Kunſt der Renaiſſance dem Alterthum gegenüber von Anfang an weſentlich ſelbſtändig entwickelte, ſo erhob ſie ſich auch, als am Ende des 15. Jahrhunderts der Geiſt eines großartigen Idealismus in ihr erwachte, in freiem Aufſchwung zu gleicher Höhe mit den formenſchönen Werken der Antike.

Dieſer Idealismus, in welchem ſich die Kunſt der Renaiſſance vollendete, wie neu und unvergleichlich auch die Kräfte ſind, die er entfaltet, ſteht der vorangehenden Entwicklung keineswegs unvermittelt gegenüber. Es iſt bekannt, wie jede bedeutende künſtleriſche Erſcheinung, von

welcher die wunderbar empfängliche Natur Raphaels berührt wurde, anregend und bildend auf ſie eingewirkt hat. Man kann ſagen, daß er die Hauptrichtungen der Malerei, die bis zu ihm getrennt neben einander beſtanden, wie ſie nach und nach an ihn herantraten, auf harmoniſche Weiſe in ſeiner Kunſt vereinigte. Auch Michelangelo, dieſer große Einſame, hat als Maler in Signorelli einen Vorgänger gehabt. Der Idealismus, der in den Werken dieſer beiden Meiſter und in denen Leonardo da Vinci's ſeine höchſten Triumphe feierte, hat nichts zu thun mit dem Idealismus des Mittelalters, er iſt im Gegenſatz zu dieſem humaniſtiſch zu nennen, und künſtleriſch im prägnanten Sinne. Die Ideale, welche die Phantaſie dieſer Künſtler begeiſterten, ſind menſchliche, wie wir ſie oben geſchildert; der menſchlichen Natur nicht transſcendent, ſind ſie nur die höchſte Steigerung dieſer Natur; die Form iſt für jene Künſtler nicht bloß das ſymboliſche Zeichen eines Gedankens, der keine eigentliche Verwirklichung duldet, ſondern der vollkommen genügende und unmittelbare Ausdruck des Geiſtes. Jeder Gedanke, der ſie zum Schaffen anregte, war künſtleriſcher Natur, d. h. ein ſolcher, der ihnen von ſelbſt in die Erſcheinung überging; und bewunderungswürdig iſt es, wie Raphael bei Gegenſtänden, wo die Abirrung in das Unkünſtleriſche ſehr nahe lag, wie z. B. in der Diſputa und Schule von Athen, mit genialem Blicke dasjenige herausfand, was allein auf wirklich künſtleriſche Weiſe darſtellbar war, wodurch dieſe Gegenſtände einzig eine künſtleriſche Dignität erhalten konnten. Daſſelbe realiſtiſche Gefühl, mit deſſen Erwachen die neue Kunſtentwicklung begonnen, in welchem ſich der neue Kreis derſelben zuerſt geäußert hatte, jenes Gefühl, welches das künſtleriſch Mögliche umgränzt und dem wirklich Gewordenen die innere Lebenskraft ertheilt, eben daſſelbe liegt auch dem Idealismus der Blüthezeit zu Grunde. Das tiefſte Lebensgefühl durchdringt ſeine erhabenen Geſtalten und verleiht ihnen die unwiderſtehliche Macht der Wahrheit.

Weil dieſer Idealismus ſo durchaus künſtleriſch iſt, ſteht er den mittelalterlich kirchlichen Anſchauungen frei gegenüber, wie die geſammte Bildung der Zeit. Von Raphael können wir annehmen, daß er ſich, bei der Naivetät ſeiner Künſtlernatur, über dogmatiſche Fragen der Kirche niemals eine ausdrückliche Rechenſchaft gegeben, daß er ſich dieſelben niemals zu einem ernſtlichen Problem gemacht hat. Das Göttliche, das ihm ſeine Kunſt offenbarte, mußte ihm die höchſte Befriedigung ſein. Aber worin auch der Inhalt ſeines religiöſen Glaubens beſtanden, aus jedem Werk

ſeiner Hand können wir leſen, daß dieſer Glaube mit der Welt vollkommen verſöhnt war. Wer kann die Wunder der Schönheit enthüllen, der die Welt nicht mit den Sinnen der Liebe betrachtet? Iſt nicht im künſtleriſchen Genius die idealſte Geiſteskraft mit dem leidenſchaftlichen Gefühl der Liebe, die dem Wirklichen gilt, auf das innigſte verbunden? Die Schönheit, jenes geheimnißvolle, gottmenſchliche Weſen, war die alleinige Macht, der die Phantaſie Raphaels gehorchte; ein Glaube, der ſich mit der Hingebung an dieſe Macht nicht vertrug, konnte nicht der ſeinige ſein. Sie war es, die ſeine Hand leitete, als er die Sixtina erſchuf, als er die reizende Bewegung der Galatea entwarf, als er im Leben der Pſyche die Geſtalten der göttlichen Olympier zu neuem Daſein rief.

Aus den Sonetten Michelangelo's wiſſen wir, wie er, durch ſeine Natur und das Schickſal in ſchwere innere Geiſteskämpfe hineingeriſſen, das Bedürfniß religiöſer Verſöhnung mit einem tiefen ſittlichen Ernſt empfunden hat. Aber völlig frei iſt dieſe Empfindung von den Merkmalen katholiſcher Frömmigkeit. Die Natur dieſer Kämpfe bezeugt vielmehr die höchſte Selbſtändigkeit des ſittlichen Geiſtes, ſie bekundet ein proteſtantiſches Gewiſſen; und in der That waren es proteſtantiſche, Italien vom Norden her heimſuchende Gedanken, von denen er in ſeinem ſpäteren Alter lebhaft beſchäftigt wurde. Halten wir uns nur an ſeinen künſtleriſchen Charakter, ſo iſt jede der Rieſengeſtalten, die er geſchaffen, durch ihre bloße Naturkraft, durch die bloße Macht ihres ſinnlichen Lebens ein leibhaftiger Proteſt gegen die ſpiritualiſtiſchen Schemen des Mittelalters.

Auf den Gedankeninhalt und die ganze Anſchauungsweiſe der Kunſt in der Blüthezeit der Renaiſſance war diejenige Richtung des literariſchen Humanismus, die ſich im Kreiſe Lorenzo Magnifico's ausbildete, ohne Zweifel von wichtigem Einfluß. An die Stelle der erloſchenen, ſpecifiſch kirchlichen Intereſſen waren religiöſe in einem freieren Sinne getreten, und hatten ſich auf eigenthümliche Weiſe mit den Anſchauungen der platoniſchen Philoſophie verbunden. Die Verſchmelzung der letzteren mit den idealen Principien des Chriſtenthums war der Gedanke, welcher das Streben eines Marſilio Ficino und Beſſarion beſeelte. Niemals ſtreng ſyſtematiſch durchgeführt, ſtets in mehr poetiſcher Weiſe behandelt, am ſchwungvollſten vielleicht in den Hymnen Lorenzo's, übte dieſer Gedanke über die höhere Bildung der Renaiſſance eine bedeutende Herrſchaft. Dem künſtleriſchen Idealismus

291818

war er in hohem Grade congenial. Inſofern er die Welt im Sinne Plato's als ein Abbild göttlicher Ideen bewundern lehrte, dem katholiſchen Dogma widerſprechend, welches ihre Geringſchätzung zur Pflicht machte, war jener Gedanke für die Kunſt gewiſſermaßen eine Rechtfertigung ihrer Beſtrebungen und zugleich ein neues Ferment ihrer Begeiſterung. Er ſanctionirte gleichſam die Vermählung der Schönheit mit dem Geiſte der Religion. Die Kirche ſelbſt huldigte in ihren höchſten Vertretern jenem humaniſtiſchen Ideal; die Pforten des Vatican öffneten ſich dem Geiſte Plato's und in der Stanza della Segnatura fand die Schule von Athen der Diſputa gegenüber ihren Platz.

Wie mit den Anſchauungen der Platoniſchen Philoſophie, in ähnlicher Weiſe berührte ſich die Renaiſſance in dieſer Epoche ihrer höchſten Blüthe mit dem Idealismus der antiken Kunſt. Formelles war von ihr nicht mehr zu lernen. Von einer Nachahmung derſelben kann jetzt um ſo weniger die Rede ſein, als die italieniſche Kunſt ſich nun im abſoluten Beſitz alles deſſen befand, was auf dem Wege der Nachahmung erworben werden kann. Als Erbin der großen techniſchen Errungenſchaften der früheren Zeit verfügte ſie über die äußeren Mittel der Darſtellung vollkommen ſouverän. Es war der ideale Geiſteshauch der Antike, dem ſich die künſtleriſche Empfindung jetzt eröffnete. Rein geiſtiger Art war der Einfluß, welchen die Vorbilder des Alterthums auf die Werke eines Raphael und Michelangelo ausübten, ein ſolcher, den zu empfangen auch die originalſte Künſtlerkraft fähig iſt. Jene Werke ſind dem Ideal der Antike in tieferem Sinne verwandt als irgend welche der früheren Renaiſſancezeit, obwohl die Welt, der ſie angehören, von der des Alterthums in wichtigen Punkten verſchieden iſt. Aus dem Boden der Natur erwachſen, wie der Idealismus der antiken Kunſt iſt auch derjenige der Renaiſſance nicht anderes als „eine Bereicherung der Natur innerhalb derſelben“. Beide tragen deßhalb den Stempel jener künſtleriſchen, unvergänglichen Wahrheit, welche immer und überall, wo ſich die Menſchheit aus der Verwirrung und Gebundenheit irdiſcher Geſchicke erhebt, begriffen und empfunden werden kann. Wie anders aber als der antike Idealismus wirkt jener moderne auf die Empfindung. Es iſt ihm eine gewiſſe rührende und enthuſiaſtiſche Gewalt eigen, wie ſie der antike nicht in gleichem Maße beſitzt. Während die Idealgeſtalten der Antike in ihrer ruhigen Größe die Empfindung mit gleichſam gelaſſener Macht bewegen, iſt in denen jener neueren Kunſt ein

Etwas, wodurch ſie die Phantaſie gewaltſam treffen, den Geiſt intenſiver erfaſſen oder eine tiefere ſeeliſche Rührung bewirken. Die Geiſtesgewalt in den Sibyllen und Propheten Michelangelo's, das imponirende Pathos, die zornige Aufregung des heroiſchen Willens in der Geſtalt ſeines Moſes, der tiefſinnige Ernſt in dem Kind der Sixtina Raphaels, die ſeelenvolle Innigkeit, das zärtlich Hingebende in ſeinen Madonnen, dies alles findet ſich mit gleicher Stärke in den Hervorbringungen der alten Kunſt nicht ausgedrückt. Es giebt ſich im Vergleich mit dieſer in dem Idealismus der Renaiſſance eine größere Intenſität, eine lebhaftere Wallung des Gefühls, eine tiefere Erregung des Geiſtes kund und, was damit zuſammenhängt, ein ſtärkeres Hervortreten des perſönlichen Momentes im künſtleriſchen Stil. In den einfachen Typen der Antike hat daſſelbe eine durchaus untergeordnete Bedeutung; ja, es iſt ſchwer, in ihren Bildungen irgend wichtige Spuren ſeiner Wirkſamkeit aufzuzeigen. Nicht im entfernteſten aber giebt ſich hier die Perſönlichkeit des Künſtlers auf ähnlich prägnante Weiſe zu erkennen, wie etwa in den Schöpfungen Michelangelo's. Das energiſche Hervortreten des Perſönlichen in der Kunſt der Renaiſſance, bei den Meiſterwerken derſelben mit den objectiven Geſetzen des idealen Stiles überall in bewunderungswürdigem Einklang, iſt an derſelben recht eigentlich modern.

Fragen wir nach der geſchichtlichen Herkunft deſſen, wodurch ſich der Idealismus der Renaiſſance von dem der Antike hauptſächlich unterſcheidet, nach der geſchichtlichen Macht, welche das Bewußtſein des perſönlichen Geiſtes und die Geheimniſſe des Seelenlebens tiefer erſchloß, ſo werden wir ſie nirgends anders zu ſuchen haben als in den weſenhaften Principien des Chriſtenthums. Inſofern alſo fehlt es jenem Idealismus auch nicht an einer gewiſſen vermittelnden Beziehung zu dem Katholicismus des Mittelalters und in dieſem Betracht kann man jener im Eingang erwähnten Anſicht der Romantiker von dem Renaiſſancezeitalter, die man gegenwärtig ſo leicht ganz überſieht, eine theilweiſe Berechtigung nicht abſprechen. Jene Romantiker fehlten darin, daß ſie die Gedanken des Mittelalters und jene chriſtlichen Anſchauungen, welche in dem Idealismus der Renaiſſance enthalten ſind, mit einander vermiſchten. Eine reine Auffaſſung vom Charakter dieſes Zeitalters war deßhalb bei ihnen nicht möglich. Der Umſtand jedoch, der ihren ſeltſamen Irrthum einigermaßen mildert, iſt, wie es ſcheint, darin gelegen, daß der Begriff, den ſie von der Beſchaffenheit des Mittelalters hatten, nicht ganz der nämliche iſt

wie der gegenwärtige, geſchichtlich beſtimmtere, daß ihre eigenthümlich poetiſirte Vorſtellung vom Weſen des Mittelalters ſich in äſthetiſcher Rückſicht mit dem Charakter der Renaiſſance immer noch eher verträgt, als der wirkliche, geſchichtliche Charakter jener gothiſchen Zeit.

Ueberblickt man die Periode der Renaiſſance, ſo iſt es in ihren Culturverhältniſſen zweierlei, was der Entwicklung der Kunſt, in der die bedeutendſten Kräfte der Zeit zuſammenwirken, als beſonders günſtig erſcheint: die geiſtige Freiheit, die in dieſem Zeitalter herrſcht, und ſeine weltliche Richtung. Es konnte nicht fehlen, daß Beides, der Beſchaffenheit der menſchlichen Natur gemäß, auch ſeine verderblichen Conſequenzen hatte. Das dämoniſch Verlockende der Freiheit und der weltlichen Reizungen hat ſeine Opfer gefunden. Der künſtleriſche Geiſt aber zog Vortheil aus dem, was dem niederen oder ungebändigten Sinn oft zum Verderben gereichte; nicht ſelten auch ſind es eben die Kräfte, deren eigenthümliche Complexion die Kunſt und den Charakter des Künſtlers bedingt, nicht ſelten ſind es ſie ſelbſt, die ſich im Leben der Zeit außerhalb des Reiches der Kunſt im Zuſtande wilder Anarchie zu erſchreckenden Extremen verirren. Niemand wird den Charakter der Renaiſſance gerecht zu würdigen verſtehn, der die Gefahren nicht kennt, denen eine vorwiegend künſtleriſche Lebensrichtung ausgeſetzt iſt, der nicht weiß, daß in dem Schönen eine Macht liegt, die nach Göthe's Worten zu fürchten iſt. Weder die edle Größe, noch die Verirrungen jener Zeit, in der die Kunſt eine herrſchende Lebensmacht war, wird derjenige richtig beurtheilen können, der das Weſen der Kunſt nicht zu verſtehen vermag, dem jene, zunächſt einander widerſprechenden Neigungen und Eigenſchaften unbekannt ſind, die dem künſtleriſchen Naturell zu Grunde liegen und deren wirkliche Ausſöhnung nur der Kunſt gelingt, jene Hingebung an die ſinnliche Erſcheinung, jene Liebe zur Natur, jene lebhafte Empfindlichkeit für den Reiz der körperlichen Geſtalt, für alle Eindrücke der äußeren Welt, jenes intenſive Gefühl für das, worin das ſinnliche Weſen der Schönheit beruht, und andrerſeits jener Schwung der Phantaſie, jene freie die Sinnenwelt überfliegende Begeiſterung, jener Enthuſiasmus, welcher der körperlichen Form ein höheres Leben, der irdiſchen Geſtalt eine ideelle Schönheit einhaucht. Dieſe wunderbare Zuſammenſetzung der künſtleriſchen Natur, dieſes ihr geheimnißvolles Doppelleben, dies eigenthümliche Oscilliren zwiſchen den Polen des Sinnlichen und Ueberſinnlichen, welches verurſacht, daß ſie dem nüchternen

Sinn eitel phantaſtiſch, einer ausſchließlich ideellen Geiſtesrichtung nur ſinnlich, einſeitiger Religioſität profan, daß ihr Treiben dem lediglich auf praktiſche Zwecke gerichteten Willen wie ein bloßes Spiel erſcheint — dieſe ſeltſame Beſchaffenheit der künſtleriſchen Natur iſt daran Schuld, daß ſie ſelbſt und ihre Werke ſo häufig unverſtanden bleiben, daß ganze Zeitalter, in welchen, wie in der Renaiſſance, die Kunſt eine dominirende Stellung einnimmt, ſo häufig falſch beurtheilt werden. Steht man den künſtleriſchen Hervorbringungen der Renaiſſance nicht fremd gegenüber, ſo wird man auch gegen die Fehler dieſes ganzen Zeitalters gerecht ſein.

Dr. Herm. Lücke.

Die Genoſſen Pugatſchews in Livland.

Herr E. Tſcheſchichin hat unlängſt in einer Moskauer hiſtoriſchen Zeitſchrift („Ruſſki Archiv") verſchiedene Auszüge aus den älteren Acten der Kanzelei des Generalgouverneurs der Oſtſeeprovinzen veröffentlicht. Eine dieſer Mittheilungen, die zwar kein größeres hiſtoriſches Intereſſe berührt aber doch, ſo zu ſagen, curios genug iſt, wird hier überſetzt. Wir müſſen bemerken, daß einige lange Actentexte in unſerer Ueberſetzung etwas gekürzt worden ſind, obgleich die Vollſtändigkeit, mit der ſie zuerſt herausgegeben wurden, gewiß nur zu loben iſt, wie denn auch überhaupt die ſorgfältigen Archivſtudien des Herrn Tſcheſchichin, nach den bisher erſchienenen Proben derſelben, alle Anerkennung verdienen. Es ſind Beiträge zur Geſchichte der baltiſch-ruſſiſchen Wechſelbeziehungen im 18. Jahrhundert in rein actenmäßiger Darſtellung und ohne die ſonſt wohl vorgekommene tendenziöſe Ausbeutung.

Wie bekannt, war Pugatſchew im September des Jahres 1774 in eine Lage gerathen, aus der jeder Verſuch, ſich zu retten, fruchtlos geblieben wäre. Seine Genoſſen, die Koſaken von Jaik (dem jetzt Ural genannten Fluſſe) einerſeits nur ihr unvermeidliches Verderben vorausſehend, andererſeits auf Verzeihung hoffend, traten im Geheimen zuſammen und beſchloſſen, ihren Führer der Regierung auszuliefern.

„Pugatſchew" — ſo erzählt Puſchkin in ſeiner „Geſchichte des Pugatſchewſchen Aufſtandes" — „hatte die Abſicht, ſich zum kaſpiſchen Meere zu wenden und von dort aus, je nach Umſtänden, die Kirgiſen-Steppe zu erreichen. Seine Begleiter, die zum Verrath entſchloſſenen Koſaken, ſtellten ſich, als wären ſie mit dieſem Vorhaben einverſtanden, und forderten ihn

nur auf, über Uſenſe zu gehen, den gewöhnlichen Zufluchtsort der dortigen Verbrecher und Flüchtlinge, und zwar darum, weil, wie ſie vorgaben, ihre Frauen und Kinder ſich in jener Gegend aufhielten und ſie dieſelben mitzunehmen gedächten. So geſchah es. Am 14. September beriethen ſie auf dem Wege in einem altgläubigen Dorfe zum letzten Mal und entwarfen den Plan zum Verrathe. Diejenigen Koſaken, welche ſich in der letzten Stunde anders beſonnen hatten und ſich den Händen der Regierung nicht zu übergeben gedachten, zerſtreuten ſich hierhin und dorthin. Der Reſt ſchritt zur Auslieferung Pugatſchews."

„Pugatſchew ſaß, in Nachdenken verſunken, einſam in einer Hütte. Seine Waffen hingen in einiger Entfernung abſeits. Als er das Geräuſch der eintretenden Koſaken vernahm, erhob er müde den Kopf und fragte nach ihrem Begehr. Sie begannen mit der Schilderung ihrer verzweifelten Lage und ſchritten, mit der Abſicht ihn von ſeinen Waffen abzuſchneiden, während des Redens vorſichtig und zögernd immer näher an den Gefürchteten heran. Pugatſchew ſprach ihnen, ſo gut es ging, Troſt zu. Sie möchten gen Gurjew, einem Städtchen auf ihrem Wege, wandern, ſo rieth er ihnen. Die Koſaken antworteten, es wäre nun genug des Gehens; ſie ſeien ihm lang genug gefolgt, die Zeit wäre jetzt gekommen, wo er ihnen folgen müſſe. „Wie?" ſagte Pugatſchew, „ihr wollt euren Kaiſer verrathen?" — „Ja, wir können nicht anders," gaben die Koſaken zur Antwort und ſtürzten ſich unverſehens auf den Wehrloſen. Pugatſchew ſchleuderte ſie zurück. „Ich witterte in euch lang ſchon die Verräther," ſagte er dann und, ſeinen Liebling, den Koſaken Tworogow herbeirufend, fügte er, dieſem ſeine beiden Arme hinhaltend, hinzu: „Da, binde ſie!" Tworogow aber, dem es doch nicht rathſam erſcheinen mochte, dem Gebote Stirn gegen Stirn Folge zu leiſten, verſuchte es, denjenigen, der ihm manche Gunſt erwieſen, zu umſchleichen und ihm die Hände hinterrücks zuſammenzuſchnüren. Pugatſchew riß ſich los. „Bin ich ein Räuber!" rief er wild vor Zorn. Darauf ſetzten die Koſaken den Gebundenen auf ein Pferd und brachten ihn nach dem Städtchen Jaizk (dem heutigen Uralsk), woſelbſt ſie ihn den Händen des Capitain-Lieutenants von der Garde Mawrin übergaben."

Pugatſchew und ſeine Hauptmitſchuldigen, die Koſaken Perfiljew, Schigajew, Padurow, Tornow und Tſchika, wurden hingerichtet.

Hinſichtlich derjenigen Koſaken aber, die den Pugatſchew der Regierung ausgeliefert hatten, heißt es im 9. Punkte der Sentenz vom 10. Januar 1775

über die Hinrichtung des Verräthers, Ruheſtörers und Uſurpators und ſeiner Mitſchuldigen:

„Kraft des Manifeſtes Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät werden von jeder Strafe befreit: der Koſak vom Jlek*) Iwan Tworogow, die Koſaken von Jaik Theodor Tſchumakow, Waſſili Konowalow, Iwan Burnow, Iwan Fedulow, Peter Puſtobajew, Kosma Kotſchurow, Jakow Potſchitalin und Semeon Scheludjakow. Die fünf erſteren namentlich darum, weil ſie, tief innerlich zerknirſcht und getrieben vom ſchuldbeladenen Gewiſſen, ſich nicht allein ſelbſt reuevoll auf Gnade und Ungnade der Gerechtigkeit und regierenden Macht übergeben, ſondern auch denjenigen, der ſie ins Verderben geſtürzt, den Räuber Pugatſchew, gefeſſelt ausgeliefert haben; Puſtobajew darum, weil er die dem Verräther Pugatſchew abtrünnig gewordene Bande überredet und geneigt gemacht hat, die Waffen zu ſtrecken und um Gnade zu bitten; ebenſo Kotſchurow, der ſich ſchon vor dieſen Vorgängen mit allen Zeichen der Unterwürfigkeit und Reue ſelbſt übergeben hatte; die beiden letzterwähnten aber wegen der treuen Dienſte, die ſie der Regierung geleiſtet haben, indem ſie, von den aufſtändiſchen Banden zum Zweck des Spionirens abgeſchickt, ſtatt deſſen vielmehr, wenn auch nicht offen zu den Fahnen der geſetzlichen Macht übertretend, doch fortwährend alle Pläne, Abſichten und Bewegungen des Uſurpators gehörigen Orts hinterbrachten und zuletzt, als die Banden des Räubers vor dem Städtchen Jaizk vernichtet und aufgerieben wurden, ſich freiwillig dem Militärchef ſtellten. Dieſes Gnadenmanifeſt Ihrer Majeſtät der barmherzigen Kaiſerin iſt den genannten neun Genoſſen des hingerichteten Pugatſchew am 11. Januar (1775) vor der Granowitaja Palata (in Moskau) öffentlich unter dem Volke vorzuleſen, woſelbſt ihnen auch die Ketten, in die ſie geſchmiedet worden ſind, abgenommen werden ſollen.“

So hatten dieſe Koſaken (deren Zahl ſich übrigens auf 25 belaufen haben ſoll) ihr Leben durch Auslieferung ihres Führers davongetragen; indeſſen des ſo gewonnenen ſollten ſie ſich in einer Weiſe erfreuen, die ſie vielleicht nicht erwartet haben mögen: die Regierung beſchloß, alleſammt in einer ſolchen Gegend anzuſiedeln, wo ſie, inmitten einer ihnen durch Race, Sprache und Glauben gänzlich verſchiedenen Bevölkerung, die wenigſte Gelegenheit hätten, von Neuem unruhig oder gar gefährlich

*) Die Koſaken von Jlek waren eine von dem Hauptcorps der Koſaken vom Jaik unabhängige Colonie derſelben. Der Ueberſetzer.

zu werden. Keine Gegend des weiten Reichs ſchien der Regierung geeigneter als Livland.

Im Jahre 1775 war der General en chef Graf Georg Browne Generalgouverneur von Livland. Dieſem ſandte der damalige General-Procureur wirkl. Geheimrath Fürſt Alexander Alexejewitſch Wjaſemski, folgenden „Moskau den 6. Februar 1775“ datirten Brief:

„Ihre Majeſtät die Kaiſerin hat hinſichtlich des in Moskau in der geheimen Expedition gefangen gehaltenen Koſaken vom Jaik Kosma Joſanow zu befehlen geruht: Der Koſak Joſanow hätte wegen ſeiner Anhänglichkeit an dem ehemaligen Räuber, wegen ſeiner beſtändigen Theilnahme an allen von jenem Verräther ausgeübten Verbrechen und auch deßwegen, weil er ihn als ſeinen Kaiſer geachtet und ihm treu geblieben, eigentlich die Todesſtrafe erleiden müſſen; allein, da es ſich in der Folge aus den Unterſuchungen der geheimen Expedition ergab, daß beſagter Joſanow mit unter denen war, die in Gemeinſchaft mit Tſchumakow den Uſurpator gegriffen, gefeſſelt und den Händen der Gerechtigkeit überlieiert haben, da es ſich ferner ergab, daß mehrerwähnter Joſanow in Begleitung ſeiner übrigen Genoſſen freiwillig in Jaizk erſchienen war — ſo iſt ihm, Joſanow, kraft des Allergnädigſten Manifeſtes Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät die Todesſtrafe erlaſſen und, ſowie auch ſeinen übrigen bei der Pugatſchewſchen Affaire betheiligten Kameraden ſammt ſeiner und deren Familien nur die Ueberſiedelung ins Rigaſche Gouvernement zuerkannt worden.“ — „Jedoch ſoll Graf Browne“, heißt es am Schluſſe des Briefes, „dafür Sorge tragen, daß es dem Joſanow an der nöthigen Beaufſichtigung nicht fehle und ihm dadurch die Ausführung etwaiger Fluchtgedanken unmöglich gemacht werde.“ — Dieſer erſte Parteigänger Pugatſchews langte unter der militairiſchen Begleitung des Bataillons-Sergeanten Bachtin, der auch das eben reproducirte Begleitſchreiben des General-Procurators Wjaſemski zu überreichen hatte, am 17. Februar in Riga an und ward bis auf Weiteres in die Citadelle eingeſchloſſen. An Zehrungsgeldern hatte Joſanow auf der ganzen Tour 10 Kop. per Tag für die Dauer eines Monats erhalten.

Als Graf Browne dieſes Schreiben erhielt, hatte er noch nicht die Gewißheit oder ſchien ſie wenigſtens nicht haben zu wollen, daß man es mit der Ueberſiedelung auch der übrigen Begnadigten in das ſeiner Verwaltung anvertraute Gebiet ernſtlich meine, denn in ſeiner Antwort an

den Fürſten Wjaſemski, betreffend das wohlbehaltene Eintreffen Joſanowe, vom 21. Februar 1775, ſchreibt er:

„Hier im Rigaſchen Gouvernement giebt es keine derartigen unbebauten Ländereien, die zur Anſiedelung des Joſanow geeignet erſchienen, ja in Anbetracht hieſiger ſpecieller Geſetzesbeſtimmungen und Allerhöchſt confirmirter Rechte und Privilegien wäre eine ſolche Anſiedelung weder auf den Gütern der Edelleute noch auf denen der Krone ſtatthaft. Ebenſo wenig dürfte die Anſiedelung auf den Gütern Hirſchenhof und Helfreichshof erfolgen, denn nicht allein daß man es den daſelbſt angeſiedelten Coloniſten ſchwerlich zumuthen kann, einen ſo gefährlichen und verdächtigen Menſchen in ihrer Mitte zu dulden — wie es denn auch im Widerſpruch zu den mit ihnen abgeſchloſſenen Contracten ſtände — ſondern auch der Adel und die Arrendatore der Kronsgüter würden ſich in ihrer Ehre gekränkt fühlen, falls man einen überwieſenen Verbrecher innerhalb der Grenzen ihrer Beſitzlichkeiten anſiedeln wollte. Ihn aber am hieſigen Orte ſelbſt unter beſtändiger Wache oder anderweitiger Aufſicht erhalten zu müſſen, ohne gleichzeitig ſeine Arbeitskraft verwerthen zu können, würde Koſten verurſachen, die ich in dem den Joſanow begleitenden Schreiben nirgends angeſetzt finde. Und ſo, allen dieſen Umſtänden zufolge, erlaube ich mir, Ew. Durchlaucht ergebenſt zu bitten, den in Rede ſtehenden Genoſſen des Räubers und Verräthers, Joſanow, anderweitig zu placiren; denn bliebe er hier, ſo würde einerſeits auch bei noch ſo ſorgfältiger Bewachung und Beaufſichtigung wegen der Nähe der Grenze ein Entweichen kaum auf die Dauer unmöglich gemacht werden können, während andererſeits, falls man ihn in der Citadelle bewachen laſſen, zur Arbeit jedoch nicht verwenden wollte, der ihm und in der Folge auch ſeiner hierſelbſt zu erwartenden Familie auszuſetzende Unterhalt der Krone ganz unnöthige und nicht geringe Koſten verurſachen würde. Uebrigens ſtelle ich Alles der beſſeren Einſicht Ew. Durchlaucht anheim und werde, was Sie auch für gut finden ſollten zu beſchließen, mit Ungeduld einer dahin bezüglichen Benachrichtigung entgegenſehen. Bis dahin verbleibt erwähnter Joſanow in Feſtungshaft und ſollen zu ſeinem Unterhalt die 3 Rubel verwendet werden, welche der ihn begleitende Sergeant hier deponirt hat.“

Am 18. März ſchrieb Graf Browne auf's Neue an den Fürſten Wjaſemski, indem er ihn wiederum daran erinnerte, daß die Grenzen von Kurland und Polen in zu geringer Entfernung von dem derzeitigen Verwahrungsorte des Joſanow gelegen wären und daß es ihm, trotz aller

Wachſamkeit, bei ſeiner tiefgewurzelten, überall zu Tage tretenden Bösartigkeit leicht gelingen könne, das Ausland zu erreichen und neues Unheil zu ſpinnen; denn bis jetzt habe man nichts an dem immer noch auf der Feſtung Sitzenden wahrgenommen, das für eine innere Umwandlung ſeines trotzigen Gemüths ſpräche. Weder den Zorn der Monarchin ſcheine er zu fürchten, noch deren mütterliche Gnade zu würdigen. Um alles deſſen willen und weil Joſanow durch ſeine überſpannten tollen Reden ſich und ſeine unwiſſende Umgebung in Verwirrung bringe, bitte Graf Browne den Fürſten Wjaſemski hierdurch zum anderen Male, über den mehrerwähnten Joſanow doch anderweitig zu verfügen, ihn etwa zur Anſiedelung nach Finnland oder ſonſt in irgend eine andere, nach der Einſicht des Fürſten zu beſtimmende Gegend zu ſenden.

Man ſieht, Graf Browne wandte Alles auf, um zu verhindern, daß ſich in ſeinem Gebiet ein Menſch niederlaſſe, der um ſo gerechteren Grund zur Beſorgniß gab, als er zu den nächſten und vertrauteſten Helfershelfern Pugatſchews gehört hatte. Nichtsdeſtoweniger erfolgte weder auf dieſes noch auf das erſte Schreiben des Generalgouverneurs von Livland eine Antwort, vielmehr lief bald darauf in Riga ein Schreiben ein, deſſen Art und Weiſe keine Gegenvorſtellung mehr zuließ. Das Schriftſtück enthielt einen Befehl, war vom Fürſten Wjaſemski am 28. Februar 1775 in Moskau geſchrieben und lautete:

„Mein gnädiger Herr Graf Juri Jurjewitſch! Aus dem bezüglich des Räubers und Uſurpators publicirten Manifeſt werden Ew. Erlaucht zu erſehen beliebt haben, was unter Anderem im 9. Punkte geſagt iſt, daß diejenigen, welche den Verräther Pugatſchew ergriffen, gefeſſelt und in dem Hauptquartier von Jaizk abgeliefert haben, ſeine Helfershelfer bei allen von ihm verübten Verbrechen geweſen ſind und mit Namen heißen: Fedor Tſchumakow, Iwan Tworogow, Iwan Fedulow, Waſſili Konowalow, Peter Puſtobajew, Kosma Kotſchurow und Jakow Poſchitalin.*) Es iſt aber in dem Manifeſt Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät vom 29. November 1773 befohlen: daß wer und wie er auch immer an dem von dem Uſurpator angezettelten Aufruhr betheiligt geweſen ſei, wenn er nur aufrichtig Reue empfinde und freiwillig zur Unterthanenpflicht zurückkehre, namentlich aber

*) Von Iwan Burnow und Semeon Scheludjakow, derer jener 9. Punkt gedenkt, ebenſo von den übrigen Koſaken iſt in dem Briefe des Fürſten Wjaſemski nicht die Rede. Was aus ihnen geworden, iſt aus den Acten der Kanzelei des Generalgouverneurs der Oſtſeeprovinzen nicht zu erſehen.

wenn er jenen Auswurf des Menſchengeſchlechts ſelbſt einfange und ihn der Gerechtigkeit ausliefere, — daß ein ſolcher nicht allein von jeder durch das Geſetz vorgeſchriebenen Strafe befreit, ſondern ihm auch alle ſeine Schuld Allergnädigſt verziehen werden ſolle. Solches iſt denn auch dem Tſchumakow und ſeinen Genoſſen mit der Weiſung eröffnet worden, ſich nebſt ihren Familien in dem Neurufſiſchen Gouvernement anzuſiedeln. Da aber der Generalgouverneur des eben erwähnten Gouvernements, Herr Potemkin, gegen dieſe Niederlaſſung ſein Bedenken kund gethan, ſo hat Ihre Kaiſerliche Majeſtät zu befehlen geruht: den Tſchumakow und Genoſſen nebſt deren ſämmtlichen Familien in dem Gouvernement Ew. Erlaucht anzuſiedeln, und werden Sie daher Sorge zu tragen haben, daß den Begnadigten die geeigneten Grundſtücke vom Kronslande zur Anſiedelung zugewieſen werden. Im Uebrigen überläßt Ihre Majeſtät Alles der Einſicht und Fürſorge Ew. Erlaucht. — Damit dieſe Verbrecher aber im Innerſten fühlen, wie unbegrenzt die Güte der Kaiſerin iſt, ſo ſoll man einem jeden von ihnen wegen der Unkenntniß der neuen Lebensbedingungen für die erſten 6 Monate zum Lebensunterhalt 10 Kop. per Tag und aus den Kronsmagazinen 3 Tſchetw. Roggen oder Mehl ausreichen laſſen. Ebenſo ſoll man ihnen bei Anſchaffung von Baumaterial behülflich ſein, da vorausſichtlich noch mit dem diesjährigen Transport ihre Familien in Riga eintreffen werden. — Noch muß ich Ew. Erlaucht bemerken, daß den Leuten bis auf weiteren Erlaß in dieſer Angelegenheit auf keinen Fall die Erlaubniß zu ertheilen iſt, in das Innere Rußlands zu gehen, und ferner, daß ſie es ſich Zeit ihres Lebens nicht herausnehmen ſollen, ſich „Koſaken vom Jaik“ zu nennen, ſondern einfach „Uebergeführte“. Von der Kopfſteuer und allen Abgaben ſollen ſie befreit ſein. Somit verbleibe ich mit vollkommener Achtung Ew. Erlaucht, meines gnädigen Herrn, unterthäniger Diener Fürſt A. Wjaſemski.“

Die in vorſtehendem Briefe namhaft gemachten ſieben Koſaken langten am 18. März 1775 unter militäriſcher Begleitung in Riga an und reichten dem Grafen Browne ungeſäumt folgendes Geſuch ein:

„Wenn zwar der namentliche Ukas Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät befiehlt, uns Endesunterzeichnete nebſt unſerer ſämmtlichen Familie in dem hieſigen livländiſchen Gouvernement anzuſiedeln, ſo können wir doch nicht verſchweigen, daß das uns zur Niederlaſſung angewieſene Gouvernement, in Anbetracht der Bedingungen, unter denen wir zu leben gewohnt ſind, ſich dazu am allerwenigſten eignet. In unſerer Heimat haben wir uns nämlich

nie mit Ackerbau beſchäftigt, ſondern einzig und allein durch Fiſchfang unſeren Lebensunterhalt gewonnen, und daher bitten wir Ew. Reichsgräfliche Erlaucht unterthänigſt, zu erwägen und auch gehörigen Orts zur Erwägung vorzuſtellen, wie wir lieber in einem der ruſſiſchen Gouvernements, namentlich aber im Gouvernement Kiew zu wohnen beabſichtigten. Falls jedoch die Genehmigung dazu nicht ertheilt werden ſollte, ſo werden wir unter ſolchen Umſtänden Ew. Reichsgräfliche Erlaucht ſchon bemühen müſſen, uns einen derartigen Ort hierſelbſt zum Wohnen anzuweiſen, den wir dazu für geeignet werden erkannt haben, in welcher Angelegenheit wir denn auch Ew Reichsgräflichen Erlaucht gnädige Reſolution erwarten. Riga, im März 1775. Dieſe Bittſchrift unterſchreibe ich, Tworogow, zuerſt im eigenen Namen und, da ſie des Schreibens unkundig ſind, auch im Namen meiner Gefährten Tſchumakow, Puſtobajew, Fedulow, Kotſcharow, Konowalow und Potſchitalin."

Graf Browne, dieſes Geſuch empfangend, ſetzte ſich noch an demſelben Tage, am 18. März, mit der Generalgouvernements- und Regierungscommiſſion in ſchriftliche Beziehung, indem er ſie aufforderte, ihr Gutachten darüber abzugeben, „ob in ſeinem Gouvernement zweckentſprechende Grundſtücke zur Unterbringung der in Rede ſtehenden Leute vorhanden wären". Dieſem Schreiben war auch das eben mitgetheilte Geſuch der Koſaken beigelegt.

Gleichzeitig hatte Graf Browne befohlen, die in Riga eingetroffenen Koſaken dem Reſſort des Rigaſchen Platzmajors zu übergeben, der ſowohl für ihren Unterhalt als auch dafür zu ſorgen haben würde, daß ſie nichts unternähmen, was Ruhe und Ordnung zu ſtören vermöchte. Zu dem Zwecke und um etwaige Fluchtverſuche zu verhindern, ſollten ſie von einem Unterofficier und drei Gemeinen beaufſichtigt und bewacht werden. Am 20. März nahm man über den Beſtand der Familien der Koſaken ein Protocoll auf. Es ſtellte ſich heraus, daß ſie alle Frauen und Kinder hatten. Tſchumakow hatte in der Heimat ſeine Frau, einen Sohn und 3 Töchter hinterlaſſen, Tworogow gleichfalls eine Frau, einen Sohn, 2 Töchter und einen 12jährigen Bruder und ſo die andern alle mehr oder weniger Kinder, deren Aufzählung hier ſchon darum überflüſſig erſcheint, weil die Abſicht der Regierung, die „Uebergeführten" mit ihren Frauen, Kindern und Brüdern zu vereinigen, niemals verwirklicht worden iſt.

Nach Verlauf von 6 Tagen, am 24. März, erfolgte das von dem Generalgouverneur gewünſchte Gutachten der Commiſſion. Im Pernauſchen

Kreiſe und auf der Inſel Oeſel, hieß es in demſelben, ſeien unbenutzte Bauerländereien allerdings vorhanden, doch müßten den Koſaken vorerſt Wohnungen eingerichtet, ſie müßten mit Lebensmitteln, Vieh, Pferden und Ausſaat verſehen werden, ehe ſie an eine Bebauung des Landes ſchreiten könnten. Wie aber aus dem Geſuch dieſer Leute zu erſehen, fehle ihnen ſowohl Neigung zum Ackerbau als auch Kenntniß deſſelben, und es wäre daher kein beſſeres Mittel vorhanden, die Schwierigkeiten in dieſer Beziehung zu beſeitigen, als die Bittſteller in ſolchen kleineren Städten der Provinz unterzubringen, in denen Magiſtrate vorhanden ſind und in denen ſie ſich durch Fiſchfang, Gemüſebau und andere Arbeiten ernähren würden. Für dieſen Fall dürften die Städte Dorpat, Pernau, Arensburg, Walk und Wenden als die geeignetſten in Vorſchlag zu bringen ſein. Hier würden ſie ſich für's Erſte behelfen müſſen, bis es ihrer Thätigkeit und ihrem Fleiße gelänge, ſich eigene Häuſer zu erwerben. Dieſen Zweck zu befördern, werde man ſie mit einiges Geld verſehen müſſen. — „In den auf den Gütern Hirſchenhof und Helfreichshof eingerichteten Niederlaſſungen", ſo fährt die Commiſſion in ihrer Meinungsabgabe fort, „ſtehen zwar 11 Häuſer unbewohnt und unbenutzt; wollte man aber darauf hin die in Rede ſtehenden Leute daſelbſt anſiedeln, ſo wäre dadurch 1) der Punkt 1 des mit den Coloniſten abgeſchloſſenen und gewährleiſteten Contracts verletzt; 2) wären die Koſaken in die Nothwendigkeit verſetzt, einzig und allein vom Ackerbau zu leben, den ſie nicht verſtehen und von dem befreit zu werden ſie von ganzem Herzen bitten, welche Bitte ſchon wegen des Darlehns an Pferden, Vieh und Ausſaat, zu dem ſich die Krone würde verſtehen müſſen, wohl in Erwägung zu ziehen iſt, und 3) ſind dieſe Niederlaſſungen der Grenze zu nahe gelegen."

Dieſes Gutachten überſandte Graf Browne am 25. März 1775 dem Fürſten Wjaſemski, welcher darauf am 23. April mit folgendem Brief aus Moskau antwortete:

„Das Schreiben Ew. Erlaucht in Betreff der Anſiedelung des ehemaligen Koſaken vom Ural Fedor Tſchumakow nebſt Genoſſen in den Städten Dorpat, Pernau, Arensburg, Walk und Wenden hatte ich das Glück Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät Allerunterthänigſt vorzulegen, worauf Ihre Majeſtät Allerhöchſt zu befehlen geruhte: hinſichtlich der Anſiedelung der ehemaligen Koſaken, wie auch ihres Genoſſen Koſanow, in den Städten des Ew. Erlaucht anvertrauten Gouvernements, bleibt Alles der Entſcheidung Ew. Erlaucht überlaſſen; zum Bau jedoch ihrer Wohnhäuſer und zur

erſten Einrichtung ſollen einem jeden von ihnen aus den Einkünften des Rigaſchen Gouvernements 100 Rbl. ausgezahlt werden. Dem Tſchumakow aber und ſeinen Genoſſen iſt mitzutheilen, daß ihre Familien ihnen folgen werden. Indem ich dieſes zur Kenntniß Ew. Erlaucht bringe, habe ich die Ehre ꝛc.“

Am 16. Mai konnte Graf Browne dem Fürſten Wjaſemski berichten, daß er, nach vorausgegangener Berathung mit der Generalgouvernements- und Regierungscommiſſion, angeordnet habe: 4 Mann nud zwar Konowalow, Kotſcharow, Potſchitalin und Foſanow in Arensburg auf der Inſel Oeſel anzuſiedeln, die andern vier, Tſchumakow, Puſtobajew, Tworogow und Jedulow, dagegen in Pernau. Gleichzeitig ſei ſeinerſeits an die Behörden jener Städte der Befehl ergangen, den Leuten bequeme Bauplätze anzuweiſen, ihnen keine Päſſe, zu welchem Behuf ſie dieſelben auch wünſchten, zu verabfolgen und endlich ſie mit keinerlei Abgaben zu belaſten. Ferner wäre die Anordnung getroffen, daß von den 100 Rubeln, die jedem von ihnen ausgeſetzt worden, 10 Rbl. per Mann bei der Abreiſe aus Riga und 40 Rbl. bei der Ankunft an Ort und Stelle ausgezahlt werden ſollen. Wie auch geſchehen. Am 18. Mai zogen die Herren Koſaken, die ehemaligen Vertrauten des Pſeudokaiſers Pugatſchew, unter militairiſcher Begleitung, auf gemietheten Bauerwägelchen aus Riga. Der für Pernau beſtimmte Theil ward der Obhut des dortigen Commandanten General-Major Poſſiet anvertraut, der andere in Arensburg der Aufſicht der Oeſelſchen Provinzial-Kanzelei übergeben.

Was blieb den Koſaken übrig, als ſich zu fügen und ſchweigend Platz zu nehmen unter einem Volke, mit dem ſie nichts gemein hatten, weder in Sprache noch in Sitten, das ihnen völlig fremd war an Lebensweiſe und Gewohnheiten. Es blieb ihnen eben nichts übrig als ſich, ſo gut es gehen mochte, an die neuen Wohnplätze, an die neue Ordnung zu gewöhnen und auch die fremdartige Arbeit ſo anzufaſſen, daß ſie ihren Mann — ſei es noch ſo ſpärlich — nährte. Leicht war das nicht, namentlich in der erſten Zeit, wo ihnen das umherſchweifende Kriegerleben noch lebhaft in allen Gliedern ſteckte, wo die Erinnerungen an ihre Befehlshaberſtellung unter Pugatſchew noch hin und wieder auftauchen und die unabhängigen Koſakengemüther in Wallung bringen mochten. Und in der That, noch waren kaum fünf Monate ſeit der Abreiſe aus Riga vergangen, als die in Arensburg angeſiedelten vier Koſaken ihre

verbitterte Stimmung in nachſtehender, drei Klagepunkte enthaltenden Eingabe an den Grafen Browne Ausdruck gaben.

„1) Wir Endesunterzeichnete ſind durch Ew. Erlaucht nach Arensburg zur Anſiedelung geſchickt worden, damit wir uns vom Fiſchfang nähren; wir können jedoch verſichern, daß nicht allein wir es nicht zu thun im Stande ſind, ſondern daß es auch den mit allen hieſigen Umſtänden vertrauten eſtniſchen Fiſchern ſchwer fällt, darum namentlich ſchwer fällt, weil die Fiſche ſich hier nur in ſehr geringer Zahl, und zwar nur zur Zeit des Frühlings, fangen laſſen, und wenn es ja einmal paſſirt, daß der Fang ein geſegneter iſt, ſo iſt wiederum die Bevölkerung eine ſo ſpärliche, namentlich aber eine ſo ärmliche, daß ſich keine Käufer für unſere Waare finden und wir dieſelbe oft um einem Spottpreis fortzugeben gezwungen ſind. Der Erlös aus dem Fiſchfang geht ſchon bei den Eſten, die bei ihrer Kenntniß der Verhältniſſe ſich noch mit andern Arbeiten beſchäftigen können, vollſtändig auf Anſchaffung und Inſtandhaltung der Fiſchergeräthſchaften drauf — was aber fangen wir an, die wir weder ein Handwerk noch den Landbau verſtehen und uns im äußerſten Falle nur noch auf Viehzucht und Brodbäckerei legen können, wir, die wir einzig auf die Fiſcherei angewieſen ſind? Selbſt wenn wir uns dazu verſtehen wollten, die gewöhnlichſten groben Arbeiten zu verrichten, ſo iſt unſere Unkenntniß der deutſchen und eſtniſchen Sprachen uns auch darin hinderlich. Außerdem giebt es hier ſehr wenig zu arbeiten und ſelbſt dieſes Wenige eignen ſich die in allen Verrichtungen und Handwerken ſehr geſchickten Eſten zu. Arbeit auf den hierſelbſt nur in geringſter Zahl ankommenden Galioten zu finden, daran iſt erſt recht nicht zu denken, denn da ſind es wiederum die Eſten, welche dem Herrn Aſſeſſor*), an den die meiſten Schiffe ankommen, verſchuldet ſind und von dieſem daher zu den Schiffsarbeiten verwendet werden.“

„2) Die einem Jeden von uns durch die Gnade Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät ausgeſetzte Summe ſoll von der Oeſelſchen Provinzial-Kanzelei zur Herſtellung einer beſonderen Wohnung für Jeden von uns verwendet werden; das Material dazu wird auch ſchon vorbereitet. Aber wenn dieſe Summe ſchon hinreichen wird zur Herſtellung und Einrichtung der Wohnungen, ja, wenn ſie auch hinreichen wird zum Ankauf von Fiſchereigeräthſchaften u. A. m. — was bleibt uns Endesunterzeichneten, die wir gegenwärtig noch allein, ohne unſere Frauen und Kinder, leben, was bleibt

*) Th. v. Dellingshauſen, „wirklicher Commerz-Aſſeſſor“. Der Ueberſetzer.

uns da zu unſerem ſonſtigen Lebensunterhalt, zu unſerer Nahrung übrig? Wir werden gewiß die alleräußerſte Noth zu beſtehen haben."

„3) Eingerechnet die 10 Rubel, welche man uns in Riga mit auf den Weg gegeben, haben wir von der oben erwähnten, uns ausgeſetzten Summe aus der Provinzial-Kanzelei 62 Rubel erhalten; den Reſt gedenkt man uns in Poſten von 1 Rubel monatlich per Mann auszuzahlen, eine Summe, aus der nicht nur nicht die Koſten für Nahrung und Kleidung zu beſtreiten ſein werden, ſondern die bei der hieſigen Theuerung, auch nicht einmal zum Ankauf des täglichen Brodes hinreichen wird."

„Aller der ſo eben aufgezählten Umſtände halber neigen wir uns zu den Füßen Ew. Gräflichen Erlaucht und bitten mit Thränen in den Augen zu geſtatten, daß wir unſeren gegenwärtigen Aufenthaltsort Arensburg verlaſſen und uns den vier bereits in Pernau angeſiedelten Männern zugeſellen. Wir acht Mann vereint könnten den hieſigen ſchwierigen Verhältniſſen ſchon leichter wiederſtehen, indem wir uns ſowohl bei Anfertigung von Fiſchereiinſtrumenten, als auch bei allen ſonſtigen Arbeiten, die mit vereinten Kräften beſſer gelingen, thätig unter die Arme zu greifen im Stande wären."

Den Zweck dieſer Eingabe, eine Vereinigung mit ihren vier Genoſſen in Pernau, ſollten die ehemaligen Vertrauten des Pſeudokaiſers nicht erreichen. Noch waren keine 14 Tage vergangen, als die Oeſelſche Provinzial-Kanzelei auf Befehl des Grafen Browne ihren vier Schutzbefohlenen mittheilte, daß ihnen die Bitte um Ueberſiedelung nach Pernau nicht gewährt werden könne. Die Kanzelei ihrerſeits aber, durch jene Bittſchrift ihre Fürſorge um die Anſiedler mehr oder weniger verdächtigt ſehend, unterlegten dem Generalgouverneur, es ſei durchaus unrichtig, was dieſe Leute berichtet, als habe nämlich die Kanzelei es ſo angeordnet, daß jedem von ihnen eine beſondere Wohnung hergerichtet werde, im Gegentheil ſei auf ihren perſönlichen Wunſch ein einziges Haus angekauft und auf denjenigen Platz übertragen worden, den man zu dem Zweck für ſie ausgewählt. Daß über die Aufſtellung des Gebäudes der Herbſt herangerückt ſei, die Schuld daran hätten ſie ſich ſelbſt beizumeſſen. Das Haus würde ſchon längſt fertig da ſtehn, wenn ſie ſich nicht plötzlich anders beſonnen und eigenſinnig darauf beharrt hätten, nun nicht mehr außerhalb der Stadt, dem Strande näher, ſondern in der Stadt ſelbſt wohnen zu wollen. Hinſichtlich der monatlichen Unterſtützung von 1 Rbl. handle die Kanzelei nur gemäß der ihr zu Theil gewordenen Vorſchrift Sr. Erlaucht

des Grafen Browne, den die Kanzelei auch darüber nicht ununterrichtet laſſen dürfe, daß die in Rede ſtehenden Koſaken äußerſt faule Leute ſeien und ſo wenig als möglich um ihren Lebensunterhalt in Sorge wären, ungeachtet ſeitens der Kanzelei nichts unterlaſſen werde, was ſie über die Unbekanntſchaft mit den neuen Lebensbedingungen hinweghelfen könnte. Aber anſtatt den ihnen immer und immer wieder ertheilten Rath zu beherzigen, ein großes Zugnetz zu kaufen und ſich überhaupt in die hier gebräuchliche Art des Fiſchfangs hineinzuarbeiten, ſchlenderten ſie den lieben langen Tag umher, thäten nichts und forderten nur immer von dem Gelde, das doch zum großen Theil zur Einrichtung ihres Wohngebäudes beſtimmt worden ſei.

Von dem Schauplatz unſerer der Vergeſſenheit entzogenen Archivalien treten nun die vier Arensburger „Uebergeführten“ für einige Zeit ab, um ihren vier Pernauſchen Leidesgefährten nebſt deren Klagen und Bitten Platz zu machen; denn auch die in Pernau angeſiedelten Herren Koſaken, ſo ſehr ſie von ihren Genoſſen in Arensburg beneidet zu werden ſchienen, hatten, wie wir ſogleich hören werden, viel an ihrer Lage auszuſetzen. Am 29. October 1775 verfaßten ſie ein Geſuch an den Grafen Browne, ihnen zu geſtatten, einen aus ihrer Mitte, den Peter Puſtobajew, nach Riga abzudelegiren, damit er Sr. Gräflichen Erlaucht dem Herrn Generalgouverneur perſönlich und umſtändlich auseinanderſetze, wie ſchlimm es mit ihnen in Pernau beſtellt ſei. Sie bäten um dieſe Erlaubniß um ſo dringender, als gar keine Möglichkeit vorhanden wäre, vor dem Pernauſchen Magiſtrat zu Wort zu kommen. Graf Browne willfahrte ihrer Bitte. Puſtobajew langte am 7. Januar 1776 in Riga an und überreichte dem Grafen „im Namen der in Pernau anſäſſigen ehemaligen Koſaken vom Ural, jetzt ſogenannten „Uebergeführten“ eine Schrift, in der die Koſaken, über ihre äußerſte Geldnoth klagend, um die Erlaubniß nachſuchten, erſtens freie ruſſiſche Arbeiter als unentbehrliche Gehülfen bei ihrem Fiſchereibetriebe in Sold zu nehmen, zweitens mit dem Ertrag ihrer Fiſcherei in Livland umherzureiſen und die Jahrmärkte zu beſuchen.

Auf dieſe Bitte einzugehen mußte Graf Browne um ſo größeres Bedenken hegen, als ihm ſeitens des Orenburgſchen Gouverneurs Generallieutenant Reinsdorpp ſchon im December des verwichenen Jahres nachſtehendes officielle Schreiben zugegangen war.

„Die an dem Aufſtande des ehemaligen Räubers und Uſurpators Pugatſchew betheiligt geweſenen, in dem der Verwaltung Ew. Erlaucht

anvertrauten Gouvernement und zwar in Pernau angeſiedelten uraliſchen Koſaken, an deren Spitze ein Fedor Tſchumakow, haben ſich herausgenommen, einen in Pernau ſich von Arbeit nährenden Bauern des Susdalſchen Kreiſes, Schurawlew, mit Briefen an den dortigen Ataman Akutin und an die Ihrigen nach Uralsk zu ſenden. Dieſe Briefe ſind aufgegriffen und ſorgfältig durchſehen worden, und wenn in ihnen zwar nichts Auffallendes und Verdächtiges zu entdecken geweſen iſt, außer vielleicht die Bemerkung, daß jeder von ihnen 300 Rubel Gage erhalte, — ſo verdient doch der Umſtand, daß die Abſender ihrem Boten, dem Schurawlew, eingeredet, der oben erwähnte Räuber Pugatſchew lebe noch bis zum heutigen Tage, einige Aufmerkſamkeit. Schurawlew nämlich behielt das Gehörte (das ihm möglicherweiſe mit der Abſicht der Weiterverbreitung geſagt worden war) nicht für ſich, ſondern erzählte es weiter, ſoviel man ermitteln konnte, vorläufig nur einer hier im uraliſchen Gebiet anſäſſigen Frauensperſon, was Alles zuſammengenommen jedenfalls kein beruhigendes Zeichen für die Geſinnungen dieſer Koſaken iſt, ſondern vielmehr dafür ſpricht, daß die Deportirten ihren ehemaligen verbrecheriſchen Führer noch ſehr lebhaft im Gedächtniß behalten haben und daß ihr früheres Verhältniß zu ihm ſie immer noch beſchäftigt. Es iſt alſo alle Urſache vorhanden, auf die Handlungen dieſer Leute Acht zu geben und demnach auch ihre angeknüpften brieflichen Beziehungen zu verhindern, da ſolche die im Koſakenheere hergeſtellte Ruhe und Ordnung leicht wieder zu ſtören und der Geſellſchaft Schaden zu verurſachen vermöchten. In Erwägung des Geſagten erſuche ich Ew. Erlaucht ergebenſt, die Obrigkeit der Stadt Pernau verbindlich zu machen, daß ſie eine verſchärfte unausgeſetzte Aufſicht über dieſe, als Verbrecher und Verräther bekannten Koſaken ausüben laſſe und ihnen auch die kleinſte verdächtige Handlung nicht durch die Finger ſehe, weil anders durch den Briefwechſel mit ihren Verwandten und Freunden und durch ihre ungebührlichen Reden leicht neue Unruhen angeſtiftet werden könnten."

Dieſes Schreiben ward dem Fürſten Wjaſemski am 5. Februar 1776 im Original zugeſtellt. Graf Browne knüpfte daran, ſowie an die oben mitgetheilte Bittſchrift der vier Pernauſchen „Uebergeführten", zwei Bemerkungen über die in jener Bittſchrift enthaltenen Klagen und Wünſche und erbat ſich für dieſe Wendung der Dinge die erforderlichen Verhaltungsmaßregeln. Die erſte der Bemerkungen bezieht ſich auf den Geldmangel und enthielt die Anfrage, ob der in 50 Rubeln beſtehende Reſt jener per Mann ausgeſetzten 100 Rubel, wie urſprünglich beſtimmt, zum Bau des

Wohnhauſes für die Koſaken verwendet oder aber, wie es die Leute wünſchten, ihnen ausgezahlt werden ſolle; die zweite lautet: „Iſt ihnen zu geſtatten, ruſſiſche Arbeitsgehülfen zu miethen und in ganz Livland mit dem Ertrag ihrer Fiſcherei umherzureiſen?“ — „Meiner Meinung nach,“ ſagt der Graf, „könnte man ihnen die Anwerbung von Miethарbeitern geſtatten, doch dürften dieſe Arbeiter keine Ruſſen, ſondern nur Eſten und zwar hieſige Einwohner ſein, welche für die gemeinſchädlichen Reden und Geſinnungen der Koſaken wenig Sympathie an den Tag legen würden. Ihrem Wunſch, die livländiſchen Jahrmärkte bereiſen zu dürfen, iſt erſt dann Gewährung zu geben, wenn ihre Frauen und Kinder hier eingetroffen ſein werden und eine eingerichtete Wirthſchaft etwaigen Fluchtgedanken keinen Vorſchub mehr leiſtet. Um des letzteren Umſtandes willen, geſtele es Ew. Durchlaucht nicht, den Inhalt Ihres mir zu Theil gewordenen Schreibens vom 23. April des verwichenen 1775. Jahres wahr zu machen und demnach die Familien der Uebergeführten hierher ſenden zu laſſen, mich gleichzeitig aber darüber zu benachrichtigen, was in Veranlaſſung des Briefes des Gouverneurs von Orenburg zu thun geboten erſcheint.“

Ferner hatte Graf Browne den Fürſten Wjaſemski bereits am 16. Mai 1775 um die Mittheilung erſucht, ob die in dem Schreiben des letzteren vom 28. Februar deſſelben Jahres beſtimmten Diätengelder im Betrage von 10 Kop. per Mann und Tag, den in Arensburg und Pernau angeſiedelten Koſaken auch noch ferner, d. h. neben der Unterſtützungsſumme von 100 Rubeln, die in der Folge einem Jeden von Ihnen zugeſtellt worden war, ausgezahlt werden ſollten. Graf Browne bittet nun zum zweiten Male um Beſcheid, was er in dieſer Sache zu unternehmen habe.

Seinerſeits ſchrieb er am 12. Februar 1776 dem Commandanten von Pernau vor, ſtreng darauf zu ſehen, daß Tſchumakow und Genoſſen keine Gelegenheit fänden, Briefe, an wen es auch ſei, zu ſchreiben und daß die von ihnen anzuwerbenden Arbeiter keine Ruſſen, ſondern Eſten ſeien.

Diesmal erfolgte die Antwort des Fürſten Wjaſemski auffallend ſchnell; ſie traf ein am 12. Februar, demſelben Tage, an welchem der Generalgouverneur von Livland den Brief am General-Major Poſſiet nach Pernau geſandt hatte, und lautete:

„Den Brief Ew. Erlaucht vom 5. d. Mts. nebſt beigefügtem Originalbericht des Gouverneurs von Reinsdorpp, habe ich erhalten und auch das Glück gehabt, beides ſelbigen Tages Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät zu unterbreiten. Mir wurde darauf ſeitens unſerer gnädigen Kaiſerin der Befehl,

den Herrn Reinsdorpp um die ſofortige Einſendung des mit der Ueberbringung der Briefe betraut geweſenen Schurawlew in die geheime Expedition zu erſuchen, was meinerſeits bereits geſchehen iſt. Hinſichtlich jedoch deſſen, was Ew. Erlaucht über die deportirten uraliſchen Koſaken, Tſchumakow und Genoſſen, über deren bei Anſiedlern gar nicht ſtatthafte Faulheit und Sorgloſigkeit bei Erbauung ihres Wohnhauſes, ſowie über deren Wunſch, ruſſiſche Arbeiter miethen und das livländiſche Gouvernement bereiſen zu dürfen, mir geſchrieben haben, muß ich Ew. Erlaucht erſuchen, bis dahin, wo eine Allerhöchſte Verfügung in dieſer Angelegenheit erfolgen wird, mit meiner hier folgenden Meinung vorlieb zu nehmen: 1) da die Leute ſich mit Landbau nicht beſchäftigen und dem äußerſten Mangel an Nahrungsmitteln doch nicht ausgeſetzt werden können, ſo erſcheint es mir geboten, ihnen für einige Zeit eine Unterſtützung von einem Sack Mehl per Mann und von dem für ſie beſtimmten Gelde, d. h. den bei Ew. Erlaucht noch übrigen 50 Rubeln, ihnen gleichfalls 3 Rubel per Mann zu gewähren; 2) das Reiſen in Livland jedoch, iſt ihnen als Deportirten und unter Aufſicht Stehenden unter keiner Bedingung zu geſtatten, ebenſo wenig, als ihnen das Anwerben von Arbeitern ruſſiſcher Nationalität, wie Ew. Erlaucht ſolches ja ſelbſt zu mißbilligen beliebten, verboten werden muß; vielmehr wird ihnen aufs ſtrengſte einzuſchärfen ſein, nicht zu vergeſſen, wie ſehr ſie ſich noch um die Gnade Ihrer Majeſtät der Kaiſerin verdient zu machen und deßwegen nicht das geringſte Recht hätten, Ew. Erlaucht mit ihren unnützen Klagen und Forderungen zu beunruhigen." — Folgt die dem Fürſten Wjaſemski überhaupt geläufige Schlußformel, daß alles eben Erwähnte nur ſo die Meinung des Fürſten ſei und daß im Uebrigen Alles der reifen Erwägung und Entſchließung des Grafen überlaſſen bleibe.

Nachdem Graf Browne die Anordnung getroffen, daß ſowohl den in Pernau als auch den in Arensburg angeſiedelten Koſaken aus den Krons-Magazinen ein Tſchetwert Roggenmehl und 3 Rubel per Mann aus derjenigen Summe ausgezahlt werde, welche eigentlich zur Herſtellung ihrer Wohngebäude beſtimmt worden war, wünſchte er zu wiſſen, in wie weit des Commandanten von Pernau Bericht über die Pernauſchen „Uebergeführten" begründet ſei und ob nicht dieſe oder jene Parteilichkeit dabei obgewaltet habe. Demzufolge befahl er, gleich nach Empfang des Briefes von Reinsdorpp, dem Pernauſchen Magiſtrate, ihm ungeheud zu berichten: womit die in Pernau angeſiedelten Koſaken ſich daſelbſt beſchäftigten, welche Verbindungen nach auswärts und welche Bekanntſchaften ſie unter den

Pernauern hätten, wie der Bau ihrer Wohnungen weiter ſchreite und auf welche Weiſe ſie die ihnen zukommenden Unterſtützungen verwendeten.

Wenn der Generalgouverneur nur eine Beſtätigung deſſen wünſchte, was der Commandant von Pernau ihm angelegentlich der Pernauſchen Anſiedler mitgetheilt hatte, ſo konnte er mit der Antwort, die ihm der Magiſtrat am 8. Februar 1776 zuſtellte, vollkommen zufrieden ſein. Dieſer ſchrieb: die in Rede ſtehenden Leute wären ausgeſprochene Nichtsthuer; Niemand habe ſie noch bei irgend welcher Arbeit geſehen; ſie lebten in der Vorſtadt in der Schenke eines Ruſſen, Philipp Petrow, der ehedem Marketender geweſen ſein ſoll und bei dem alle hier durchreiſenden Ruſſen einkehrten; ob ſie unter den hieſigen Einwohnern einige zu ihren Bekannten zählten, könne mit Beſtimmtheit nicht conſtatirt werden, indeſſen höre man, daß ſie oft im Hauſe des ehemaligen Atamans der Koſaken vom Don Stepan Danilowitſch Jeſremow aus- und eingingen; um den Bau ihres Wohnhauſes bekümmerten ſie ſich nicht; welche Unterſtützungen ihnen zuflöſſen und in welcher Weiſe ſie dieſelben verwendeten, ſei dem Magiſtrate unbekannt.

In Folge dieſer deutlichen Unterlegung des Pernauſchen Magiſtrats erging 14 Tage ſpäter ſeitens des Grafen Browne an Poſſiet nachſtehender entſcheidender Befehl: „Den Koſaken das Wohnen in der Schenke des Petrow zu verbieten; ihnen zu befehlen, das eigene Haus zu erbauen, mit Jeſremow nicht zu verkehren, keinerlei Schriftwechſel zu führen."

Hiermit iſt die Acte Nr. 69, der alle vorſtehenden Documente entnommen worden ſind, geſchloſſen. Im Laufe der nun folgenden neun Jahre hat keinerlei Schriftwechſel in Angelegenheit der „Uebergeführten" ſtattgefunden, wenigſtens hat der Sammler dieſer Schriftſtücke nichts entdecken können, was zu der Sache in irgend welcher Beziehung geſtanden hätte; er glaubt jedoch aus den gleich unten zu citirenden officiellen Papieren ſchließen zu müſſen, daß ſowohl die in Pernau angeſiedelten Koſaken als auch ihre Arensburger Genoſſen, des erfolgloſen Bittens und Klagens überdrüſſig, ſich endlich den Bedingungen und Anforderungen eines bürgerlichen, auf Arbeit und Vorſorge angewieſenen Lebens gefügt haben. Seitens der Krone, ſo iſt mit aller Wahrſcheinlichkeit anzunehmen, wurde ihnen keine Art von beſtändiger Unterſtützung zu Theil; ſie lebten in den von ihnen ſchließlich doch erbauten Häuſern, beſchäftigten ſich mit Fiſchfang und blieben nach wie vor von allen und jeden Abgaben befreit. Ihre Familien jedoch hat man ihnen — wie bereits oben vorgreifend geſagt wurde — nicht

folgen laſſen und die Gründe, die dagegen obgewaltet haben mögen, ſind uns nicht bekannt geworden. Erſt in den Acten aus den Jahren 1785, 1786, 1800 und 1804 läßt ſich das fernere Schickſal der „Uebergeführten“ verfolgen.

Am 12. Auguſt 1785 nämlich ſchickten die Pernauſchen Anſiedler Tworogow, Tſchumakow, Fedulow und Puſtobajew dem Grafen Browne, der noch immer an der Spitze des Generalgouvernements von Livland ſtand, folgende Bittſchrift zu:

„Vor den Stufen des Sitzes Ew. hochgräflichen Erlaucht niederſinkend und Ihre Füße mit unſeren ſtrömenden Thränen benetzend, flehen wir um Gnade, um Hülfe in der uns argbedrängenden Noth. — Der Wille des Allmächtigen und der Befehl unſerer allergnädigſten Kaiſerin haben uns verurtheilt, ſo weit entfernt von unſerem Vaterlande, von unſerem häuslichen Herd, hier in dieſer fremden Gegend zu leben, und, wenn ſchon mit vielem Elend kämpfend, haben wir unſer Schickſal bis zum heutigen Tage in Geduld getragen. — Da nun im Laufe dieſer langen Reihe von Jahren einige von uns und namentlich Fedor Tſchumakow und Peter Puſtobajew ſehr alt geworden ſind und hinfällig und ſchwach, da ferner das Licht ihrer Augen faſt gänzlich erloſchen iſt und ſie ſomit vollſtändig unfähig ſind, für ihren Lebensunterhalt Sorge zu tragen, ſo bitten wir Ew. hochgräfliche Erlaucht, unſern allerbarmherzigſten und allergnädigſten Herrn und Vater, unterthänigſt, uns mit der Erlaubniß zur Rückkehr in unſere Heimat zu begnadigen. Dort haben wir ja noch Kinder und Verwandte, die uns das Leben erleichtern und mit deren Unterſtützung wir für unſern Unterhalt, nicht wie hier mit genauer Noth, ſondern ohne Mühe Sorge tragen würden. Sollten aber die Umſtände ſo ſehr gegen dieſe unſere Bitte ſein, daß Ew. hochgräfliche Erlaucht ſie uns abzuſchlagen genöthigt wären, ſo bitten wir um Folgendes: Ew. Erlaucht wollen anbefehlen, daß Angeſichts der uns bedrängenden Noth wenigſtens dem Tſchumakow und dem Puſtobajew, wegen ihres hohen Alters und gänzlicher Hinfälligkeit, eine monatliche Unterſtützung entweder an Proviant oder an Geld gewährtwerden möge. Dafür,“ ſo lautet der Schluß der Bittſchrift, „würden wir immer und ewig den Himmel loben und preiſen, ihn inbrünſtig bitten, daß er das Leben unſerer allergnädigſten Kaiſerin ſegne und erhalte, Ew. Erlaucht aber und das ganze hochgräfliche Haus mit Ehre und Ruhm überſchütte, in welcher Hoffnung wir in dem, was

Ew. hochgräflichen Durchlaucht zu beſchließen gefällig ſein wird, eine gnädige Reſolution erwarten ꝛc.“

Graf Browne ſchien dieſen Klagen ſeitens derjenigen, die ihm ſchon ehedem mit ihrer ewigen Unruhe und Unzufriedenheit ſo viel zu ſchaffen gemacht, keinen rechten Glauben ſchenken zu wollen, denn ſchon am 23. Auguſt deſſelben Jahres erbat er ſich vom Pernauſchen Commandanten Brigadier Vogt, der inzwiſchen den General-Major Poſſiet abgelöſt hatte, nähere, die Bittſchrift betreffende Auskünfte. Er ſchrieb:

„Die Uebergeführten Iwan Tworogow, Tſchumakow, Puſtobajew und Fedulow ſandten mir durch den Beſitzer der Badſtube in Pernau ein Bittſchreiben zu, in welchem ſie für ſich und für zwei ihrer Genoſſen, den Tſchumakow und Puſtobajew, die wegen hohen Alters und Hinfälligkeit nicht mehr zu arbeiten im Stande ſeien, um die Erlaubniß nachſuchten, in ihre Heimat zurückkehren zu dürfen; wo nicht, möchte man wenigſtens den beiden Hinfälligen eine Unterſtützung an monatlichem Proviant gewähren. Da man ſich auf die Angaben dieſer Leute nicht verlaſſen kann und es unglaublich erſcheint, daß ſie bereits zu hinfällig geworden, um ſich noch durch irgend welche Arbeit ernähren zu können, ſo ſind mir genauere und überzeugendere Auskünfte in dieſer Angelegenheit von Wichtigkeit; ich erſuche Sie deßhalb, Herr Brigadier, darüber umſtändliche Erkundigungen einzuziehen, ob dieſe Leute ſich wirklich in der geſchilderten Lage befinden, ſich durch eigene Händearbeit nicht mehr ernähren zu können, oder ob alles das nur ein Vorwand iſt. Im erſteren Falle möchte ich Ihnen empfehlen, ſie zuſammenzurufen und ihnen mit zuredenden und ermahnenden Worten ans Herz zu legen, daß ſie ſich gegenſeitig helfen und in der Noth beiſtehen mögen, wie das ehrlichen Kameraden geziemt. Sie werden ferner nicht unterlaſſen wollen, ihnen zu bemerken, wann nöthig zu befehlen, daß ſie mit ihren Bitten, um was es ſich auch handele, ſich direct an Sie zu wenden haben und daß ihnen jede Art Schriftwechſel auf das ſtrengſte verboten ſei; dem Badſtüber endlich zu eröffnen, in Zukunft keine Briefe von den Uebergeführten entgegenzunehmen oder zu befördern, vielmehr möge er, als ihr ganzes Zutrauen beſitzend, auf alle ihre Handlungen und Geſetzesüberſchreitungen, namentlich aber auf ihren ſchriftlichen Verkehr ſorgfältig Acht geben und über Geſehenes und Gehörtes Ihnen Anzeige machen. Alle dieſe Maßregeln werden Sie unter der Hand zu treffen haben, ſo daß aus ſolcher Beargwöhnung dem Tſchumakow und Genoſſen keinerlei Nachtheile in den Augen der bürgerlichen Geſellſchaft erwachſen.

Ueber die Ergebniſſe Ihrer Ermittelung in Betreff der Hülfloſigkeit und des Alters der Leute ſchicken Sie mir einen Rapport."

In Erfüllung dieſer Vorſchrift unterlegte Brigadier Vogt dem Grafen Juri Jurjewitſch am 28. Auguſt 1785 sub Nr. 634, daß Tſchumakow und Puſtobajew in der That vor Alter die Sehkraft ihrer Augen mehr oder weniger verloren hätten, daß aber die beiden andern, Tworogow und Fedulow, jünger ſeien und ſich den Lebensunterhalt noch recht gut zu beſchaffen vermöchten. Auf den ihnen ertheilten Rath, einander als gute Kameraden beizuſtehen und ſich gegenſeitig zu helfen, hätten ſie ihrerſeits entgegnet, daß ſie ſolches während der ganzen Zeit ihres Zuſammenſeins ohnehin beobachtet hätten und daß nur jetzt, wo Tſchumakow und Puſtobajew völlig hinfällig und zu jeder Leiſtung unfähig geworden ſeien, nichts zur gegenſeitigen Unterſtützung geſchehen könne. — „Was das Uebermitteln der Bittſchrift durch den Badſtüber betrifft, ſo habe ich meine Einwilligung dazu ſelbſt gegeben, darüber auch Ew. Erlaucht Unterlegung gemacht und nicht gezögert dieſe Unterlegung zu wiederholen, als auf die erſte Ihrerſeits keine Reſolution erfolgte. Daß die Leute ohne mein Wiſſen keine Briefe, an wen und wohin ſie auch gerichtet ſein mögen, abſchicken dürfen, iſt ihnen wiederholt erklärt worden; auch habe ich keine Urſache anzunehmen, ſie hätten ſich in dieſer Hinſicht eines Vergehens ſchuldig gemacht; ich muß im Gegentheil der Wahrheit und Gerechtigkeit Raum geben und erklären, daß ihre Führung zu jeder Zeit eine ordentliche geweſen iſt, daß ſie ſtill und friedlich leben und die Grenzen der Geſetzlichkeit nicht überſchreiten."

Alle dieſe näheren Angaben legte Graf Browne einem Schreiben an den Fürſten Wjaſemski, datirt vom 1. November 1785, zu Grunde und erſuchte ihn dringend, in Anbetracht der Hinfälligkeit und Altersſchwäche der beiden Uebergeführten Tſchumakow und Puſtobajew und in Anbetracht der über ſie bis hiezu ſchon ſo vielfach ergangenen Gnade Ihrer Majeſtät, die erforderliche Anordnung treffen zu wollen, an welchem Orte und aus welchen Mitteln ihnen der Proviant und eine wenn auch noch ſo kleine Unterſtützung ausgereicht werden könne, — dieſen Genannten ſchon jetzt, ihren beiden Genoſſen aber für die Zukunft.

Den 27. Februar 1786 antwortete Fürſt Wjaſemski:

„Ihre Majeſtät die Kaiſerin hat nach Kenntnißnahme des Briefes, in welchem Ew. Erlaucht die völlig troſtloſe Lage und Hinfälligkeit der bekannten ehemaligen Koſaken vom Jaik Tworogow und Genoſſen zu

ſchildern beliebten, zu befehlen geruht: jedem von ihnen ein für alle Mal 100 Rbl. auszureichen. Es bleibt der Einſicht Ew. Erlaucht überlaſſen, ob dieſe Summe den Leuten voll und ganz einzuhändigen ſei oder ob es geeigneter erſcheinen möchte, eine dritte Perſon mit der zweckmäßigen Verwendung dieſer Gelder zu beauftragen. Indem ich dieſen Allerhöchſten Befehl hiermit zu Ihrer Kenntniß bringe, habe ich die Ehre Ew. Erlaucht ergebenſt zu bitten, Ihrerſeits die Anordnung treffen zu wollen, daß die ausgeſetzten Unterſtützungsgelder den Summen der Rentei für Staatserſparniſſe entnommen werden ſollen."

In Folge dieſes Briefes erließ Graf Browne am 5. März sub Nr. 126 an den Rigaſchen Kameralhof den Befehl, 400 Rbl. an den Commandanten Brigadier Vogt nach Pernau zu ſenden. Dieſer letztere ſelbſt erhielt ſeitens des Generalgouverneurs ein Schreiben, in welchem es unter Anderem heißt: „Dieſe Gnade Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät erwägend, werden Ihre Bemühungen darauf gerichtet ſein müſſen, eine derartige Verwendung der Gelder anzuordnen, daß Tſchumakow und Puſtobajew jeder zwei Tſchetwerik Roggenmehl und anderthalb Garnitz Grütze monatlich erhalten, welche Gegenſtände zu möglichſt billigen Preiſen entweder auf dem Markte oder, falls es ſich auf dieſem Wege als vortheilhafter erweiſen ſollte, aus den Proviant-Magazinen gegen gleich baare Zahlung zu erſtehen ſein werden. Wenn nicht äußerſte Nothwendigkeit Sie dazu veranlaſſen ſollte, ſo vermeiden Sie dem Tworogow und dem Fedulow gegenüber durchaus jede Erklärung hinſichtlich des erfolgten Gnadenactes Ihrer Majeſtät; tritt dieſe Nothwendigkeit jedoch ein, ſo werden Sie nicht zögern, mich davon in Kenntniß zu ſetzen."

Alle dieſe Verfügungen wurden vermittelſt Schreibens vom 7. März 1786 sub Nr. 128 dem Fürſten Wjaſemski mitgetheilt. Am 12. März unterlegte der Brigadier Vogt dem Grafen Browne, daß die 400 Rubel in ſeine Hände gelangt ſeien und daß er in Betreff ihrer Verwendung ganz nach der ihm zugegangenen Vorſchrift verfahren werde.

Ueber die in Arensburg angeſiedelten Koſaken (Joſanow, Konowalow, Kotſchurow und Potſchitalin) verlautet bis zum Jahre 1800 keine Sylbe. Erſt in dieſem Jahre, am 24. Januar, unterlegte der liv- und eſtländiſche Civil-Generalgouverneur, wirklicher Geheimrath von Nagel, dem General-Procureur Bekleſchow Folgendes:

„Die Oeconomie-Verwaltung der Inſel Oeſel brachte in ihrer Unterlegung vom 9. Januar 1800 zu meiner Kenntniß, daß im Jahre 1775

auf Allerhöchſten Befehl vier Koſaken vom Ural zur Anſiedelung nach Arensburg geſchickt worden ſeien, die ſich bis zu dieſer Stunde von Fiſcherei und Handarbeiten hinlänglich nährten, die Ordnung in Nichts ſtörten und friedlich lebten. Gegenwärtig nun iſt einer unter ihnen, der 80jährige Koſak Kosma Fojanow, ſo ſehr altersſchwach und hinfällig geworden, daß er ſich durchaus außer Stande fühlt, für ſeinen Lebensunterhalt zu ſorgen; ich erſuche Ew. hohe Excellenz demzufolge ergebenſt befehlen zu wollen, dem Manne für die übrigen Jahre, deren er ohnehin nicht viele zu leben haben dürfte, eine Unterſtützung ſeitens der Krone auszureichen."

In ſeiner Antwort vom 4. Februar 1800 bedauert der General-Procureur bemerken zu müſſen, daß man ſeitens der Krone auf keinerlei Unterſtützung rechnen dürfe; in den der Obhut des Herrn Generalgouverneurs anvertrauten Gouvernements ſeien ja wohlthätige Anſtalten in reichlicher Zahl vertreten, wie z. B. das Collegium allgemeiner Fürſorge, Armenhäuſer und andere dem ähnliche Einrichtungen, — es würde alſo nur eines Befehls ſeiner hohen Excellenz an die ihm untergeordneten Behörden bedürfen, den erwähnten altersſchwachen Koſaken nach Erforderniß zu verſorgen.

Drei Tage darauf, am 7. Februar, ſchrieb der General-Procureur wiederum an Herrn von Nagel, daß die zur Anſiedelung in Pernau verurtheilten Koſaken vom Ural Iwan Tworogow und Genoſſen ſich mit der Bitte direct an ihn gewandt hätten, ihnen wegen hohen Alters und Unfähigkeit zur Arbeit eine Unterſtützung zukommen zu laſſen. „Indem ich der Meinung bin," ſo fährt der General-Procureur in ſeinem Schreiben fort, „daß die Fürſorge um alle Hinfälligen überhaupt ein Gegenſtand der Thätigkeit der Ew. hohen Excellenz untergeordneten Behörden ſei, kann ich nicht umhin, ſowohl hinſichtlich der Hülfsbedürftigen in Pernau als derjenigen in Arensburg, Ew. hohe Excellenz auf mein dahin bezügliches Schreiben vom 4. dieſes Monats aufmerkſam zu machen, Sie gleichzeitig erſuchend, die nöthigen Maßregeln zum Unterhalt der Hülfsbedürftigen zu ergreifen."

Am 19. Februar konnte von Nagel den General-Procureur benachrichtigen, daß wegen des Unterhalts der Koſaken „die nöthige Vorſchrift erlaſſen worden ſei".

Die endgültige Entſcheidung des Schickſals der „Uebergeführten" erfolgte erſt im Jahre 1804.

Der Juſtiz-Miniſter, Fürſt Peter Waſſiljewitſch Lopuchin ſchrieb am 25. Juli 1804 dem livländiſchen und eſtländiſchen Generalgouverneur, Grafen Fedor Fedorowitſch Buxhöwden:

„In Veranlaſſung der allerunterthänigſten Bitte des Koſaken vom Ural Semen Foſanow um Freilaſſung ſeines Vaters, welcher ehedem der Bande Pugatſchews angehört habe und im Jahre 1775 nebſt fünf andern Koſaken zur Anſiedelung in der Vorſtadt von Pernau geſchickt worden iſt, hat Se. Majeſtät der Kaiſer zu befehlen geruht, Erkundigungen einzuziehen: welcher Art die Aufführung ſowohl des Vaters des Bittſtellers als der Uebrigen zur Anſiedlung Verurtheilten bisher geweſen und ob es auch der Wunſch Aller ſei, in ihre Heimat zurückzukehren. Demzufolge erſuche ich Ew. Erlaucht, mir die betreffenden Auskünfte zukommen laſſen zu wollen, damit ich dieſelben Sr. Majeſtät dem Kaiſer unterbreite."

Wiewohl erſt vier Jahre ſeit dem letzten Schriftwechſel in Angelegenheit unſerer Koſaken vergangen waren, ſo wußte doch Graf Buxhöwden abſolut nichts von dem Zwangsaufenthalte irgend welcher „übergeführten" Koſaken innerhalb der Grenzen von Liv- und Eſtland, denn indem er dem Pernauſchen Commandanten, General-Lieutenant Baskakow, vom 2. Auguſt 1804 vorſchrieb, ihm die vom Fürſten Lopuchin verlangten Auskünfte einzuſenden, fügte er hinzu: ... „ſollten indeſſen die in Rede ſtehenden Leute nicht mehr in Pernau, ſondern an andern meiner Verwaltung anvertrauten Orten leben, ſo werden ſie ſich dahin ſolcher Weiſe in Beziehung zu ſetzen haben, daß die verlangten Auskünfte unmittelbar und unverweilt in meine Hände gelangen."

Darauf berichtete Baskakow am 15. Auguſt deſſelben Jahres, daß der Koſak Foſanow in Arensburg geſtorben ſei und daß die beiden daſelbſt noch lebenden ehemaligen Koſaken vom Ural Konowalow und Kotſchurow, wegen ihres hohen Alters und leidenden Zuſtandes, nicht wünſchten in die Heimat zurückzukehren. Desgleichen wünſche der eine, in Pernau noch am Leben gebliebene Koſak Tworogow aus denſelben Gründen zu bleiben, wo er ſei; er bitte nur um die Erlaubniß, hin und wieder nach Riga und Reval fahren zu dürfen, da dieſe Gnade ihm auch von dem Fürſten Sergei Fedorowitſch Golizyn wiederholt gewährt worden wäre.

Graf Buxhöwden willfahrte der Bitte. Dem Juſtiz-Miniſter theilte er am 28. Auguſt 1804 mit, was er eben in Erfahrung gebracht, daß Foſanow nicht mehr lebe, die übrigen drei noch lebenden Koſaken aber

Arensburg und Pernau nicht mehr verlaſſen möchten, ihres Alters und ihrer Schwachheit wegen.

Es waren aber noch andere, viel maßgebendere Gründe vorhanden, warum die „Uebergeführten“ nicht mehr zurückkehren wollten in die Heimat: dort waren inzwiſchen alle ihre Angehörigen, ihre Frauen und Kinder verſtorben, Niemand war am Leben geblieben, der ſich ihrer hätte erinnern können, falls ſie ſich entſchloſſen hätten, die Heimat noch einmal wiederzuſehen.

Wahrſcheinlich verwiſchte bald darauf der Tod auch die letzte Erinnerung an dieſe in Livland zur Ruhe gekommenen Genoſſen des großen „Räubers und Uſurpators“.

F. Tz.

Amerikaniſche Briefe eines Livländers.

VI.

Melroſe, den 12. Juli (31. Juni) 1868.

Der große Tag Amerikas, der 4. Juli, iſt wieder einmal würdig begangen worden. Da erwartet wohl mancher Ihrer Leſer in dieſem Briefe eine ſchöne Beſchreibung des Unabhängigkeitsfeſtes zu erhalten. Allein ich muß mich entſchuldigen, da mein ganzer Brief dann nur aus „Puff! Knall!! Knakknakkrach!!!“ u. ſ. w. in allen möglichen Combinationen und Permutationen mit bald mehr, bald weniger, bald dickeren, bald dünneren Ausrufungszeichen beſtehen würde. Das Abbrennen von Feuerkrackers, Fröſchen, Raketen, Schwärmern, Bienenkörben, Rädern u. ſ. w. mitten auf der Straße zwiſchen den Beinen der Vorübergehenden und der Pferde, von 5 Uhr Morgens bis lange nach Mitternacht, das iſt der 4. Juli. Alt und Jung, von fünfzig bis zu fünf Jahren, hat an dem großen Gedenktage nur hierfür Sinn. Wenn je ſo iſt an dieſem Tage das alte Wort „Viel Geſchrei und wenig Wolle“ eine Wahrheit. Die empörenden Brutalitäten, die ſich die „Loafers“ und „Rowdies“ und die Buben, die es werden wollen, zu Schulden kommen laſſen, als das abſichtliche Werfen von Feuerwerk in die geöffneten Fenſter und gegen die Röcke der Damen, die unzähligen Brandwunden und vielen Brandſchäden — in Brooklyn waren dieſes Jahr nur ſieben — die bedeckt man mit einem Mantel der Liebe, der geradezu von lächerlicher Dicke iſt: nur um Gotteswillen dem ſouverainen Pöbel um dieſer Kleinigkeiten willen nicht ſein Vergnügen geſtört! Ich habe nie ein nationales Feſt witzloſer und — es muß geſagt ſein — brutaler begehen ſehen. Der 15. Auguſt, der Napoleonstag, den ich einſt in Paris mitmachte, ſtand mir immer vor

Augen, und ich wünſchte ich könnte ganz New-York einmal zu dieſem Tage hinüberſchicken; aber freilich iſt es wohl mehr als fraglich, ob die Lection irgend etwas fruchten würde. Denkt man dabei daran, was hier und was dort gefeiert wird, ſo wird einem weh zu Muth und man lenkt die Gedanken gerne auf einen anderen Gegenſtand. Erlauben Sie mir daher Sie heute an einen Ort zu führen, wo des Geſchreis ſehr wenig, der ſchönſten Wolle aber deſto mehr iſt.

Blackwell's Island, die Inſel der Wohlthätigkeits- und Correctionsanſtalten, iſt der Ort, an den ich Sie einlade, weil es ſchwer ſein dürfte einen anderen Ort zu finden, an dem ſich die liebenswürdigen und großen Seiten des amerikaniſchen Charakters in ſo glänzendem Lichte zeigen. Die Inſel mit all den ſtattlichen maſſiven Steingebäuden der zweiundzwanzig verſchiedenen Anſtalten, mit den ſchönen Parkanlagen, den weiten reinlichen Gemüſegärten und den geſchmackvollen Blumengärten, umfloſſen von dem raſch dahinſchießenden, gewaltigen Strom, bietet ein landſchaftliches Bild von ſeltener Schönheit dar. Man kann ſich ſchwer überreden, daß all das nichts als eine Rieſenherberge des Unglücks, der Armuth, Krankheit und des Verbrechens iſt.

Durch Gottes beſondere Güte ſtiegen wir an dem ſteilen Ufer des Fluſſes aus dem Cabriolet des Dr. Thompſon, des Präſidenten des ärztlichen Collegiums, ohne daß Pferde, Wagen und Inſaſſen ſich die Gliedmaßen auf den Steinen nnd Balken gebrochen, auf denen wir die letzten fünf Minuten hinauf- und hinuntergefallen waren. Der Doctor winkte mit dem Taſchentuch, und bald ſtieß auf dieſes Signal hin ein Boot von dem Ufer der Inſel ab. Die Ruderer waren zwei junge Burſche von 17 bis 19 Jahren, Sträflinge. Neben dem Steuermann lag ein kurzer, ſcharf geladener Karabiner. Das Boot war ſo klein, daß wir vorn an der Spitze deſſelben Platz nehmen mußten. Das Gewehr des Steuermanns wurde dadurch nutzlos, da er unmöglich davon Gebrauch machen konnte ohne uns in die größte Gefahr zu bringen; wir waren mithin ſo ziemlich in die Gewalt der Sträflinge gegeben; allein ſie ruderten ruhig hinüber, nur von Zeit zu Zeit ſich einen Augenblick umdrehend und mich mit einem Blick halb ſtumpfer, halb frecher Neugier muſternd.

Wir landeten bei dem Hauptboſpital, einem ungeheueren palaſtartigen Gebäude, das, gleich allen übrigen, aus großen Blöcken gebaut iſt, die aus dem Felſen der Inſel ſelbſt geſprengt ſind. Da der „Board of Charities and Corrections“ (d. h. die vier Männer, denen die oberſte

Verwaltung der zweiundzwanzig Inſtitute obliegt) gerade dort war, ſo ſtellte mich der Doctor den Herren mit der Bemerkung vor, daß ich von Deutſchland aus beauftragt wäre genau alle die amerikaniſchen Verhältniſſe zu ſtudiren und darüber Bericht zu erſtatten. „Ich hoffe," erwiderte der Präſident, nachdem er mich ſehr liebenswürdig willkommen geheißen, „ich hoffe, Doctor, Sie werden dem Herrn Alles zeigen, das Tadelnswerthe wie das Gute; wir wünſchen daß nichts verhehlt werde; nichts iſt uns lieber, als wenn die reine Wahrheit berichtet wird." Dieſe Bemerkung war ſehr charakteriſtiſch. Ich glaube nicht, daß es irgend ein Volk giebt, das ſich ſo aufrichtig ſelbſt bewundert und das ſo bitter bei der geringſten Rüge aus dem Munde eines Fremden auffährt, wie die Amerikaner. Einſt war in der Geſellſchaft von Dickens' American Notes die Rede. Eine junge Dame, die weit mehr als die gewöhnliche amerikaniſche Durchſchnittsbildung hat, hörte lange ſchweigend zu. Plötzlich fuhr ſie mit geradezu anſtößiger Heftigkeit auf: „Wie darf er wagen uns zu kritiſiren? Wer iſt er, daß er ſich erlaubt herüberzukommen, um uns nachher ſchlecht zu machen? Niemand hat das Recht über uns Bemerkungen zu machen; und wer es thut, macht ſich nur lächerlich." Das, wenn auch in etwas ſcharfer Weiſe ausgedrückt, iſt das Gefühl, mit dem Dickens' Kritik ganz allgemein angeſehen wird, obgleich ſich alle Welt die Rippen einſtoßen ließ um ſeine Vorleſungen zu hören und allen Witz aufbot um ihm die übertriebenſten Apotheoſen zu veranſtalten. Und jeder Angriff, der eine lächerliche Seite des amerikaniſchen Lebens, ſei es auch noch ſo leicht, berührt, oder irgend aus allzu großer europäiſcher Selbſtzufriedenheit hervorzugehen ſcheint, theilt das Schickſal der Kritik des engliſchen Novelliſten. — Andererſeits giebt es aber auch ſchwerlich ein Land, in dem die Gebildeten mit ſolchem Freimuth dem Fremden gegenüber die ſchwachen Seiten des Landes aufdecken und ihm ſo ohne alle Empfindlichkeit geſtatten die ſchärfſte Kritik zu üben, falls ſie bei dem Kritiker vorausſetzen, daß er vorurtheilsfrei zu Werke gehe und ernſte Motive ihn leiten.

Was das Hoſpital in Blackwell's Island anlangt, ſo war es eine bloße Redensart, daß „das Tadelnswerthe" gleichfalls gezeigt werden ſollte: die Ordnung, Reinlichkeit, die ganze Anlage, kurz Alles vom Dach bis zum Keller ſchien, ſo weit ein Laie darüber urtheilen kann, geradezu muſtergültig zu ſein. Nicht immer war es dort ſo. Solange der „Board", gleich allen anderen ſtädtiſchen Beamten, von den Bürgern gewählt wurde,

ſo lange war es hiermit, wie mit allen anderen ſtädtiſchen Inſtituten: die Wohlthätigkeits- und Correctionsanſtalten waren nur dazu da den ſchamloſen politiſchen „Ringführern" Gelegenheit zu geben ſich reich zu ſtehlen. „Das Elend, der Schmutz und Mangel in den die Kranken, wie die Inſaſſen aller der anderen Inſtitute umkamen, läßt ſich gar nicht beſchreiben," verſicherte der Doctor. „Und ſeit wann und auf welche Weiſe iſt denn das anders geworden?" fragte ich. „Wir haben die Aenderung der republikaniſchen Partei zu verdanken," entgegnete er. „Das Mittel, durch das ſie erzielt wurde, war das gleiche, durch das wir alle günſtigen Aenderungen in der ſtädtiſchen Verwaltung zu Wege gebracht haben: wenn wir uns gar nicht mehr vor uns ſelbſt zu helfen wiſſen, ſo wenden wir uns nach Albany und flehen, daß man uns wieder ein Stückchen Selbſtregierung nehme." So traurig das für die Radicalen und die Schwärmer für das allgemeine Stimmrecht unter jeder Bedingung iſt, ſo wahr bleibt es dennoch: was auch immer an der Stadtverwaltung lobenswerth iſt, das iſt, auf Bitten der Bürger, der ſtädtiſchen Selbſtverwaltung entzogen und der Legislatur oder dem Gouverneur übertragen worden (ſo die Polizei, die Feuerwehr, das Waſſerdepartement u. ſ. w.); und was auch immer von den gewählten ſtädtiſchen Beamten beſorgt wird, das überſteigt an Corruption Alles, was ein Europäer, aus welchem Lande er auch immer ſtamme, ſich irgend vorſtellen kann. — Der „Board" der betreffenden Anſtalten iſt allerdings noch immer eine ſtädtiſche Behörde, inſofern als er auch noch jetzt bis auf einen gewiſſen Grad unter den Mayor competirt und alle die Inſtitute von ſtädtiſchem Gelde unterhalten werden. Allein die vier Glieder, aus denen er beſteht, werden von dem Gouverneur ernannt, ſind vorzüglich der Legislatur verantwortlich, und von der „Populace" ſind ſie abſolut unabhängig. Seither werden nun bloß Männer ernannt, die eine bedeutende Stellung in der Geſellſchaft einnehmen und einen durchaus fleckenloſen Ruf haben. Ihr Gehalt iſt dabei ſehr gut (7500 Thlr.) ſo daß ſie es nicht nöthig haben zu ſtehlen." — Sehr bezeichnend iſt, daß ausdrücklich feſtgeſetzt iſt, daß immer zwei Glieder des „Board" Demokraten, und zwei Republikaner ſein müſſen. Inſoweit alſo gelten dieſe wichtigen Aemter doch noch immer für Sinecuren, daß man es für durchaus nöthig hält ſie zwiſchen den beiden Parteien zu theilen. Ich fragte den Doctor, ob ſeiner Anſicht nach die Corruption ſich wieder einſchleichen würde, wenn dieſe Beſtimmung aufgehoben würde. Ich erhielt ein Achſelzucken zur Antwort.

Es nahm mich Wunder im Hoſpital in den Frauenſälen einen merkwürdigen Unterſchied in der Ordnung und Reinlichkeit zu Gunſten der Männer zu finden. In allen den anderen Inſtituten war es ebenſo. Da die Verwaltung durchaus die gleiche iſt, ſo kann die Urſache hiervon nur in den Patienten, reſp. den Armen und Sträflingen ſelbſt geſucht werden. Es beſtätigt ſich hier eben wieder der alte Satz, daß das Weib, wenn es einmal auf Abwege geräth, in der Regel viel ſchlimmer iſt als der Mann. Das gilt nicht nur, wie häufig angenommen wird, in Bezug auf verdammliche Leidenſchaften, Laſter und Verbrechen, ſondern auch in den niederen Gebieten der Ordnung und Reinlichkeit. Wer ſich die Mühe giebt etwas näher in das dunkele Leben hineinzuſchauen, das ſich in den „Squatterquartiers“*) und in und um die „Tenementhäuſer“ der niederſten Klaſſe abſpielt, der hat Gelegenheit ſich auf Schritt und Tritt davon zu überzeugen, daß die weibliche „Crapule“ New-Yorks in jeder Beziehung viel ſchlimmer iſt als die männliche; nur iſt ſie an Zahl ſehr viel geringer.

Das Zuchthaus iſt nach keinem der bekannten Syſteme eingerichtet. Die Displin iſt außerordentlich ſtreng, aber dennoch iſt den Sträflingen allerlei geſtattet, was in dem pennſylvaniſchen Syſtem ganz unerhört wäre. So z. B. eſſen ſie alle zuſammen, und werden in Trupps von 15 bis 20 zu gemeinſchaftlicher Arbeit in den Gemüſegärten und Anlagen hinausgeführt; doch iſt es ihnen ſtreng unterſagt mit einander zu ſprechen. Da nur die ſchwerſten Verbrecher eine Kette mit einem Gewicht am Fuße haben, ſo ſind Fluchtverſuche ganz an der Tagesordnung. Der Doctor verſicherte daß während der warmen Jahreszeit wohl wöchentlich einer ſich in den Fluß werfe und ſchwimmend das jenſeitige Ufer zu erreichen ſuche. Da der durch die große Inſel ſtark zuſammengeengte Strom hier ſehr heftig iſt, ſo büßen ſie bei dieſen Verſuchen meiſt das Leben ein. Dazwiſchen gelingt es aber auch ihren Spießgeſellen, die ſtets in kleinen Jollen um die Inſel herumlungern, ſie rechtzeitig aufzufiſchen um mit ihnen das Weite zu erreichen. — Die Art und Weiſe wie ſie in dieſem Falle ihre Sträflingskleidung gegen eine andere, die ſie unkenntlich machen ſoll, vertauſchen, iſt ſehr einfach aber ſehr praktiſch. Ihre Gefängnißcoſtüme vertrauen ſie den Wellen an, und treten in dem Habit, in dem ſie der liebe Gott auf die Welt kommen ließ, in das Familienzimmer irgend

*) Wenn man in Bezug auf Städte von „Squatters“ ſpricht, ſo läßt ſich das Wort wohl am beſten durch das deutſche Siedler wiedergeben.

eines Landhauſes. Um die in Ohnmacht gefallenen Frauen und Töchter wieder zu ſich zu bringen, beeilt ſich der Hausherr natürlich den Adamiten mit den nöthigen modernen Feigenblättern auszuſtatten.

Da ich gerade beim Schluß der Mittagsſtunde in das Zuchthaus kam, ſo ſah ich alle die Leute zur Arbeit geführt werden. Mir fiel das geſunde und kräftige Ausſehen der Leute nicht wenig auf. Der Doctor behauptete, daß das Inſtitut als körperliche Heilanſtalt Ausgezeichnetes leiſte, wenngleich die moraliſche Heilung nur ſelten gelänge. Da die Sträflinge meiſt dem niederſten Proletariat der Stadt angehören, ſo kommen ſie zum großen Theil mit allen möglichen Krankheiten hin, die ſie dem Elend, dem Schmutz und den Ausſchweifungen zu danken haben, in denen ſie dahingelebt. Die vortreffliche Luft der Inſel, die geſunde und reichliche Koſt, und die peinliche Reinlichkeit, zu der ſie angehalten werden, läßt ſie aber bald geſunden und macht ſie phyſiſch zu ganz anderen Menſchen. Die Reinlichkeit übertraf in der That Alles, was ich noch in ähnlichen Anſtalten geſehen: der Fußboden und der Waſchſtand hätten jeder holländiſchen Hausfrau Ehre eingelegt. An dem Ende des einen Ganges ſtand ein vortrefflich eingerichtetes Duſchbad, in dem jeder Sträfling wöchentlich ein Mal ein Bad nehmen muß. Die Thüren der Zellen waren alle offen und das Bettzeug hinausgetragen, um es auszulüften: nicht ein Strohſack bleibt den Tag über in dem Gebäude. 377 Gefangene waren zur Zeit da und, obgleich die heiße Jahreszeit ſchon ſeit einigen Wochen begonnen, ſo fand ich doch nur 6 Kranke in dem Hoſpital, und dieſe waren Alle neue Ankömmlinge. — Den Oberaufſehern iſt ziemlich viel Freiheit gelaſſen die Behandlung der Sträflinge je nach der Natur ihres Verbrechens und nach der Dispoſition, die ſie zeigen, einzurichten. Ich bat den Doctor mir die Liſten und ſonſtigen Bücher des Gefängniſſes bringen zu laſſen. Ein junger Mann von etwa 25 Jahren brachte das Gewünſchte. Sein Weſen war beſcheiden und einnehmend, und alle meine Fragen beantwortete er kurz, beſtimmt und genau der Sache gemäß. Als wir weiter gingen, fragte ich den, Doctor warum der Mann die ſonderbare Phantaſie habe ſich genau ebenſo wie die Sträflinge zu kleiden. „Er iſt ein Sträfling," hörte ich zu meinem großen Erſtaunen. Er war Schreiber in einem großen Handelshauſe geweſen und hatte ſich in einer momentanen Verlegenheit verführen laſſen heimlich der Kaſſe eine unbedeutende Summe bis zum folgenden Morgen zu entlehnen. Ein anderer Commis, der darum wußte, hatte ihn aus perſönlichem Haß angezeigt und der Unglückliche

war zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt worden. Da er von Hauſe aus einen ſehr günſtigen Eindruck auf den Aufſeher machte, ſo hatte dieſer ihn ſo viel als möglich von dem übrigen rohen Geſindel ſeparirt und ihm die ganze Buchführung übertragen, die er ganz tadellos beſorgte. „Es mag gerecht ſein", ſagte mir der Aufſeher, „auch ſolche Leute für ſolche kleine Vergehen hierher zu ſchicken; aber menſchlich und gut iſt es nicht: man thut dadurch mehr Schaden als Gutes. Der liebe Gott hätte den Mann nicht hierher geſchickt, das weiß ich. Das iſt Menſchengerechtigkeit.

Wie in dem Zuchthauſe, ſo waren auch in den beiden Correctionshäuſern ſowohl Schwarze als Weiße. In den beiden letztgenannten Anſtalten waren nahezu um ein Drittel mehr farbige Frauen als farbige Männer. Das iſt, wie mir verſichert wurde, das ziemlich ſtehende Verhältniß, und zwar nicht nur in New-York, ſondern allerwärts. Es ſcheint, als wenn unter den Schwarzen die Leidenſchaften viel heftiger bei den Frauen als bei den Männern glühten, und namentlich als wenn der diebiſche Hang, der den Schwarzen ja überhaupt ſo vielfach nachgeſagt wird, bei jenen viel ausgebildeter ſei. Während die weißen Frauen ruhig und meiſt etwas verlegen Rede und Antwort ſtanden, eine mir ſogar mit großem Stolz alle die Schönheiten des Nipptiſches zeigte, den ſie in dem Hoſpital hergerichtet hatte, ſo waren die ſchwarzen Schönen äußerſt zimperlich und albern; wie eine Heerde Schafe ſtürzten ſie in die Zellen hinein — vier Betten ſind in jeder Zelle — zogen die Thür hinter ſich zu, und lachten und kicherten höchſt affectirt, während ſie durch die Spalte dem Fremden nachſahen. In dem großen Hoſpital und dem Arbeitshauſe hingegen hatten ſich die Farbigen ganz mit demſelben Anſtande benommen, wie die Weißen.

Ungemein wohlthuend war die ruhige Freundlichkeit mit der die Beamten in allen den Inſtituten die Leute behandelten. Die Autorität iſt im höchſten Grade gewahrt, aber ſie wird in einer Weiſe geübt, wie es, glaube ich, nur in einem freien Bürgerſtaate möglich iſt, wo es weder Herren noch Knechte giebt, und Alle vollkommen gleich vor dem Geſetze ſind. Ich hörte manche Rüge aber kein rauhes oder gar grobes Wort, und das geſpendete Lob wurde mit großem Vergnügen, aber auch mit ſehr ruhigem Selbſtbewußtſein entgegengenommen.

Alle die Leute, die ich fragte, ſprachen die größte Zufriedenheit über die Behandlung aus. Nur eine Frau fand ich, die bitterlich klagte. In

dem Frauenhoſpital für Incurable ſaß ein altes Mütterchen auf einem Schaukelſtuhl. Als wir vorübergingen, faßte ſie meinen Rock mit ihrer knöchernen Hand und flehte in geradezu verzweifeltem Tone: „Nehmt mich fort, um Gottes Barmherzigkeit willen, nehmt mich fort!“ Ich blieb erſtaunt ſtehen und fragte ſie, warum ſie denn fort wolle. Aber wie oft ich auch fragte, ich erhielt keine Antwort; unaufhörlich wiederholte ſie nur: „Nehmt mich fort, um Gottes Barmherzigkeit willen, nehmt mich fort.“

„All the world is a stage,
And all the men merely players“

flüſterte mir der Doctor zu. „Die hat die Stufe erreicht, die Shakeſpeare die ſiebente nennt: ſie ſteht im Alter der zweiten Kindheit.“ Die Alte war ſchon im ſiebenten Jahr im Hoſpital. Ihre linke Seite war gelähmt. „Ihr Witz aber iſt lahmer als ihr Körper“, ſagte der Doctor; ſeitdem ſie hier iſt, hat ſie nie ein anderes Wort geſprochen, als was Sie in dieſen zwei Minuten zehn Mal gehört. Und willfahrte man ihr, was würde aus ihr werden? In zwei Tagen würde ſie, gleich einem ausgeſtoßenen Hund, hinter irgend einer Hecke den Geiſt aufgeben. Ja wohl, und ſo würde es den dreißig Frauen, die dort mit ihr lagen, und den achtundzwanzig Männern, die im Hauſe nebenbei lagen, gleichfalls ergehen; und die Tauſende, die Jahr aus Jahr ein zu der Inſel kommen, und wieder von ihr gehen, ſie würden alle entweder dieſes Schickſal erleiden, oder, was noch ſchlimmer iſt, unwiederbringlich dem moraliſchen Tode anheimfallen, wenn die Stadt der „Dollarſeelen“ nicht alljährlich die ungeheueren Summen hergäbe, die die Unterhaltung und ſtete Erweiterung und Verbeſſerung der Wohlthätigkeits- und Correctionsanſtalten auf Blackwell's Island verſchlingen.

Es war ſpäter Nachmittag geworden und wir mußten fort. Nur neun von den zweiundzwanzig Inſtituten hatten wir an einem Tage in Augenſchein nehmen können.

Melroſe, den 8. Auguſt (20. Juli) 1868.

Ich habe Ihre Leſer ſo lange in dem wüſten Gewühl und Getreibe von New-York herumgeführt, daß ſie ſich wahrſcheinlich ebenſo ſehr nach einer Abwechſelung ſehnen, wie ich ſelbſt. Ich lade Sie daher für einige Wochen zu einem Ausflug nach Maſſachuſetts ein, wo wir unſer Hauptquartier natürlich in Boſton nehmen. Da es ſehr viel billiger iſt, ſo

fahren wir nicht mit der Eiſenbahn, ſondern mit dem Dampfboot, und zwar nehmen wir die Briſtol-Linie, da deren Schiffe eine Stunde ſpäter abgehen und eine Stunde früher ankommen als alle ihre Concurrenten. Vor der Seekrankheit brauchen ſich die Damen nicht zu fürchten, da wir ja ſtets im Sunde bleiben und das Boot ſo groß iſt, daß auch der ſtärkſte Sturm es in dieſem engen Fahrwaſſer nicht gar arg hin und her werfen kann. Um jede Furcht in dieſer Beziehung zu benehmen, ſo will ich noch erwähnen, daß dieſes Boot nur inſofern ein Boot iſt, als es auf dem Waſſer ſchwimmt, ſonſt aber dem was man gewöhnlich Boot nennt gerade ebenſo viel gleicht, als eine Melone einer Peterſilie. Es iſt ein oval-gebauter dreiſtöckiger Palaſt, mit einem Waſſergeſchoß ſtatt des Erd-geſchoſſes. Allein dieſes Waſſergeſchoß iſt weniger feucht als das Erd-geſchoß irgend eines Hauſes, das ich in New-York kennen gelernt habe, es ſei denn man rechne den Claret und Champagner, die dort mitunter in etwas beängſtigenden Quantitäten in die Gurgeln der Fahrgäſte fließen, auch in das Gebiet der Feuchtigkeiten, ſtatt in das der „Naß". Das Waſſergeſchoß nämlich iſt der Speiſeſaal — und ich wollte mein künftiges Wohnhaus hätte einen ſolchen Speiſeſaal, ſo groß, ſo elegant eingerichtet, ſo wohl mit Speiſe und Trank verſehen und mit zehn ſolchen kohlſchwarzen Geſellen in ſchneeweißen Anzügen darin, die ebenſo aufmerkſam und raſch bedienen wie irgend ein Pariſer Kellner, aber viel leiſer und beſcheidener ſind. Ihrem Gaumen und Magen kann ich die Küche empfehlen, Ihrem Geldbeutel aber nicht: für ein Abendbrod ohne Wein bezahlte ich ebenſo viel als in einem guten Reſtaurant des Palais Royal für drei Diners mit Wein.

Die übrigen drei Stock beſtehen jeder aus zwei großen Salons, die von einer Reihe Schlafzimmerchen umgürtet ſind, die hier „Staterooms" genannt werden. Um die Staterooms läuft eine überdachte Gallerie, auf der man ſich bei ſchönem Wetter aufhalten kann. Die Salons ſind mit großen goldgerahmten Wandſpiegeln, Marmortiſchen, bequemen Lehnſtühlen und Divans aller Arten und Geſtalten geradezu überfüllt. Der Fußboden iſt überall mit ſchöngezeichneten, koſtbaren Teppichen belegt. Nur in der offenen, ſäulengetragenen Halle des unterſten Stockes, in der ſich die Raucher aufhalten, iſt ſtatt deſſen braunpolirtes Parquet, das mit etwa einem Dutzend gleichfarbiger glaſirter Spucknäpfe decorirt iſt. Einem Europäer liegt die Frage nah, wozu die Ueberfülle dieſes nützlichen Hausraths dienen ſoll. Ich vermag keine Antwort darauf zu geben, da der

Fußboden ſtets — mindeſtens in der unmittelbaren Nachbarſchaft der Näpfe — ſo ausſieht, als hätte es braunen Tabaksſaft vom Himmel herabgeregnet. An einer der Säulen hängt eine große Platte, die die Tabakkauer höflichſt erſucht „aus Reſpect für die Damen“ in dieſem Raume Gebrauch von den Speibecken zu machen. Da nun in Amerika eine Apellation an den „Reſpect gegen Damen“ nie vergeblich iſt, ſo begeben ſich denn auch die meiſten Herren zu einem Spucknapf, um die ekelerregende Sauce neben denſelben zu ſpeien, und die, welche dazu zu träge ſind lanciren die feuchten Geſchoſſe mindeſtens möglichſt in der Nähe eines ſolchen, ohne dabei denjenigen fremden Kleidungsſtücken irgend einen Dank zu ſagen, die ſich die Mühe geben — ich weiß nicht ob auch aus Reſpect für die Damen — die Streuſchüſſe aufzufangen.

Da das Schiff um 6 Uhr Abends abgeht, ſo geht der vernünftige Theil der Paſſagiere bald nach dem Souper zur Ruhe. Wer ſich die Ausgabe hat erlauben können, zieht ſich in ſein Stateroom zurück und darf es gewiß nicht der Ausſtattung deſſelben zuſchreiben, wenn er nicht wie ein Prinz ſchläft. Wer nicht ſo glücklich iſt ein Stateroom zu haben, aber einen halben Thaler zu erſparen hat und rechtzeitig kommt, der läßt ſich eine Matratze und ein Betttuch geben und macht ſich's darauf irgendwo in einem der Salons bequem. Da Kopfkiſſen nicht ſehr reichlich vorhanden zu ſein ſcheinen, ſo thut man gut mit ſeiner Frau zu reiſen und es dann gleich jenem ſechsfüßigen breitſchultrigen Geſellen zu machen, der lang ausgeſtreckt da liegt und ſeine Frau auf dem Boden ſitzen läßt, um ihren Schooß als Kopfkiſſen zu benutzen.

Die Anzeigen der Compagnie verſichern allerdings, daß 2000 Paſſagiere „accomodirt“ werden könnten; für etwa 500 davon aber ſind die Accommodationen jedenfalls ziemlich incommode, d. h. ſie müſſen „ſtuhlſchlafen“, wenn ſie es nicht etwa mit meinem Reiſegefährten, einem ehrlichen Tiſchler aus Langenſalza, vorziehen ſich auf den nackten Boden zu legen, das Taſchentuch als Ohrkiſſen zu gebrauchen und den Reiſeſack auf den Bauch zu legen „weil man der Cholera nie trauen kann“.

Fühlt man ſich in keiner dieſer Poſitionen behaglich und iſt es müde geworden endloſe Schlangenlinien zwiſchen den Köpfen und Füßen der Schläfer und Schläferinnen abzuſtolpern, ſo bleibt einem nichts übrig als ein Auge zuzudrücken, wenn man an der Tafel vorübergeht, auf der mit großen meſſingnen Buchſtaben geſchrieben ſteht „Vor Spielern wird gewarnt!“ und ſich von einem dieſer Spitzbuben in's Schlepptau nehmen zu laſſen.

Da ich keinen Schlaf finden konnte, ſo beſchloß ich mir den Spaß zu machen, einen derſelben einmal „anlaufen“ zu laſſen, und begann zu dem Zweck mit ſehr gelangweiltem Geſicht in der Halle herumzuſchlendern. Noch war ich kaum fünf Minuten da, ſo geſellte ſich ein feingekleideter, aber nichts weniger als feiner Mann zu mir und lud mich verbindlichſt ein in ſeinem Stateroom „einen Trunk“*) mit ihm zu nehmen, um uns gemeinſchaftlich die lange Nacht ein wenig zu verkürzen. Ich nahm die Aufforderung dankend an. Unterwegs erzählte er mir, daß er ein geborener Engländer und erſt vor zwei Tagen mit dem Schiff aus Liverpool angekommen ſei. Hätte er es mir nicht ſelbſt geſagt, ſo hätte ich es ſicher nicht geglaubt, mit ſo ſtarkem irländiſch-amerikaniſchem Accent ſprach er das Engliſche. Daß wir in ſeinem Stateroom bereits zwei Herren vorfanden, erſtaunte ihn natürlich ganz ebenſo ſehr wie mich; da er aber bald in dem einen ſeinen Freund John Smith erkannte und dieſer wiederum ſeinen Freund Edward Warris introducirte, ſo war alles in Ordnung und wir nahmen Platz. Um ihnen das Geſchäft nicht allzu leicht zu machen, wollte ich die Einfädelung deſſelben ihnen überlaſſen und verharrte daher nach dem üblichen „How do you do?“ im tiefſten Schweigen. Da ſchwerlich irgend einer der Herren Gelegenheit gehabt hatte einen Curſus Converſationsſtunden bei Monsieur Varin, rue Richelieu durchzumachen, ſo war es ihnen wohl nicht ſehr zu verübeln, daß ihre Unterhaltung genau nach der Melodie von Tom Dick's Drehorgel ging, die noch ungefähr fünf oder ſechs Pfeifen haben mag und darum ſtets in der unangenehmen Lage iſt erſt ſehr viel eitel Wind ausſchnaufen zu müſſen, ehe ſie einen verſtimmten Ton herausquetſchen kann. Bald herrſchte eine beängſtigende Stille, während der es ſich immer deutlicher auf den Geſichtern der Spießgeſellen ausprägte, daß ſie noch Novizen in ihrem Geſchäfte ſeien, wenigſtens inſofern es galt einen „Gentleman“ auszuziehen. „Yes, Sir!“ platzte endlich mein älteſter Freund heraus. Seine beiden Genoſſen zogen ein bedeutſames Geſicht, ſpieen mit vielem Bedacht ihren Tabaksſaft auf den roſageblümten Teppich und ſagten im Chorus „Yes, Sir!“ worauf mir die Sippe fragend in's Geſicht ſtierte. Da ich ſchon ungemein viele derartige intereſſante Unterhaltungen in Amerika angehört, ſo war ich keinen Augenblick um die paſſende Antwort in Verlegenheit. Ich drehte mir ſo langſam

*) Won't you take a drink? In den amerikaniſchen Städten hört man kein Wort häufiger als dieſes.

als möglich eine Cigarette, zündete ſie an, that einige Züge und erwiderte dann: „Yes, Sir!“ Da dieſe wichtige Frage ſomit zu allſeitiger Zufriedenheit erledigt war, ſo ruhten wir wieder von der gehabten Anſtrengung aus. Die Sache begann langweilig zu werden und ich rückte mit meinem Stuhl, als wenn ich aufſtehen wolle. Die kleine Bewegung brach ſofort den Zauber, den meine Schweigſamkeit und Kaltblütigkeit auf die Geſellen ausgeübt. „Warten Sie einen Augenblick, ich will Ihnen nur was zeigen“, rief Mr. Warris (unſtreitig der Roheſte und Ungewandteſte des Kleeblattes), indem er ein Kiſſen ergriff und ſich auf den Schooß legte und ein Spiel Karten aus der Taſche zog. Jetzt ging denn das bekannte Spiel mit den drei Karten an, die durcheinander geworfen werden und unter denen dann eine vorher gewählte bezeichnet werden muß. Die beiden anderen Herren hatten ſelbſtverſtändlich das Spiel nie vorher geſehen. Sie gingen mit vielem Geſchick durch die ganze Farce eines hitzigen Spiels unter einander, und zwangen mich ſogar das verwettete Geld zu halten, um meine Luſt mehr zu reizen. Als aber weder das noch die dringendſten Aufforderungen mich bewogen einen Satz zu wagen, fragte Mr. Smith endlich mit ungeheucheltem Erſtaunen, ob ich mit dem Spiele bekannt wäre.

„Es wird in Deutſchland viel geſpielt,“ erwiderte ich.

„„Und wie wird es dort genannt?““

„Das kann ich Ihnen nicht ſagen; wohl aber wie die Leute genannt werden, die es zu ſpielen pflegen; die heißt man Bauernfänger.“

Der Effect dieſes unſchuldigen Wortes war äußerſt ſonderbar. Die Herren würgten offenbar ſehr hart daran und konnten lange nicht mit ſich darüber in's Reine kommen, was damit anzufangen. Mr. Warris ſchien nicht übele Luſt zu haben den „Bauerfänger“ mit ſeinen bäuriſchen Fängen zu beantworten. Zu meinem Glück war mein erſter Freund aber von milderer Dispoſition; mit halb verlegenem und halb gezwungenem Lachen ſagte er: „Sie ſind wohl viel gereiſt?“

„Seit fünf Jahren bin ich ziemlich conſtant auf Reiſen,“ antwortete ich.

„„Dann werden Sie wohl ſchwerlich ſpielen?““

„Schwerlich.“

„„Das iſt recht, alter Burſche!““ *) rief er entzückt, indem er mir kräftig auf die Schulter ſchlug, als wenn ich eine ungeheuere Laſt von

*) „That's right, old fellow!“

ſeinem Buſen gewälzt, da ich ihn der unangenehmen Nothwendigkeit enthoben mich zu betrügen. „„Jetzt laßt uns einen Trunk nehmen.““

Die Nacht war friſch, ſo daß ein tüchtiger Schluck Whisky recht wohl gethan hätte. Ich bedauerte es daher aufrichtig, daß er ſeine Einladung wiederum ebenſo raſch vergaß, wie das erſte Mal. Wir trennten uns ohne unſeren Freundſchaftsbund durch einen Trunk beſiegelt zu haben.

Warum man dieſem Geſindel noch immer geſtattet auf allen Dampfböten und Eiſenbahnen ihr Weſen zu treiben, iſt nicht recht einzuſehen. In den Städten macht man doch wenigſtens ſo, als wenn man ſehr eifrig hinter den Spielhöllen her wäre, und arretirt von Zeit zu Zeit wirklich einige Leute. Auf den Dampfböten aber begnügt man ſich ein Warnungstäfelchen anzuſchlagen und auf den Eiſenbahnen läßt man ſie ganz ungeſchoren, während jedes Kind weiß, daß ſo und ſo viel Spitzbuben von dieſer Induſtrie ganz auf denſelben leben, heute auf dieſer, morgen auf jener Linie ihr Glück verſuchend. Aber das würde der Freiheit der Individuen Eintrag thun, alles Kartenſpielen oder doch gewiſſe haſardartige Spiele auf Böten und Eiſenbahnen zu verbieten. Dabei iſt es aber keine Verſündigung gegen die Freiheit auf dem feſten Lande Kegel- und Billardſpiel zu unterſagen. Freilich iſt es damit auch nicht ſo ſchlimm, wie es ausſieht; nur kommt da der alte engliſche Zopf deutlich zum Vorſchein, in den die Amerikaner in gar manchen Stücken noch immer arg verliebt ſind. In der alten, noch mehr puritaniſch gefärbten Zeit wurden die beiden Spiele verboten. Seither hat man ſich zu helfen gewußt: Kegel wird mit zehn Kegeln*) und Billard mit vier Kugeln geſpielt, und ſo dem Geſetze Rechnung getragen, das ja dieſe Spiele nicht verbietet, da die zur Zeit, da das Geſetz gegeben wurde, noch gar nicht exiſtirten. Die aberwitzigen Geſetze aufzuheben, dazu kann man ſich aber nicht entſchließen.

Und ſo iſt es auch in anderen und wichtigeren Fragen. Nach der Conſtitution von Maſſachuſetts kann man noch immer für jeden Fluch eingeſteckt werden, und die Obrigkeit kann einen zwingen in die Kirche zu gehen. Dabei aber edirt Carl Heintzen, einer der wüthendſten Atheiſten, ſeit einer langen Reihe von Jahren ſeinen „Pionier“ in Boſton und macht faſt in jeder Nummer einen erbitterten Angriff auf die geoffenbarte Religion.

*) Kegel heißen daher auch in Amerika ten pins, während ſie in England nine pins genannt werden.

hätte die amerikaniſche Geſchichte einen Guy Fawkes aufzuweiſen, ich glaube ſtark, der Congreß ginge auch noch heute, gleich dem engliſchen Parlament, am Jahrestag in feierlicher Proceſſion in die Keller des Capitols, um ſich zu überzeugen, daß ſie nicht über Nacht mit Pulverfäſſern angefüllt worden.

Gegen fünf Uhr Morgens langten wir in Briſtol an, wo wir ausgeſchifft werden und in dem angenehmen Bewußtſein, nach ungefähr zweiſtündiger Eiſenbahnfahrt in Boſton anzukommen, muthig den kalten Morgennebeln Trotz bieten. Haben ſich meine Leſer auf der Fahrt gelangweilt, ſo werden ſie ſich hoffentlich damit tröſten, daß ſie es ſo billig gehabt haben: es hat nur einen Dollar gekoſtet. Der Tiſchler aus Langenſalza meinte einen „reinen Profit" dabei gemacht zu haben, da man 1 Dollar 75 Cent. zu zahlen hat, wenn man nur mit der Eiſenbahn von Briſtol bis Boſton fährt. Dafür, daß man ſo gut geweſen neun Stunden auf dem Dampfſchiff zu fahren, erläßt einen alſo die Eiſenbahn-Compagnie 75 Cent. Und das Merkwürdigſte dabei iſt, daß ſowohl Eiſenbahn- wie Dampfſchifffahrts-Compagnie ſehr bedeutend ihr Schäfchen ſcheren. Was die Concurrenz nicht für Wunder wirkt!

Melroſe, den 1. September (13. Auguſt) 1868.

Boſton kann weder an Großartigkeit der Anlage noch an Pracht der Bauten entfernt mit New-York wetteifern. In Waſhington Street, der hauptſächlichſten Verkehrsader, giebt es noch ſehr viele kleine zweiſtöckige Holzhäuſer, ſo daß man oft faſt an unſere oſtſeeprovinzialen Landſtädtchen erinnert werden könnte, wenn nicht der große Verkehr in der Straße wäre. Die Zeit iſt lange hin, da Boſton die erſte oder auch nur die zweite Stadt der Union war. Seine Bürger ſind noch immer reich, aber ein ſehr bedeutender Theil ihres Capitals findet, zum großen Kummer der Stadt- und Staatspatrioten, ſeine Verwendung in New-York. Sie reden und ſchreiben viel darüber, und machen von Zeit zu Zeit auch energiſche aber meiſt ziemlich krampfhafte Anſtrengungen ihren alten Platz wieder zu erringen. Allein es iſt vergeblich; die Gunſt der natürlichen Verhältniſſe fällt mit einem zu entſcheidenden Gewicht für Philadelphia, Chicago, St. Louis, und beſonders für New-York in die Wagſchale. Will aber Boſton nicht auf das aut Caesar, aut nihil ſchwören, ſo hat es trotzdem nicht den geringſten Grund ſich über Tücke des Schickſals zu beklagen, denn noch immer wächſt es an Ausdehnung wie an Reichthum in einem

Grade, der bei einer europäiſchen Stadt kaum denkbar wäre. Und außerdem hat es vor New-York — gegen das es die größte Eiferſucht hegt — viele andere ſehr weſentliche Vorzüge, die es ſich wahrſcheinlich wohl immer, aber jedenfalls noch ſehr geraume Zeit wahren wird. In Boſton iſt Alles, wie der Ametikaner ſagt, ſehr viel mehr „settled", d. h. in allen Verhältniſſen ſind die Elemente nicht mehr in ſo ſtürmiſch-kräftigem, zum Theil chaotiſchen Proceß des Werdens begriffen, es hat ſich Alles ſchon mehr „geſetzt". In New-York kann man an unzählig vielen Stellen vor einer langen Reihe der prächtigſten Häuſer ſtehen, und hinter ſich oder an einer der Seiten hat man zwei, drei „Blocks"*) der elendeſten Siedlerhütten liegen. In Boſton iſt das nirgendwo der Fall, wenn man gleich noch oft genug ein großartiges Kaufhaus von ſehr beſcheidenen Holzgebäuden umgeben findet. Dieſes, mit anderen Eigenthümlichkeiten verbunden, giebt der Stadt aber ſehr viel mehr den Charakter der Alterthümlichkeit als den des Entſtehens. In keinem Lande ſah ich noch einen Ort, der ſo reich an engen Sackgaſſen geweſen wäre; manche ſind ſo eng, daß man mit großer Bequemlichkeit zu beiden Seiten die Häuſer erfaſſen kann. Mir war es faſt, als ginge ich wieder in den ſonnenloſen Straßen der oberen oder ſogenannten Mauriskosſtadt von Algier. Und wenn ich dann in eine der breiteren Straßen — des älteren Stadttheiles — eintrat, die ſich in unentwirrbaren Krümmungen durcheinanderſchlingen, und die eigenthümlich ausgebauchten Erker ſo feierlich ernſt auf mich herabſahen, da ſchien es mir, als wenn ich durch eine der alten deutſchen Reichsſtädte ſtriche. In den Seitenſtraßen, wo alles Geſchäft ſchweigt und nur Wohnhäuſer liegen, da iſt es ſo ſtill, ſo ſtill, daß einem gar Märchenträume durch den Kopf zu ziehen beginnen. An dem entfernteren Ende der Eſſex Street, da ſtehen zwei Lindenbäume, die gute drei Fuß im Durchmeſſer haben mögen und deren ſchlanke Zweige ſelbſt noch die gegenüberliegenden Dächer beſchatten. An dem Backſteinhauſe, das zwiſchen den beiden grünen Rieſen liegt, klettert ein dichter Epheu bis zum vierten Stock hinauf. Kein Menſch war auf der Straße zu ſehen. Aus einem der Fenſter ſah ein lieblicher Mädchenkopf hinter dem Schleier der friſchen Ranken hervor. Ich weiß nicht wie es kam, aber ich fing an ein altes, halb vergeſſenes Volkslied vor mich hin zu ſingen. Der Mißton der eigenen Stimme weckte mich, und das war gut, denn

*) Block = Straßenquadrat.

— after all — das Träumen und Amerika paßt doch nicht beſſer zuſammen, als das Auge und die Fauſt. Als angehender Halb-Amerikaner ſchämte ich mich meiner Thorheit recht herzlich und bog raſch in eine Nebengaſſe ein. Aber „Puck“ hatte es den Tag darauf abgeſehen mich zu narren. In der Thüre eines halbunterirdiſchen Rumpelladens — deren es auch in Boſton doppelt ſoviel giebt als irgendwo und deren jeder es werth wäre von der Feder eines Dickens beſchrieben zu werden — ſaß ein Haufe irländiſchee Kinder. Der Mittelpunkt der Gruppe war ein Mädchen von etwa acht Jahren, das den übrigen Dirnen die Aufgabe geſtellt hatte ihren Schuh anzuziehen. Das Kind war ſehr ärmlich und leider auch ſehr ſchmutzig gekleidet aber von wirklich außergewöhnlicher Schönheit. Vor ihm ſtand ein Bube mit einer Papiermütze auf dem Kopf, die vortrefflich die Stelle einer Krone vertrat, und ſchaute mit ernſtem Geſicht den vergeblichen Anſtrengungen der Mädchen zu. „Platz da, ihr Rangen — was kaufen Sie Herr?“ Es war der Ladenbeſitzer, der auf dieſe Weiſe das Spiel unterbrach. Ich war ihm dankbar, denn ſeine kräftige Stimme bannte Aſchenbrödel in Grimm's Mährchenbuch zurück und curirte mich wieder für längere Zeit von allen poetiſchen Anfällen.

Zwiſchen fünf und ſechs Uhr Abends beginnt das Leben in den Straßen Boſtons zu erſterben. Es werden dann nicht nur, wie in New-York, die Engros- ſondern auch die meiſten Detailgeſchäfte geſchloſſen. Tabaksläden, Apotheken, Conditoreien und hier und da ein Putzladen bleiben allein länger geöffnet. Selbſt aus vielen Reſtaurants werden die Beſucher ſchon um dieſe Zeit unbarmherzig ausgewieſen. Einige der ſchönſten Straßen, in denen ſich aber nur Geſchäftslocale befinden, liegen vollkommen todt da. Wirklich reges Leben findet nur noch in der ſogenannten Black Sea, dem einſtigen Verbrecherviertel Boſtons, ſtatt; ein Verbrechen wird aber nur noch ſelten dort begangen, obgleich es ſonſt in jeder Beziehung den gerechteſten Anſpruch auf den Titel eines Augiasſtalles erheben kann. Das kleine Blidáh, in Algier, iſt die einzige Stadt, in der ich widrige Schenken, öffentliche Tanzlocale der niedrigſten Klaſſe, und liederliche Häuſer in ſo abſtoßender Geſtalt und ebenſo dicht zuſammengedrängt gefunden habe. An beiden Orten beſchränkt ſich das wüſte Getreibe weſentlich auf eine Straße, nur iſt dieſelbe in Boſton wohl etwa zwanzigmal länger als in Blidáh; und während ſich in dieſem Weiße und Neger ſtreng von einander abſondern, frappirt es einen hier, ſie trotz aller eingewurzelten Vorurtheile im bunteſten Gemiſch zu finden.

In der North Street zecht und tanzt, zankt und rauft das rohe irländiſche Element, die Schwarzen und die wenigen ganz verkommenen Deutſchen und Amerikaner bis in die ſpäte Nacht.

Die Eigenthümlichkeit, daß das Geſchäftsleben zu ſo früher Stunde aufhört, trägt nicht wenig dazu bei daß ein erfriſchendes Gefühl der Ruhe in Boſton über einen kommt, wenn man vorher eine Weile in der nervöſen Haſt und ewigen Hetze New-Yorks gelebt. Auch während der heißeſten Geſchäftsſtunden des Tages bleibt einem in Boſton ſtets das Bewußtſein, daß man bald wieder ſich gleichſam auf ſich ſelbſt wird zurückziehen und die höheren geiſtigen und gemüthlichen Intereſſen des Lebens pflegen können, während man in New-York, ſelbſt wenn man einmal ganz ſich ſelbſt überlaſſen iſt, ſtets das Gefühl hat, als wenn eine Ruthe über einem ſchwebe, die einen in das ewig gleiche und doch ewig wechſelnde Wirrſal zurückzutreiben droht, das einem Rieſenkaleidoskop voll Zahlen und immer wieder Zahlen gleicht. Und ſieht man von dieſen ganz äußerlichen Eindrücken ab und beginnt wirklich mit den Leuten zu verkehren, ſo empfindet man den Unterſchied zwiſchen den beiden Städten nicht minder angenehm. Es kommt mir gewiß nicht in den Sinn leugnen zu wollen, daß es auch in New-York viele Menſchen gebe, die das größte Intereſſe an allem geiſtigen Leben nehmen und es nach Kräften pflegen; allein es wollte mir nie recht gelingen das Gefühl loszuwerden, als könnten ſie jeden Augenblick mitten aus dem intereſſanteſten Geſpräch herausgeriſſen und in das mit ſchwindelnder Haſt umtreibende Geſchäftsleben zurückgeſchleudert werden. In Boſton dagegen kam jeden Abend das Gefühl vollkommener Sicherheit über mich, daß man ſich nun ganz ungeſtört einem Ideenaustauſch hingeben dürfe, deſſen Facit ſich nicht in Dollars ausdrücken ließe. Und dabei ſcheinen ſich doch viele Boſtoniaten alle erdenkliche Mühe zu geben einen glauben zu machen, daß ſie wahre Muſterbilder verknöcherter Eigenſucht und monſtröſeſter Intereſſeloſigkeit ſeien, ſoweit nicht Bankzettel und Stocks in Frage kommen. Da iſt z. B. Mr. S., der wohlbekannte Advokat, der in einem ewigen Duſel zu ſein ſcheint, während ich zu ihm rede, und nur in ſehr langen Zwiſchenräumen ein ſehr leiſes und ſehr unverſtändliches Grunzen von ſich giebt. Dabei aber läuft der Mann mit den ſchneeweißen Haaren bei der glühenden Sonnenhitze mit mir von Pontius zu Pilatus und verſchreibt jeden Morgen eine ganze Lage Poſtpapier an Introductionsbriefen für mich. Jetzt ſagt er mir, daß er um eine halbe Stunde ſehr wichtige Geſchäfte

vorhabe; dabei aber läuft er zwei Stunden mit mir im „Statehouſe“ herum, und als wir endlich auf der Treppe deſſelben Abſchied von einander nehmen, beginnt ſeine Zunge ſo zu ſtolpern, und in ſeiner Kehle gluckſt und ſchnarrt und ſchluckt es ſo leiſe und ſchwer, daß ich nicht anders denken kann, als der arme Mann ſei in höchſter Verlegenheit, wie er mir in nicht allzu unhöflicher und doch beſtimmteſter Weiſe ſagen ſolle, daß ich ihm nun aber auch nie wieder in den Weg kommen ſolle. Statt deſſen haspelt ſich endlich eine Einladung, ihn auf ſeinem Landſitze zu beſuchen, heraus; und ich habe wenige Abende in meinem Leben verbracht, die ſo gemüthlich und ſo reich an geiſtiger Anregung geweſen wären, obgleich die Art des alten Herrn durchaus dieſelbe blieb. Und ſo kalt und gleichgültig gegen das Wohl und Wehe ſeiner Mitmenſchen und gegen alle höheren Intereſſen iſt er ſein ganzes Leben lang erſchienen, und doch iſt er ein ſehr hochgebildeter Mann und ſelbſt Leute, die ihn nie von Angeſicht geſehen, ſagen ihm nach, daß noch nie ein Bittender zu ihm kam, für den er nicht mehr that, als er zu thun gebeten ward. Sieht man ſich den Mann nur oberflächlich an, ſo möchte man vor Vergnügen in die Hände klatſchen ein ſolches Ideal des ſteingewordenen „Dollarmenſchen“ gefunden zu haben. Ich wollte ich könnte Ihnen hundert ſolcher Dollarmenſchen hinüberſchicken.

Dann iſt da ein anderer Mr. S., der Polizeichef. Das pockennarbige Geſicht mit dem ſchwarzen Haar und ſchwarzen Bart ſieht ſo aus, als wenn der Mann nur ein Wort kenne: „Fort mit dem Schuft, in die Trombs.“ Sein Name heißt in's Deutſche übertragen der „Wilde“, und nie, ſollte man meinen, hätte jemand einen bezeichnenderen Namen geführt. Während ich mit ihm ſprach, kam ein zerlumpter Junge von zwölf oder dreizehn Jahren hinein und bat um Zuweiſung von Arbeit. Der Polizeichef unterwarf ihn einem ſtrengen Examen, und jede Frage klang als enthielte ſie den angenehmen Troſt: „Burſche, ich laſſe dich an den Beinen aufhängen“. Als er alle Auskunft erhalten, gab er ihm einen Brief an einen Schuhmacher, mit dem Verſprechen, daß derſelbe ihm Arbeit verſchaffen werde, und zum Ueberfluß ſchenkte er ihm noch ein Fahrbillet, damit er den weiten Weg nicht zu gehen brauche. — Es hat mir erſcheinen wollen, als könne man ſich in Amerika leichter als irgendwo anders von dem Aeußeren der Leute über ihr Inneres täuſchen laſſen, und — vielleicht durch Zufall — erſchien es mir ganz beſonders ſo in Boſton.

So sehr viel liebenswürdiger, feiner und interessanter die Bostoniaten im Umgang erscheinen als die New-Yorker, so fühlt man sich doch dazwischen zu einem leisen Lächeln über die Naivetät versucht, mit der sie sich für den alleinigen reinen Waizen unter der Spreu der übrigen Amerikaner erklären. Freilich scheint darüber kein Zweifel obzuwalten, daß wirklich bei ihnen die Bildung am weitesten verbreitet ist und am tiefsten geht; ob aber nicht trotzdem auch noch bei ihnen viel in dieser Beziehung zu wünschen übrig bleibt, ist doch eine sehr andere Frage. Ich hoffe diesen interessanten und sehr bedeutsamen Punkt in Zukunft einmal eingehender besprechen zu können.

Notizen.

Eckardt's baltiſche Provinzen Rußlands (Leipzig, Duncker und Humblot, 1868) brauchen dem baltiſchen Publicum nicht erſt empfohlen zu werden. Obgleich alle dieſe geſammelten Aufſätze, bis auf zwei, urſprünglich für verſchiedene inländiſche Zeitſchriften — nicht zum geringſten Theil für unſere Baltiſche Monatsſchrift — geſchrieben und ſchon bei ihrem erſten Erſcheinen viel geleſen wurden, ſo hat doch auch das aus ihnen gebildete Buch einen nur um ſo lebhafteren Anklang und eine um ſo größere Verbreitung unter uns gefunden. Alles, was es enthält, war immerhin nicht Jedem bekannt, und auch das ſchon früher Geleſene jetzt wieder zu leſen fühlte man ſich fortgezogen, ſobald als man das Buch nur aufgeſchlagen hatte. Es war wie das Wiederſehen eines alten Freundes in neuer Umgebung, nach manchem beiderſeitigem Erlebniß. Wir ſehen vor uns die alten Züge und Geberden, und doch überraſcht uns Manches daran wie erſt jetzt bemerkt oder verſtanden.

Laut Vorrede hat der Verfaſſer vorzugsweiſe ein ausländiſches Leſepublicum im Auge gehabt. Auch in Deutſchland eine beſſere Kenntniß und gerechtere Würdigung der hieſigen Zuſtände zu vermitteln, als dort durchſchnittlich angetroffen wird, — das iſt es, was er als ſeine eigentliche Abſicht bei der Herausgabe dieſer Sammlung bezeichnet. Und in der That ſcheint es ihm mit der Erreichung dieſer Abſicht wohl gelingen zu müſſen. Sind doch ſowohl die Anmuth ſeines Redefluſſes und die Lebendigkeit ſeiner Schilderungen als auch der wahrhaft humane Gehalt ſeiner leitenden Gedanken ganz dazu angethan, ſeinem Buche eine freundliche Aufnahme und eine gute Wirkung zu ſichern, überall wo es hinkommt.

Mindeſtens ebenſo hoch aber ſchlagen wir diejenige Wirkung an, die daſſelbe auch auf die heimatliche Leſerſchaft auszuüben nicht ermangeln kann,

denn kaum wüßten wir ein anderes Product unserer Provinzialliteratur, das in gleichem Maße nützlich zur Förderung baltischer Selbsterkenntniß wäre. Alle hier gesammelten Aufsätze Eckardt's sind eben nichts Anderes als wiederholte Versuche, sich über das Wesen und den Werth dieser wunderlich complicirten Erscheinung unserer Provinzialexistenz in's Klare zu setzen. Es ist gleichsam ein Räthsel, das ihm keine Ruhe ließ und zu dessen Lösung er von immer neuen Seiten Anläufe machte, bald die gegenwärtigen Zustände des Landes schildernd und deutend, bald Bilder aus der Vergangenheit desselben sich zur Anschauung bringend.

Zwar — was die historische Seite dieser Bemühungen betrifft — so besteht Eckardt's Leistung meist nur in biographischer oder culturhistorischer Genremalerei. Geschichte im Großen hat er nicht geschrieben. Aber wenigstens fehlt es seinen Gemälden nicht an einem bedeutenden Hintergrunde. Man kann nicht sagen, daß er sich irgendwo in das rein Anekdotenhafte verliere. Gewisse mehr culturhistorische als eigentlich politische Grundanschauungen sind es, die aus allen noch so sehr in das Einzelne eingehenden Darstellungen immer wieder hervorbrechen. Und nicht zu übersehen ist dabei auch der Umstand, daß alle diese Schilderungen eine Zeit betreffen, an der die Farben noch nicht so verblichen sind wie an den Figuren des 13. oder auch 16. Jahrhunderts, mit welchen unsere Historiker von Profession, sowie nicht minder unsere historischen Dilettanten sich immer vorzugsweise zu beschäftigen pflegen, während unsere spätere Geschichte noch größtentheils unberührt in den Papierbergen verschiedener Archive ruht. Es ist begreiflich, daß einer rein theoretischen Geschichtsforschung die Periode der altlivländischen „Selbständigkeit" interessanter ist als die der bloßen Provinzialexistenz; aber ebenso klar ist es, daß die letztere in praktischer Beziehung die lehrreichere sein muß, und es ist als ein entschiedenes Verdienst Eckardt's anzuerkennen, daß er sich, so viel ihm möglich war, um die Geschichte unseres 18. Jahrhunderts, sowie auch des 19. bis zur Gegenwart herab, bemüht hat. Erst durch seine Arbeiten ist ein allgemeines Interesse auch für diesen Abschnitt unserer Geschichte erweckt worden, der früher Manchem wie geschichtslos vorkommen mochte.

Man könnte noch zur Einschränkung des Lobes beibringen, daß Eckardt's historische Arbeit häufig nicht die gründlichste und erschöpfendste ist, ja daß manches von dem, was er erzählt, mehr im Allgemeinen divinirt als im Einzelnen erforscht zu sein scheint. Dennoch aber behaupten wir, daß aus diesen Eckardt'schen Essay's mehr Geschichte gelernt werden wird

als aus allen bisherigen Handbüchern unserer Provinzialgeschichte bis 1561 oder auch bis zum Anfange der russischen Herrschaft. Mehr von jener Geschichte, meinen wir, die nicht außer Beziehung steht zu den Fragen und Aufgaben der lebendigen Gegenwart, — von jener Geschichte, deren Kenntniß nicht ohne die Folge einer erhöhten Liebe zu dem Heimatlande und eines gesteigerten Bewußtseins von den Pflichten gegen dasselbe bleiben kann.

Mit einer besondern Art von Interesse haben wir die Biographie Jochmanns — ohnehin einen der gelungensten Aufsätze der ganzen Sammlung — wiedergelesen. Die ergreifenden Schlußworte (S. 314, 315 der neuen Ausgabe) sind wie in Vorahnung der eigenen Auswanderung geschrieben. Wir können unserem Freunde nur Glück dazu wünschen, daß es ihm offenbar besser als einst dem edlen Jochmann gelingt, nachdem er — wie er es selbst in jenem Schlußwort ausdrückt — aus seinem natürlichen Kreise geschieden ist, sich einem neuen einzuordnen.

Herder in Riga. Urkunden herausgegeben von Jegór von Sivers. Riga 1868. — Wir möchten gern ein geeignetes Wort über dieses Buch sagen, wie der Gegenstand und die patriotische Absicht des Herausgebers es verdient; indessen fühlt der Referent sich dabei einigermaßen genirt, weil neben Anderem auch ein gewisser kleiner Vortrag, welchen er selbst bei der Enthüllung des Herderdenkmals in Riga, 1864, verlesen hat, in dieser Sammlung Aufnahme gefunden hat. Eine solche Gelegenheitsrede nach so langer Zeit gedruckt vor sich zu sehen, hat etwas Unbequemes für den Autor, da er sich bewußt sein muß, daß der Maßstab für die Beurtheilung seines Elaborats jetzt ein anderer ist als bei der Gelegenheit selbst. Indessen kennt er auch die ganze Geschichte der Umstände, welche die Herausgabe eines auf das Herderdenkmal bezüglichen Gedenkblatts unmittelbar nach der Enthüllung desselben verhindert haben, und fügt sich daher willig in die Ehre, seine Rede sammt den übrigen Actenstücken jener Feier jetzt noch, als Anhang zu dem angezeigten Buche des Herrn v. Sivers, veröffentlicht zu sehen.

Dieses Buch, eine Sammlung von „Urkunden" über Herders Aufenthalt in Riga, zerfällt in drei Theile: 1) Auszüge aus den Aufzeichnungen Herders während seiner Schiffsreise von Riga nach Nantes, die

unter dem Titel „Journal meiner Reise im Jahre 1769“ schon mehrfach in den verschiedenen Ausgaben Herderscher Schriften gedruckt worden sind. Hier unter den beiden Ueberschriften „Herders baltische Erinnerungen und Urtheile“ und „Ideal einer Schule“, S. 1—39. 2) Auf Herder bezügliche Excerpte aus den Protocollen des Rigaschen Raths, aus einem „Restdiriarium“ im livländischen Ritterschaftsarchiv und aus den Notizen des Oberpastors Essen im sogenannten „Stadt-Oberpastors-Buche“, nebst drei noch ungedruckten Briefen Herders an Hartknoch und Sonntag. 3) Die schon erwähnten auf die Herderfeier in Riga am 25. August 1861 bezüglichen Schriftstücke (S. 61—78).

Hat nun dieser letzte Theil selbstverständlich nur die Bedeutung eines Gedenkblatts an jenen Cultus des Genius, welchem wir vor vier Jahren hier in Riga einen anspruchslosen Ausdruck gaben, so bietet der vorhergehende Abschnitt des Buches dem Biographen Herders einiges neue Material und will der erste des Jünglings Herder Urtheile und Pläne in Bezug auf Livland der Beachtung inländischer Leser näher rücken.

Was nun zunächst die wieder abgedruckten Tagebuchfragmente betrifft, so sind sie allerdings, ein charakteristischer Ausdruck der betreffenden Entwickelungsphase Herders, aber wir zweifeln, daß diese Ergüsse seines übersprudelnden Gedankendranges, die er während der langen Seereise niederschrieb, irgend ausreichen sein geistiges und gemüthliches Verhältniß zu der Stadt und dem Lande, denen er soeben den Rücken gekehrt hatte, unserem Verständniß offen zu legen. Wir finden vielmehr, daß dafür seine Briefe aus der Rigaer Lebensperiode und aus den nächstfolgenden Jahren ein sowohl reicheres als auch ächteres Material abgeben und daß daher das 2. und 3. Bändchen des auch von Herrn v. Sivers angeführten Werkes „J. G. v. Herders Lebensbild“ als das wichtigste und vollständigste literärische Denkmal v. Herders Rigaschem Aufenthalt zu gelten hat. Indessen, wie Herr v. Sivers in seiner Vorrede angiebt, ist ihm nicht vergönnt worden, seine Sammlung mit einer gewissen einleitenden Abhandlung auszustatten, und so müssen wir uns bescheiden nicht zu wissen, welche Folgerungen er gerade aus den mitgetheilten Fragmenten zu ziehen, in welche Beziehung und Beleuchtung er sie zu bringen im Sinne gehabt hat. Vielleicht liegt denn doch mehr für die Erkenntniß Rigascher und livländischer Zustände um die Mitte des vorigen Jahrhunderts darin, als wir zu erkennen vermochten. Oder ließen sich etwa die in der nicht

erschienenen Einleitung beabsichtigten Erörterungen über „die nunmehr antipodisch gestellten Begriffe Humanität und Nationalität“ in besonders passender Weise gerade an diese Auszüge aus Herders Reisetagebüchern anlehnen?

Zu den von uns als zweiten Theil des Buches bezeichneten biographischen Materialien erlauben wir uns hier einen kleinen Nachtrag zu geben. In dem „Stadt-Oberpastors-Buche“*) nämlich findet sich außer den zwei mitgetheilten Notizen Essen's noch eine übersehene dritte. Sie lautet:

„A. 1769, 9. Januar hat H. Past. Adjunct. Herder eine Klagschrift beym Rath wider H. P. Bärnhof ratione publicae diffamationis eingereicht, nämlich den 4. Jan. ⊙ hatte selber auf der Kanzel gesagt, es sey bejammernswerth, daß die Jesus Kirche einen Adjunctum unterhalte, und er doch keine Hülfe von ihm habe. Der H. P. Bärnhof aber hat bald Gelegenheit gefunden durch Vermittelung guter Freunde die Sache beyzulegen. Indessen hat E. W. E. Rath das Verfahren des H. P. B. zur Untersuchung an das Consistorium verwiesen, da denn der H. P. d. 22. Jan. vorgefordert, und bey deßen bezeugter ernstlicher Rene ihm zwar die Strafe erlaßen, sein begangener Unfug ihm aber nachdrücklich verwiesen worden. — Den 8. May hat der H. Past. Adjunct Herder seine Stelle bey Kirche und Schule Einem W. E. Rath wegen vorhabender Reisen aufgekündigt; worauf er eod. die seine Erlassung erhalten, und nach einer in seiner Gemeine Dom. Cantate gehaltenen Abschiedspredigt seine Reise vors erste nach Nantes zu Wasser angetreten.“

Die Nachricht von dem sonst nicht bekanntem Conflict Herder's mit seinem „Ordinarius“ scheint uns nicht ganz unwichtig. Derselbe mag denn doch von einigem Einfluß auf Herder's ein paar Monate später ebenso schnell gefaßten als ausgeführten Reiseentschluß gewesen sein, wenn auch das Hauptmotiv ganz wo anderwärts lag.

Wagien. Baltische Studien und Erinnerungen von Dr. Bertram. Dorpat 1868. — Der pseudonyme Verfasser dieses Buches

*) Nicht in der Stadtbibliothek, sondern in dem Verwahrsam des jeweiligen Stadt-Superintendenten. Die Stadtbibliothek besitzt nur einen von Brotze gemachten Auszug.

ist seit mehr als 20 Jahren in der baltischen Provinzialliteratur bekannt durch manche amüsante und leider auch manche nur amüsant sein sollende Schriften. Am höchsten schätzen wir ihn als gründlichen Kenner der estnischen Sprache und des estnischen Volkslebens. Er ist, so zu sagen, ein Estophile*) im besten Sinne des Wortes, auch Dichter sehr genuin klingender estnischer Runen. In der letzteren Eigenschaft ist er, mit Aufgebung seiner Pseudonymität, auch in der Baltischen Monatsschrift aufgetreten; wir erinnern namentlich an das nach unserer Meinung zu wenig beachtete Gedicht „Ilmatar" (Juni- und Augustheft 1866), dessen estnisches Original leider noch keinen Verleger gefunden zu haben scheint.

Wagien nennt der Herr Verfasser die nordöstliche Ecke Livlands, Kirchspiel Torma-Lohosn, mit einem Namen, der im 13. Jahrhundert von den einwandernden Deutschen vernommen wurde, seitdem aber verschollen ist. Zwar ganz richtig ist er nicht, denn seit der Entdeckung der Zamoiskischen Abschrift unserer ältesten Chronik wissen wir, daß Heinrich von Lettland Waiga, nicht Wagia, geschrieben hat und daß letztere Form, aus welcher sich, mit deutscher Endung, das stolze „Wagien" machen ließ, nichts als ein Schreibefehler gewesen ist. Wenn der Irrthum sich consolidirt, so könnten wir an jenem Peipusstrande wohl auch eine aparte Nation der „Wagier" erblühen sehen.

Das ist aber Nebensache. Dr. Bertrams Buch ist dieses Mal wirklich amüsant und noch mehr als das. Wir verrathen hier nichts weiter von dessen buntem und anregendem, hie und da wohl in's Unerhebliche sich verlierendem, anderntheils aber sogar wissenschaftlich schätzbarem Inhalt, erlauben uns jedoch, die folgende Schilderung des estnischen Nationalcharakters als Probe auszuschreiben:

> Im großen Ganzen hat ein auffälliger Umschwung zum Besseren stattgefunden. Um dies zu belegen, führe ich zuerst an, was Hupel, ein scharfer Beobachter, im Jahre 1770 schrieb: „Die Esten sind listig, falsch, zanksüchtig, rachgierig, wiederspännstisch, naseweis, grüßen nicht, freuen sich andere, besonders Deutsche beleidigen zu können, sind unbarmherzig — außer gegen Bettler — und ohne Scham." Hupel hätte das Alles mit einem Worte sagen können: „es sind noch dumme Jungen".

---

*) Die Slavophilen haben uns nun einmal zu solchen Wortbildungen verführt, obgleich sie selbst richtiger „Philoslaven" genannt werden müßten.

Unerzogene, aber kräftige Burſche aller Nationen zeigen bei überſtrenger Bevormundung gerade alle jene Eigenſchaften, entſprungen aus dem Gefühle der Kraft und der Liebe zur Gerechtigkeit und Freiheit.

Es kommt ſtets darauf an, wie man ſolche Ungebildete behandelt. Mit Gerechtigkeit, Geduld, aber unbeugſamer Feſtigkeit erzieht man ganze Gebiete, in denen alle Tugenden ſich entwickeln und zu der den Eſten angeborenen Herzhaftigkeit (die bis zur Renommage geht) und Anſtelligkeit hinzukommen. — — — —

Meine Erfahrungen in der neueſten Zeit berechtigen mich dem düſtern Bilde von Hupel gegenüber ein viel freundlicheres aufzuſtellen:

Die jetzigen Eſten ſind nüchtern, freundlich, dankbar, gehorſam, treu, äußerſt ſchamhaft, fromm; ſie grüßen höflich, lernen gern, beſonders Deutſch und Singen, ſind häufig von zarter Empfindung und Barmherzigkeit gegen Thiere und Menſchen. Sie ſprechen faſt immer in Metaphern und witzigen Vergleichen, leſen gern die Zeitung, nehmen Antheil an den Weltereigniſſen und haben die größte Liebe zum Kaiſer. In einzelnen Gegenden findet man allerdings Turbulenz, Rachſucht, Völlerei und Proceßſucht; aber das ſind Ausnahmen. Ein räudiges Schaf ſteckt oft einen ganzen Stall an, kann man häufig dort ſagen!

In der Erziehung der Völker, wie der Kinder, iſt Geduld und Güte allein nicht hinreichend, es muß auch Furcht hinzukommen. Die höheren Stände und Spitzen der Regierung dürfen nicht verzweifeln bei dem jetzt gerade ſich äußernden Mißbehagen, hervorgerufen durch die raſche Verbeſſerung der Verhältniſſe des Landvolks in den Nachbar-Gouvernements und eine gewiß berechtigte Ungeduld des zum Selbſtgefühl erwachten Volkes; eine Folge, wie ich denke, von früher erlittenem Unrecht und gegenwärtig zu hoch geſpannten Forderungen und Erwartungen von beiden Seiten, vielleicht auch von dritten Elementen, die den Unfrieden zwiſchen Eſten und Deutſchen ausbeuten wollen. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß man für die rechtſchaffenſten Bemühungen augenblicklichen Dank erwerben wird. Aber iſt dies denn nöthig? Kinder- und Völkererziehung belohnt oder beſtraft ſich erſt im Verlauf der Zeit.

Die ſechshundert Jahre dauernde Sclaverei hat in vielen Gegenden einen eingewurzelten Haß der Eſten und Letten gegen die deutſchen Gutsbeſitzer hervorgerufen. Ein Mißtrauen auch gegen redliche Bemühungen iſt ſehr häufig; das darf aber den Volksfreund nicht abhalten, auf der

Bahn des Guten fortzuwirken. Dem Haß von Ungebildeten muß der Höhergestellte thatsächliche Liebe und Gerechtigkeit entgegensetzen, und er wird Wunder sehen.

Wenn ein Anderer ein anderes Kirchspiel Kur- Est- Livlands mit gleicher Vielseitigkeit zu beschreiben unternähme, so würde er dabei gewiß auch anders verfahren müssen, denn Dr. Bertram ist eben ein Schriftsteller eigener Art. Aber wenigstens die allgemeinen Rubriken und Gesichtspunkte ließen sich dabei dem einmal gegebenen Beispiel entnehmen. Daß solche Monographien recht sehr wünschenswerth wären, auch das ist ein wahres Wort des Herrn Verfassers.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 30. September 1868.

Redacteur G. Berkholz.

Ueber die Grenzſtreitigkeiten zwiſchen Menſch und Thier.

W. H. Dixon hat uns in ſeinem Reiſebericht aus dem „far west“ Amerikas bunte ſtereoſkopiſche Bilder mitgebracht über ſocial-politiſche, religiös-aſcetiſche Experimente, wie ſie vielleicht nur in der neuen Welt möglich ſind. Seine Schilderungen aus der Salzſeeſtadt, ſeine Bible Society — die pantogamiſchen Phalangſterien von Oneida Creek und mancherlei Verwandtes platzen auf die ausgebrannten Schlacken unſeres europäiſchen modus vivendi ſo draſtiſch herein, daß wir in der That die neueſten Nachrichten aus dem Monde à la Gruithuiſen wieder auftauchen zu ſehen meinen. Für den denkenden Socialpolitiker haben dieſe Experimente aber ein ſo hohes Intereſſe, daß es vielleicht nur für den Naturforſcher und Pſychologen ein noch größeres giebt, den Leitfäden nachzuſpüren, die in dieſe barocken Geſtaltungen von Aſſociation hinüberleiten. Vor allem iſt es eine mächtige Schranke, die fallen muß, ehe es zu ſolchen Collectivvergeſellſchaftungen kommen kann; dieſes iſt zugleich eine, die weſentlich eine breite Grenzſcheide zwiſchen Menſchen- und Thierwelt zieht — der Individualismus. Unſere europäiſche Cultur hat hierin ſeit Jahrhunderten feſte Normen gewonnen, die nur noch in der Leibeigenſchaft und den ſtehenden Heeren eine Ausnahme erlitten, und wenn die erſtere ſchon bis über den Ural hinaus vor dem Andrängen der Zeit fallen mußte, bleibt für die Sclaverei der Rottendisciplin mit dem zurücktretenden Egoismus dynaſtiſcher und nationaler Sonderintereſſen gegenüber dem Friedensbedürfniß der civiliſirten Welt die Ausſicht offen, daß auch hier die auf die Spitze getriebene Steigerung des Unnatürlichen, Culturwidrigen umbiegen und in die Wege wirkſamerer Culturarbeit ohne Hinterlader und Kugelſpritze einlenken werde.

In dem glebae adscriptus und unter dem Soldatenrock hört das auf, wirkſam nach außen treten oder ſich auch nur fortbilden zu können, was in der Vereinzelung der Individuen eigenthümliche Durchbildung nach perſönlichen Anlagen, ſubjectioe Wahl der Lebenswege nach Begabung und Zweck und freie Aſſociation zu gemeinſamem Ziele mit gleich individuell abgemarkten Perſönlichkeiten und Kräften ermöglicht. Dies eben möchte ich als Individualismus bezeichnen, und in ſeiner ſelbſtbewußten Durchbildung und zweckmäßigen Verwerthung für ſich oder in Gemeinſamkeit mit der nationalen oder ſtaatlichen Familie zu weitergreifenden Zwecken die Signatur unſerer Zeit ſuchen. Indem ſich aus nivellirenden Kaſtenverbänden Summentotalitäten von Individuen, aus Zünften die freien Gewerke, aus geſchloſſenen Ständen die Staatsbürgerlichkeit, aus Coterien und geiſtlichen und weltlichen Inſelbildungen im Culturſtaate Mitglieder eines weiteren Bundes maureriſcher, human-kosmopolitiſcher Mitarbeiter an dem Werke der Einigung, herausbilden, um den höchſten Gütern des Lebens mit vereinter Kraft und zu gegenſeitigem Nutz und Frommen nachzuſtreben, müſſen nothwendig neue Formen für dieſe neuen Strebungen geſucht werden. — Um ſo weniger kann es Wunder nehmen, daß, in einem jungen Welttheil, der mit rieſenhafter Kraft die Probleme einer neuen Lebensgeſtaltung anſtrebt, bei dem Verſuch, ſo ausgeſprochene Gegenſätze, wie durchgebildeten, faſt hemmungsloſen Individualismus und Maſſendruck von Millionen, die gleichwohl von einer gleichartigen lebensfähigen Idee getragen werden, zu vereinen, oft genug an den Uferwindungen dieſes gewaltigen Rieſenſtromes von Menſchenkraft, in den Schwankungen ſeines Schwalles, oder wo er in Zeit und Raum auf Hemmniſſe ſeines Dranges ſtößt, Wirbel und Strudel entſtehen, die oft ſo elementar und ſtürmiſch, ſo wunderlich und abweichend von allem Gewöhnlichen ſich geſtalten, daß ſelbſt den von geſichertem Boden Zuſchauenden der Schwindel ankömmt. Buntes, ſcheinbar vollkommen principloſes Durcheinander menſchlicher und unmenſchliſcher Leidenſchaften und Strebungen, materielles Beginnen und myſtiſches Ringen nach dem Unſäglichen, brauſen und rauſchen da in wirbelndem Strudel durcheinander, ſtabil auf einem engen Waſſerpfuhl, während der breite Strom rechts und links ſeine Wellen unaufhaltſam vorwärts trägt und die koboldartigen Fratzenſpiele elementarer Kämpfe hinter ſich läßt. Sei es, daß der Individualismus im einſamen Trapper die erſten kühnen Fußtapfen der dämmernden Civiliſation in die Wildniß der Urwalds trägt, ſei es, daß er ſich zum Schienenweg der großen

Weſtbahn aſſocirt, oder einen Bruderkrieg, wie er noch nicht dageweſen, zum Austrag bringt; wo ihm die Gegenwart und der Erfolg das „fiat“ für die Zukunft als Weihe mit auf den Weg giebt, klingt unter ſeinem Tritt und Schritt, der Ton einer geiſtesfriſcheren, neulebigen, kommenden Zeit an. Wo er ſich aber aufgiebt um egoiſtiſch-materieller Zwecke willen, ſelbſt mit vollkommener Verleugnung, wenigſtens ſcheinbarer, der perſönlichen Rechte und Strebungen in Geſtaltungen untergeht, die durch Summenwirkung Zweckſetzungen anſtreben, denen die Zeit und der Zeitgeiſt dieſe Weihe der Lebensfähigkeit verſagen, da ſehen wir auch ſofort den Lebenspuls der Entwickelung ſinken, es weht uns heiß und narkotiſch an, wie aus dem Upasthal, barocke Geſtalten mit Janusköpfen im Kampf zwiſchen einer alten und neuen Ordnung der Dinge, treiben an uns vorüber, die Pane und Sylvane der alten Mythen ſcheinen die Brutſtätten finſterer unbeſiegbarer Naturgewalten zu bevölkern, um in vergeblichem Ringen gegen ſie anzudrängen; ein Kampf um's Leben, in dem der Sieg der intelligenten Race uns, je tiefer wir blicken, je zweifelhafter wird, bis ſich in den excentriſchſten Erſcheinungen der genannten Richtung der Menſchentypus und ſeine Signatur, die Perſönlichkeit, ſo weit verwiſcht, daß wir die Analogie mit niedern Mitlebenden kaum von uns weiſen können.

Gleichwohl müſſen wir es beſonders betonen, daß wir dieſen Vergleich anders verſtanden wiſſen möchten, als wenn von gewiſſer Seite für ſolche Lebensexperimente die Fallſtricke der Sünde und des Teufels, das Verthieren des Gottesgeſchöpfes und der grobe Materialismus der Beſtialität aufgeboten werden, um einer erbauten Zuhörerſchaft Exemplificationen vorzuführen, die dem Forſcherauge mehr Intereſſantes und Belehrendes als Verabſcheuungswürdiges und Verdammenswerthes bieten. Der metaphyſiſche Drang des Menſchen ſpielt auch hier eine oft wunderſame Rolle, wie er bei ſolchen Maſſenabzweigungen überhaupt wohl ſelten vermißt wird, ſei es in der Form urſprünglich treibender Momente, oder eines vorbereitenden Unterbodens auf dem ſich weiter dieſe abnormen Vegetationen entwickeln. Auf alle Fälle ſetzen ſie eine eigenthümliche Geiſtes- und Gemüthsdispoſition der Empfänglichkeit voraus, die mit den alten Formen des Lebens zu brechen bereit iſt, und eine Begehrlichkeit, ein studium novarum rerum, die ſich von dem Bewußtſein überwuchert fühlt, daß dieſelben dem heutigen Lebensdrange nicht mehr genügen und um jeden Preis durch neue erſetzt werden müſſen.

Hierin liegt aber die Gefahr des Rückganges auf dem großen Fortſchrittswege der Menſchheit, hierin der Verſtoß gegen das durchgehende Continuitätsgeſetz jeder organiſchen Entwickelung, und der Grund der Iſolirung, durch die ſolche Inſelbildungen im Lebensocean der Menſchheit, von dem Feſtlande und dem Geiſtesverband der Geſammtheit ſich getrennt ſehen. Mit gut und böſe über ſolche Erſcheinungen abzuſprechen, ſie ſündhaft und entmenſcht zu ſchelten, deckt das Weſen nur unvollkommen und einſeitig, ſie irreligiös und gottlos zu nennen, wirft nur ein ganz einſeitiges Streiflicht auf ihren tiefſinnerſten Grund. Wenn aber in einigen dieſer neuen Löſungsverſuche des Socialproblems das ſequell-materialiſtiſche Moment ſo vorſchlagend betont iſt, daß wir unwillkürlich zum Vergleich mit Gorillatabunen hinübergewieſen werden, ſo treibt doch wieder andererſeits das vorſchlagende myſtiſch-religiöſe Princip anderer, wie der „resurrections orders, bible families“ u. a. unſer Urtheil in die Enge, und wir können nur die Elaſticität anſtaunen, mit der die menſchliche Natur die wunderſamſten Höhen und Tiefen in ſich verſchmelzen kann, ohne gänzlich eine andere zu werden. Namentlich bleibt uns bei unbefangener Betrachtung das unverrückt ſtehen: in ihren verzerrteſten Verirrungen, geſcholten und geſchmäht, verabſcheut und geflohen von der ganzen Mitwelt, fern in der Einſamkeit des Urwalds und in den Steinwüſten der Rocky Mountains bleibt der Menſchennatur etwas, das auch in ihrem verfahrenen Entwickelungsgange ſie von den niedern Lebensformen trennt. — Die Production von Gütern, eingebildeten oder reellen, geiſtigen oder materiellen iſt es, was das menſchliche Schaffen im Individuum wie in den Maſſen kennzeichnet. Dieſes Streben nach dem kleinſten wie dem höchſten Gut, dem καλὸν κἀγαθόν, über den Bedarf des Augenblicks hinaus, und über das Maß der dürftigſten Nöthigung für Nahrung und Brut iſt das Siegel menſchlichen Präſtigiums und ſpiegelt ſich in den abnormſten Ausläufern der Culturverwirrung wie in den elementarſten Lebensformen, hier freilich nur ſehr rudimentär, wieder. Die Scalpe an dem Gürtel einer Rothhaut, was ſind ſie anders, als oft zu hohem Preiſe, ja im Würfelſpiel um's Leben ſelbſt gewonnene Luxusgüter, während dieſer ſelbe Wilde im Mangel an Vorausſicht für das nackte Leben vom Biber und Prairienhunde ſehr unvortheilhaft abſticht — die doch wenigſtens bei guter Zeit Futter für die magern Wochen in ihren Bauen anſammeln. Dieſes freie Spiel der Schaffenskraft, kenntlich oft unter dem Druck der thierähnlichſten Uncultur, iſt ſo durchſchlagend und kennzeichnend, daß keine

Thierform in ihren Kunſtinſtinkten bei aller Zweckmäßigkeit im engen Kreiſe ihrer Ziele dem Papua-Indianer nahe kommt, dieſem Menſch-Schimpanſe, der um ſich Muth im Kampfe zu geben das Herzblut ſeines erſchlagenen Feindes trinkt. Ein ſonderbares Gut vor den Augen der civiliſirten Welt und doch relativ ein nicht geringeres als das Ehrenzeichen, das in ihr den tapfern Soldaten ſchmückt und bei deſſen Erwerbung es zum Theil auch nicht ohne einigen Todſchlag abgeht. Es kommt im Einzelnen, wie in den Vergeſellſchaftungen der Kräfte und Intelligenzen nur darauf an, worauf ſich dieſer Schaffensdrang richtet. Das Mormonenthum hat ein gutes Theil von Errungenſchaften einer alten Civiliſation wie leeren Ballaſt über Bord geworfen, kümmert ſich weder um den heiligen Geiſt der Bibel noch den unheiligen der Wiſſenſchaft. Es regelt das Familienleben nach geläuterten Anſichten über Kreuzzüchtung von Racenvieh und Brigham Young griff nicht fehl, als er ſeinen Heiligen am Salzſee befahl erſt ein Theater zu bauen und dann erſt den Grundſtein des großen Tempels zu legen. Panem et circenses mußte das Volk zuvörderſt haben, darum Arbeit vor Allem und zwar mit den hundert Armen des Briarens; das Beten hatte gute Weile. Das Zeugniß ſtellt aber die ganze Mitlebenſchaft dieſem genoſſenſchaftlichen Multiplicationsexempel aus, daß es als Coloniſationselement ſeines Gleichen ſucht. Wüſteneien, vor denen ſelbſt der bedürfnißloſe Wilde ſcheu zurückwich, ſind von dieſen Mormonen in blühende, fruchttragende Fluren, wie durch einen Zauberſchlag, umgewandelt worden; die Ausfuhrproducte dieſes jungen Staates werden ihrer beſondern Güte halber auf den Märkten mit höhern Preiſen erhandelt als die der beſtcultivirten Gegenden der Nachbarſchaft, und, bei einer rieſenhaften Expanſion der Gliederſchaft dieſer Familie, giebt es in der Salt lake city keinen Armen, keinen Bettler und keinen Trunkenbold. Miſſionen dieſes neuen Prophetenthums durchziehen Europa und Aſien und die fernen Archipele des Südmeeres; Tauſende wenden ſich aus der alten Heimat dieſem neuen Eldorado zu und helfen bald neue Strecken wüſten Prairiebodens dem Pfluge und der Hacke dienſtbar machen. Und doch iſt Niemand, der der Erſcheinung etwas tiefer auf den Grund ſieht, in Zweifel, daß vielleicht in naher Zukunft ſchon auch dieſe wild und üppig wuchernde Prairienpflanze vor dem Hauche der von Oſten herandringenden breitſpurigen Civiliſation dieſes wunderbaren Continents welken und in Nichts zuſammenſinken wird. Doch nein! nicht in Nichts, wollen wir ſagen. Die Bauſteine werden bleiben, wenn die Hände lange ruhen, wenn die goldenen

Tafeln, die Joe Smith der Erde entnahm, zertrümmert und die letzten der „angeſiegelten“ Damen zu ihren Verlobten in den Himmel eingegangen ſein werden! Jedenfalls wird ihr Angedenken ein arabeskenreiches Blatt mehr der Menſchengeſchichte einfügen, und ein moraliſirender Philiſter, der mit der alten Schablone „Müſſiggang iſt aller Laſter Anfang“ ausgerüſtet, etwa, wie unlängſt Dixon, eine Reiſe zum Salzſee gemacht hätte, um über die menſchliche Verkommenheit Betrachtungen anzuſtellen, müßte bei der ſtaunenswerthen Arbeitsleiſtung in jenem coloſſalen Bienenkorbe, leichtlich glauben, daß dort, nach Maßgabe ſeines Spruches, eher neben allen andern guten Dingen auch die Wurzel aller Tugenden und der Keim moraliſcher Vollkommenheit ſprieße!

Die Leute des „Resurrection order“ verfolgen in gleicher Abgeſchiedenheit von dem großen Zuge der Bewegung amerikaniſchen Lebens mit ganz gegentheiligen Mitteln eine in ihrer Art eben ſo originelle Zweckſetzung. Von außen durch den Zug gleicher Neigung recrutirt, leben ſie ein ſtreng aſcetiſches Cönobitenleben und ſuchen im geiſtigen Verkehr mit abgeſchiedenen, verklärten Geiſtern das, was ihnen die Welt nicht bieten kann und was ſie ihr ihrerſeits verſagen. Männer und Frauen leben in rein geſchwiſterlicher Gemeinſamkeit und legen den Schwerpunkt ihrer Arbeit, neben der materiellen Sorge für das Leben und frommen Betrachtungen, in die Unterweiſung in nützlichen Dingen durch Unterricht, Anleitung und gutes Beiſpiel derer, die ihnen von außen zugeführt werden. So wird hier wie dort über das Individuum hinaus, über den bewußten Vereinszweck einer oft vielköpfigen Aſſociation hinweg, an einer Güterproduction raſtlos und emſig geſchaffen, die in den meiſten Fällen ſo oder anders erſt nachfolgenden Generationen, nicht ſelten einer ganz neuen Ordnung der Dinge zu Gute kommen ſoll und den Fortſchritt in der Geſchichte mit lautloſer Thätigkeit vermittelt, gleichwie die Atollbildung der Südſeeinſeln Arbeit auf Arbeit von Milliarden von Polypen häufen ſehen muß, bis die erſte Kokospalme ihren fruchttragenden Wipfel gegen die brandende See neigt. Und wie im Braudungsſchwall der donnernden Wellen, in denen der unvorſichtige Schiffer den morſchen Kiel zertrümmern ſieht und vielleicht mit genauer Noth im ſchwachen Kahn ſein nacktes Leben rettet, gerade dieſer Bildungstrieb des „Lebens im Kleinen“ am emſigſten fortbaut, ſo wuchs dieſes Cönobitenthum und jenes weitaus großartigere Mormonenweſen unter dem Andrang widriger Verhältniſſe, unter Verfolgung und Entbehrung maßloſer Art, und mußte endlich, an Leben und

Eigenthum bedroht, ſich fern von den Grenzen der Civiliſation durch die Wüſte ein verheißenes Land ſuchen, in dem es ſich nun zu einem weitſchattigen Baume entfaltet. Eine vollkommen iſolirte Erſcheinung eigenſter Art in der Menſchengeſchichte und doch aus ihr und einer einigen Wurzel dem dunkeln, verborgenen, metaphyſiſchen Naturboden entſproſſen. So weiſt ſelbſt der Rückgang, der ſcheinbare Rückſchritt im Einzelnen, wie eine Excreſcenz des Fortſchritts, auf dieſen hin; wie eine Abnormität das Geſetz, eine Ausnahme die Regel bewahrheitet; und immer weiter ſcheint die lebenvolle, tauſendgeſtaltige Thierwelt hinter dem Vorſchreiten dieſer auserwählten Lebensform zurückzuweichen, indem ſie in Formenſtarrheit und intellectueller Unbeweglichkeit neben dieſen expanſiven Regungen der Menſchennatur nur ein Scheinleben zu friſten das Anſehen hat, das überall bedroht und fliehend, wo der Menſch ſeinen Fuß hinſetzt, nur durch dienſtbare Gefügigkeit kümmerliche Lebensbedingungen erringen kann.

Und dennoch entziehen ſich Aehnlichkeiten im Entwickelungsgange dem näher zutaſtenden Blicke nicht, die auf eine bedeutſame Gemeinſamkeit in der Wurzel alles Lebenden hinweiſen, Aehnlichkeiten, die im Gewordenen, jetzt Beſtehenden Spuren erkennen laſſen, die für Darwin's Lehre von der Metamorphoſe der Arten zeugen und bei der großen Geſchiedenheit, die gegenwärtig die oberſte Spitze des organiſchen Formentriebs von ſeinen erſten Anfängen und rückſtändigeren Geſtaltungen trennt, das Intereſſe der Forſchung mit immer neuen Fernblicken in dieſes Geheimnißvolle ἓν καὶ πᾶν rege halten.

Einmal iſt der wirkliche Fortſchritt, ſelbſt wenn man über den Maßſtab ſich geeinigt, nachdem er zu meſſen wäre, im Menſchengeſchlecht ſo mikrometriſch und von ſo großen Rückſchlägen und Erſchütterung durchſetzt, daß es heute noch Peſſimiſten giebt, die ganz an ihm verzweifeln, und gern mit Leben und Gedeihen, mit Leib und Seele zur „Kindſchaft" angenommen werden möchten, wie Stahl, herrenhauslichen Angedenkens, noch vor wenig Jahren die „Umkehr der Wiſſenſchaft" predigte und Berlin in neueſter Zeit noch ſonderbarere Dinge zu hören bekam, die ſelbſt den Stadtverordneten zu viel waren. Ueberall iſt die Geburt einer neuen klärenden Idee, eines durchbrechenden neuen Leuchtpunktes auf dem dunkeln Wege der Geſchichte mit ſo viel Schmerzen und Schatten zu Tage getreten, daß von den großen Durchbrüchen civiliſatoriſcher Wandlungen, über deren fördernde Wirkſamkeit erſt kommende Zeitalter Recht ſprechen ſollen, augenblicklich oft nur das Chaos der Zerſtörung von mühſam Aufgebautem,

durch gleiche Kämpfe Errungenem dem fragenden Blicke als Eindruck bleibt. Andererſeits bildet ſich das innere und äußere Leben der Thierwelt mit und neben dem Menſchen, ſelbſt innerhalb der Spanne hiſtoriſcher Zeitrechnung offenbar um, nimmt neue Formen und Lebensbedingungen in ſeine Natur auf und entwickelt Anlagen, die ſeinen urſprünglichen fremd zu ſein ſcheinen. Namentlich im Zuſtande der Domeſtication kann eine gewiſſe Beweglichkeit früher für ſtarr gehaltener Grenzen, nicht mehr geleugnet werden, und in der Racenzüchtung iſt, wenn wir die Erfahrung nicht todtſchweigen wollen, ein Einbruch in dieſe feſten Abmarkungen bereits conſtatirt, deſſen Weiterungen bis zu jetzt kaum überſehbaren Formenwandlungen leiten können. Dazu weiſt die Forſchung untergegangene, unter vorhiſtoriſchen Schichten begrabene Thierformen, und gerade der vorgeſchrittenſten Typen, nach, welche, wie die in Griechenland und anderswo neuerdings zu Tage gefördertenAffenreſte, Wandlungen das Wort reden, die für Perioden, wo die Menſchennatur, nach zeitlich dieſen Perioden genäherten Funden, dieſem Typus weitaus näher ſtand, als dies jetzt den entwickeltſten Formen der Thierwelt gegenüber ſelbſt von dem verkommenſten oder rückſtändigſten Menſchenweſen behauptet werden kann. Hier ſcheint, durch große Zeitperioden von ſeinen vorgängigen Verbindungsgliedern abgetrennt, ein Rückſchritt in den jetzt lebenden Formen zu feſter Geſtaltung erſtarrt zu ſein, der als ſolcher weder gegen eine wirkliche Fortentwickelungsfähigkeit ſpricht, noch dem Gedanken principiell widerſtrebt, daß in unvordenklichen Zeiten die peripheriſchen Ausläufer dieſer jetzt ſo durchgehends geſchiedenen Lebenskreiſe ſich nicht hätten decken mögen. Nehmen wir namentlich das neuerlichſt von Moritz Wagner mit genialem Griff herbeigezogene „Geſetz der Migration“ zur Erklärung von Wandlungen zu Hülfe, die in der natürlichen Zuchtwahl Darwin's ſelbſt in coloſſalen Zeitläufen die Wahrſcheinlichkeit der Aenderungen in einem zweifelhaften Dämmerlicht erſcheinen laſſen, ſo gewinnen wir Ausblicke, die zwar wieder ein gutes Theil weniger Wiſſenſchaft auf die heiligen Urkunden zurückzuleiten geſtatten, dagegen darüber tröſten, daß die bis jetzt gewonnenen Funde ſo lückenhafte Beweiſe bieten. Die Hypotheſe mag immerhin die weite Kluft fürs erſte zu überbrücken wagen; ohne Hypotheſe keine Wiſſenſchaft, wie ohne Symbolik keine Religion. In beiden kann man des Schematiſchen, Vor- und Sinnbildlichen entrathen, wenn die volle Wahrheit zum Durchbruch gekommen. Und warten kann wenigſtens die Wiſſenſchaft, nur muß ſie Wiſſenſchaft bleiben, d. h. die Allegorie der metaphyſiſchen Bedürfnißkreiſe aus dem

logiſchen Gedankenkitt der erſcheinenden Welt ausſchließen. Wagner hat nämlich nachgewieſen, daß die Erſcheinung oft ganz iſolirter Lebenskreiſe in Pflanzen- und Thierwelt, abgemarkte Formenſcheidungen von nachbarlichen Verwandten, ſich kaum anders erklären laſſen als durch die Iſolirung, die ſich ihnen nach einmaliger zufälliger Scheidung von dem Grundſtock ihrer Entwickelung zur Fortbildung ſpecieller Eigenthümlichkeiten förderlich erwies, und die neugeaichten Formen vor dem Zurückſinken in die urſprüngliche Racenunität bewahrte. So bilden klimatiſche, flußgebietliche, geologiſche Abgrenzungen auch die natürlichen Scheidewände, die beſondere Lebensformen in ihrer Eigenentwickelung ſchirmten, und ihre Abzweigungen von der Stammform vor Zurückgehen auf dieſe ſo ſehr bewahrten, daß ſie gegenwärtig, eine feſte und dauernde Sonderform, mit dem Maſſengewicht auf den Schauplatz des Kampfes um's Daſein treten, für den die in einzelnen Individuen angelegte Verſchiedenheit von der Stammart auf wirkſame Erfolge nie hätte rechnen dürfen.

Es giebt Lebensformen, die faſt Ubiquität auf unſerm Planeten beanſpruchen, andere die nur unter beſondern Lebensbedingungen ihre Exiſtenz friſten. Zu den erſteren gehört vor allen der Menſch und gewiſſe Thierformen, die, wenigſtens im Zuſtand der Domeſtication oder ganz ſpeciell auf ihn als ihren Nahrboden angewieſen, ihm überall hin folgen. Es giebt aber auch Formmodalitäten, die namentlich nach Maßgabe ihrer activen oder paſſiven Ortsbeweglichkeit eine größere oder geringere Verbreitungsgrenze gewinnen, einmal aber an der Grenze dieſer natürlichen Marken angelangt, dieſe nur ſelten in vereinzelten Individuen überſchreiten, gewiſſermaßen Coloniſation darſtellend, die, getrennt vom Mutterſtamm, dann ſofort unter begünſtigenden äußern Einflüſſen Zweigformen darſtellen, die zu ſelbſtändigem Gedeihen in typiſcher Geſtalt gelangen. So ſcheidet der tiefeinſchneidende, reißende Kiſil-Irmak bei Sinope gewiſſe ſchwerfällige Käferarten, die weſtlich und öſtlich an den Ufern dieſes ſchmalen Fluſſes ihre natürliche Varietätengrenze finden. Etwas Aehnliches hat Wagner für die untere Donau, für die Waſſerſchranken gewiſſer Flußgebiete in Afrika, für die Meerenge von Gibraltar, die abgeſehen von niedern Thierformen den einzigen europäiſchen Affen von ſeinen tropiſchen Verwandten trennt, nachgewieſen. Noch weiter gehende Scheidewände für ſolche Coloniſationsabzweigungen bietet das Hochgebirge, namentlich in ſeinen durch jähe Abſtürze von dem umgebenden Erhebungszuge getrennten Kegelbildungen, in den himmelanſtrebenden Pics der Anden und des Himalaja,

wiederum tiefer greifende endlich das Meer und ſeine vom Feſtlande näher oder ferner abliegende verſtreute Inſelwelt. Dieſen natürlichen Verhältniſſen, im Verein mit klimatiſchen Einflüſſen und gegenüber dem Mehr oder Minder der Migrationsfähigkeit einer Lebensform, muß Rechnung getragen werden, wenn, wie Wagner ſagt, nicht ein Schöpfungsact beſonderer Art für engbeſchränkte Gebiete angenommen werden ſoll, wo auf der Weſtgrenze eines ſchmalen Flußgebietes ein Inſect mit glatten Flügeldecken, auf dem öſtlichen Uferſtrich durch eine vicariirende Art mit derartigen rauhen vertreten erſcheint. Er giebt dieſem auffallenden Factum einen gewichtigen Nachdruck durch die Bemerkung, daß in der ganzen Türkei nur eine einzige Hunderace gefunden werde, weil durch Wegfall irgend hemmender Scheidungen die unbegrenzte Kreuzung auf eine conſtante Mittelform hinleitet. Die Hunde in's Haus aufzunehmen verbietet nämlich dem Muſelmann ſeine religiöſe Anſchauung, und ſo ſind dieſe für unrein gehaltenen Thiere, in halber Domeſtication, dennoch auf die unbeſchränkteſte Gegenſeitigkeit hingewieſen und gelangen nie dahin in irgend welcher Eigenthümlichkeit, dieſe einer irgend nennenswerthen Geſammtheit von Individuen als Racenſpecialität aufzuprägen.

Wenn hiernach die Variationselaſticität der Lebensformen auch eine Schwankungsweite erlangt, die den Herren von der ſtrengen Obſervanz nur zu lieb ſein muß, ſo hat dieſer ſcheinbare Beleg dafür, daß die Wiſſenſchaft in ihren Reſultaten doch immer wieder auf die Weisheit der alten Urkunden hinauslaufe, doch auch ſeine etwas dornige Seite, ſo daß man ſich wohl bedenken wird ihn in dieſer Richtung geltend zu machen.

Wir meinen ſelbſtverſtändlich hiermit die Frage über die Abſtammung des Menſchengeſchlechts von einem oder mehreren Paaren. Dieſe Abſtammung von einem Paare aufrechtzuerhalten vereinigen ſich verſchiedene Intereſſen der Pietät, der Gebundenheit an anerzogene Ideen, der Tradition und des Bewußtſeins, daß durch radicale Erſchütterung dieſer Ueberkommenſchaft ſehr weſentliche Strebepfeiler des Baues wanken müßten, unter dem die bis hierher geführte Civiliſation unſerer weſtlichen Culturländer ſich in ſtillſchweigender Anerkennung des Ueberlieferten geborgen hat. Wenn nun auch gefragt werden könnte, ob dieſer Strebepfeilerbau ein bloß gerüſtmäßiger oder definitiver zu nennen wäre, ſo iſt in allen Dingen Abtragen und Einreißen leichter als Feſtigen und Neubauen. Darum hat die Wiſſenſchaft, die in mehr als einer Richtung ſich in dieſer cardinalen Lebensfrage in diametraler Entgegenſetzung gegen das Althergebrachten

findet, mit aller Behutſamkeit und Gründlichkeit vorzugehen, und hat ſie namentlich die Verpflichtung, ſchon als Vertretung des Suchens nach den ungetrübten objectiven Cauſalzuſammenhängen der Welt, in dieſen Dingen nicht mehr zu ſagen, als ſie gefunden, und nächſtdem, um ihrer ſelbſt willen, nicht mehr zu finden, als ſich überhaupt vernünftiger Weiſe ſuchen läßt. Zu dieſer letzteren Art von Funden gehört z. B. der Andrias Scheuchzeri von Oeningen, dieſer als homo primigenius bezeichnete Rieſenſalamander der Tertiärgebilde, ein ca. 3 Fuß langer Lurch, der ſeiner Zeit viel von ſich reden machte, bis die mit Recht berühmt gewordenen Schädel von Engis und Neanderthal darauf hinwieſen, wo präadamitiſche Gedenkſäulen der Schöpfung wirklich zu ſuchen ſeien.

Ohne die Gründe gegen einander abzuwägen, die nach den gegenwärtig im wiſſenſchaftlichen Verſtande der Sache gewonnenen Ueberzeugungen die Wagſchale der Entſcheidung nach der Seite mehrerer Menſchenfamilien hinneigen machen, was über die Grenzen dieſer Blätter hinausgreifen würde, wollten wir nur im Gegentheile darauf hindeuten, wie das Hervorziehen *eines* Momentes in ſolchen Unterſuchungen leicht das moraliſche Gewicht der übrigen in Rechnung gebenden herabdrückt und der großen Gefahr unterliegt, auf einem ohnehin ſo ſchwankenden Felde aus ſcheinbar richtigen Prämiſſen falſche Schlüſſe zu ziehen. Nehmen wir nämlich mit Moritz Wagner die Variationsfähigkeit der Formen in einer Ausdehnung in unſere Betrachtung auf, die er zwar ausdrücklich nur für Artunterſchiede, nicht für Uebergriffe über die Gattungscharaktere feſtſtellt, ſo könnte uns dieſe intereſſante Entdeckung auf den erſten Blick eine bequeme Handhabe zu bieten ſcheinen, die Ableitung der verſchiedenen Menſchenracen von einem Paare auf demſelben Wege zu verſuchen. Es könnte ſcheinen, daß Coloniſationen, von dem Urpaare ſich abzweigend und öſtlich und weſtwärts von dem ſupponirten Urſitze im paradieſiſchen Kaſchmir-Thale wandernd, durch die wolkenhohen Gebirgsmaſſen des Himalaja und die ſchmale Landſcheide des afrikaniſchen Feſtlandes von ihrem Wiegenſtamme geſchieden, dieſem abhanden gekommen ſind und als Autochthonen allmählich die Umbildungen erfuhren, die ſie in ungekreuzter Inzucht zu ſelbſtändigen Racentypen feſtigten. Es machen ſich dieſer hier und da verlautbaren Auffaſſung gegenüber ſo weſentliche Bedenken geltend von Seiten der Ständigkeit dieſer Typen, der Baſtardkreuzung zwiſchen ihnen, von Seiten geologiſcher und pſychologiſcher Zweifel, ob hiermit der thatſächliche Vorgang auch nur eine annähernd wahre Darſtellung finde, daß dieſelbe wohl kaum

als eine nennenswerthe auf der Tagesordnung ſteht. Denn hätte ſie auch wirklich eine begründetere wiſſenſchaftliche Vertretung gefunden, ſo wäre doch in dieſem Fall der Triumph, den die Moſaiſche Schöpfungslehre darin gefeiert, nur ein Sieg des Pyrrhus geweſen, ſofort hätte ſich dem Feinde damit die ganze Flanke der Stellung frei geben müſſen und, was auf der einen Seite gewonnen, hätte ſofort wieder auf der andern verloren werden müſſen. Iſt nämlich die Abſchweifungsfähigkeit des menſchlichen Typus innerhalb der Zeiträume, die jene Urkunde aufſtellt, eine ſo elaſtiſche, daß wir dieſe ſo ſehr von einander abweichenden Formverſchiedenheiten in verhältnißmäßig ſo kurzen Perioden ſich typiſch feſtigen ſehen, und zwar der Art, daß aus ihnen ſo grundverſchiedene, ja kaum vergleichbare Schauſtücke eines Plato oder Sokrates auf der einen und eines Papua auf der andern Seite hervorgehen konnten, ſo iſt auch dem in viel längeren Zeitperioden ſich vollziehenden Uebergang von Gattung in Gattung, Familie in Familie Thür und Thor geöffnet. Denn zwiſchen dem Kopf einer Gauß oder Newton und dem eines Auſtralnegers, der Pſyche eines Ariſtoteles und den Inſtincten eines Fidſchi-Indianers ſind ſo unüberſteigliche, ſcheinbar weſenhafte Scheidewände aufgerichtet, daß man weit eher zugeben möchte, ein Gorilla ließe ſich durch ein Paar domeſticirende Generationen zu dem letzteren heraufziehen, als daß Auſtralneger oder Fidſchi auch über die Brücke der breiteſten Culturläufte ſich zu jenen Höhenpunkten der Menſchheit hinüberführen laſſen. Nun iſt uns aber bekanntlich die Zeit, in der dieſe Abartungen ſich zu feſten Typen ſetzen konnten, durch die Tradition ſelbſt in ſehr beengender Weiſe verkürzt worden. Der unvordenkliche Adam und ſeine reiche Nachkommenſchaft in Völkern ohne Zahl und Namen kann als Unterlage für dieſe Bevölkerungsſtatiſtik nicht verwendet werden. Ein ſolche Racenableitung wird thatſächlich zu Waſſer — zu dem Waſſer, „darin erſäufet ſind, all ſündhaft Vieh und Menſchenkind“. Es bleibt uns alſo nur der enge Raum von der zeitlichen Erſcheinung Noah's und ſeiner Söhne bis zu dem Momente, wo deutliche hiſtoriſche Kunde von der Exiſtenz verſchiedener weitverbreiteter Racen bei Moſes uns entgegentritt, — das wahre geſchichtliche Spatium, in dem die Zangengeburt der Racen vor ſich gehen muß! Nach C. Vogt — der darüber ein Mehreres giebt — etwa 800 Jahre, in die die Regierungszeit der Hykſoskönige mit einer reichentwickelten Cultur und eigenthümlichen Race in Aegypten fällt. Noch mehr: bereits Abraham zieht in ſeinem 75. Jahre dahin und findet dort einen Pharao in einem reichgegliederten

Staatsweſen — 367 Jahre nach der alles erſäufenden Flut, die hier eine ſündhafte Generation wegtilgte, welche laut den Zeugniſſen der Hypogeen des Nilthales unverkennbar die derſelben Neger mit prognathem Schädel und wolligem Haar war, welche, nach der Sündflut wiederum vorgefunden, die Niederungen des Nils bereits nach Millionen bevölkert hatten; wozu noch kommt, daß chronologiſch gleichzeitig mit jener Flut oder bald nach ihr durch die Denkmale von Ninive, Khorſabad ꝛc. die Exiſtenz von zahlreichen Völkern in Kleinaſien erhärtet wird. Die verſchiedenfarbigen Racen aber von den drei Söhnen Noah's in der Völkerzahl, wie ſie uns entgegentreten, abzuleiten, bleibt denn doch bei aller licentia genetrix eine etwas ſtarke Zumuthung, — alles innerhalb der angezogenen Zeitperiode; und nimmt man hinzu, daß der Nothbehelf, die iraniſch-kaukaſiſche von Sem, die Negerrace von Ham und die mongaliſche von Japhet abzuleiten, in ſich ſelbſt zuſammenfällt, da Nimrod, ein Sohn des Ham, nach den Denkmälern ſicher zum iraniſchen Stamm zählt, ſo bliebe nur Japhet übrig, den ganzen Bedarf an Negern, Mongolen, Südſeeinſulanern, Rothhäuten und Auſtraliern zu decken! Was von ihm zu verlangen geradezu unbillig wäre. Sollte aber auch dieſe Möglichkeit von gläubigen Herzen nicht zurückgewieſen werden, ſo ſehen wir nach C. Vogts Vorgang, (Köhlerglaube und Wiſſenſchaft S. 82) auch dieſen Dämmerſchein des Lichtes ſchwinden, wenn wir aus Unterſuchungen hervorgehen ſehen, „daß auch Japhet weiß war, wie ſeine Kinder," — „daß die Bibel in dieſen Anfangserzählungen nur weiße Menſchen kennt und die Wohnſitze der verſchiedenen Nachkommen Noah's, ſo weit die Bibel ſie nennt, überhaupt nur in einem kleinen Theile Aſiens zu ſuchen ſind, wo man ſie zum großen Theile nachgewieſen hat."

Daſelbſt wird nach J. v. Gumpachs Abriß der babyloniſch-aſſyriſchen Geſchichte feſtgeſtellt, daß das locale, auf die Länder des Euphrat und Tigris beſchränkte Phänomen der meſopotamiſchen Flut, die in China ähnliche faſt gleichzeitige Pendants aufzuweiſen hatte, ungefähr um 2300 v. Chr. fiel und daß ſchon 200 Jahre früher Babylon die mächtige Hauptſtadt eines culturentwickelten Staates war, daß in dieſer vorſündflutlichen Zeit ägyptiſche Schiffe an den Mündungen des Euphrat und Tigris erſchienen waren und Babylon nach der Flut wieder in neuem Glanze erſtand. In dieſer Richtung läßt ſich die Forſchung alſo zu den conſervativen Zwecken Urkundenpflichtiger nicht gebrauchen, und die Forderung: das Menſchengeſchlecht oder vielmehr ſeine Familienvarietäten von einem

Paare und nur einem abzuleiten, ſcheint größere Schwierigkeiten, wenn exacte Beweiſe vorgeführt werden ſollen, zu bieten, als die gegneriſche Stellung zu überwinden hat, wenn ſie den Scheinbeweiſen dafür gegentheilige Auffaſſungen mit Gründen hoher Wahrſcheinlichkeit entgegenſetzt. Keiner der geringſten unter dieſen iſt ein oben angedeutetes Factum, daß nämlich unter Anderm das Geſetz der unbegränzten Fruchtfolge, das bei Inzucht innerhalb der Race ſich geltend macht, Ausnahmen bei Kreuzungen erleidet, die z. B. den Mulattentypus durch immer neue Kreuzung von Weiß und Schwarz erzielen muß, während dieſer ſelbſt im dritten und vierten Gliede bei Inzucht Sterilität als Grenze ſeiner Fortbildung ſich gefallen laſſen muß, — ja, daß man ſogar die Verſicherung wiederholen hört, — eine Kreuzung von Europäern mit der auſtraliſchen Race ſei überhaupt erfolglos und die Coloniſation der Weißen könne ſich daher nur durch Inzucht innerhalb des eigenen Blutes erhalten.

So ſehen wir eine über gewiſſe Grenzen ſehr beſchränkter Art hinausgehende Schwankensweite der Formen weder durch Analogie noch Erfahrung weſentlich befürwortet; der Typus des an der Spitze der Civiliſation marſchirenden Weſens erhält ſich conſtant in urthümlich angelegt ſcheinenden Hauptſchattirungen, wenigſtens innerhalb hiſtoriſcher Erinnerung, und die traditionelle Chronologie ſeiner Ausbreitung über die Erde giebt nur ein haltloſes, für die wirkliche wiſſenſchaftliche Durchdringung unerſprießliches Bild, während freilich auch die Wiſſenſchaft eingeſtehen muß, zu befriedigenden abſchließenden Reſultaten bis heute nicht gelangt zu ſein. Gleichwohl iſt es nicht zu unterſchätzen, daß ein vorſchreitendes Ineinandergreifen der Geologie, Anthropologie und vergleichenden Anatomie auch hier immer näher an das eigentliche punctum saliens hinandrängt. Eine annähernd genauere Feſtſtellung der Verbreitungsbezirke der Revolutionen in Zeit und Ausdehnung, die unſerem Planeten die letzte Geſtalt ſeiner Oberfläche mit Vertheilung von Land und Meer, Bergkämmen und Thaleinſenkungen gegeben haben, wird über die Migrationsfähigkeit der vor dieſer Periode beſtanden haben könnenden Bewohner der Erde Anhalte geben, die über die autochthone Erſcheinnng oder coloniſirende Verſchiebung ſchon vorhandener neue Wahrſcheinlichkeitsgründe zu den bereits gewonnenen fügen müſſen. Von der Paläontologie erwarten wir neue Aufklärungen über die Formänderung eines Weſens, das auch gegenwärtig noch Unterſchiede der Individuen und Racen zeigt, wie ſie ſo tief einſchneidend kein anderer Bewohner der Erde aufzuweiſen hat; die Erforſchung der Reſte,

die ein roheſter Naturzuſtand neben jenen Ueberbleibſeln ſpärlichſter Art als Andeutungen menſchlicher Thätigkeit nachweiſt, muß dieſes Bild weiter ergänzen und wird mit aller Wahrſcheinlichkeit die Lücke noch lange offen laſſen, die den Urmenſchen und ſeine Abkommenſchaft von den entwickeltſten Thierformen in bereits wieder untergegangenen Affentypen ſcheidet. Gleichwohl liegen ſchon gegenwärtig Funde vor, die über die Form aus abgetrennten Rudimenten kaum mehr entſcheiden laſſen, ob wir eine menſchliche oder thieriſche vor uns haben, und erſt in den im Vollgebrauch ihrer ganzen Fähigkeiten und Anlagen uns lebend entgegentretenden Exempeln der höchſtentwickelten Affenform und des degradirteſten Menſchenweſens ſieht ſelbſt der rohe Blick Unterſchiede, die als qualitativ und unvereinbar imponiren. Dieſen Punkt zu unterſuchen und von hier aus jene Lücke entweder zu überbrücken oder zu einer klaren Scheidekluft zu weiten, iſt eine Aufgabe, an der ſich die Wiſſenſchaft der jüngſten Tage mit Intereſſe verſucht hat.

Wenn Geoffroy St. Hilaire ſchlechtweg behauptet, das Thier *denkt* nicht, ſo kommt es nur darauf an, was man ſich unter „denken“ denkt. Denn in der Richtung des einfachen Verſtandesweſens der Verknüpfung anſchaulicher Vorſtellungen nach dem Nexus des Cauſalzuſammenhanges exiſtiren zwiſchen Menſch und Thier unzweifelhaft nur graduelle Unterſchiede, durchaus nicht qualitative Scheidungen. Hält man nur dieſe Definition feſt, wie ſie für die nackte Verſtandesthätigkeit unzweifelhaft die einzig deckende iſt, ſo iſt Verſtand, und dieſer iſt ohne Denkthätigkeit eben nicht denkbar, im Thiere in ausgeſprochener Weiſe und zum Theil in ſehr entwickeltem Grade thätig. Quatrefages geht in dieſer Beziehung weiter. Er ſtatuirt für das Thier, ohne die beſonderen Qualificationen des bevorzugt Menſchlichen zu unterſchätzen, auch rudimentäre Anfänge von dieſem in den Anlagen, theilweiſe Entwickelungen in der Erſcheinung. Er bezeichnet aber nicht genauer, in welchem Umfang dieſe höheren Vermögen aus einer beſtimmten Quelle bei den Menſchen fließen und in welcher Annäherungsgrenze ſie bei den Thieren zu Tage treten. Durchweg aber neigt er auch in dieſer Beziehung der Annahme einer nur quantitativen Differenz zu, und das iſt geſprochen nicht „wie ein Kirchenvater“, wohl aber wie ein Naturkundiger und Philoſoph, der in der Korallenbank den faſt mikroſkopiſchen Polypen erkennt und aus dem unſcheinbaren Baumateriale Berge und Continente aufthürmt. Weſentlich iſt es hier aber das Vermögen, *nicht* anſchauliche Vorſtellungen zu Begriffs-

verbindungen und dieſe zu Schlüſſen zu verknüpfen — alſo Vernunft und Urtheilskraft, um welche ſich die Frage dreht. Hier ſcheint der gegen das Thierreich ganz unverhältnißmäßig übergreifenden Intelligenz des Menſchen, in Begriff und Wortzeichen dafür, in Sprache und Perſönlichkeitsbewußtſein, im Auftauchen des moraliſch Guten und Böſen aus dem dumpfen Grunde des thieriſchen Subjektivitätsgefühls, endlich in dem metaphyſiſchen Hange des Religiöſen eine Weiterung gegeben, die mit einem Schlage zauberähnlich alle Analogien hinter ſich läßt, und plötzlich den Menſchen mit ſeinem „Gott", ſeiner „Freiheit und Unſterblichkeit" aus den Banden der niederen Beſchränkung einer andern Ordnung der Dinge gewonnen zu haben den Meiſten die unerſchütterliche Ueberzeugung giebt. Wer wollte ſich auch in den Augen der Welt gegen ſolche Ueberzeugungen, gegen ſolche „objective" Thatſachen erkühnen den Menſchen etwa wieder „zum Thier herabzuwürdigen" und ein Ebenbild Gottes, eine freie Creatur von ſo hoher ethiſcher Berufung wieder in den Staub ziehen? Gut gemeint und von edlen Abſichten getragen mögen dieſe oft gehörten Redensarten ſein, und wenn ſie ſich noch obendrein in recht pomphaften Phraſenſchwung kleiden, werden ſie auch recht ſüß in die Herzen der großen Menge eingehen, denen die unſchuldigen Affenmährchen à la Darwin immer mehr oder weniger Verſtimmung bringen. Die wiſſenſchaftliche Betrachtung hat aber doch, Niemand zu Lieb und Niemand zu Leide, die oft unbequeme und dankloſe Verpflichtung nachzuſehen, wie es denn mit den Beglaubigungsſchreiben dieſer hohen Berufung und exceptionellen Stellung beſchaffen iſt. Und da können wir nicht gerade ſagen, daß Quatrefages und ſeine Geiſtesverwandten ſo ganz ohne Sinn und Gedanken geredet haben. C. Vogt erörtert in ſeinen „Vorleſungen über den Menſchen" nach Anleitung jenes bedeutenden Forſchers, daß, wenn hier überhaupt nur von rudimentären Anfängen und Anklängen des Menſchenähnlichen geſprochen wird, dieſes beim Thiere in der Ausdrucksweiſe ſeiner Gefühle, Leidenſchaften und Wünſche durch Tonbildungen nicht allein durch die Rudimente einer Sprache vertreten wird, ſondern auch Anklänge an das Abſtracte in dem Sichſelbſtaufgeben der Mutterliebe bei den Thieren zeigt, die uns zu dem hinüberleiten, was in der menſchlichen Abhängigkeit und Gebundenheit von ungekannten Kräften zu den Geſtaltungen des metaphyſiſchen Bedürfniſſes, zu dem Urkeim religiöſer Regung Beziehungen andeutet, die merkwürdige Analogien in der Thiernatur erkennen laſſen: unbeſtimmte Furcht vor unerklärlichen Agentien, wie Vogt anführt,

„wahre Geſpenſterfurcht“ vor einem leuchtenden Stück faulen Holzes im Walde bei einem Hunde, Sympathien und Antipathien gegen und für ſonſt indifferente Perſonen, Liebe und Haß, erſtere für den Herrn, der das Thier oft geſtraft und gemaßregelt, letztere für die Farbe und Geſtalt eines andern Thieres, das ſcheinbar ſeinen Lebensweg nie durchkreuzt. Ich ſelbſt beobachtete bei meiner Hühnerhündin, die einen ausgeſprochenen Verfolgungstrieb gegen alle Katzen an den Tag legte, eine ganz idylliſche Toleranz gegen ein kleines Kätzchen, das ſie auf einen Baum gejagt und das, plötzlich naiv herabſpringend in die Löwengrube ihres Gebiſſes und ihrer Tatzen, ganz unbefangen und ſchmeichelnd mit ihr zu ſpielen anfing. Das Thier ging darauf ein und ſchien faſt unter dem Einfluß des moraliſch-ethiſchen: Neminem laede, immo omnes, quantum potes, juva! die Verpflichtung zu fühlen, ſich dieſem Vertrauen gegenüber ebenbürtig zu zeigen und angenehm zu machen, bis ein Seitenſprung des Kätzchens es wieder auf ſeine alten Tricks brachte. Und iſt neben ſolchen charakteriſtiſchen Zügen nicht das Bewachen eines Stückes Fleiſch bei einem hungernden Hunde gegen andere und gegen den eigenen Appetit, ein Analogon des „Tabu“, das auch der roheſte Fetiſchdiener gegen die drängendſten Inſtincte roher Leidenſchaften reſpectirt? Man muß ſich in der That die ungeheure Kluft zwiſchen der Intelligenz des roheſten Menſchenſchädels und den beſchränkteſten Seelenkräften des intelligenteſten Thiers vergegenwärtigen, um ſolche Züge *nicht* zu unterſchätzen, ſondern das Verwandte, Gleichwurzelige im Unähnlichſten zum Verſtändniß zu bringen. Zwiſchen einem Gauß und Beſſel und einer Hündin, die ihre Brut zählt, wenigſtens von ihrer Zahl eine ganz beſtimmte Anſchauung hat, iſt gewiß ein ganz erklecklicher Abſtand; und wenn auch nie zu erwaren ſein wird, daß das Thier Poſitionsmeſſungen von Doppelſternen mache, ſoviel mathematiſcher Wurzelgrund ſteckt in ihm, während des Säugens ſehr genau zu wiſſen, ob ſeine acht Jungen beiſammen ſind oder ob eines fehlt, obgleich daſſelbe Thier drei Wochen ſpäter ſeine eigene Brut nicht mehr erkennt und ſich kaum um ſie bekümmert.

Um die Frage zu entſcheiden, ob das Unterſcheidende zwiſchen Menſch und Thier ein grundweſentlich Urverſchiedenes ſei, genügt es alſo nicht, von den Thatſachen allein Notiz zu nehmen; dieſe ſind ſcheinbar incommenſurabel und ihre etwaigen Abzweigungen von einem einzigen Wurzelgrund ſo auseinandergezogen, daß ihnen allen der objective Schein in einem Grade anhängt, wie er das Urtheil nur zu leicht irre leitet. Die Scheinbewegungen

des Mondes gegen die Wolken in einer dunkeln Herbſtnacht, die ſcheinbar ſtille ſtehenden Speichen eines elektriſch momentan beleuchteten, ſchnell umſchwingenden Rades, ja die Bewegung der Sonne um die Erde haben nichts Aufdringlicheres, Zwingenderes als dieſe dem egoiſtiſchen Menſchenbewußtſein vorgehaltenen Scheinbeweiſe einer toto coelo verſchiedenen Natur ſeines Geſchlechtes gegenüber dem belebten Fleiſch, das ihn umgiebt. Wenigſtens dem Verbreitungsbezirke der ganzen abendländiſchen Cultur iſt dieſe Irrthumsquelle angewohnt, man möchte ſagen angeboren. Der früher gewordenen religiöſen Vertiefung öſtlicher Gedankenkreiſe wohnt ein anderes Bewußtſein inne, und Hunderte von Millionen leben dort der Ueberzeugung, daß das Leben *eines* ſei und in allem Lebenden das Gleiche. Daher dort auch die Schonung des Lebens der Thiere und ihre wahrhaft humane Behandlung ein durchgehender Zug des Gemeinlebens gegenüber einer ruchloſen Rohheit hüben, gegen die alle Thierſchutzvereine mehr einen moraliſchen Proteſt als eine wirkſame Hülfe gewähren. Das Chriſtenthum ſelbſt hat, bis auf ein Paar magere Andeutungen in ſeinen Urkunden, ſo wenig Notiz davon genommen, daß es daraus nicht einmal ein pädagogiſches Mittel der Volkserziehung zu machen vermochte; daß die Milch der frommen Denkungsart aber Principien nicht groß zu ziehen vermag, die überhaupt gar nicht da ſind, lehrt die tägliche Erfahrung in dieſer Richtung allerorts und zu allen Zeiten.

Im Allgemeinen ſcheinen nun jene objectiven thatſächlichen Ergebniſſe darzuthun, daß neben der unzweifelhaften Verſtandesthätigkeit bei Thieren das Vermögen der abſtracten Vorſtellungen, das vernünftige, deliberirende in Urtheilen und Schlüſſen ſich bewußt darlegende Moment zu fehlen ſcheint. Namentlich jener Uebergangsform von den anſchaulichen zu den abſtracten Vorſtellungen: die Urtheilskraft, mit dem ſo zwingenden Scheine des liberum arbitrii beim Menſchen, ſcheint ein ſo ausſchließliches Prärogativ der Menſchennatur zu ſein, daß es die Pſychologie auch bereits ihrer Domäne unangefochten erobert und zu den Seelenvermögen geſtellt hat. Nicht weniger hat nun aber der Obſcurantismus aller Religionen es ſich angelegen ſein laſſen, der Eitelkeit und Selbſtliebe dieſes hinfälligen Geſchlechts mit den roſigſten Illuſtrationen der Unvergleichbarkeit von Menſch und Thier zu ſchmeicheln, ſo lange und ſo weit namentlich ihm dieſe captatio benevolentiae förderlich war. Nur wo dieſe Autonomie von Gottes Gnaden ſeiner Leiterſchaft über den Kopf zu wachſen drohte oder unlucrativ erſchien, ſorgte man dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen,

und die Depotenzirungstheoreme der „Sündhaftigkeit“, der „Verwerfung“, der zu erſtrebenden „Kindſchaft durch die Gnade und im Gewande der Demuth“ miſchten ſich in das Himmelshalleluja des „Herrn der Schöpfung“. Die Wiſſenſchaft hat dagegen von je hier und dort einen verborgenen Kern gepflegt, aus dem einſt vielleicht das beſſere Bewußtſein der Einheit alles Seienden ſprießen darf. Sie hat dieſen Gedanken zu allen Zeiten gehegt und gepflegt, bis an die Grenzen der Erkenntniß hin, an denen die qualitates occultae bald der chemiſch-phyſiſchen bald der vitalen und pſychiſchen Vorgänge Scheidungen geboten, die wenigſtens für den menſchlichen Intellect den Vortheil des ſich Orientirens in dem Maſſendrang des unendlich Vielgeſtaltigen haben durften.

Aus dem Metempſychoſenkreiſe heraus durch alle Zeitalter zieht ſich aber bis in unſer heutiges Wiſſenſchaftsleben ein rother Faden aus demſelben Zeug, der neben der Idee hinläuft, den Menſchen wohl als Gipfelpunkt des animalen Lebens hinzuſtellen, ihn aber nicht zum Thier herabzuwürdigen, wenn man ihn ein vollkommenſtes, mit Vernunft begabtes Thier nennt. Damit hat man ſofort der Möglichkeit der Vervollkommnungsfähigkeit der Thierformen zu höhern Typen und der Durchbildung der vollkommenſten endlich unter ihnen, der menſchenähnlichſten Form, sit venia verbo, der Affen zu „menſchenähnlichen Weſen“ und zu Menſchen ſelbſt das Wort geredet oder, wollen wir ſagen, wenigſtens die Wege geebnet. Dieſen aber nachzugehen bleibt von um ſo größerem Intereſſe, als bei aller verehrlichen Entrüſtung, die dieſer Gedanke von jeher in gewiſſen Kreiſen hervorgerufen, eben jene dämmerhaften Anfänge höherer functioneller Potenzen in den Thieren unzweifelhaft ihre Vertretung finden. Der Weg der Entwickelung findet ſomit Anhaltspunkte gewiſſe Kernzellen des entwickelten Vernunftmäßigen da zu erfaſſen, wo es noch unvermittelt neben dem Verſtande im Thieriſchen ruht. Die Erbſünde des Materialismus hat überdem die Köpfe der Denkenden doch ſchon ſo weit inficirt, daß wir immer für irgend ein Functionelles ein Subſtrat mindeſtens zu ſuchen Anlaß nehmen. Den Geiſt, die Seele, die Vernunft wie das Wunder à la Malebranche in die Natur platzen zu ſehen, die Urtheilskraft wie die Taube der Zukunftsverheißung über den Waſſern ſchweben zu laſſen, will unſerm heutigen Bewußtſein nicht mehr recht eingehen. Wir forſchen alſo unwillkürlich den organiſchen Trägern nach, den Bildungsformen und Geſetzen, auf denen und mit denen ſich dieſe functionellen Blüten entwickeln. Die Seele in der Zirbeldrüſe zu ſuchen, hat man aufgegeben, aber jedem Phyſiologen

iſt der Unterſchied zwiſchen dem Schädel eines Gauß und eines Papua, zwiſchen ſeinem Gehirnbau und dem der Hottentottenvenus geläufig. Die Geheimniſſe der Sylviſchen Grube der Großgehirnhemiſphären, die Deckgrenzen von Großgehirn und Kleingehirn bei Affen und Menſchen, der Windungsreichthum und Faltenwurf, das relative und abſolute Gewicht der Deckſchicht und Kernmaſſe des Schädelinhalts ſind Unterſuchungsobjecte geworden, die der Wiſſenſchaft mehr Ehre machen, als Ausſprüche wie: „Ohne Phosphor keine Gedanken“ ſie in gewiſſen Augen entwürdigen. Und gerade ſelbſt dieſe, ſollte man vermuthen, hätten die gegentheilige Wirkung haben ſollen, müßte man nicht glauben, daß eitel Scheelſucht diejenigen dagegen zu peroriren anleitet, in denen ſolche Gedanken eben nicht über die Fläche ihrer Gehirne ſich erheben konnten. Man ſchilt ſolche Doctrinen den Menſchen herabwürdigend und verthierend, man denuncirt ſie als unmoraliſch und ſtaatsgefährlich, und thäte doch beſſer, den Grad von Intelligenz als Maßſtab gerade der Spannungsweite zwiſchen Menſch und Thier an ſie zu legen, der zu ihrer Faſſung und auch nur theilweiſen Begründung nöthig war. Die vergleichende Biologie und Anatomie werden trotz allen wüſten Simmengewirres dieſer Art ihren Weg dennoch weiter gehen.

Unbehelligt durch die ſcheinbar grundverſchiedene Anlage von Menſch und Thier denkt man unwillkürlich, von einem tieferliegenden Einheitszuge geleitet, den räthſelhaften Verbindungsgliedern nach und Jedem, der dieſen Gedankengang verfolgt, werden Spuren auffallen, die hinüber und herüber leiten, ohne daß uns die Idee ſofort erſchrecken müßte, dabei etwa auf die Wurzel unſeres Stammbaums in einem Schimpanſe zu ſtoßen.

Wohl aber ſehen wir in den verſtändigſten Thieren, Elephant, Pferd und Hund, das, was uns rudimentär oft als Vernünftiges, Urtheilsmäßiges, ja als abſtractes Denken imponirt, weſentlich auf der Haftung und Wiederholensfähigkeit anſchaulicher Vorſtellungen ruhen. Im Menſchen gründet ſich dieſelbe Thätigkeit mit ungleich breiterer Unterlage auf das Gedächtniß in entwickelterer Form. Andererſeits entwickelt ſich im Kinde die Anlage des Vernunftweſens zum ſelbſtändigen, perſönlichen Individuum erſt mit dieſer Haftbarkeit oft wiederkehrender Vorſtellungen und im Verhältniß, wie das ſie bewahrende Gedächtniß dieſelben als Urſache und Wirkung, in Grund- und Folgeverhältniß gegen einander ins Spiel ſetzt. Nicht weniger ſehen wir, daß nach tiefen Eingriffen in die Organiſation, ſchweren Kopfwunden und durchgreifenden Krankheiten des Gehirns acuter und

chroniſcher Art, mit einem Riß in die Fähigkeit oder Ordnung dieſes Aufſpeicherungsproceſſes anſchaulicher Vorſtellung und daraus bereits abſtrahirter Begriffe, ſofort eine gewaltige Breſche in die Vernünftigkeit und menſchliche Selbſtändigkeit gelegt iſt. Ja, es giebt gewiſſe Irreſeinsformen, die weſentlich mit einer Abſchwächung dieſes Factors beginnen, an deſſen Unterdrückung ſich erſt der Auseinanderfall der übrigen Bauglieder der menſchlichen Perſönlichkeit hängt. Es wäre nun gewiß der Mühe nicht unwerth, in aufſteigender Reihe von den vernünftigſten Thieren ab, durch die niedern Menſchentypen hindurch bis zu den entwickeltſten nachzuweiſen, wie weit die Kreiſe der im Gedächtniß haftenden Vorſtellungen und reſp. Begriffe ſich ziehen und welche Subſtrate in den großen Anſammlungen der Nervenmaſſe im Gehirn ihnen ſpeciell zum Grunde liegen. Daß dieſe im Bereich des Großgehirns zu ſuchen ſind, dürfte nicht zweifelhaft ſein, wie tief jene früher und ſpäter erworbenen Eindrücke aber haften, bei dieſer oder jener Formenentwickelung gewiſſer organiſcher Grundlagen, wie ſich die Leichtigkeit und Genauigkeit der Reproduction dieſer Vorſtellungen nach Geſetzen der Ideenaſſociation oder des Contraſtes und nach Maßgabe des augenblicklichen Bedürfniſſes dem Intellect im gegebenen Momente zur Verfügung ſtellen; wie die Motivationen nach der Generalſumme ſolcher augenblicklicher Eindrücke im Vergleich mit klargewußten frühern, anderer ſofort abſtrahirter Gedanken mit früher aufgeſpeicherten, oft aus einer langen Reihe von Begriffen abgeleiteter Schlüſſe ſich beſtimmen und blitzſchnell in vernünftige Entſcheidungen des Willens umſchlagen, wären gleichintereſſante, wie hochwichtige Vorwürfe einer ſolchen vergleichenden Biologie. Es wäre nicht unmöglich, daß bei der früh ſo hochentwickelten Selbſtſtändigkeit des jungen Thieres innerhalb des ihm überhaupt erreichbaren Entfaltungskreiſes ein von dem menſchlichen abweichender Modus der Haftbarkeit der ihm zugänglichen Vorſtellungen ſelbſt zu der Erklärung der Inſtincte hinleitete, jener ſicher und ſtetig die Motivation des Augenblicks leitenden „pſychiſchen Urſachen“ die ihre unfehlbaren Wirkungen mit beſtimmten Zweckſetzungen auslöſen, ohne, wie bei der höhern Organiſation des Menſchen, im Durchgange durch ein deliberirendes Bewußtſein zu der Höhe des Verhältniſſes von bewußtem Grunde zu gewollter Folge ſich zu erheben. Es würde das bei der ſcharfen Umgrenztheit, mit der das Thier meiſt als Augenblicksweſen ganz für den gegebenen Moment lebt und wirkt, ſehr wohl mit jenen „dunkeln Vorſtellungen“ in Uebereinſtimmung zu bringen ſein, die ſich unbewußt und doch wirkſam in die Motivation des

menſchlichen Gebahrens einſchieben und bis zur Perſonification in der tragiſchen Schickſalsidee die Lebensläufe der Individuen, wie die breiteren Züge geſchichtlichen Werdens mit beeinfluſſen. Daß ein Storch nach weiter Wanderung im Süden zu den Radſelgen im Lande der Hyperboräer zurückkehren wolle und es auffinde unter vielen näheren und ferneren, wenn er nie dageweſen, wird Niemand verlangen; wenn er aber, einmal da geniſtet habend, es wiederfindet, ohne ſich bewußt zu ſein, warum er gerade dieſes wählt und kein anderes, wenn er es mit Beſitzthumsbewußtſein Andern ſtreitig macht und als etwas zu ſeinem Selbſt Gehöriges, immer wieder herauszufinden weiß, ſo umſchließt das doch einen Wahrnehmungsmodus, der zu viel Eigenthümliches hat, um ſich damit ſchlechtweg durch das gar nichts erklärende Wort „Inſtinct" abzufinden. Heine ſagt in ſeinen Reiſebildern, der Deutſche habe die ſonderbare Eigenſchaft, bei allem, was er thue, ſich etwas zu denken; iſt das nun auch für einen guten Staatsbürger eine oft überſcrupulöſe Weitſchweifigkeit, ſo hat dieſe Sonderbarkeit in der Wiſſenſchaft des Lebens aber auch ihre vortheilhaften Seiten, und daß die Inſtincte und Kunſttriebe der Thierwelt in mehr als einer Beziehung des Nachdenkens werth ſind und durch mehr als eine Thüre ins Pantheon der menſchlichen Selbſtvergötterung hineinleiten, dürfte wenigſtens angedeutet zu haben, nicht uneben erſcheinen. Denn wenn der vernünftige Menſch unter allen Hunden, die ihm aufgeſtoßen, ſich einen beſtimmten denkt und vorſtellt und in gleichzeitiger Vergegenwärtigung aller übrigen denkbaren oder ihm bekannten von dieſen allen eine Abſtraction in dem gegenſtandsloſen Begriff „Hund" ſich macht, ſo ruht die Wurzel dieſes rein menſchlichen, von keinem Thier vermuthlich mit Bewußtſein vollzogenen Vorgehens weſentlich auf der Möglichkeit, zu gleicher Zeit eine nambafte Maſſe anſchaulicher Vorſtellungen, gegenwärtiger wie vergangener, mit gleicher Klarheit in ſich zum Bewußtſein zu bringen. Daß dieſe Fähigkeit nicht in der Luft ſchwebt, ſondern von einer beſtimmten Organiſation getragen wird, iſt eben ſo unabweislich, wie, daß die ruminirende Gedächtnißquelle eines Elephanten, der ſeinen Kornak nach Jahren wiedererkennt und ihm die üble Behandlung, die er von ihm erfahren, eintränkt, eine analoge aufzuweiſen haben müſſe, wahrſcheinlich iſt. Iſt dieſer Weg der Analogien aber einmal gangbar, ſo können im Menſchen Begriffe ſich ebenſo wohl zu immer weiteren fügen, die weiteren Grenzen ſich ſo gefügig immer mehr ihres Inhalts begeben, daß wir in Kurzem bei dem ſtaunenswerthen „abſoluten Zero" Hegels uns anlangen ſehen, während wir kaum die Anfänge dieſer

wunderſamen Selbſtbewegung der Begriffe in dem Thiere verließen, daß ſeine Jungen im Maule einzeln an eine höhere Lagerſtätte trägt, weil es ſchließen zu müſſen glaubt, daß dieſelben in den ſteigenden Waſſern eines Landregens an der tiefern umkommen könnten. Den meiſten Thieren iſt dieſes Abſtractionsvermögen in vollendeter Geſtalt unmöglich — die augenblickliche Vorſtellung und ihre cauſale Auslöſung im Willensdrang iſt ſo vorherrſchend im Thier, daß alle ähnlichen Vorſtellungskreiſe dagegen zur Unmerklichkeit abblaſſen und zurücktreten, und nur nach längerer Uebung in der Dreſſur und unter beſondern Verhältniſſen, auf die wir hinzudeuten verſuchten, bricht eine combinirtere Motivation in den einfachen Vorſtellungskreis der thieriſchen Natur; dann iſt aber dieſelbe auch, bei der unendlichen Geſchiedenheit ſeiner Anlagen von den weitaus höhern des Menſchen, um ſo bemerkenswerther und jedenfalls anderer Auffaſſung und Behandlung würdig, als ihm die gewöhnliche Vornehmthuerei gottgeſchaffener Ebenbildlichkeit zu Theil werden läßt.

Mit hoher Wahrſcheinlichkeit ſtellen die Vorarbeiten für Schädelmeſſungen eines Retzius, Welcker, Broca, Parchappe und Morton, die vergleichenden Forſchungen über die feinere Anatomie des Gehirns, wenn weiter entwickelt, Aufklärungen in Ausſicht, an welchen Subſtraten der Organiſation ſich Anhaltspunkte werden gewinnen laſſen, die begabteſten Menſchen und gedächtnißfähigſten Thiere mit einander in Beziehung zu ſetzen. Ja, wollten wir ein Vergleichsbild zur Geltung bringen, ohne ein Odium zu riskiren, ſo könnte man ſchon jetzt von der Modellirung der Gehirnoberflächen ſagen, daß wie der Multiplicator durch vermehrte Windungen die gegebene Stromſtärke im inducirten Strome ſteigert, ſo auch die Windungen des Gehirns in gewiſſem Zuſammenhange mit der Haftbarkeit der Vorſtellungen und ihrer Verknüpfbarkeit zu neuen Kreiſen der Anſchauungen zu ſtehen ſcheinen, ſo daß ſich mit dem Ausbildungsgrade von räumlich Gegebenem und formell Gewordenem auch die geiſtige Induction der Summenreſultate ſteigert. Band ſich für den Phyſiologen nun ſchon ſeit den Flourens'ſchen Unterſuchungen über die Function des Großgehirns an ſeine Flächenentwickelung und Corticalſubſtanz die größere oder geringere „Beſinnlichkeit" — die Fähigkeit des „Gedächtniſſes" — alſo, daß letztere bei künſtlicher oder natürlicher Einengung der großen Hemiſphären, dieſer maſſigen Nervenanhäufung, immer mehr in Breite und Tiefe zurücktritt, ſo dürfte die Annahme nicht zu gewagt erſcheinen, daß

mit der exceſſiven Steigerung der Gehirnentwickelung im Menſchen, namentlich mit der relativen und abſoluten Flächenvergrößerung der Großhemiſphären, bei ihm eine materielle Grundlage angedeutet iſt, die neben einem intenſiveren Spiel der Fixirung und Reproduction in dieſer Richtung nicht ohne tiefern Grund herläuft, ſei es nun, daß eine intenſivere Verarbeitung des von den Sinnen gebotenen Vorſtellungsmateriales durchweg klarere Anſchauungen vermittelt oder daß die gleichzeitige Disponibilität vergangener ähnlicher hier den Schein grundverſchiedener Phänomene vorſpiegelt. Ob wir einmal nach Feſtſtellung der hier in Ausſicht genommenen urſächlichen Beziehungen uns in dem Falle ſehen werden, durch natürliche oder künſtliche Zuchtwahl Gehirne zu erziehen, die dieſe Beſinnlichkeit ſo ausgeſprochen auf die Welt mitbringen, eine „Welt aus Nichts“ immer noch wunderbarer zu finden als einen Brüllaffen, der etwa durch Mnemonik zu einem Delegirten im Repräſentantenhauſe erzogen worden wäre, iſt eine Frage, die fürs erſte über die Grenzen meiner Betrachtungen hinausliegt. Zum Troſt der Eingeſchüchterten mag dienen, daß es zu den bis jetzt feſtgeſtellteſten Thatſachen gehört, daß ſchon im Entwickelungsgange des menſchlichen Embryo dieſes Vorwiegen der vorderen Nervenmaſſen des Gehirns typiſch iſt, ſo daß die Stirnlappen des Großgehirns der Ausbildung der Schläfekeilbeinwindungen vorauseilen. Gäbe es alſo eine ſich feſtſetzende Bildungshemmung von dieſen Entwickelungen aus, die den Menſchengeiſt auf eine tiefere Stufe drückte, ſo hätten wir wohl eine Generation von Mikrocephalen zu gewärtigen, nicht aber der Befürchtung uns hinzugeben, auf einen umfangreicheren Guggenbühl'ſchen Abendberg für humaniſtiſch angeflogene Affencolonien zu denken. Der Raum dieſer Darſtellung verbietet es uns leider, auf die genaueren, auch populär darſtellbaren Vergleichsunterſuchungen von menſchlichen und Affengehirnen einzugehen, wie ſie, die eine oder andere Anſicht ſtützend, von Owen, Huxley, Schröder van der Kolk und Gratiolet in Angriff genommen worden ſind. Das Weſentliche hat C. Vogt jedoch ſo überſichtlich in ſeinen Vorleſungen über den Menſchen (S. 189) ſchon zuſammengeſtellt, daß jeder ſich dafür Intereſſirende dort die nöthigen Nachweiſe findet. Wenn es aber ſchon einen Schritt vorwärts auf dem Wege der Erkenntniß thun heißt, eine Summe von ſcheinbar zuſammenhangsloſen Erſcheinungen mit einer bekannteren zu vergleichen, ſo möchten wir zum Schluſſe dieſe noch lange nicht ſpruchreife Materie in ein Bild zuſammenfaſſen, das die ſo verſchieden tiefen Vorſtellungskreiſe von Menſch und Thier in einem Wellen-

ſyſtem tropfbaren Materioles verſinnlicht, für das die Grenzen des Beckens und die Stoßpunkte der Bewegung innerhalb des Bewußtſeins noch zu bemeſſen und in vergleichbaren Reſultaten, wo möglich durch Zahlen, darzuſtellen wären. Gleichwerthiges und gleichzeitiges Ineinanderklingen verwandter Vorſtellungskreiſe wird in einem ſolchen Wellenſyſtem leicht nachweisbare, ja zu berechnende Kreuzungspunkte bieten müſſen, in denen ſich Wellenberg und Wellenberg in kürzeren oder weiteren Stößen zum Höhepunkt ſummirender Erkenntnißklarheit ſteigern, die ſich gegen die Tiefe, mit der die äußern Anſtöße im Wellenthal ſich einen Ausdruck ſuchen, als im geraden Verhältniſſe der Erregbarkeit dieſer Momente ſtehend annehmen ließe, und im umgekehrten der Haltbarkeit der Eindrücke auf dem Boden der Pſyche. Wie aber für einen beſtimmten Grad des Receptionsvermögen durch verſchiedene Sinne ſehr von einander abweichende Kreiſe des in die Vorſtellung Aufgenommenen geſetzt werden, ſo kann es leicht geſchehen, daß derſelbe Modus in ähnlichen Leitungsapparaten und Haſtorganen dennoch weſentlich von einander abweichende Größen und Summen des Aufgenommenen und Durchgegangenen zur Darſtellung bringt. Dieſelbe Saite giebt einen andern Ton bei einer gewiſſen Zahl der Schwingungswellen, als ſie dem Hörnerven bei der doppelten übermittelt; daſſelbe Medium der Luft ſtellt den Ausgleichungsweg polarer Elektricitäten in einer andern Erſcheinung der Lichtwellen dar, wenn es in ſeinem gewöhnlichen Dichtigkeitszuſtande, und in einer andern, wenn es in hochverdünntem zum Träger dieſer Ausgleichung gemacht wird. Eine objective Welt, die mit der Schnelligkeit des Lichtes den Intellect durchſtrömen würde, dem ſie gegenſtändlich wird, könnte nur das Bild einer chaotiſchen Ideenflucht dem Bewußtſein hinterlaſſen, während abnorme Verhältniſſe der Langſamkeit, Eindrücke zu empfangen und zu verwerthen, zu der Dumpfheit und Stumpfheit des Bewußtſeins führen, die wiederum ein klares und nachhaltiges Abbild des Geſchehens nicht zu Stande kommen laſſen. Immer ſpielt aber die Fähigkeit der Vergegenwärtigung ähnlicher oder differenter Vorſtellungskreiſe, zeitlich oft weit auseinanderliegender Anregungen die weſentliche Rolle des Vermittlers bei allen tiefer gehenden Proceſſen verſtändigen und vernünftigen Denkens, und wo dieſes Einmaleins des Intellectes fehlt, hört alle geordnete Beziehung zu der Außenwelt auf. Dieſe Fähigkeit, in einzelnen Fällen in ſo eminentem Grade dem Menſchen gegeben, daß ihre Wirkſamkeit als Hülfsconſtruction zurücktritt und daß ſie, einſeitig ausgebildet, das Uebrige zurückdrängt, iſt zweifelsohne auch im Thiere angelegt. Oft nur ſehr rudimentär

und zum Dienſte der beſchränkteſten Bedürfniſſe vorhanden, entwickelt ſie ſich bei andern Entwickelungsverhältniſſen deſſelben Thieres nicht ſelten in einem Grade, der der Verſtandesthätigkeit einen merklich weiteren Kreis zieht. Auch ſind es nicht die mechaniſche Leiſtungsfähigkeit, Nützlichkeit und die gröberen materiellen Vorzüge, die in den Züchtungserfolgen mit dem Worte „edel“ und „Veredelung“ bezeichnet werden, ſondern gerade die von einer modificirten pſychiſchen und intellectuellen Conſtitution getragenen anderartigen Gewandungen des geſammten Thierlebens, die ſich in Geſtalt, Acclimatiſation, Domeſtication ꝛc. zeigen, rückwirkend aber wieder nur im Erhalten der morphologiſchen Grundlage dieſer Eigenſchaften eine Sicherheit für das Bewahren dieſer Veredelung bieten.

Damit wäre aber der Weg zu dem ſchwierigen Punkt geebnet. Das bis jetzt ganz unvermittelt daſtehende höhere ſeeliſche Element wäre, ohne den Verhältniſſen deſſelben zu einer moraliſchen und ethiſchen Begriffswelt zu nahe zu treten, auf ein bekanntes auch in niedern Lebensformen erkennbares Etwas zurückgeführt. Ohne dieſes zu Grunde zu Legende kann aber weder in dem höher organiſirten Weſen von einem entſprechenden Seelenleben die Rede ſein, noch könnte bei gänzlichem Mangel deſſelben das Thier auch nur zu Aeußerungen des ihm eigenthümlichen niedern Grades pſychiſcher Thätigkeit gelangen. An und für ſich nur ein Wörterbuch, ein Kaleidoskop der Gedankenwerkſtatt, wird es demnächſt zur Grammatik des Geiſtes unter Mitwirkung der durch daſſelbe beeinflußten Urtheilskraft, zum Urkundenbuch des ſeeliſchen Lebens, ja für das im Genie ſpielende leichterregbare Ueberſchüſſige an geiſtiger Begabung kann es zum Offenbarungscodex werden, aus dem das Zukünftige mit Klarheit aus langen Reihen des Vergangenen und breiten Zügen des Gegenwärtigen plötzlich hervorſpringt. So beſtimmt aber der Cretin kein Genie iſt und von Gedächtniß und Beſinnlichkeit nur eben Spuren in ihm leben, ſo gewiß bindet ſich die eine wie die andere Geſtaltung an einen concreten organiſchen Formencomplex. Um dieſem Menſchen wie Thieren eigenthümlichen Bindeglied höherer Thätigkeit in ſeiner Eigenthümlichkeit näher zu treten, genügt aber ſpiritualiſtiſche Dialektik nicht. Alles Gerede von der unſterblichen Seele des Menſchen und dem über der Materie ſchwebenden Geiſt muß gründlich um- und einkehren zu einem wiſſenſchaftlichen Abwägen großer Reihen morphologiſcher Entwickelungsformen und der ihnen inhärirenden functionellen Bethätigungen bei Menſch und Thier. Dabei

iſt es zu bedauern, daß die größten Genies unter den Thieren, die Affen, und die am wenigſten wiſſenſchaftlichen Menſchenracen nämlich gerade am nächſten an einander gerückt ſind und daß ſelbſt zwiſchen dieſen Sterblichen und Unſterblichen ſo gewaltige Geſchiedenheit waltet, daß für's erſte die wiſſenſchaftliche Hoffnung der Ueberbrückung noch in recht erkleckliche Ferne gerückt erſcheint. Die eifervolle Verketzerung muß aber vor Allem ſchweigen, die das Kind mit dem Bade ausſchüttet. So lange man in augenblicklicher Ermangelung von Scheiterhaufen und ſonſtigen draſtiſchen Anleitungsmitteln zur „ewigen Wahrheit" ſolche Forſchungen als entehrend und die Menſchennatur herabwürdigend kennzeichnet, ſo lange man die Forſcher ſelbſt ſogar als in ihrer Moralität zweifelhaft und für die geſellige Ordnung deſtructiv denuncirt, ſo lange endlich der große Haufe der Halbgebildeten fromm ſein „Amen" zu ſolcher „Toleranz" ſpricht, kann die Einſicht in die Wahrheit weder extenſiv noch intenſiv wachſen und es wird ſich höchſtens, und dann leider oft zur unrechten Zeit, wo die Begriffe fehlen, ein Wort einfinden, ein Sprachlaut ohne tiefere Bedeutung und ohne wiſſentliche Erkenntniß. Hiermit aber treibt man gerade der Verwiſchungsgrenze, die man ſo eifrig meidet und anfeindet, zu und bezeugt, daß man die Frage, die uns hier beſchäftigt, mehr fürchtet als verſteht, die Wege, die ſie löſen ſollen, mehr zu haſſen als ihre wiſſenſchaftliche Erforſchung zu erfaſſen gewohnt geworden iſt.

Für die Wiſſenſchaft aber iſt es keineswegs entwürdigend, zu den Tiefen einer niedern Lebensform hinabzuſteigen, um an ihrer Entwickelung das Geſetz des Werdens zu erhärten, auf deſſen Schwingen die höhere menſchliche Thätigkeit allem Lebenden auf Erden vorangeeilt iſt. Fällt dabei ein Odium auf ſie oder ihre Vertreterſchaft, ſo darf ſie ſich der Hoffnung getröſten, daß ſie aus einem härteren Stoff geworden, in Förderung der Erkenntniß der Welt, *wie* ſie iſt, ein klares und unverrückbares, wenn auch fernes Ziel vor ſich ſieht, und prallt ſie auch hier und da unſanft gegen die concreten Geſtaltungen des metaphyſiſchen Bedürfniſſes der großen Maſſen an, ſo darf man für dieſe in Erinnerung bringen, daß ſie, eben aus einem Bedürfniß, einem Mangel und dem Gefühl der Unmündigkeit hervorgehend, mit den wechſelnden Zeiten, wenn dieſe auch ſehr anſehnliche ſein ſollten, ihre Strebungen und Formen wandeln ſehen. Mit dem Wiſſen hat es eine andere Bewandtniß! Was ihm gewonnen iſt, bleibt unverloren, und die fortſchreitenden Zeiten können es wohl

modeln und ergänzen, nichts aber von Grund aus umgeſtalten. Daher, wo jene und dieſes zuſammenſtoßen, das Wiſſen endlich immer als das Ausdauerndere, Widerſtandsfähigere ſich bewährt, und Jeder der er anfeindet und verdächtigt, bloß weil es mehr und Anderes vorzubringen hat, als die grex fidelium in ihr Bekenntniß aufgenommen hat, ſich ſelbſt ſagen muß, daß er früher oder ſpäter auf Seiten der weichenden Reihen ſtehen wird, was nach einer alten Erfahrung, weder die Unbefangenheit des Denkens, noch das Unbehelligtſein des Fühlens und Gehabens fördert.

A. Laurenty.

Die Ruſſen in Turkeſtan.*)

I.

Die Verpflanzung der europäiſchen Civiliſation nach Aſien — das iſt die preiswürdige Aufgabe, die zu löſen zwei große Mächte berufen ſind: England nämlich und Rußland. Die Beſtimmung beider iſt eine gemeinſame, und nur die Verſchiedenheit ihrer geographiſchen Lage bedingt für jede auch ein verſchiedenes Verfahren. Die Rolle Englands iſt nach Maßgabe der Umſtände eine mehr oder minder beſchränkte, während die Wirkſamkeit Rußlands im Oſten weder geographiſchen Hinderniſſen, noch ſonſt welchen unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnet. Es iſt wahr, England iſt in der Lage, vermöge ſeiner ausgedehnten Handelsbeziehungen ganz Aſien zu umfaſſen und mithin mit allen jenen Gegenden in Verkehr zu treten, denen wir zu gegenwärtiger Stunde noch fremd bleiben müſſen. Seinem Handel kann England die ganze Reihe der Häfen an der Oſtküſte Aſiens erſchließen und allenthalben, wo es ihm vortheilhaft erſcheint, ſeine Factoreien anlegen. Die Handelsbeziehungen allein machen es jedoch nicht. Ein halb barbariſches Land zur Aufnahme der Civiliſation urbar zu machen, dazu ſind andere Bedingungen erforderlich. Die Civiliſation, falls ſie nicht als Frucht einer innern, ſelbſtändigen Triebkraft auftritt, kann nicht anders als auf dem Wege der Eroberung verwirklicht werden.

Statt aller Beiſpiele, genügt es zu bemerken, daß ſchon in der Urzeit jener Volksſtamm der Arier mit ſeinen civiliſatoriſchen Anfängen ebenſo, vermittelſt der Eroberung, ſich ausbreitete, der gegenwärtig, Angeſichts der Engländer und Ruſſen, weiter und weiter zurückweicht bis in das Land

*) Nach einem Aufſatz im „Weſtnik Jewropy“.

ſeiner Wiege, das Tafelland von Central-Aſien. Vor dieſer vergeſſenen, von Unkraut unwucherten Wiege ſtehen neue, bewaffnete Vertreter der unterdeſſen geſteigerten Cultur, von zwei entgegengeſetzten Seiten auf das gemeinſame Ziel hindrängend. Die aus dem Süden Herbeigekommenen haben vor einer Grenze ſtehen bleiben müſſen, über die hinweg zu ſchreiten ihnen unmöglich ſein wird; die von Norden her Vordringenden dagegen fühlen, daß ihre Arbeit nunmehr erſt beginnt. Inſtinctartig und ohne jede vorgezeichnete Abſicht ſchreiten ſie von einer Eroberung zur andern unaufhaltſam vorwärts, wie getrieben von einer hiſtoriſchen Nothwendigkeit.

Zur Sicherſtellung ſeiner Grenzen, zum Schutz ſeiner Tributpflichtigen innerhalb der Steppen Turkeſtans hatte Rußland anfangs auf der ganzen Ausdehnung jener Grenzen befeſtigte Poſten angelegt, ſpäter, und zwar zur Deckung dieſer Befeſtigungen, errichtete es eine zweite, mit armirten Forts verſehene Linie, die mit der erſten die ungeheure Strecke von mehr als 1000 Werſt parallel lief; darauf mußte es bedacht ſein, wiederum dieſe vereinigten Linien gegen die ſüdlich von ihnen befindlichen Raubneſter und deren fanatiſchen Inſaſſen zu ſchützen, d. h. Rußland mußte dieſe Raubneſter erobern, eine Bewegung, die es in ſo nahe Nachbarſchaft mit den Reſidenzen der beiden centralaſiatiſchen Chanate verſetzte, daß die Frage des unabwendlichen Falles derſelben nur noch als eine Frage der Zeit betrachtet werden kann Alles führt zu dieſem Ende hin: ſowohl die Nothwendigkeit, die räuberiſchen Horden für ihre ſich immer und immer wieder erneuernden Einfälle und Raubzüge zu ſtrafen, als auch die Unmöglichkeit einer Nichteinmiſchung in die zukünftigen Streitigkeiten jener Chanate unter ſich und ſogar auch in die innern Partei- und Familienkämpfe jedes einzelnen von ihnen, endlich aber nicht minder der ſehr natürliche Wunſch, ſich für den äußerſt koſtſpieligen Unterhalt der auf mehr als 3000 Werſt Entfernung wirkenden Kriegs- und Adminiſtrativmaſchine durch die Beſitznahme jener reichen Länder zu entſchädigen.

Wiederholen wir das eben Geſagte in der Sprache der ſich vor unſeren Augen entfaltenden Wirklichkeit. Mit der Einnahme Chodſchents ſchnitten die Ruſſen gleichzeitig Kokand von Buchara ab, nahmen dadurch dem erſteren Chanat factiſch die Selbſtändigkeit und halten ſich ſomit für verpflichtet, daſſelbe nicht nur wo erforderlich zu ſchützen, ſondern auch Sorge zu tragen, daß nur ein ihnen freundlich geſinntes Regiment bis auf Weiteres die Angelegenheiten des Landes verwalte; außerdem, um völlig unbehindert das rechte Ufer des Syr-Deria zu beherrſchen, wird die Einnahme des

befeſtigten, am oberen Lauf des Fluſſes gelegenen Namagan unumgänglich ſein, wie dem denn auch im Feldzugsplane vorgeſehen iſt. Mit der Einnahme von Dſchüſak hatten ſich die Ruſſen den Eingang in das Chanat von Buchara geöffnet, ein Umſtand, mit dem ſich Buchara nie verſöhnen wird. Die durch den Sadik veranſtalteten Raubzüge in das Gebiet zwiſchen Dſchüſak und Tſchinas ſind als Aeußerungen dieſer unverſöhnlichen Stimmung und als auch für die Zukunft normale Erſcheinungen zu betrachten. Daher iſt man, wie der „Ruſſiſche Invalide", das officielle Organ des Kriegsminiſterius, vom 9. Januar d. J. mittheilte, ſofort darauf bedacht geweſen, ein Beobachtungscorps auf dieſem linken Ufer des Syr-Deria aufzuſtellen. Nun aber war nichts wahrſcheinlicher, als daß die Ruſſen mit ihrer Stellung in Dſchüſak nicht lange vorlieb nehmen würden; denn berückſichtigen wir den Umſtand, daß die Herbeiſchaffung von Proviant aus Taſchkent mit Schwierigkeiten zuſammenhängt, die ſowohl in der Entfernung als in einer wüſten, öden, an Lebensmitteln keinen Weizenhalm darbietenden Gegend ihre Urſache finden, und erwägen wir andererſeits, daß die vor den Blicken der Truppen ſich ausbreitenden, reich geſegneten Fluren Buchara's zur Beſitznahme einzuladen ſcheinen, ſo mußte der Marſch auf Samarkand eins der nächſten Ereigniſſe auf dem Kriegsſchauplatze in Central-Aſien bilden. Und in der That iſt im vorigen Sommer die Grenze Buchara's überſchritten, das ſagenberühmte Samarkand erobert, der Herrſcher von Buchara geſchlagen worden. Hiemit aber iſt es ausgeſprochen, daß die ruſſiſchen Eroberungen ſich nicht mehr auf das Baſſin des Syr beſchränken, ſondern ſich auch auf das des althiſtoriſchen Oxus, des jetzigen Amu-Deria, ausdehnen ſollen. Mit dem Eintritt in dieſes Flußgebiet wird auch die Selbſtändigkeit des um die Mündung des Fluſſes belegenen Chanats von Chiwa aufhören müſſen. Denn wie ſehr auch eine Unternehmung gegen Chiwa bedenklich oder nachtheilig ſein kann — ein Zuſammenſtoß mit der Macht des Chans iſt in allen Fällen auf die Dauer unvermeidlich. Schon gegen Ende des vergangenen Jahres hatte der letztere mit den Turkmannen ein Bündniß geſchloſſen und war bedacht geweſen, die Grenze, die ſein Gebiet von den Ruſſen ſchied, mit Befeſtigungen zu ſpicken. Indeſſen ſei dem, wie ihm wolle, ein Zuſammenſtoß mit Chiwa iſt auch ſchon in dem Falle als gewiß zu betrachten, wenn man ruſſiſcherſeits, um alles in Central-Aſien Erworbene ſicher zu ſtellen, darauf Bedacht nehmen wird, eine Verbindung mit dem Kaukaſus über den Uſt-Urt (die Landenge zwiſchen Kaspi- und Aralſee) zu organiſiren; und man wird dieſes thun

müſſen, denn der Vortheil, dem Rayon von Taſchkent nicht erſt aus Orenburg, ſondern auf einem weit kürzeren und weniger Zeit raubenden Wege Zuzüge zu ermöglichen fällt zu ſehr in die Augen.

Der Wirkungskreis der Ruſſen in Central-Aſien iſt ſchwer zu begrenzen; ſein Umfang wird kaum ein geringerer ſein, als der jener ausgedehnten Ländermaſſe, welcher man überhaupt den Namen Central-Aſien giebt. Dieſer ungeheure Raum wird von Steppen gebildet, auf denen ſich die drei Chanaten Kokand, Buchara und Chiwa ausdehnen; er wird von nomadiſirenden Kirgiſen durchzogen, die ihre Rußland unterworfenen Stammgenoſſen beſtändig ſchädigten und beläſtigten, die unbekümmert und ſo lang unbehindert ihr Weſen treiben konnten, als die Steppen nur dem Namen nach dem ruſſiſchen Scepter unterworfen waren, und deren Raubzüge erſt dann merklich abnahmen, als Rußland die Grenzen mit einem Gürtel von Befeſtigungen umgab. Sowohl über dieſe Nomaden als auch über die anſäſſige friedliche Bevölkerung der drei Chanate, die ſogenannten Sarten, herrſchen die Usbeken, ein Volk mongoliſchen Stammes, das ſein Anrecht auf den alleinigen Beſitz von Mittel-Aſien bis auf die Zeiten Tſchingis-Chans zurückführt. Mit den Kirgiſen, die von ihnen mit Recht als Räuber betrachtet wurden, geriethen ſie beſtändig in kleine, blutige Streitigkeiten. Andererſeits jedoch leiſteten dieſe über die drei Chanate herrſchenden Usbeken ſelbſt der Strafloſigkeit der Kirgiſen Vorſchub, indem ſie gegen die ruſſiſche Grenze Befeſtigungen aufführten und ſo eine Verfolgung und Beſtrafung der ſich hinter dieſen Schutz zurückziehenden Raubzügler verhinderten. Die Kirgiſen alſo aus einem und demſelben Grunde gleichzeitig bekämpfend und ſchützend, zwangen ſie dieſelben jedenfalls zu der Leiſtung eines hohen Tributs und beſteuerten die Handelskarawanen mit ſchweren Abgaben.

Die Usbeken ſind nicht nur ein kriegeriſches, ſie ſind auch ein fanatiſches Volk. In Central-Aſien giebt es mehrere religiöſe Vereinigungspunkte, Städte, zu denen die Andächtigen hinſtrömen, und in dieſen Mittelpunkten eben niſtet jene Schmarotzerbevölkerung, in der die Macht der Chane oder Emire, ſich ſelbſt dem Fanatismus unterwerfend, ihre weſentlichſte, ja ausſchließliche Stütze findet. Organiſirt ſind die Chanate ungeſchickter und roher als irgend eine andere von den aſiatiſchen Regierungen. Kriege unter ſich und die „Jagd auf Menſchen“ in den Steppen, beſtimmt für die Sclavenmärkte, — das ſind die Kennzeichen ihres Weſens und ihres Beſtehens, das iſt überhaupt der normale Zuſtand in Mittel-Aſien. Unter

den Chanen ist der wichtigste der Emir von Buchara, Mosaffer. Ihm werden wir im Verlaufe dieser Schilderungen öfter begegnen und daher wird es nöthig sein, ihn näher kennen zu lernen.

Der Emir Said-Mosaffer nennt sich das „Haupt der Gläubigen" von Mittel-Asien und zählt Tamerlan, den unüberwindlichen Eroberer, zu seinen Vorfahren. Bestärkt in dieser Meinung wurde er durch den glücklichen Erfolg seiner Expeditionen nach Kabul und Kokand. Als einen ihm gleichen Herrscher erkennt er nur den türkischen Padischah an, dem er dieselbe gesetzliche Herrschaft über Europa einräumt, wie sie ihm, dem Emir Said-Mosaffer, dem Sohne des Emir Nasr-Alla, in Mittel-Asien gebühre. Nasr-Alla, der Vater Mosaffers, war es, der in Buchara „Reformen" einführte, die indessen denen vollkommen glichen, welche die Türkei in diesem Jahrhundert an den Janitscharen in's Werk setzte. Er rottete seine Sipai's aus und brachte in Buchara ein auf dem wüthendsten Fanatismus beruhendes Regiment zur Geltung. Die Wallfahrer thun das Meiste dazu, den Ruhm der Bucharischen Emire durch Central-Asien zu tragen. Die nunmehr in russischen Händen befindlichen Städte Asret oder Turkestan und Taschkent, waren vormals ähnliche Mittelpunkte des Fanatismus am Syr-Deria, als es Buchara am oberen Laufe des Amu-Deria gegenwärtig noch ist.

Der Chan von Kokand, Chudojar, dagegen spielt eine traurige Rolle. Vom Throne gestürzt, floh er nach Buchara und ward erst wieder mit Hülfe Mosaffers zur Herrschaft erhoben, ein Dienst übrigens, den jener mit seiner Selbständigkeit bezahlen mußte, während dieser die Gelegenheit benutzte, den oben erwähnten glücklichen Handstreich auf Kokand zu unternehmen. In der neuesten Zeit, als durch die Einnahme Chodschents, Ura-Tübe's und Dschüsaks durch die russischen Waffen die Besitzlichkeiten Chudojars von Buchara abgeschnitten wurden, hatte dieser nichts Eiligeres zu thun, als sich den Russen in jeder Weise dienstfertig zu zeigen, sie seiner Freundschaft zu versichern und sogar deren commandirenden General um Beistand zu bitten gegen seine „Feinde", unter denen er natürlich niemand anders verstand als den Emir Mosaffer, seinen Wohlthäter.

Die militärische Macht der Kokander und Bucharen besteht aus ungeordneten Horden. Allerdings besitzt der Emir von Buchara reguläre Truppen, worin aber ihr Vorzug vor den irregulären eigentlich liegt — das ist schwer zu errathen. Waffen der besten Art haben sowohl Kokander als Bucharen, welche Hand aber daher im Spiele ist — das ist nicht

ſchwer zu errathen; unſere zukünftigen guten Nachbarn haben ihr Mögliches dazu beigetragen. Mit der Artillerie verſtehen ſie freilich nicht umzugehen (obgleich General Tſchernjajew von einem Falle berichtet hat, der von der Wirkſamkeit der kokandiſchen Artillerie ein ganz reſpectables Zeugniß ablegt).

Das ſind die Widerſacher, mit denen Rußland in Mittel-Aſien zu thun hat und noch zu thun haben wird. Begreiflich iſt, daß Widerſacher von dieſer Art nicht gerade Furcht einflöſſen, auch da nicht, wo ihre Kräfte der Zahl nach bei Weitem die ſtärkeren ſind. Eben ſo klar iſt, daß Rußland immer im Stande ſein wird, eine ſo ausreichende Menge Truppen nach dem Kriegsſchauplatz zu ſenden und auf dieſe Truppen ſo genügende Geldmittel zu verwenden, wie ſolches nur immer erforderlich ſein wird, um uns nicht nur das zur Hälfte bereits unterworfene Kokand, ſondern auch das ebenfalls ſchon geſchmälerte Buchara zu unterwerfen. Hinſichtlich dieſer letzteren Herrſchaft wäre freilich in Erwägung zu ziehen, welchen Eindruck die Einnahme derſelben auf England machen würde. Doch darauf werden wir weiter unten zurückkommen; wir werden näher ausführen, wie die Engländer ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach zwar einer Einnahme Buchara's durch ruſſiſche Waffen mit Gewalt nicht widerſetzen werden, wie ſie aber andere Maßregeln ergreifen könnten zur Wahrung ihrer gefährdeten Intereſſen. Abgeſehen davon liegt es alſo in der Macht Rußlands, ſich Kokand und Buchara zu unterwerfen, und es entſteht die Frage: iſt Rußland veranlaßt, deren Unterwerfung zu wünſchen? muß das gerade das Ziel ſeiner Politik in Central-Aſien ſein? muß Rußland das wollen, was es erreichen kann, wenn es will?

Dieſe Länder ſind ſo weit von Rußland entfernt; in Rußland ſelbſt, ſogar auch in dem europäiſchen, befinden ſich ſo ungeheure Länderſtrecken unbebaut, unbevölkert, daß es Niemand wundern kann, wenn der erwähnte Wunſch weder in der öffentlichen Meinung, noch in den Regierungsorganen Ausdruck oder beifällige Aufnahme findet. Die abſtracte Idee der „civiliſatoriſchen Miſſion" eines Staates, iſt an und für ſich nicht geeignet, jenen Wunſch zu begründen; es iſt erforderlich, daß directe, greifbare Intereſſen mit der Idee einer Miſſion und mit dem Bewußtſein des Berufes zu derſelben Hand in Hand gehen. Allein in der Politik eines Staates, ebenſo wie in ſeiner Entwickelung, hängt bei Weitem nicht Alles von einem ein für alle Mal vorgezeichneten principiellen Willen ab. Vieles erſcheint plötzlich, unabhängig vom Willen, als die Frucht der Umſtände, als das Reſultat früher begangener, nicht ſelten fehlerhafter Handlungen.

II.

Unlängst erschien ein Werk des General-Majors Romanowski: „Bemerkungen über die central-asiatische Frage"*), welches, obzwar nicht eben nach der Absicht seines Verfassers, besser als Alles das so eben Gesagte bekräftigt, daß nämlich der Wille nicht immer Herr der Ereignisse ist, daß er nicht zu jeder Zeit die Macht hat, den Ereignissen solche Richtungen zu geben und sie nicht diejenigen Grenzen überschreiten zu lassen, welche ursprünglich vorgezeichnet sein mochten. General Romanowski war im Jahre 1866 Chef des turkestanischen Gebiets; er war es, der Chodschent und Ura-Tübe nahm, und er ist es, der jetzt, nachdem in der Verwaltung des turkestanischen Gebiets eine Umgestaltung erfolgte, zu der Feder griff, um den Gang der russischen Politik in Central-Asien auseinanderzusetzen und seine persönliche Thätigkeit daselbst der öffentlichen Beurtheilung zu unterziehen. Sein Buch, das den bescheidenen Titel „Bemerkungen" führt, ist von großem Interesse, sowohl wegen des Verfassers selbst, der an den geschilderten Ereignissen wesentlich und unmittelbar betheiligt war, als auch deßwegen, weil eine Beilage die Berichte (einige leider nur im Auszuge) der russischen Kriegsbefehlshaber, ihren Schriftwechsel mit den Chans und andere officielle Documente enthält. In dem Vorwort wird gesagt: „In Fragen, so neu und wichtig, wie sie unsere central-asiatische Frage ist, dürfte wohl kaum ein Mann anzutreffen sein, der, und hätte er noch so viel Selbstvertrauen, es ernstlich auf sich nehmen wollte, ein zusammenhängendes, vollständiges System der Thätigkeit vorzuschlagen, welche uns in diesem Gebiet noch bevorsteht. Wahrscheinlich wird noch manche Zeit darüber hingehen müssen, ehe sich unser Blick zur richtigen Auffassung und Würdigung der Lage geschärft hat, ehe ein abgerundetes, feststehendes System unseres Vorgehens ausgearbeitet vorliegt. Zweifellos aber ist, daß wir um so früher sowohl zu einer klaren Einsicht in die Verhältnisse als auch zu einer darauf gegründeten systematischen Handlungsweise gelangen werden, je mehr aufrichtige, auf den gegebenen Thatsachen beruhende Meinungsäußerungen in dieser Beziehung auf dem Wege der Presse an die Oeffentlichkeit dringen." Dies Ziel im Auge behaltend, ging General Romanowski an sein Werk, und wir können nicht umhin, ihm dankbar dafür zu sein.

*) Замѣтки по срѣдне-азіятскому вопросу. Со приложеніями и картою Туркестанскаго генералъ-губернаторства. Д. И. Романовскаго. С. П. Б. 1868.

Bemerken wir nur noch, daß „Commentarien“, in denen der Heerführer zugleich als Geſchichtsſchreiber auftritt, unvermeidlich einen polemiſchen Charakter erhalten: hinter dem Polemarchen, dem Feldherrn, blickt unwillkürlich auch der ſeine Handlungsweiſe vertheidigende Polemiker hervor. Und in der That fällt auch bei dem General Romanowski die polemiſche Seite ſeines Buches deutlich genug in die Augen, ſo daß allem Anſchein nach gerade ſie das Motiv zur Herausgabe deſſelben geweſen iſt.

Um ſo wünſchenswerther iſt es, daß auch Andere, die irgend welchen directen Antheil an den Ereigniſſen in Turkeſtan gehabt haben, ihre vielleicht abweichenden Anſichten kundgeben mögen. Unterdeſſen aber ziehen wir ſchon aus dem uns vorliegenden Buche die uns ſicher ſcheinenden Schlüſſe, und zwar intereſſirt uns darin vor Allem die Reihe von Thatſachen, welche darauf hinweiſen, wie ſich das politiſch-militäriſche Programm unter dem Einfluß der Umſtände fortwährend änderte. Daraus eben gewinnen wir die Ueberzeugung, daß, wie maßvoll auch in gegenwärtiger Stunde die Abſichten der ruſſiſchen Politik in der central-aſiatiſchen Frage ſein mögen, ſie dennoch nicht als Bürgſchaft dienen können gegen die vielleicht in nächſter Zukunft liegende Nothwendigkeit weiteren Vorgehens. Es ſcheint, wir werden uns ſchwerlich mit dem verdienſtvollen General verſtändigen können, wenn er am Schluſſe ſeines Buches ſagt, daß „eine aufmerkſame Beurtheilung der einzelnen thatſächlichen Ereigniſſe auch demjenigen, der nicht Augenzeuge derſelben war, die Möglichkeit biete, ſich vollkommen zu überzeugen, wie ſehr alles in den letzten Jahren innerhalb unſerer mittel-aſiatiſchen Grenzen Vollbrachte die directe Folge einer längſt vorherbedachten, bereits im Jahre 1854 beſchloſſenen und vorgezeichneten Unternehmung war.“ Hiermit kann man ſich um ſo weniger einverſtanden erklären, als der Autor ſelbſt drei Seiten ſpäter das Bekenntniß ablegt, daß die Unternehmungen der Jahre 1865 und 1866 natürlich nicht in dem Programm der Regierung vorgeſehen geweſen ſeien. Wenn alſo ſchon die wichtigſten Handlungen, die der central-aſiatiſchen Frage doch eine vollſtändig neue Stellung gegeben, wenn ſchon dieſe in dem Programm der Regierung nicht eingeſchloſſen waren, — wie ſoll man da behaupten wollen, alles bisher Vollbrachte ſei eine directe Folge des Programms von 1854 geweſen? Und vollends nach den wiederum unvorhergeſehenen Ereigniſſen des Sommers 1868 wird auch da noch behauptet werden können, was der Verfaſſer an einer andern Stelle ſeines Buches nicht bezweifeln will, daß nämlich hinſichtlich der central-aſiatiſchen Frage gegenwärtig der „Anfang

zum Ende" gethan ſei?" Dieſe letztere Anſicht dürfte nur in dem Sinne wahr ſein, als der Anfang zum Ende der central-aſiatiſchen Chanate in der That gemacht iſt. In jedem anderen Sinne haben es ſchon die Engländer in Indien hinlänglich erfahren, wie ſchwer es hält, das Ende feſtzuſtellen, d. h. wie ſchwer es hält, der Eroberung eine Grenze zu ſtecken. Die oſtindiſche Compagnie war keine von einem Feldherrn geführte Armee, in der die Ruhmbegierde ein ſo lautes Wort mitredet; es war eine Handels-Compagnie, der wenig an Eroberungen, weniger noch an dem Ruhm der Eroberungen lag; im Gegentheil, dieſe Eroberungen waren eine Laſt für ſie, — aber nichtsdeſtoweniger fiel ein Strich Landes nach dem andern in ihre Hände und eine Eroberung wurde die nothwendige Folge der andern. Eine nähere Betrachtung des ruſſiſchen Fortſchritts in Central-Aſien wird den Leſern zeigen, wie dieſer „Anfang zum Ende" immer weiter, vom Ural zuerſt zum Irtyſch, dann zur Mündung des Syr-Deria, dann zur Quelle deſſelben, verlegt worden iſt. Hiernach ſcheint die Erwartung natürlich, daß wir zuletzt das Ende längs des ganzen Laufes des Amu-Deria werden zu ſuchen gezwungen ſein — gezwungen trotz der allgemein angenommenen Anſicht, daß man ſich hüten müſſe, ein ſchwaches Gerüſte einem zu großen Drucke auszuſetzen. Und ſo könnte es ſich ereignen, daß die Macht der Verhältniſſe uns zwänge, auch ohne unſern Willen die civiliſatoriſche Miſſion in Central-Aſien zu übernehmen.

III.

Die ungeheure Steppe von Mittel-Aſien iſt ganz dazu angethan, ſelbſt dem heißblütigſten Eroberer an ihrer Schwelle Halt zu gebieten. Das Moskauiſche Zarenreich war es, das, nachdem es die tatariſchen Herrſchaften an ſeinen öſtlichen Grenzen geſtürzt, nachdem es ſich Kaſan, Aſtrachan und Sibirien einverleibt hatte, vor jener koloſſalen Steppe Halt machen mußte. An der Schwelle derſelben ſtand auch das ruſſiſche Kaiſerreich ein Jahrhundert lang. In der ſogenannten central-aſiatiſchen Frage, d. h. in der Frage über Wiederaufnahme und Fortſetzung des einſt von den Zaren begonnenen Werkes der Unterwerfung jener tatariſchen Herrſchaften, war nichts ſchwieriger und wichtiger als eben der erſte Schritt: der Eintritt in die Steppe. Dieſe Bewegung begann erſt in den zwanziger Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts. Rußland entſchloß ſich zu derſelben aus dem einzigen Grunde, weil ſeine feſte Grenze, die am Ural und Irtyſch hinlaufende Linie, nicht alle die Stämme zu umfaſſen und zu ſchützen

vermochte, die es bereits als ſeine Unterthanen anſah. Entweder mußte man auf die Schutzherrlichkeit über die Kirgiſen verzichten, oder man mußte die Vorpoſten weiter hinausſchieben, um den unterworfenen Stämmen factiſchen Schutz zu gewähren. Ein richtiger Ueberſchlag der Mittel Rußlands hätte vielleicht die erſtere Politik, die der Verzichtleiſtung, gerechtfertigt; allein bis hiezu haben die Staaten ſich nicht daran gewöhnen wollen, den ihnen zuſtehenden Rechten, wie nominell dieſelben manchmal auch geweſen ſein mögen, zu entſagen. In unſerer Zeit liefert die Abtretung der ruſſiſchen Beſitzungen in Nordamerika an die Vereinigten Staaten das erſte Beiſpiel einer derartigen geſunden Politik. Freilich hätten dieſe Beſitzungen in der Zukunft den Nutzen bringen können, der bisher gefehlt hatte: mit der Zeit wären ſie vielleicht bevölkert worden, die Nichtwiederbeſtätigung der der Handels-Compagnie ertheilten, nunmehr verjährten Privilegien hätte dem privaten Unternehmungseifer den Weg gezeigt, auf dem derſelbe ſeine Capitalien in's Land getragen haben würde, und ſo hätte ſich am Ende mit Hülfe chineſiſcher Kuli's und ruſſiſcher Anſiedler eine geregelte, den Bodenreichthum jenes Gebiets geſchickt benutzende Bevölkerung herſtellen laſſen. Wann aber wäre Alles das verwirklicht worden? Wie lange hätte man auf die Zeit warten müſſen, wo der private Unternehmungsgeiſt in Rußland ſo weit geſtärkt ſein wird, um ſich nach geſteigerter Ausbeutung des Hauptlandes ſelbſt auch noch dem äußerſten Ende der neuen Welt zuzuwenden? Man muß doch einſehen, daß bis dahin der gewaltige Unternehmungsgeiſt der Vereinigten Staaten nicht nur bereits an den Grenzen der ruſſiſchen Beſitzlichkeiten in Nordamerika feſten Fuß gefaßt hätte, ſondern auch innerhalb dieſer Grenzen Allem, was dort von ruſſiſchen Induſtriellen und Kaufleuten noch hätte erſonnen werden können, zuvorgekommen wäre. Im beſten Falle befände ſich Rußland alsdann im Beſitz eines Gebiets, das mit allen ſeinen induſtriellen Kräften und Beziehungen nicht an Rußland, ſondern an die Vereinigten Staaten gekettet wäre, ein Verhältniß, das die erſtere Macht nur zu leicht in die Lage verſetzen konnte, zur Wahrung ihres Rechtes Truppen nach jenen fernen Beſitzungen zu werfen, die Grenzen derſelben mit Feſtungen zu beſetzen und möglicherweiſe daſſelbe aufreibende Vertheidigungsſyſtem in Amerika zu beobachten, welches Spanien auf Cuba, England in Canada zu Theil geworden iſt. Es war und bleibt vortheilhafter, unter günſtigen Bedingungen Rechten zu entſagen, die zur Zeit keinen Nutzen bringen, und ſich damit in Zukunft vor jener Politik der

„Aventüre“ zu ſichern, welche nicht vorherzuſehen vermag, unter welchen Bedingungen ſie zu handeln gezwungen ſein wird. In Amerika hat Rußland ſich vor einer ſolchen, immer unvortheilhaften, nicht ſelten aber auch Gefahr bringenden Politik durch die Abtretung ſeiner Beſitzungen unter annehmbaren Bedingungen zu ſichern gewußt.

Wenn es nun in derſelben Weiſe auch den Anſprüchen auf die Herrſchaft über die Kirgiſen entſagt und dieſen gegenüber einzig und allein auf die Selbſtvertheidigung durch Befeſtigung der alten Grenzen, die der Ural und der Irtyſch ihm natürlich vorgezeichnet, beſchränkt hätte, um allein das einmal begonnene Werk der Coloniſation der Grenzgegenden durch immer ausgedehntere Geſtaltung der orenburgſchen und ſibiriſchen Koſakenheere, nur noch dauerhafter fortzuführen, — ſo wäre ſeine Zukunft im Oſten gegenwärtig allerdings nicht ſo grenzenlos, wie ſie es iſt, aber ſie wäre dafür in ſeiner Hand.

Es iſt nicht geſchehen. Und ſo mußte man den geradezu entgegengeſetzten Weg einſchlagen. Rußland mußte ſich die Kirgiſen nicht nur dem Namen nach, ſondern auch in der That unterwerfen; es mußte Ordnung und Regiment in die Steppe bringen, den inneren Zwiſtigkeiten der Kirgiſen ein Ziel ſtecken und ſie vor den Einfällen aus den mittel-aſiatiſchen Chanaten ſchützen. Um alles das zu können, mußte man vordringen, man mußte den folgerichtigen Schritt in die Steppe thun. Alle nun unternommenen Bewegungen in der Steppe waren eine directe Folge jener Maßregeln, die während des Gouvernements Speranski vollführt wurden, nur um die Angelegenheiten der Kirgiſen zu „ordnen“. Die Bewegung nach vorwärts ward eine beſtändige. So beſaß Rußland ſchon im Anfang der fünfziger Jahre weit in der Steppe am Ausfluß des Syr-Deria die Befeſtigung Aral und auf dem Aralſee eine Flotille. General Perowski gab dem Vordringen der Ruſſen einen entſcheidenden Ruck in der Richtung an dem Syr-Deria aufwärts und nahm im Jahre 1852 das Fort Ak-Metſchet (jetzt Fort Perowski). Dieſes Fort bildete bis zum Jahre 1859 den äußerſten Punkt der Syr-Deria-Linie. Die ſibiriſche Grenze, zu deren Sicherſtellung innere, die alte Irtyſch-Linie weit zurücklaſſende Bezirke organiſirt worden waren, zog ſich nun hinter dem Fluſſe Ili hin und konnte durch die im Jahre 1854 am Fuße des Tian-Schan und in der Nähe des Iſſi-Kul-Sees angelegte Befeſtigung Wernoje auf die Dauer vertheidigt werden. Auf dieſe Weiſe hatten die Ruſſen zu Anfang der fünfziger Jahre einen bedeutenden Raum in der Steppe gewonnen, ſo daß

ſowohl Orenburg als Sibirien weit hinter ihnen zurückblieben, und nun ſchoben ſie zwei Linien, die des Syr-Deria und die ſibiriſche, in Central-Aſien hinein, ſie ſtreckten gleichſam beide Arme nach Central-Aſien aus. Allein zwiſchen den beiden äußerſten Punkten dieſer Linien, dem Fort Perowski und der Befeſtigung Wernoje, blieb der an Ausdehnung gegen 1000 Werſt betragende Raum unbeſetzt und ſchutzlos und die Steppenräuber ermangelten nicht dieſen Umſtand zu benutzen, indem ſie das uns nominell gehörende Gebiet zwiſchen den beiden eben erwähnten Punkten unabläſſig durch ihre Einfälle heimſuchten. Als der Nachbarn nächſter leiſtete Kokand darin das Meiſte. Und ſo waren denn dieſe Einfälle Urſache genug zu erneuertem Vordringen; der Zweck war Abwehr, Vertheidigung. Beides konnte nur gelingen durch eine Vereinigung der Linie Syr-Deria mit der ſibiriſchen Linie.

Wir hatten bereits Gelegenheit, zu bemerken, daß zu Gunſten dieſer Abwehr viel geſchehen war: die alten Linien waren durch neue erſetzt worden, welche tief in die Steppe hineingriffen. Zur Vertheidigung namentlich der ſibiriſchen und orenburgiſchen Grenzen wären die Mittel, die Rußland ſchon damals für den Zweck in Händen hatte, gewiß mehr als ausreichend geweſen: die in jenen Gegenden angeſiedelten Koſakenheere, das uraliſche, orenburgſche und ſibiriſche, bildeten zuſammen eine Bevölkerungsmaſſe von 400,000 Seelen; außerdem ſtanden hier 23 Linien-Bataillone, die Invaliden- und Etapen-Commando's nicht eingerechnet. Dennoch genügte das nicht, die Herrſchaft in den Steppen zur Geltung zu bringen, „die Ruhe in den Steppen vollſtändig herzuſtellen", wozu Rußland ja „moraliſch verpflichtet" war. Zu dem Allem bedurfte man mehr, mehr als die gut befeſtigten Linien längs des Syr-Deria und hinter dem Ili.

Die dortigen Generale ſchlugen ein Syſtem vor, „nach welchem", ſo ſagt General Romanowski, „nicht wir genöthigt ſein ſollten, uns vor den Einfällen ſeitens der centtal-aſiatiſchen Chanate zu hüten, nach welchem vielmehr wir eine direct drohende Stellung gegen ſie einnehmen könnten, ſobald als man von daher irgend etwas Feindſeliges gegen uns zu unternehmen gedächte." Es iſt nicht ſchwer zu errathen, zu welchem Ende ein ſolches Syſtem nothwendig führen mußte. Selbſt der Verfaſſer, wenn er auch ſchon nichts wiſſen will von ehrgeizigen Beweggründen in der Politik Rußlands, wenn er auch vollkommen überzeugt zu ſein ſcheint, daß Alles, was geſchehen iſt, nothwendig und unvermeidlich geſchehen

mußte, — selbst er bemerkt, daß in dem Augenblick, wo man eine Vereinigung der orenburgschen und sibirischen Linien beschloß, gleichzeitig auch der Stab gebrochen war über dem Schicksal der Chanate von Kokand, Buchara und Chiwa, welche „so oder so, jedenfalls uns werden anheim fallen müssen".

Vorläufig beabsichtigte man jedoch nur eine Deckung der ganzen Grenze durch Befestigungen, d. h. man gedachte die Linie Syr-Deria mit der sibirischen zu verbinden und auf diesen am weitesten vorgeschobenen Linien eine Truppenmacht zu concentriren, „die hinreichen würde, Angriffe nicht nur zurückzuweisen, sondern, falls es geboten erscheinen sollte, auch welche zu unternehmen." Im Jahre 1854 beschloß das Comité, welchem die Beurtheilung der Frage über Sicherstellung der russischen Grenzen in Central-Asien aufgetragen worden war und an dessen Berathungen die General-Gouverneure von Orenburg, Graf Perowski, und von Sibirien, General Hasford, gleichfalls Theil nahmen, die Vereinigung der sibirischen Linie mit der orenburgischen. Die Tragweite dieses demnächst die kaiserliche Bestätigung erlangenden Beschlusses ist deutlich: er ist offensiven Charakters, obgleich die Absicht auf die reine Defensive, d. h. auf die bloße Schließung der Linien ging. Das Comité glaubte, sich auf die Vereinigung der Linien beschränken zu können; es glaubte an die Möglichkeit, auf dem verfänglichen Wege in die central-asiatischen Chanate wiederum Halt zu machen. Wir werden gleich sehen, in welcher Weise man von dieser Möglichkeit Gebrauch machte.

Das Programm von 1854 war innerhalb zehn Jahre vollständig erfüllt worden. Bald nach Vollendung der Befestigung Wernoje ward weiter nach Westen ein zweiter befestigter Platz, Karte, angelegt. Darauf eroberten die russischen Truppen Pischpek und Tokmak, zwei befestigte Vororte des Chanats Kokand. Ebenso eroberte die sibirische Abtheilung, gen Westen der Linie des Syr-Deria entgegenrückend und den Fluß Tschu überschreitend, die Feste Auli-Ata, während von der andern Seite her, vom Fort Perowski flußaufwärts, die Befestigung Dschulek angelegt und die von hier weiter gen Osten liegende kokandische Feste Jani-Kurgan genommen wurde. Nun beschloß man eine Vereinigung der Linien längs des Kara-Tau-Gebirges. Das zu bewerkstelligen bedurfte es im Jahre 1864 nur noch einiger Stütz- und Schutzpunkte auf der Entfernung von Jani-Kurgan bis zum Flusse Tschu und die so vereinigte Linien hätte folgende Kette dargestellt; vom Flusse Ili bis zum Syr-Deria: die

Befeſtigungen Wernoje, Kartek, Piſchpek, Tokmak, Auli-Ata (als Knotenpunkte der verlängerten ſibiriſchen Linie) und Tſchulak, Suſak, Dſchulek und Fort Perowski (als eben ſolche Punkte auf der verlängerten Syr-Deria-Linie). Dieſe ſich an das Tian-Schan-Gebirg, an den Iſſik-Kul-See, die Sandwüſte Ak-Kum und an das Kara-Tau-Gebirge anlehnende Linie wäre in der That wie keine andere zur Vertheidigung geeignet geweſen, aber auch nur zur Vertheidigung, mit andern Worten: ſie hätte dem Programm von 1854 vollkommen entſprochen.

Allein auf Vorſtellung der Commandirenden der beiden gemeinſchaftlich wirkenden Heeresabtheilungen, der Generale Tſchernjajew und Werewkin, ward dieſes Programm dadurch einer unumgänglichen Gefahr preisgegeben, daß man von dem Plane einer durch das Kara-Tau-Gebirge begrenzten Vertheidigungslinie abſah und, nach Einnahme des feſten Platzes Aſret (Turkeſtan) durch den General Werewkin, eine andere Linie rechtwinklig ins Land vorſchob. Die Spitze dieſes rechten Winkels lief in die durch General Tſchernjajew eroberte befeſtigte Stadt Tſchemkent aus, woſelbſt dann beide Heeresabtheilungen, die eine unter General Worewkin von Nord-Weſt kommend, die andere von Auli-Ata (Nord-Oſt) her unter General Tſchernjajew, zuſammenſtießen und ſich unter Oberbefehl des letzteren vereinigten.

Leider enthält das uns vorliegende Buch des Generals Romanowski nur Auszüge aus den officiellen Berichten des Generals Tſchernjajew, ſo daß uns deſſen eigene Angaben hinſichtlich der Nothwendigkeit einer Eroberung Tſchemkents nicht vollſtändig vorliegen. Wir wollen annehmen, daß zeitweiliges Bedürfniß, vielleicht Mangel an Verpflegungsmitteln, Urſache des Einrückens in die ſaatenreichen Ebenen Tſchemkents war. Aber auf Grund zeitweiligen Bedürfniſſes wird man ſich doch wohl bedenken, einen Schritt zu thun, der die ganze zukünftige Politik bedingt. Der Verfaſſer des von uns ausgezogenen Buches, der keine Gelegenheit vorüber gehen läßt, ohne zu erklären, daß die nach dieſem Schritt folgende Bewegung noch weiter nach Süden, auf Taſchkent, dem Programm von 1854 zuwiderlief, — derſelbe iſt doch mit der Einnahme Tſchemkents nicht gerade unzufrieden. Er ſagt: „Die Richtung, welche ſchließlich zum Zweck der Anlage einer neuen Linie eingeſchlagen worden, erwies ſich als ungleich vortheilhafter als die im Programm projectirte. Abgeſehen von der Eroberung feindlicher Feſtungen, wie Auli-Ata, Turkeſtan und Tſchemkent, durch die wir in den Beſitz getreidereicher Gegenden und ſomit zu den

Mitteln gelangten, unſere Truppen auf die bequemſte und unmittelbarſte Weiſe zu verpflegen, — abgeſehen von allem dem, war uns namentlich durch die Einnahme der beiden letzteren Orte jene fruchtbare Oaſe geſichert, in der ſie lagen, und die von einer weiter ſüdlich ſich ausbreitenden anderen Oaſe, in deren Mitte Taſchkent liegt, nur durch einen nicht in Betracht kommenden, nackten Bergrücken getrennt wird."

Allein hier entſteht wiederum die Frage, was das Programm von 1854 eigentlich beabſichtigte: eine Eroberung neuer ergiebiger Gegenden, damit die Truppen verpflegt werden könnten, oder eine Sicherung derjenigen Landestheile, die ſich bereits im Beſitz Rußlands befanden? Ward das Letztere beabſichtigt, ſo iſt klar, daß zu dem Zweck ein Cordon von Befeſtigungen auf der vorgeſchlagenen Linie genügte und daß man ſich durch Beſitznahme ſolcher Punkte, die, von bevölkerten Gebieten umgeben, des Schutzes eines weit hinter ihnen befindlichen Cordons nicht gewärtig ſein konnten, der Nothwendigkeit ausſetzte, immer neue Vertheidigungskräfte in Anwendung zu bringen, neue Befeſtigungen zu errichten, die nun ſchon, wie geſagt, weit außerhalb des projectirten Cordons zu liegen kamen. Die Einnahme Tſchemkents zwang die Ruſſen, nunmehr nicht allein den Platz ſelbſt, ſondern auch die ganze Oaſe, deren Mittelpunkt er bildete, zu vertheidigen.

General Romanowski findet, daß eine ſolchergeſtalt verwirklichte Vereinigung der ſibiriſchen Linie mit der Linie Syr-Daria von der Regierung, die jedes Vordringen aufrichtig zu vermeiden wünſchte, vollkommen gutgeheißen worden iſt. Als Beweis dafür führt er die damals in den maßgebenden Kreiſen herrſchende allgemeine Ueberzeugung an, daß es ſo und nicht anders habe geſchehen müſſen, ſowie auch den Umſtand, daß die Regierung kein Geld mehr zum Zweck weiteren Vordringens auswarf, ſo daß in Folge deſſen, als „unvorhergeſehene Ereigniſſe" dennoch ein ſolches Vordringen erheiſchten, man ſich genöthigt ſah, die daraus erwachſenden Koſten aus den Summen zu beſtreiten, welche eigentlich für die Beſoldung der Truppen, für Ankauf von Proviant ꝛc. vorräthig waren.

Wie uns ſcheint, wird Niemand an dem aufrichtigen Willen, bei dem bis 1864 Erworbenen ſtehen zu bleiben, ſowohl in Bezug auf die Regierung als auf ihren Stellvertreter am Ort, den General Tſchernjajew, zweifeln wollen, weil eben Jedermann weiß, daß „unvorhergeſehene Ereigniſſe" eben nicht vorherzuſehen ſind, ſondern genommen werden müſſen, wie ſie kommen. Und ſo konnte auch General Tſchernjajew nicht anders, als thun,

wozu es ihn trieb: nämlich vorwärts gehen, weiter vorwärts, als es wahrſcheinlicher Weiſe in ſeinem und der Regierung Plane gelegen hat. In einem Kriege, mag deſſen eigentliches Ziel auch nur Vertheidigung ſein, iſt es ſchwer, nicht auch anzugreifen und weiter vorzudringen, wenn der Feind ſich beſtändig zurückzieht. Das eigene Beiſpiel des für eine kurze Zeit auf dem central-aſiatiſchen Kriegsſchauplatze unumſchränkt befehligenden Generals Romanowski wird uns beweiſen, wie ſchwer es hält, einem vorauszuſehenden Ueberfalle nicht zuvorzukommen durch einen Ueberfall; es wird ſein eigenes Beiſpiel ſein, das uns zeigen ſoll, wie angeſichts der in einem ähnlichen Kriege nicht vorauszuſehenden Umſtände und angeſichts der Entfernung von der oberſten Gewalt die Verwendung der erſten beſten Summen zu Kriegszwecken nicht nur als eine augenblickliche Nothwendigkeit erſcheint, ſondern ſich ſogar in ein Syſtem verwandelt.

Im Juli des Jahres 1864 ward General Tſchernjajew zum Chef der vorderen kokandiſchen Linie ernannt. Nachdem er im September Tſchemkent genommen, rückte er ſchon im October auf Taſchkent vor. General Romanowski erklärt dieſe ausdrücklich vom Programm des Jahres 1854 abweichende Bewegung für eine von General Tſchernjajew erkannte Nothwendigkeit, „ſich mit der Lage der Dinge in Taſchkent bekannt zu machen“. General Tſchernjajew begründet ſeinerſeits dieſe ſeine Recognoscirung dadurch, daß Taſchkent mit dem Emir von Buchara in Beziehung getreten ſei; er ſchrieb damals: „Ich war der Meinung, den Eindruck, den die Eroberung Tſchemkents auf das Chanat, das ſeine ſämmtliche Artillerie dabei eingebüßt hatte, gemacht, ſchnell zu benutzen, um die kokandiſche Garniſon aus Taſchkent zu vertreiben und dann, falls die Einwohner ſich für uns erklärten, eine Deputation aus ihrer Mitte nach St. Petersburg zu ſenden. Bis dahin, wo die Regierung in dieſer Angelegenheit ihre eigenen Maßregeln würde getroffen haben, gedachte ich den Einwohnern eine eigene Stadtverwaltung zu verleihen, jedoch ſtreng darauf Acht zu geben, daß ſich kein auswärtiger Einfluß darin geltend mache.“

Und ſo, von der Abſicht ausgehend, zwei Vertheidigungslinien zu vereinigen, fanden ſich die Ruſſen urplötzlich auf dem Wege nach Taſchkent, einer Stadt, die gegen 250 Werſt von Auli-Ata und Turkeſtan entfernt iſt und 100,000 Einwohner zählt. Fügen wir noch hinzu, daß Taſchkent nächſt Buchara die Reſidenz des mohamedaniſchen Fanatismus in Central-Aſien iſt und daß es in Bezug auf den Handel eine ganz bedeutende Stellung einnimmt. Nichts leuchtet mehr ein, als daß mit einer Einnahme

Taschkents der reine Eroberungskrieg beginnen mußte, denn dieselbe durch die Nothwendigkeit einer Vertheidigung im Sinne des Programms von 1854 rechtfertigen zu wollen, wäre unmöglich. Andererseits aber, wie konnte man der Versuchung widerstehen, einen so wichtigen Punkt, um den sich Reichthum auf Reichthum speicherte, zu besetzen, da doch die richtigen Mittel dazu in mehr als genügender Menge vorhanden waren? Und da Tschemkent mit seiner ganzen Umgebung sich nun schon einmal in russischem Besitz befand, wäre es nicht unverantwortlich gewesen, in seiner Nähe eine mächtige feindselige Stadt, wie Taschkent, zu dulden? Nebenbei bemerkt: Taschkent liegt von Auli-Ata und Turkestan weiter entfernt als von Tschemkent. Aus Allem geht hervor, daß die Politik Rußlands in Central-Asien, wie gern man sie auch als ein aus der Nothwendigkeit hervorgegangenes Vertheidigungsverfahren bezeichnet, in der That in die reine Eroberungspolitik übergegangen ist, und in dieser Hinsicht wäre es gewiß einfacher und besser, wenn man sie in Zukunft bei dem richtigen Namen nennte und sich ehrlich gestände, daß es nicht mehr und nicht weniger als auf die Unterwerfung Central-Asiens abgesehen ist, die früh oder spät doch in ihrem ganzen Umfange erfolgen muß. In dem Falle würde man wenigstens zeitig auf die Mittel Bedacht nehmen können, wie sie unumgänglich sind, um aus Eroberungen einen Nutzen zu ziehen. Anders jedoch, d. h. im Falle der Nichtbereitschaft und indem man sich selbst überrascht, wird die Eroberung nichtsdestoweniger erfolgen, aber es wird ein Chaos im Inner: der ungeheuren mittel-asiatischen Besitzungen entstehen, wie es schon gegenwärtig in den Chanaten besteht, ja es könnte sich möglicher Weise noch weit schlimmer gestalten.

Wie wir bereits aus dem oben angezogenen officiellen Bericht des Generals Tschernjajew ersahen, hatte dieser es für nothwendig befunden, auf Taschkent zu marschiren. Er unternahm den Zug mit 1550 Mann Soldaten, 12 Feldgeschützen und 400 bewaffneten Landeseingeborenen. Die Stadt durch Ueberrumpelung zu nehmen, gelang ihm nicht; der Sturm ward zurückgeschlagen. Das indessen war nicht geeignet, General Tschernjajew in seinem Vorhaben wankend zu machen. Zu Anfang des folgenden Jahres bildete man aus der Syr-Derja-Linie und den neuen Eroberungen das „turkestanische Gebiet", ordnete es dem General-Gouverneur von Orenburg unter und ernannte General Tschernjajew zum Gouverneur des Gebiets und gleichzeitig zum Commandirenden der Truppen in demselben. Als ihm nun im Frühjahr die Nachricht zuging, der Emir

von Buchara ſammle um Ura-Tübe ein Heer, richtete General Tſchernjajew ſein Augenmerk wieder auf Taſchkent. Er berichtete Anfangs Mai, daß die beſtehenden Verhältniſſe ihm nicht günſtig ſchienen, die Stadt mit Gewalt zu nehmen, vielmehr ſei es allein zweckmäßig, daß man ſie in eine von uns unmittelbar abhängige Lage verſetze. Dieſe „von uns unmittelbar abhängige Lage" beſtand darin, der dichtbevölkerten Stadt das Waſſer, das ihr aus dem befeſtigten Nijasbeck zufloß, zu entziehen. Nijasbeck mußte alſo zuvor genommen werden, und es ward genommen. Nun aber iſt Folgendes bemerkenswerth: am 2. Mai ſchrieb General Tſchernjajew ganz unzweideutig, daß es ihm nicht zweckdienlich ſcheine, Taſchkent mit Gewalt zu nehmen, und in der Nacht vom 14. auf den 15. Mai nahm er die Stadt dennoch mit Sturm, und zwar mit Verluſt von 25 Mann Todten und 89 Verwundeten; er erbeutete dabei 60 Kanonen und ſchloß ſeinen betreffenden Bericht mit folgenden Worten: „Mit der Einnahme Taſchkents haben wir in Central-Aſien eine Poſition gewonnen, die den Intereſſen des Reichs und der Macht des ruſſiſchen Volkes entſpricht."

Die Waffenthat des Generals Tſchernjajew, der bereits am 9. Mai das kokandiſche Heer geſchlagen hatte (bei welcher Gelegenheit auch der Regent von Kokand, Rulla Alikmul, ſeinen Tod fand) und der nun mit einer Abtheilung von kaum 2000 Mann eine dicht bevölkerte, von 60 Kanonen vertheidigte Stadt mit ſtürmender Hand einnahm, — dieſe Waffenthat iſt zweifellos eine glänzende. Man kann nicht umhin, ſie höher zu ſtellen als alles Andere, was in Folge noch auf dem Kriegsſchauplatze in Central-Aſien geſchehen iſt, ſelbſt den Sieg über das bucharifche Heer bei Irdſchar nicht ausgenommen, bei dem der Umſtand nicht außer Acht zu laſſen iſt, daß die Bucharen durchweg über die Köpfe der ruſſiſchen Soldaten hinweg-ſchoſſen, ſo daß ihnen der ganze Sieg 12 Mann koſtete. Ganz anders verhielt es ſich bei der Erſtürmung Taſchkents. Es iſt wahr, angeſichts der ungeheuren Ausdehnung ſeiner Befeſtigungen hätte ſich die Stadt nur bei einer hinlänglich zahlreichen Garniſon mit Erfolg vertheidigen können und an der fehlte es ihr eben, allein ſchon der Entſchluß, mit nicht mehr als 1951 Mann eine Stadt von 100.000 Einwohnern im Sturm zu nehmen, der Entſchluß, im dreitägigen Kampfe auszuharren auf den Mauern und in den Straßen, woſelbſt zehnfache Kräfte an jedem einzelnen Punkte den Angreifern entgegengeſtellt werden konnten, ſchon der Entſchluß zu allem dem ſpricht von ungewöhnlicher Kühnheit. Gewiß gehörte viel

Mannhaftigkeit und viel kaltblütige Berechnung dazu, eine Absicht durchzuführen, der sich die unberechenbarsten Schwierigkeiten und Hindernisse entgegenstellen konnten. Um 2000 hierhin und dorthin zerstreute Soldaten unter einander im Zusammenhang zu erhalten, zu verhüten, daß in der an Ausdehnung ungeheuren, fremden Stadt, wo jedes Haus einen Hinterhalt bildete und jede Straße plötzlich durch Barrikaden abgesperrt werden konnte, die einzelnen kleinen Abtheilungen nicht spurlos verschwänden, — um das zu Wege zu bringen, waren bei dem Oberbefehlshaber in Wahrheit Eigenschaften erforderlich, die sich über das Maß des Gewöhnlichen erheben. Nur einen Augenblick lang Wankelmuth, Zweifel, Unentschlossenheit, und Alles wäre dahin gewesen, die Handvoll Waghälse wäre zertreten worden unter der Masse der Feinde, sei es auch, daß diese ohne Waffen kämpften, nur mit Steinen in der Hand. Die Einnahme Taschkents zeichnet sich vor der ihr folgenden Einnahme Chodschents, Ura-Tübes und Samarkands unter andern Anführern nicht allein durch die große Minderzahl der dabei engagirt gewesenen Kräfte aus, sondern vor allen Dingen dadurch, daß mit Taschkent das erste Beispiel gegeben worden ist. Nachdem General Tschernjajew bewiesen, daß es möglich sei, mit 2000 Mann Soldaten eine Stadt wie Taschkent zu nehmen, so ist es nicht zum Verwundern, wenn es auch den andern Führern gelüstete, diesem Beispiele zu folgen.

Es sei noch erwähnt, daß die Art und Weise, welche General Tschernjajew bei der Erstürmung Taschkents — einem Unternehmen, das mit dem des Cortez große Aehnlichkeit hat — in Anwendung brachte: wie er zuerst durch ein Thor in die Stadt drang und dann innerhalb derselben, der Mauer entlang, vorwärts stürmte, um die übrigen Thore seinen vereinzelten Abtheilungen zu öffnen und nun vereint auf die Citadelle vorzudringen, — daß diese Art und Weise seine Erfindung war und später, bei Einnahmen anderer Festungen, mit demselben Erfolg nachgeahmt wurde.

Das Programm von 1854 war nun vollständig umgestoßen. Die Frage gestaltete sich nun anders. Es erwies sich die theilweise Zwecklosigkeit der unerwartet vereinigten sibirischen Linie und der Linie Syr-Daria. In der That, vor ihr breitete sich jetzt die neuerworbene ungeheure Herrschaft, mit einer reichen Stadt, inmitten einer fruchtbaren Gegend aus; die große Handelsstraße war in den Besitz der Russen gelangt, mit einem Wort, die bedeutendsten und werthvollsten von allen Eroberungen

der Ruſſen in Turkeſtan, lagen jetzt außerhalb jener geſchloſſenen Linie, deren Verwirklichung doch das urſprüngliche Ziel des Feldzuges ſelbſt war.

Bei der Einnahme Taſchkents konnte man nicht ſtehen bleiben. Hier beſtätigte ſich in ihrem ganzen Umfang die Anſicht, welche wir bereits oben, aus Veranlaſſung der Einnahme Tſchemkents, ausſprachen, daß nämlich das Centrum eines bevölkerten Gebiets unmöglich den Knotenpunkt einer Vertheidigungslinie bilden kann. Einmal im Beſitze Taſchkents, war man genöthigt, noch weiter zu gehen, man war genöthigt, das Gebiet des Fluſſes Tſchirtſchik ſchon deßhalb zu betreten, weil die hier herum liegenden Felder zum Eigenthum der Einwohner Taſchkents gehören und weil gerade dieſer Theil des Flußgebiets als Kornkammer für Taſchkent unentbehrlich iſt. Ueberdies war durch die Einnahme Taſchkents ein Krieg mit dem Emir von Buchara unvermeidlich geworden. Schon vor dieſer Einnahme hatte General Tſchernjajew einen Recognoscirungstrupp auf Tſchinas (am obern Syr-Deria) ausgeſchickt und daſelbſt den Uebergang über den Fluß zerſtören laſſen, um dadurch der Möglichkeit einer Hülfeleiſtung ſeitens Buchara's vorzubeugen, was dem Emir von Buchara natürlich für eine Herausforderung galt. An der Vertheidigung Taſchkents hatte ſich bereits eine kleine bucharíſche Abtheilung betheiligt.

General Romanowski ſagt zu wiederholten Malen, daß die Regierung eine Autoriſation zur Einnahme Taſchkents nicht gegeben und daß ſie den Plan zu dieſer Eroberung nicht gutgeheißen habe. Allein wir ſehen, daß die Regierung, wenn ſie in der Folge auch den General Tſchernjajew durch einen andern Befehlshaber erſetzte, nichtsdeſtoweniger auf den Plan General Tſchernjajews eingegangen iſt und Taſchkent dem Reiche einverleibt hat. Wenn man uns darauf fragen wollte: was denn zu thun übrig geblieben ſei, da Taſchkent nun einmal genommen war? — ſo wenden wir uns um eine Antwort an General Kryſchanowski, den General-Gouverneur von Orenburg, deſſen bei Gelegenheit eines im September 1865 unternommenen Beſuchs des Kriegsſchauplatzes am Syr-Deria ausgeſprochenen Anſichten wir vollkommen theilen müſſen. Er beſtand damals auf den urſprünglichen Plan des General Tſchernjajew, in Taſchkent eine von einem Chan beherrſchte unabhängige Regierung zu errichten und dieſelbe ſodann unter den Schutz Rußlands zu ſtellen, während General Tſchernjajew, der inzwiſchen von ſeinem erſten Plan abgegangen war und ſeine Anſichten in dieſer Beziehung vollſtändig geändert hatte, nunmehr auf eine unbedingte Unterwerfung drang. Der Grund dieſer auffallenden Sinnesänderung iſt

sonderbar genug. Im Jahre 1864 beabsichtigte General Tschernjajew allerdings die Organisation eines unabhängigen taschkentischen Chanats und zwar darum, weil er eine unmittelbare Verwaltung desselben für beschwerlich erachtete. „Die Hauptursache, die mich zu einer Eröffnung in diesem Sinne veranlaßte," so schrieb er nach Verlauf von zehn Monaten (6. August 1865), „waren die vermeintlichen Schwierigkeiten, welche sich uns, so schien es, bei Einrichtung einer Regierung, welche diese zahlreich bevölkerte Stadt in Unterwürfigkeit zu erhalten im Stande wäre, entgegenstellen mußten. Indem ich mir die Größe der militärischen Macht vergegenwärtigte, die auf die Erhaltung der Ruhe und Ordnung in Moskau und St. Petersburg verwendet wird, indem ich ferner die ungeheuren Summen in Betracht zog, welche daselbst auf die Erhaltung der Polizei verausgabt werden, konnte ich mir nicht vorstellen, daß Taschkent, mit seiner Bevölkerung von 200,000*) aus allen Gegenden Asiens zusammenströmenden Moslemin, mit einer geringen Menge Truppen und wenig Geld würde in Ruhe und Ordnung erhalten werden können. Die Erfahrung jedoch überzeugte mich, daß, um den Einwohnern mit vollständiger Sicherheit die Selbstverwaltung überlassen zu dürfen, genügend sei, in der Citadelle der Stadt ein Bataillon und zwei Kosaken-Sotnia's zu unterhalten. Die Polizei kann den Einwohnern selbst anheimgestellt bleiben."

Daher also erschienen dem General Tschernjajew seine ursprünglichen Pläne und Absichten in Betreff Taschkents später nicht mehr zweckdienlich. „Der seitens unserer Regierung eingesetzte Chan," sagte er, „würde in den Augen des Volks gewiß auch als russischer Beamter gelten, gleich denen, von welchen es gegenwärtig regiert wird, mit dem Unterschiede jedoch, daß es die Autorität unserer Beamten anerkennt, weil es hinter derselben die Macht wahrnimmt, die Autorität des Chans hingegen nur eine nominelle sein würde. Um ihr eine Bedeutung zu geben, wäre dieselbe militärische Macht erforderlich und das Resultat würde sein, daß uns nur die Einkünfte entgingen, welche der Unterhalt des Chans verschlingen würde."

*) Diese Ziffer ist aller Wahrscheinlichkeit nach bedeutend übertrieben. Den durch Herrn Bechtschurin auf einer im Jahre 1865 in das turkestanische Gebiet unternommenen Reise gesammelten Angaben zufolge, betrug die Bevölkerungszahl von Taschkent damals nur 100,000, während die Verwaltungsbeamten der Commune von Taschkent diese Zahl sogar auf 80,000 herabsetzten.

Mit einem Wort, General Tſchernjajew war der Anſicht, Taſchkent müſſe einfach dem Reiche einverleibt werden, und dieſe Meinung ward noch durch eine im gleichen Sinne gehaltene Adreſſe unterſtützt, welche die Bewohner Taſchkents dem Sieger unterbreiteten. Wenngleich man die Adreſſen unterworfener Städte nicht immer als wahrhaften Ausdruck der Wünſche der Einwohner hinnehmen darf, ſo iſt doch der Umſtand nicht außer Acht zu laſſen, daß in Taſchkent bereits vor der Unterwerfung eine Partei rege war, die ſich auf die Seite Rußlands neigte, was das Zuſtandekommen einer Adreſſe immerhin erklärlich macht. Inzwiſchen blieb der General-Gouverneur von Orenburg bei ſeiner Meinung, daß Taſchkent für eine unabhängige Herrſchaft erklärt werden müſſe.

General Romanowski (dem als Begleiter des General Kryſchanowski in das turkeſtaniſche Gebiet die Anſichten deſſelben, wie er ſolches auch ſelbſt verſichert, gut bekannt ſein mußten) berichtet, daß eben dieſe Verſchiedenheit der Anſichten Urſache der Berufung beider Generale nach St. Petersburg war, damit in einer beſondern Commiſſion die ganze Angelegenheit zur Berathung und endgültigen Entſcheidung gelangen möge. Ob nun zwar dieſe Berufung für den General Tſchernjajew ſich in eine Abberufung verwandelte, ſo daß er nicht wieder auf ſeinen Poſten zurückkehrte, ſo ward doch, nach den Folgen zu urtheilen, der von ihm entworfene Plan ſeitens der Regierung gebilligt und angenommen, während die Meinung des General-Gouverneurs Kryſchanowski unberückſichtigt geblieben iſt. Alſo, welcher Art auch die Gründe für die Abberufung des Erſteren geweſen ſein mögen — die Nichtübereinſtimmung ſeiner Anſichten mit denen der Regierung war der Grund jedenfalls nicht.

Schon im Herbſt des Jahres 1865, als General Tſchernjajew noch an nichts weniger als an eine Abberufung dachte, konnte er ſich überzeugen, daß ein Krieg mit Buchara, als Folge der Einnahme Taſchkents, unvermeidlich geworden war. Die Geſandtſchaft, die aus ſeinem Hauptquartier an den Emir von Buchara abging, ward von dem letzteren angehalten und gefangen genommen. Man wird zugeben, daß die Eigenſchaften eines Kriegers, wie glänzend ſie auch ſein mögen, nicht immer Hand in Hand gehen mit denen eines Politikers. Von dieſem Geſichtspunkte aus iſt denn auch folgende auf Anordnung und Befürwortung des Generals Tſchernjajew getroffene Maßregel zu beurtheilen. Nachdem er nämlich, bald nach der Einnahme Taſchkents, in Erfahrung gebracht hatte, daß der Emir von Buchara die im Chanat Kokand liegende Stadt Chodſchent

erobert habe, ließ General Tschernjajew alle im turkestanischen Gebiet sich aufhaltenden Bucharen sammt ihren Waaren aufgreifen; dasselbe geschah auf sein Verlangen gleichzeitig mit den bucharischen Handelsleuten in Orenburg. General Tschernjajew glaubte hierin das geeignetste Mittel zur Aufrechterhaltung des Einflusses der Russen in Central-Asien gefunden zu haben, allein der Irrthum einer solchen Voraussetzung ist augenfällig, sobald man sich das Wesen derjenigen Zustände vergegenwärtigt, wie sie in den mittelasiatischen Chanaten nicht allein, sondern in Asien überhaupt herrschend sind. Buchara ist eben kein europäischer Staat, der gezwungen werden kann, von dieser oder jener kriegerischen Unternehmung abzulassen, indem man seinem Handel einen empfindlichen Schlag versetzt. Das was Buchara innerlich zusammenhält, ist der Despotismus der Fanatiker und der Krieger über eine friedliche, Handel und Ackerbau treibende Bevölkerung. Wie konnte man somit erwarten, daß der Emir Mosaffer, der sich für einen Nachkommen Timurs hält, dem Gott selbst aufgetragen, alle Länder der Ungläubigen zu erobern, — wie konnte man erwarten, daß ein solcher Despot sich in seinen Unternehmungen behindern lassen werde, weil die Interessen einiger seiner Unterthanen darunter leiden, oder, wie im vorliegenden Falle, weil eine Anzahl jener verachteten Unterthanen, die, wenn es ihm einfällt, der Chan zu Hunderten hinrichten läßt, in Feindeshand gefallen ist?

Die irrthümliche Voraussetzung des Generals Tschernjajew bewährte sich im Herbst des Jahres 1865 vollkommen als eine solche. Er hatte eben erst alle Bucharen in Turkestan aufgreifen lassen, entschloß sich aber nichtsdestoweniger eine Gesandtschaft nach Buchara zu schicken. Was ist da natürlicher, als daß Emir Mosaffer seinerseits die gesammte Gesandtschaft arretiren ließ? Später, während ihrer Unterhandlungen mit Buchara, beriefen sich unsere Generale allerdings darauf, daß Buchara den ersten Anlaß zum Kriege gegeben, indem der Emir sich an russischen Beamten vergriffen habe; es ist jedoch einleuchtend, wer der eigentliche Urheber war. Wie dem aber auch gewesen sein mag, der Krieg mit Buchara ward von dem Augenblicke ab unvermeidlich, wo der Emir jene Gesandtschaft gefangen nahm. Im Januar 1866 sammelte General Tschernjajew seine Abtheilung bei Tschinas und machte darauf eine Bewegung zum linken Syr-Ufer hin, gegen die bucharische Festung Dschüsak, die unmittelbar an dem Kura-Tau (nicht zu verwechseln mit Kara-Tau) liegt, welches Gebirge gemeinschaftlich mit dem Samarkand-Tau

die vorderste, von der Natur selbst befestigte Vertheidigungslinie Buchara's in der Richtung gegen die Angriffe der Russen bildet. Allein der Zug gegen Dschúsak, der mit allen Entbehrungen einer Wüste zu kämpfen hatte, mißlang. Nach einem Gefecht unter den Mauern der Festung, waren die russischen Truppen genöthigt, nach Tschinas zurückzukehren, namentlich, weil es den Pferden gänzlich an Futter mangelte; General Tschernjajew hatte indessen die Genugthuung, drei Briefe des Emir Mosaffer mitzunehmen, in welchem der letztere gelobte, die russischen Gefangenen frei zu geben. Uebrigens ließ man sich keinen Moment lang hinsichtlich der Bedeutung ähnlicher Gelöbnisse im Zweifel. Schon der erste Brief, welchen der Emir zur Rechtfertigung seines Verfahrens gegen die russische Gesandtschaft geschrieben hatte, war so sehr von dem Bewußtsein seines guten Rechtes durchdrungen, daß ein Umschlag der Gesinnungen schwerlich eintreten konnte, falls man keine Gewaltmaßregeln anzuwenden gedachte — und die Russen kehrten ja nach Tschinas zurück.

Drucken wir hier diesen ersten Brief des Mosaffer vollständig ab: „An Michail Tschernjajew.*) Uns kam die Nachricht, daß ihr um eure Gesandten bittet, doch die befinden sich in guter Gesundheit. Unsererseits war gleichfalls eine Gesandtschaft an euren Zaren abgeschickt worden; von der erhielt ich durch Anreisende aus Rußland die Nachricht, daß meine Gesandten gar nicht zum Zaren gelangten, sondern irgendwo auf dem Wege festgehalten wurden, was dem Freunde nicht erlaubt ist; aus diesem Anlaß behielt ich auch eure Gesandten zurück. Wir haben Gesandten niemals etwas zu Leide gethan und thun es auch euren jetzigen Gesandten durchaus nicht. Eure Gesandten werden aber hier verbleiben, so lange als meine Gesandten nicht zu eurem Zaren gelangt sein und eine Antwort erhalten haben werden. Erhalten wir von eurem Zaren freundschaftliche Nachrichten, so bin ich mit großem Vergnügen bereit, auch eure Gesandten zurückzuschicken. Im Monat Tatschban."

Die Verhaftung zuerst der Bucharen, sodann die Absendung einer Gesandtschaft nach Buchara, endlich die Expedition mit dem Auftrage, die

*) Bemerkenswerth ist, daß sowohl Kokander wie Bucharen anfangs den Familiennamen des russischen Generals für den Titel desselben nahmen, so daß sie „Michail Tschernjajew" gleich wie „Michail-Bek" lasen und schrieben. So wird der General auch für die Folge in einigen an ihn gerichteten Briefen einfach Michail genannt, und der erste Brief des Bek von Dschúsak an General Romanowski beginnt mit den Worten: „Dem vom fernen Zaren hergesandten neuen Tschernjajew wird kund gethan" ꝛc.

Freilaſſung dieſer letzteren zu fordern — alles das iſt ſchlechterdings keine geſchickte Politik. Freilich wäre der Fehler gut zu machen geweſen: man hätte nur die gefangenen Bucharen frei geben ſollen, worauf feindlicherſeits die Freilaſſung der ruſſiſchen Beamten ſicherlich erfolgt wäre. Allein die bei den Feldherren ſtets fertige Entgegnung, daß eine ſolche Nachgiebigkeit die Bedeutung und den Einfluß Rußlands in Central-Aſien gefährden würde, war auch diesmal entſcheidend.

Wiederholen wir mit zwei Worten den Ausgang der der eben geſchilderten Ereigniſſe: der Eroberer Taſchkents ward nach St. Petersburg berufen, damit er wegen ſeiner weitgreifenden und die Abſichten der Regierung überflügelnden Unternehmungen Rechenſchaft abgebe; er kehrte nicht mehr nach Turkeſtan zurück, indeſſen kamen alle ſeine Pläne zur Organiſation Taſchkents nichtsdeſtoweniger zur Geltung. An des in der Reſidenz Zurückbehaltenen Stelle ward nun General Romanowski nach Turkeſtan abgeſandt, dem man mit um ſo größerem Recht eine ſowohl den Abſichten der Regierung, als auch den Entwürfen des Kriegsminiſteriums entſprechende Handlungsweiſe zutrauen konnte, als er bis dahin ein berathendes Glied im Kriegsminiſterium geweſen war.

IV.

Als die Ernennung des Generals Romanowski zum Nachfolger Tſchernjajews erfolgte, war man im Kriegsminiſterium und im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten gleichzeitig bedacht geweſen, gemeinſam eine Inſtruction zu entwerfen, die nicht nur dem neuen Gouverneur von Turkeſtan, ſondern auch ſeinem unmittelbaren Vorgeſetzten, dem General-Gouverneur von Orenburg, zur Richtſchnur dienen ſollte. Dieſe Inſtruction erhielt die Allerhöchſte Genehmigung. Doch iſt es eine ſchwierige Aufgabe, in St. Petersburg Inſtructionen zu entwerfen, nach denen in Central-Aſien gehandelt werden ſoll. Eine Feſtſtellung genauer Verhaltungsregeln hätte die Thätigkeit des ausführenden Befehlshabers in einer Weiſe eingeſchränkt, daß er vor allen, unvorhergeſehen an ihn herantretenden Ereigniſſen rathlos dageſtanden wäre. Daher gab man jener, den Generalen Romanowski und Kryſchanowski ertheilten Inſtruction eine ſo allgemeine Faſſung, daß ſie ihnen gar nicht als Richtſchnur dienen konnte. Zu einem ſolchen Urtheil ſind wir wenigſtens in Bezug auf diejenigen Paragraphe der Inſtruction berechtigt, welche General Romanowski in ſeinem Werke angezogen hat. So z. B. lautet daſelbſt eine Vorſchrift folgendermaßen:

„Das Beſtreben der Nichterweiterung unſerer unmittelbaren central-aſiatiſchen Beſitzungen im Auge behaltend, wird man darum doch keineswegs ſolche Unternehmungen und Vorkehrungen unterlaſſen dürfen, welche für uns nothwendig werden ſollten. Ueberhaupt ſoll vor Allem der wahre Nutzen Rußlands das leitende Princip ſein.“

Das Letztere, dünkt uns, iſt ſelbſtverſtändlich auch ohne jegliche Inſtruction. In Wahrheit beſagt dieſer Punkt in der Inſtruction nur, daß es den Oberbefehlshabern anheimgeſtellt iſt, nach eigenem Ermeſſen zu handeln. Was Buchara anbelangt, ſo ſprach die Inſtruction ihr Bedauern darüber aus, daß die in letzterer Zeit gethanen Schritte den bis dahin Rußland freundlich geſinnt geweſenen Emir dieſes Staates nunmehr zu unſerem Feinde gemacht hätten, und gab unzweideutig zu verſtehen, wie es wünſchenswerth wäre, die ehemaligen freundſchaftlichen Handelsbeziehungen mit Buchara wieder anzuknüpfen. Das einfachſte Mittel zur Verwirklichung dieſes Wunſches, die Auslieferung der buchariſchen Gefangenen, war auffallenderweiſe nicht vorgeſchrieben, ſondern man erinnerte im Gegentheil den neuen Befehlshaber daran: „daß die Aſiaten nur die Macht der Waffen achten, daß die geringſte Schwankung und Unentſchloſſenheit, namentlich aber Nachgiebigkeit gegenüber irgend welchen unſtatthaften Forderungen von ihnen nur als Schwäche würden angeſehen werden; Nachgiebigkeit von unſerer Seite dürfte ſomit nicht nur das Ziel nicht erreichen, ſondern könnte ſogar auch geradezu gefährlich werden ſowohl für die neu erworbenen Gebietstheile als auch für unſere Beſitzungen längs der alten Linie.“ Die hier ausgeſprochene Befürchtung iſt rein militäriſcher Art, und wir glauben uns in der Behauptung nicht zu irren, daß gerade dieſer Punkt im Kriegsminiſterium, nicht in dem des Auswärtigen, entworfen worden iſt, wenn auch, wie General Romanowski weiter mittheilt, das letztere ebenfalls die Unzuläſſigkeit aller Unterhandlungen mit dem Emir von Buchara vor Auslieferung der in Buchara gefangen gehaltenen Ruſſen anerkannt hat.

Und ſo ſtellt es ſich heraus, daß die Inſtruction, wie ſehr ſie auch den Wunſch zu einer freundſchaftlichen Beziehung mit Buchara an den Tag legte, durch ihre Clauſeln der Eröffnung eines Krieges mit Buchara ebenſo viel, wenn nicht mehr Wahrſcheinlichkeit einräumte. Wenn ein Punkt der Inſtruction dem Oberbefehlshaber anempfiehlt: den Emir zu der Einſicht zu bringen, daß Rußland keine Eroberungen zu machen wünſche und den Beſtand des Chanats von Buchara in keinerlei Weiſe zu bedrohen gedenke,

daß es aber auch ihm, dem Emir, nicht gestattet sein werde, den Umfang seiner Herrschaft in der Richtung gegen die russischen Grenzen hin auszudehnen, — so ist es begreiflich, daß die Ausführbarkeit einer solchen Vorschrift zweifelhaft bleiben mußte. Selbst keine Zugeständnisse machen, den Emir indessen zur Auslieferung der Gefangenen zwingen wollen — das ist die reine Kriegserklärung; alle vorausgegangenen Erfahrungen bewiesen aber, daß ein Krieg zu neuen Eroberungen führen mußte.

Und in der That erfüllte General Romanowski die ihm gewordenen Instructionen in der Weise, daß er Buchara den Krieg erklärte, Chodschent nahm und dann, hier schon unter persönlicher Anwesenheit, mithin Gutheißung des Generals Kryschanowski, auch Ura-Tübe und Dschisak eroberte. Damit war die Integrität des Chanats von Buchara denn doch mehr als bedroht worden.

Zu der Zahl der Hauptschwierigkeiten, die sich dem General Romanowski bei Uebernahme seines neuen Postens entgegenstellten, zählt er, abgesehen von dem Mangel an Truppen, auch die Verwirrung des Rechnungswesens aus früherer Zeit. Was den Mangel an Truppen betrifft, so hatte auch schon General Tschernjajew beständig darüber zu klagen, daß die Zahl der Truppen im turkestanischen Gebiet eine viel zu geringe war. Es waren daselbst nur 13,000 Mann. Zwar gelang es endlich dem General Tschernjajew, sich eine Verstärkung von 3000 Mann zu erwirken, die denn auch von der Wolga her zu ihm abging, aber des eingetretenen Winters wegen in Orenburg Quartier nehmen mußte, so daß sie erst im August des Jahres 1866 auf dem Kriegsschauplatze erschien. General Romanowski mußte sich also, so gut es gehen wollte, mit denselben 13,000 behelfen.

Hinsichtlich der Verwirrung in dem Rechnungswesen ist zu bemerken, daß sie als Folge jener Lage erscheint, in die sich der frühere Befehlshaber versetzt sah, alle baaren Summen für Bedürfnisse zu verausgaben, die am allerwenigsten einen Aufschub duldeten, d. h. vor allen Dingen für Kriegszwecke.

General Romanowski befand sich noch auf dem Wege zu dem Ort seiner neuen Bestimmung, als ihm schon beunruhigende Nachrichten über die Rüstungen des bucharischen Emirs zugingen. In der gegen Taschkent vorgeschobenen Linie zählten die Russen nur 3000 Mann und auf Verstärkung durfte man erst innerhalb einiger Wochen rechnen. Inzwischen stand das bucharische Heer bereits 50 Werst vor Tschinas, einem russischen

Vorpoſten ſüdlich von Taſchkent. Es ſoll gegen 100,000 Mann ſtark geweſen ſein und 100 Geſchütze geführt haben. Wiewohl nun Emir Moſaffer in ganz Mittel-Aſien in dem Rufe eines unüberwindlichen Eroberers ſtand und ſogar auch über reguläre Truppen verfügte, ſo war für die Ruſſen doch nicht die mindeſte Gefahr vorhanden. Die vermeintlichen regulären Truppen erwieſen ſich in der Folge als ebenſo undisciplinirte Haufen wie die übrige Maſſe des Heeres.

General Romanowski ließ ſich auf keine weiteren Unterhandlungen mit dem Bucharen ein, ſondern führte ungeſäumt am 5. April einen Recognoscirungstrupp mit gutem Erfolg gegen Murſa-Rabat in der Richtung von Tſchinas nach Irdſchar und erſt dann ſandte er dem Emir einen Brief, in welchem der Zweck dieſes Zuges auseinandergeſetzt war und in welchem er den Emir aufforderte ſich zu erklären, von welchen Beweggründen er ſich in ſeinen Unternehmungen gegen Rußland leiten laſſe, d. h. ob er die Abſicht habe Krieg zu führen, oder ob alle von ihm getroffenen kriegeriſchen Maßregeln nur die Folge von Mißverſtändniſſen zwiſchen ihm und General Tſchernjajew ſeien? General Romanowski fügte hinzu, daß die Weigerung Moſaffers, die in Buchara gefangen gehaltenen Geſandten zurückzuſchicken, eine Beleidigung für Rußland enthalte. Elf Tage ſpäter erfolgte die Antwort auf dieſen Brief, während faſt gleichzeitig die Nachricht eintraf, daß gegen Ende April eine Verſtärkung der ruſſiſchen Truppen zu erwarten ſtehe. Leider iſt die Antwort Moſaffers dem General Romanowski abhanden gekommen, ſo daß er dieſelbe wortgetreu mitzutheilen nicht vermochte; doch müſſen wir aus der uns gegebenen Analyſe ſchließen, daß die Antwort nicht allein Ablehnung, ſondern ſogar Drohung enthielt.

Wirklich langte die in Ausſicht geſtellte Verſtärkung, wie angegeben, Ende April an, gerade zu der Zeit, als der Emir ſeine Heeresmaſſen um Irdſchar (auf dem halben Wege zwiſchen Tſchinas und Dſchüſak) concentrirte und ſich ſelbſt dahin begab. Am 8. Mai griff General Romanowski die Bucharen bei Irdſchar an — und erfocht einen vollſtändigen Sieg: der Emir floh; die Koſaken verfolgten den Feind auf einer Entfernung von fünf Werſt und die ruſſiſchen Truppen erbeuteten eine Menge Waffen und Munition, darunter 6 Geſchütze und 670 Pud Pulver. Der Verluſt der Ruſſen ſoll 12 Mann Verwundete geweſen ſein und zwar, wie ſchon oben vorausgeſchickt, aus dem einfachen Grunde, weil die Bucharen regelmäßig über die Köpfe ihrer Feinde hinwegſchoſſen. In dem betreffenden Schlacht-

bericht des Generals Romanowski heißt es: „Der Feind ließ unſere Colonnen ſtets auf die richtige Schußweite herankommen und machte außerordentlich ſchnelle und nachdrückliche Bewegungen die Richtung ſeiner Schüſſe war eine durchaus regelrechte, allein, die Entfernung nicht berechnend, gab er ſeinen Gewehren einen ſo bedeutenden Winkel aufwärts, daß der größte Theil der Geſchoſſe über unſere in Schlachtordnung aufgeſtellten Truppen hinwegflog und entweder in den Train oder außerhalb deſſelben in den Sand ſchlug.“

Der Sieg bei Irdſchar änderte ſelbſtverſtändlich die ganze Lage der Dinge. Der Emir Moſaffer hatte für ſein übermäßiges Selbſtvertrauen die empfindliche Lehre erhalten, daß es für ihn gefährlich ſei, ruſſiſchen Truppen im offenen Felde entgegenzutreten; der Glaube an die Unüberwindlichkeit des Emirs war dahin, und die Bewohner Taſchkents, welche ſich beim Herannahen des bucharischen Heeres den ungezwungenſten Sympathien für die Sache Moſaffers bereits hingegeben hatten und in große Aufregung gerathen waren, gewannen nun wieder Reſpect vor den ruſſiſchen Waffen und beruhigten ſich ſchnell. Man kann nicht umhin, dem General Romanowski das verdiente Lob zu ſpenden wegen der bei der Affaire von Irdſchar bewieſenen Umſicht und Tapferkeit, denn wenn ſich auch, nach ſeinen eigenen Angaben, die anfänglich auf 100,000 Mann geſchätzte Zahl des bucharischen Heeres auf 41,000 Mann mit 21 (ſtatt 100) Geſchützen reduciren ließ, ſo bleibt immer noch eine Macht übrig, gegen die ſeine 3000 Mann verſchwindend gering erſcheinen.

Aber jener Sieg veränderte die Sachlage nicht allein in ſtrategiſcher Hinſicht, auch in politiſcher Beziehung nahm ſie eine andere Geſtalt an; die bis dahin in Anwendung gekommenen Verhaltungsregeln konnten bei dieſer veränderten Lage nun nicht mehr als ſolche dienen. Uebrigens waren die dem General Romanowski ertheilten Inſtructionen, wie wir geſehen, von der Art, daß ſie ihm vollſtändig freie Hand zum Handeln ließen. „In allen meinen weiteren Unternehmungen vom 8. Mai bis Mitte Juli,“ ſo ſchreibt er, „ließ ich mich vorherrſchend von den Beweggründen leiten, die mir meine perſönliche Anſchauung der Sache eingab, ſo daß alle und jede Verantwortung für meine Handlungen ausſchließlich auf mich allein fällt.“

Was blieb nun nach der Niederlage des Emirs zu thun übrig? Wenn man im Auge behält, daß General Romanowski in der centralaſiatiſchen Politik ſich zu der „gemäßigten“ Partei zählt, und wenn man

annimmt, daß er mit einem vorherrſchend friedlichen Programm, d. h. mit dem Wunſche einer baldmöglichſten Herſtellung freundſchaftlicher Beziehungen ſeinen neuen Wirkungskreis betrat, wenn man ſich endlich erinnert, wie entſchieden er die Meinung beſtreitet, als habe die Einnahme Taſchkents im Plane der Regierung gelegen, — ſo wäre man zu erwarten berechtigt geweſen, General Romanowski werde nun die Auslieferung der ruſſiſchen Gefangenen fordern und dann, nachdem die Auslieferung geſchehen, die frühere Poſition wieder einnehmen. Das wäre eine Politik des Friedens geweſen. Moſaffer hätte dem Sieger bei Irdſchar gegenüber ſich nicht mehr geweigert, das ruſſiſche Geſandſchaftsperſonal auszuliefern.

Wenn General Romanowski dagegen einem Eroberungsprogramm folgte, wie er in der That gethan hat, ſo war es ſehr natürlich, daß er ſich die Fragen vorlegte: wie der Sieg bei Irdſchar am zweckmäßigſten auszubeuten ſei und was nun noch erobert werden müſſe? General Romanowski ſah zwei Wege vor ſich, den errungenen Vortheil zu verfolgen: entweder unaufhaltſam auf Dſchüſak, Samarkand und weiter vorzudringen, oder die Richtung auf Nau und Chodſchent einzuſchlagen. Er wählte den letzteren.

Um ſich vor der Regierung, die einen ſolchen Schritt ebenſo wenig vorausſehen konnte, wie ſie die Einnahme Taſchkents durch General Tſchernjajew vorausgeſehen und gebilligt hatte, zu rechtfertigen, berichtete er bereits nach erfolgter Einnahme Chodſchents: „Mir ſchien es in jeder Hinſicht vortheilhafter, ohne zum Aeußerſten genöthigt zu ſein, eine Bewegung auf Buchara vor der Hand zu vermeiden und gegen Nau und Chodſchent vorzudringen.“ Das Bindewort und ſagt hier mehr, als es in logiſcher Beziehung verantworten kann. Daraus, daß er nicht gegen Buchara vorgerückt, folgert General Romanowski, daß er auf Nau und Chodſchent hat vorrücken müſſen! Iſt denn von einer Bewegung auf Buchara je vorher die Rede geweſen? Nein, aber „Chodſchent erſchien ſowohl in ſtrategiſcher als in commercieller Hinſicht wichtig, darum namentlich wichtig in ſtrategiſcher Hinſicht, weil es, einmal eingenommen, Kokand von Buchara abſchnitt,“ — ſo heißt es weiter in der Rechtfertigung. Allein wir brauchen uns nur zu erinnern, daß dieſelben wichtigen ſtrategiſchen und commerciellen Gründe obwalteten, als es galt, die Einnahme Taſchkents zu rechtfertigen. Hier wie dort konnte die Regierung nicht vorausſehen, was die Generale vollbracht haben; als aber die Städte eingenommen

waren, zögerte man nicht mehr, als gerade nöthig war, ſie dem übrigen Reiche einzuverleiben.

Die auf dem Wege nach Chodſchent liegende Befeſtigung Nau ward ohne Flintenſchuß gewonnen und am 17. Mai vereinigten ſich beide Heeresabtheilungen der Ruſſen, die getrennt zu beiden Seiten des Syr-Deria aufwärts gegangen waren, bei Chodſchent. Dieſe Feſtung und Stadt unterſcheidet ſich nur inſofern von Taſchkent, als ſie kleiner iſt. General Romanowski behauptet allerdings, ihre Befeſtigungen ſeien widerſtandsfähiger geweſen als alle bis dahin in Turkeſtan eroberten; worin indeſſen dieſe größere Widerſtandsfähigkeit beſtand, läßt ſich ſchwer einſehen da Chodſchent ebenſo wie Taſchkent von einer im Umkreiſe ſo weit ausgedehnten Mauer umgeben war (die von Chodſchent umfaßt 11 Werſt im Umkreiſe), daß an eine nachdrückliche Vertheidigung ſeitens der verhältnißmäßig kleinen Garniſon gar nicht gedacht werden konnte. Die Belagerung der Stadt dauerte acht Tage; am 24. Mai erfolgte die Einnahme. Hierbei wiederholten ſich im Weſentlichen dieſelben Erſcheinungen wie bei Erſtürmung Taſchkents: ganz ſo wie hier, boten auch die Chodſchent umgebenden Gärten den ruſſiſchen Truppen die Möglichkeit, ſich unbemerkt den Mauern zu nähern; ganz ſo drangen die Sturm-Colonnen, nachdem eine derſelben ſich einmal durch eine der Pforten Bahn gebrochen, längs der innern Wand der Mauer vorwärts, den draußen Harrenden immer neue Thore öffnend, und ganz ſo mußte man ſich hier jede Stoaße, jedes Haus erſt erkämpfen. Nur war, was man in Chodſchent erbeutete, um ein Bedeutendes geringer als die Beute in Taſchkent. Die Armirung Taſchkents — ein Umſtand, der beſſer als Alles die Behauptung einer größeren Widerſtandsfähigkeit Chodſchents widerlegt — beſtand bekanntlich aus 60 Kanonen, während hier die 11 Werſt im Umkreiſe faſſende Mauer nur von 13 Kanonen vertheidigt worden war. Daher fiel auch der Verluſt der Ruſſen an Todten und Verwundeten hier um 38 Mann geringer aus als dort, wo der Verluſt 114 Mann betrug.

Auf dieſe Weiſe ward ein neuer, wichtiger Punkt an dem obern Syr-Deria gewonnen. Chodſchent ſelbſt gehörte nicht eigentlich zu den Beſitzungen des bucharifchen Emirs; die Einwohner der Stadt wußten ſich in einer Art von Selbſtändigkeit zu erhalten, indem ſie ſich je nach Umſtänden bald unter den Schutz von Buchara, bald unter den von Kokand begaben. Zu der Zeit, als die Ruſſen Taſchkent eroberten, hatte der Emir von Buchara gerade Chodſchent eingenommen. Zum Beweiſe, wie durchaus

unnöthig die Beſitzergreifung Chodſchents ſeitens der Ruſſen war, um angeblich durch dieſe Bewegung den Emir Moſaffer zur Auslieferung der in Buchara zurückgehaltenen Geſandten zu zwingen, kann hier der Umſtand angeführt werden, daß ſchon am erſten Tage des Vordringens auf Chodſchent, den Ruſſen eine Geſandtſchaft entgegenkam, die der Bek von Dſchüſak dem General Romanowski mit der Anzeige ſchickte, daß die Ruſſen in Buchara auf freien Fuß geſetzt worden ſeien. Und in der That langte nur einen Tag nach der Einnahme Chodſchents einer der Geſandten in dem ruſſiſchen Hauptquartier an, der, übereinſtimmend mit der gleichzeitig eingegangenen Nachricht ſeitens des Bek von Dſchüſak, angab, ſeine Leidensgefährten, die übrigen Glieder der Geſandtſchaft, ſeien gleichfalls in Freiheit geſetzt worden. Vergleicht man die Zeitverhältniſſe, ſo iſt klar, daß dieſe Anordnungen in Buchara zur Ausführung kamen, ehe man daſelbſt noch eine Ahnung von den Abſichten General Romanowski's auf Chodſchent haben konnte, geſchweige denn von der bereits erfolgten Einnahme der Stadt.

Der zwiſchen Kokand und Buchara beſtehende ewige Zwiſt macht es begreiflich, daß der Chan von Kokand die Nachricht von dem Fall Chodſchents in die Hände der Ruſſen mit großer Befriedigung aufnahm. In einem darauf bezüglichen, an General Romanowski gerichteten Schreiben erklärt er ſich für einen Freund Rußlands, bat um deſſen Schutz, falls der „Feind" in Kokand einrücken ſollte und verſprach hoch und theuer, die eingedrungenen Ruſſen „mehr zu achten und zu lieben als ſeine eigenen Unterthanen". General Romanowski beantwortete dieſen Brief in friedlichem Sinne, unterließ es jedoch nicht, dem Chan einige Bedingungen zu ſtellen, unter Anderem dieſe: die Anordnung zu treffen, daß keine kokandiſche Streifpartie das rechte Ufer des Syr betreten dürfe. Dem Bek von Dſchüſak, der im Auftrage ſeines Herrn, des Emirs von Buchara, mit der Bitte eingekommen war, Rußland möge hinſichtlich ſeiner Friedensliebe und hinſichtlich deſſen, daß es keine feindlichen Abſichten gegen die bucharifche Herrſchaft hege, dem Emir einige Garantien ſtellen, eröffnete General Romanowski, es werde ſich Alles finden, wenn erſt die oft erwähnte ruſſiſche Geſandtſchaft aus Buchara in Taſchkent eingetroffen ſein würde und wenn der Emir einen Bevollmächtigten gleichfalls nach Taſchkent abgeſandt haben werde, woſelbſt man dann in Gegenwart des zu erwartenden General-Gouverneurs von Orenburg über die Bedingungen des Friedens unterhandeln könne. Die auch jetzt wiederholte Bedingung wegen der in Buchara gefangen gehaltenen ruſſiſchen Geſandten war in der

That überflüſſig, denn dieſe befanden ſich insgeſammt ſchon in Taſchkent, woſelbſt General Romanowski ſie antraf, als er nach der Einnahme Chodſchents dahin zurückkehrte. Auch alle ruſſiſchen Kaufleute, die Emir Moſaffer, als Gegenmaßregel, hatte gefangen nehmen laſſen, waren bereits in Freiheit geſetzt und hatten ihre Waaren zurückerhalten.

Noch vor der erwarteten Ankunft des General-Gouverneurs war General Romanowski, der, wie wir wiſſen, die Eroberung Chodſchents auf eigene Verantwortung unternommen hatte, durch eine briefliche Mittheilung Kryſchanowski's aus St. Petersburg erfreut worden, in welcher, nach erhaltener Kunde von dem Siege bei Jidſchar, die Anſicht ausgeſprochen wurde, daß nun auch Chodſchent genommen werden müſſe. Allein kaum noch hatte General Romanowski, nach Taſchkent zurückgekehrt, mit der inneren Organiſation des Gebiets begonnen, als neue und ganz andere Nachrichten eintrafen, welche bewieſen, daß der General-Gouverneur in Bezug auf die ferneren Unternehmungen in Central-Aſien einer Meinung war, die von der des turkeſtaniſchen Gouverneurs durchaus abwich. Nicht daß General Kryſchanowski etwa das Programm des Friedens mehr zu reſpectiren gedacht hätte als General Romanowski! Im Gegentheil, ohne Rückſicht auf die Nachgiebigkeit des Emirs, der die ruſſiſchen Beamten zurückgeſchickt und durch die Freilaſſung der ruſſiſchen Handelsleute den letzten Vorwand zu einem Kriege beſeitigt zu haben vermeinte, den doch die Ruſſen recht eigentlich ſelbſt herbeigeführt und provocirt hatten, — ohne Rückſicht auf alles das ſetzte General Kryſchanowski die in Orenburg gefangen gehaltenen bucharaiſchen Kaufleute noch immer nicht in Freiheit. Wohl erſuchte ihn General Romanowski, dieſelben zum Syr-Deria zu ſenden, allein der General-Gouverneur ging auch darauf nicht ein, indem er erklärte, die Forts am Syr ſeien nicht ſicher genug. Außerdem erachtete General Kryſchanowski es für dringend nothwendig, die Einnahme von ganz Kokand ſo bald als möglich zu bewerkſtelligen, zu welchem Zweck er dem General Romanowski empfahl: „in Bezug auf Kokand einen hohen Ton anzuſchlagen und den Chudojar-Chan wie einen Menſchen zu tractiren, der ſeiner Lage nach ein Vaſall Rußlands ſein muß. Sollte er ſich aber in Folge deſſen verletzt fühlen und irgend etwas gegen uns zu unternehmen wagen — um ſo beſſer, es wird uns ein Vorwand ſein, mit ihm ein Ende zu machen.“ Hinſichtlich des Emirs von Buchara ſchrieb der General-Gouverneur: „darnach, wie Sie ihn geſchlagen haben, kann man ihn zu allen nur möglichen Zugeſtändniſſen zwingen, ohne ihm ſelbſt

auch nur das kleinſte zu machen." — Indeſſen, bald ſollte ein bedeutender Umſchlag in den Anſichten des Generals Kryſchanowski eintreten. Nachdem er Mitte Auguſt in Taſchkent angelangt war und alles bis dahin durch General Romanowski zu Wege Gebrachte gut geheißen hatte, trat er nicht allein von allen ſeinen Vorſchlägen in Betreff der Organiſation des Gebiets zurück, ſondern nächſtdem auch von ſeinem Plane einer Eroberung des ganzen Chanats von Kokand. Allein, ſein ganzes Programm mit eigener Hand umzuſtoßen, mußte er doch Anſtand nehmen, und ſo ſehen wir denn zu Ende des Jahres 1866 noch die Feſtungen Ura-Tübe, Saamin und Dſchüſak erobert werden. General Romanowski ſelbſt, der ſo überzeugende Gründe gegen die Einnahme Ura-Tübe's und Dſchüſaks vorgebracht hatte, erſtürmte jetzt dieſe Plätze im Auftrage Kryſchanowski's. Dagegen gelang es ihm den Chan von Kokand zu retten, der den ihm verbliebenen Schatten von Selbſtändigkeit in der That nur dem General Romanowski zu verdanken hat. Zwiſchen den verſchiedenen Anſichten der beiden Generale war offenbar ein Compromiß zu Stande gekommen, in Folge deſſen Romanowski auf ſeinem Poſten verblieb, von dem entlaſſen zu werden er bereits hatte nachſuchen wollen.

V.

Soweit nur reicht das Buch des Generals Romanowski. Für eine Darſtellung der ſpäteren Ereigniſſe auf dem mittelaſiatiſchen Kriegsſchauplatz hat man keine andern Quellen als die ſpärlichen officiellen Berichte im „Ruſſiſchen Invaliden". Wir enthalten uns hier des Verſuchs, aus dieſen eine zuſammenhängende Geſchichtserzählung zu bilden und erinnern nur kurz an die wichtigſten Vorgänge der letzten zwei Jahre.

Im Mai 1867 wurde das turkeſtaniſche „Gebiet" von dem orenburgiſchen Generalgouvernement abgelöſt und zu einem eigenen Generalgouvernement „Syr-Deria" mit der Hauptſtadt Taſchkent conſtituirt. Damit hörte das Regiment Kryſchanowski's auf, Romanowski war ſchon früher abberufen und zum erſten Generalgouverneur des neuen Verwaltungsbezirks wurde General Kaufmann, bis dahin Generalgouverneur von Wilna, ernannt.

Auch dieſer neue Befehlshaber entging dem Verhängniß nicht, das alle ſeine Vorgänger betroffen hatte; auch er ſah ſich bald durch die Verhältniſſe zu Kriegsoperationen und Eroberungen „gezwungen", die wahrſcheinlich nicht in dem ihm mitgegebenen Programm gelegen haben.

Nachdem nämlich die letzten Monate des Jahres 1867 und die erſten des Jahres 1868 mit ebenſo ſchleppenden als fruchtloſen Friedensunterhandlungen zwiſchen den Ruſſen und Bucharen vergangen waren, verkündigte endlich Emir Moſaffer, durch ſeine fanatiſche Geiſtlichkeit gedrängt und ſogar mit Entſetzung vom Throne bedroht, das Ghaſät — den heiligen Glaubenskrieg — gegen die Ruſſen. Die Folge war, daß er an der Spitze ſeines ganzen, auf 80,000 Mann geſchätzten Heeres geſchlagen und Samarkand, die zweitgrößte Stadt ſeines Reiches, eingenommen wurde. Dieſe einſtige Reſidenz des Welteroberers Timur an demſelben Fluſſe Seraſſchan, an welchem, einige Tagereiſen abwärts, auch Buchara liegt, iſt jetzt dem ruſſiſchen Reiche einverleibt worden. Wie wenig aber wiederum dieſe Eroberung beabſichtigt und vorgeſehen war, geht daraus hervor, daß General Kaufmann eben im Begriff ſtand, nach Petersburg zu reiſen, als die Verkündigung des Ghaſat ihn zu kriegeriſchem Vorgehen nöthigte.

Im Juli 1868 kam es zu einem Friedensſchluß mit Buchara, vermöge deſſen Samarkand förmlich an Rußland abgetreten wurde und Emir Moſaffer ſich zur Zahlung einer Kriegsentſchädigung verpflichtete. Die weitere Folge davon aber war, daß der Emir nur um ſo unbeliebter bei ſeinen Unterthanen wurde und daß ſein älteſter Sohn im Bunde mit den Vaſallenfürſten (Beks) von Schachriſebs ſich gegen ihn empörte. Jetzt war es das Intereſſe Rußlands denjenigen Herrſcher zu ſchützen, für den allein nach aſiatiſchen Begriffen der mit ihm abgeſchloſſene Friede verbindlich war. Ruſſiſche Truppen zogen im October dem Emir zu Hülfe und retteten ſeine ſonſt ohne Zweifel verloren geweſene Herrſchaft. Ein Lohn vermittelſt neuer Gebietsabtretungen wurde nicht genommen. So ſteht denn jetzt der General-Gouverneur von Turkeſtan zu dem Emir von Buchara in dem Verhältniß des großmüthigen Protectors, ohne den ruſſiſchen Rückhalt wäre es jeden Augenblick um die Herrſchaft Moſaffers gethan — kurz ein Abhängigkeitsverhältniß, das vorausſichtlich auf längere Zeit hinaus haltbar ſein und dem Intereſſe Rußlands vollkommen entſprechen wird. In eine ähnliche Lage aber war, wie oben geſagt, Kokand ſchon früher gebracht worden, und ſomit dürfte denn doch eine einigermaßen feſte Grenze der Eroberungen in der Richtung gegen die beiden erwähnten Staaten erreicht ſein. Nicht unwahrſcheinlich dagegen iſt es, daß ſich demnächſt ſowohl im Weſten als auch im Oſten von ihnen ein neuer Schauplatz ſehr ähnlicher Ereigniſſe eröffnen wird, denn einerſeits Chiwa, andererſeits die Länder am Thian-Schan ſind jetzt der ruſſiſchen Machtſphäre ſo nahe

gerückt, daß es an Veranlaſſungen und Herausforderungen zum weiteren Vorgehen auch gegen ſie nicht fehlen kann.

In weiterer Perſpective hinter unſerer centralaſiatiſchen Frage ſteht die Möglichkeit eines Conflictes mit England. So beruhigend in dieſer Hinſicht auch in neueſter Zeit die Sprache der wichtigſten britiſchen Preßorgane gelautet hat, ſo darf man doch nicht vergeſſen, wie ſehr die Engländer in Indien ſchon vor dreißig Jahren durch unſere erſten Gebietserweiterungen in der Kirgiſenſteppe allarmirt wurden. Aus Furcht, daß Perſien mit ruſſiſcher Hülfe die Unterwerfung Afganiſtans verſuchen könnte, unternahmen ſie damals ihre ſo unheilvoll ablaufende Expedition in dieſes Land, daß ſie dabei ein ganzes Heer und 17 Mill. Pfd. Sterl. einbüßten. Seitdem hat ſich ihre Anſicht in Betreff Afganiſtans freilich ſehr weſentlich verändert. Sie denken nicht mehr daran, mit der Eroberung deſſelben den Ruſſen zuvorzukommen, ſondern ſchützen es nur ſorgfältig vor einer Unterwerfung durch Perſien, damit nicht ein Bündniß dieſes letztern Landes mit Rußland ihren indiſchen Beſitzungen gefährlich werden könne. Afganiſtan, von einem kriegeriſchen Volksſtamm bewohnt und durch ſeine Gebirge eine natürliche Feſtung bildend, gilt ihnen für die einzig haltbare Schutzwehr gegen die Vorſchiebung der ruſſiſchen Grenzen bis an die ihrer indiſchen Beſitzungen gerade an der ſchwachen Stelle dieſer letzteren, d. h. da, wo dieſelben nicht durch unüberſteigliche Gebirgsrücken gedeckt ſind. Falls Rußland bis in die unmittelbare Nachbarſchaft der britiſchen Beſitzungen vordringen wolle — ſo hat unlängſt eine engliſche Zeitung geſagt — müſſe es erſt Afganiſtan erobern, die Engländer aber würden ſich wohl hüten ihm dieſe Mühe abzunehmen und ihm auf halbem Wege entgegenzukommen. Hiernach kann man ſicher ſein, daß ſelbſt die Eroberung ganz Buchara's durch Rußland nicht nur keinen Krieg, ſondern nicht einmal ernſthafte Remonſtrationen von Seiten Englands zur Folge haben würde.

Amerikanische Briefe eines Livländers.

VII.

New-York, den 1. Oct. (19. Sept.) 1868.

Es war meine Absicht einige Monate lang mit Ihnen Massachusetts, den Staat New-York, New-Jersey und Pennsylvania zu durchreisen. Allein kaum setzt man auch nur im Vorübergehen seinen Fuß in dieses wirre Babel der neuen Welt, so erfaßt einen der wirbelnde Strom der Stadtereignisse und reißt einen unwiderstehlich mit sich fort. Ein Ereigniß, das schon seit mehr denn zwei Monaten viel von sich reden macht — und was will das nicht in einer Stadt wie New-York sagen — zwingt mich zunächst noch von den lieblichen Bergen New-Jersey's und den freundlichen Städtchen und Flecken von Massachusetts zu schweigen, und eine Frage zu besprechen, die ich vielleicht schon längst hätte erörtern sollen. — Eine Art der Tages-Journalistik, die bisher eigentlich nur in Frankreich recht heimisch hat werden können, hat in neuerer Zeit auch hier Eingang gefunden, und es scheint als sei der Boden New-Yorks ihr noch weit günstiger als der Boden des Landes, dem das Glück zu Theil ward sich mehr denn ein Jahrhundert an dem Hofleben eines Louis XIV, eines Duc d'Orleans und eines Louis XV weiden zu können. Kann doch selbst New-York gerechten Anspruch auf den Ruhm erheben zuerst und allein einen Gattungsnamen für diese Klasse ebenso gemeiner und verächtlicher, wie verderblicher Literaturproducte erfunden zu haben. Ich rede von den sogenannten „sensation papers", den „Sensations-Zeitungen", in denen die Wochenernte der chronique scandaleuse aus der ganzen Union, und vorzüglich aus der Stadt New-York aufgespeichert wird. Die Erzählung der gegen das Sitten- wie gegen das bürgerliche Gesetz begangenen

Verbrechen iſt faſt im Chronikenſtil gehalten; etwas Nüchterneres und Faderes läßt ſich kaum vorſtellen. Die ſcharfe Würze, die alle die Blätter dieſer Art wie „warm Brod“ verkauft werden läßt, liegt nicht in dem Text, ſondern in den Illuſtrationen. Bei den großen kirchlichen Feierlichkeiten in Rom wird es einem oft, als könne man ſeinem Schöpfer nicht genug danken, daß man gerade genug an ruhig prüfendem Verſtande erhalten hat, um auch den ſtärkſten Sinneseindrücken nicht vollkommen zum Opfer zu fallen, denn der gewaltige Pomp und der mit großartiger Dramatik vorgetragene Unverſtand drohen einen oft zu überwältigen, und die himmliſchen Geſänge der ſixtiniſchen Kapelle umſtricken Ohr und Herz, als wollten ſie jeden Widerſtand brechen und den Geiſt mit ſich in jene weiten dämmrigen Kuppelräume entführen, in denen vernunfttödtende Myſtik für Zeit und Ewigkeit ihren Thron aufgeſchlagen zu haben ſcheint. Und ſieht man die Bilder der „sensation papers“ an, ſo will es einem dünken, als müſſe manches ſchwach geartete Menſchlein ſich fromm bekreuzen und ſeiner Mutter den brünſtigſten Dank ſagen, daß ſie ihm ſchon in der Wiege eine ſo unauslöſchliche Furcht vor den ewigen Strafen eingeflößt, daß die bläulichen Schwefelflammen des hölliſchen Feuers ihm auch da nicht von den Augen weichen, wenn die Verſuchung in ſolchem Gewande an es herantritt. Gab es je mittelmäßige Holzſchnitte, die da vorgaben, aus ſittlicher Entrüſtung hervorgegangen zu ſein und denen es ſo deutlich anzuſehen war, daß die gemeinſte Gewinnſucht ſie gezeichnet, die Beſtie, die in des Menſchen Buſen ſchlummert, zu wecken, ſo daß man nur mit Widerwillen und der größten Verachtung auf ſie blicken kann, ſo finden ſie ſich in den sensation papers New-York's. Als Mrs. Brown geſtern aus ihrem Wagen geſchleudert wurde, ſaß der Zeichner der „Last Sensation“, wie gewöhnlich, in ſeinem Büreau; aber in Folge eines übernatürlichen Ahnungsvermögens weiß er genau, daß ſie ihren Sturz ſo einzurichten gewußt, daß das umſtehende Publicum ſich auf das aller unzweifelhafteſte davon überzeugen konnte, daß ihre Strümpfe von dem feinſten Gewebe ſeien und bis an das Knie hinauf auch nicht den kleinſten Flecken hätten. — Es war ſtockfinſtere Nacht als die trunkene Julia Scythe, die fünfunddreißigjährige verworfene Dirne aus dem verworfenſten Viertel der Stadt, den Polizeidiener Smith erſtach; aber ein glücklicher Inſtinct ſagte dem „Künſtler“ der „Police Gazette“, daß ſie mit aufgelöſtem, wild im Winde flatternden Haar und den üppigen Buſen frech entblößt dageſtanden haben müſſe, das Modell einer wuthſchnaubenden Bachantin. — Und als

Mary Sloath, die elende Rabenmutter, ihre ſiebenzehnjährige Tochter in der Nacht aus dem Bette riß, um ſie ewiger Schande zu verkaufen, da überbot ſich das ganze ſittenrichterliche Geſindel vom Orden des Grabſtichels an Virtuoſität im Gebiete gemeinſter und doch raffinirteſter Lüſternheit.

„Man wünſchte jeden Tag ein ſolch' Verbrechen,
Allein, vorausgeſetzt, man ſei nur ſelbſt dabei."

Da dazu aber wenig Ausſicht vorhanden iſt, weil in New-York nur ein Irländer erwarten darf eine der einträglichen Polizeidienerſtellen zu erhalten, ſo wird es wohl nicht verübelt werden, wenn man einen anderen Standtpunkt einnimmt und die Frage aufwirft, wie eine ſolche Verletzung der öffentlichen Moral — nein, mehr als das, eine ſolche Verführung zur öffentlichen Immoralität geduldet werden kann? Heißt es da etwa, die Freiheit der Preſſe müſſe unbeſchränkt ſein? Nun, man iſt doch ſonſt nicht in der guten Stadt ſo allzu bedenklich Freiheiten zu verletzen, wo es ſich um den Schutz der öffentlichen Moral handelt. Hält man ſich für berechtigt, Sonntags das Verſchenken aller berauſchenden Getränke unter den härteſten Strafen zu verbieten, damit die Augen der Gläubigen nicht durch den Anblick von Leuten gekränkt würden, die dem Bachus oder Gambrinus ſtatt dem lieben Herrgott geopfert, ſo könnte man ſich wohl auch für berechtigt halten zu unterſagen, daß ſolche Schandbilder an allen Ecken paradirten, um ſtets von Dutzenden von Gaffern umſtanden zu werden; Schandbilder, die Diebſtahl, Trunk, Ehebruch, Mord, kurz, jedes Laſter und jedes Verbrechen in ſo eigenthümlich reizendem Lichte darſtellen; Schandbilder, deren jedes einen dazu auffordert das Wort Alexanders: „Wäre ich nicht Alexander, ſo möchte ich Diogenes ſein," dahin zu verkehren: „Wäre ich nicht ein anſtändiger Menſch, ſo möchte ich ein Verbrecher ſein." Man ſollte in Amerika überhaupt etwas mehr Mirabeau's Wort eingedenk ſein: „Ohne freie Preſſe kann ein Volk nicht frei werden und nicht frei ſein; aber man ſollte nicht vergeſſen, daß eine zügelloſe Preſſe einer freien Nation unwürdig iſt, und darum unterdrückt werden muß." Der gallengiftige, brutale Matroſenſchenkenton, der noch immer in einem ſo großen Theil der amerikaniſchen — der deutſchen wie der engliſchen — Tagespreſſe vorherrſcht, iſt wahrhaft nicht darnach angethan, weder dem Volke ſeinere Manieren beizubringen, deren es zum großen Theil gar ſehr bedarf, noch es zu ſelbſtändigem politiſchen Denken und zu wahrer Freiheit hinzuleiten, deren nothwendige Folge Mäßigung und

Toleranz iſt. Aber auch ſelbſt angenommen, daß eine vollkommen uncontrolirte politiſche Preſſe eine conditio sine qua non geſunden freiheitlichen Lebens ſei, ſo wird es doch äußerſt ſchwer ſein das von einer unſittlichen Bilderpreſſe zu beweiſen, die ſich ausſchließlich mit Privatſcandal aller Art befaßt. Oder meint man dieſe Schandliteratur dadurch rechtfertigen zu können, daß ſie vorgeblich als Rächerin der öffentlichen Moral auftritt, indem ſie dem Publicum Laſter und Verbrechen in ihrer ganzen Nacktheit vor Augen ſtellt? Kann mir ein Trunkenbold, ein Dieb, ein Lüſtling, ein Mordbrenner gezeigt werden, dem beim Anblick dieſer Bilder das Gewiſſen zu ſchlagen begonnen, ſo werde ich an Wunder aller Art glauben und darauf antragen, daß hinfort in den Gaſthöfen der Schweiz ſtatt der Bibel die Romane Alexander Dumas' und Paul Féval's zur Erbauung und Läuterung der Moral aufgelegt würden.

Der Name „Senſations-Zeitungen" zeigt bereits an, daß nicht nur die Verhandlungen der Polizei- und Criminalgerichte, ſondern Alles, was irgend Senſation erregt hat, den Stoff für dieſe Blätter liefert; das Lächerliche wie das Tragiſche, albernes Geklatſch wie die bedeutſamſten Wahrheiten, Heiliges wie Unheiliges findet in ihnen eine Statt, ſobald es nur Etwas iſt, worüber die Baſen die Köpfe zuſammenſtecken können, oder woraus ſich ein kitzelndes Bild machen läßt.

Vor zwei bis drei Monaten ſah man in allen dieſen Blättern das Portrait eines Mannes, John Allen, mit der Unterſchrift „Der ruchloſeſte Mann von New-York". Von dem Tage an bis auf dieſe Stunde iſt Allen der Mittelpunkt einer der größten und anhaltendſten heiligen „Senſationen", die das Land geſehen. Es iſt dieſes der Fall der mich bewogen noch einmal in die trübe und mit vielen giftigen Dünſten geſchwängerte Atmoſphäre New-York's zurückzukehren, wie gerne ich mich auch für einige Zeit mit Ihnen in die reine Landluft geflüchtet hätte, in der man allein in vollem Maße die Tugenden des Volkes kennen und würdigen lernen kann. Für den erſten Augenblick ſcheinen „die Bekehrungen in der Waſſerſtraße" vielleicht nichts als ein ganz gewöhnlicher und zwar ziemlich grob angelegter „Humbug" zu ſein, an dem man, wie an all' ſeinen unzähligen Geſchwiſtern, mit ruhigem Achſelzucken vorübergehen könnte; wer aber die Augen offen hat und Erſcheinungen zu combiniren weiß, der wird ſich bald darüber klar werden, daß ſich manches bedeutſame „Zeichen der Zeit" für die Zukunft Amerika's daraus herausleſen läßt.

John Allen iſt der Beſitzer eines Schenk- und Tanzlocales der gemeinſten Sorte in der ziemlich übel berüchtigten Waſſerſtraße. Männer aus den tiefſten Schichten der Geſellſchaft, namentlich Matroſen, füllen die Halle allabendlich, um ſich am Whisky und am Tanz mit den verworfenſten und verkommenſten Dirnen zu vergnügen. Da jedoch keineswegs Mangel an derartigen Laſterhöhlen in New-York herrſcht, ſo blieb John dem weiteren Publicum lange ebenſo unbekannt, wie alle ſeine würdigen Zunftgenoſſen. Erſt als er auf den glücklichen Gedanken gekommen war, ſeinen Gäſten dadurch eine beſondere und feinere Würze zu ihren groben Sinnengenüſſen zu geben, daß er ſeinen kleinen Sohn das Vaterunſer herbabbeln und allerlei geiſtliche Geſänge abſchnarren ließ, erſt da gelang es ihm ſeinen Namen vor die Oeffentlichkeit zu bringen und ihn in Zeit von wenigen Tagen in der ganzen Union ſo bekannt zu machen, daß noch die kommende Generation von dem „ruchloſeſten Manne“ erzählen hören wird. Zwei Geiſtliche erhielten durch irgend einen „Zufall“ Kunde von dem Treiben des Elenden und, von chriſtlichem Feuereifer erfaßt, beſchloſſen ſie ſogleich mit aller Energie ſeine Bekehrung zu verſuchen. Eines Tages begaben ſie ſich zu ihm und unterwarfen ihn einem ſtrengen Examen. John ſpielte den Entrüſteten, erklärte, daß er den Armen mehr Hülfe angedeihen laſſe als mancher reiche Mann, und daß in der fünften Avenue*) ruchloſere Leute zu finden ſeien als er. Trotzdem aber gelang es den beiden Paſtoren ihn davon zu überzeugen, daß er einen ſträflichen Lebenswandel führe, und er erklärte ſich endlich bereit in ſeinem Locale Betverſammlungen **) abhalten zu laſſen, zu der alle Gläubigen geladen werden ſollten um zum allbarmherzigen Gott für ſeine Bekehrung zu flehen. Man dachte an die Mahnung der Bibel Buße und Reue nicht zu verſchieben, machte ſich ſogleich an's Werk und ward durch den beſten Erfolg belohnt. Jeden Tag, bis auf dieſe Stunde da ich Ihnen ſchreibe, konnte eine Verſammlung abgehalten werden, und jeden Tag war die Halle zum Erſticken gefüllt. Gläubige, und ſolche die ſich aus dem Sündenpfuhl, in dem ſie ſich bisher gewälzt, herausſehnten, ſtrömten in hellen Haufen herbei und beteten mit ſolcher Inbrunſt, daß nicht nur John Allen eine vollſtändige geiſtliche Neugeburt erfuhr, ſondern auch Tommy Hadden, der eine ſogenannte „Ratteugrube“ in ſeinem Schenklocal hält, und mehrere

*) Die Straße der Geldariſtokratie New-York's.

**) Prayer meetings

Andere des gleichen Gelichters, zerknirſcht an ihren Buſen ſchlugen und die Brüder und Schweſtern in Chriſto baten, auch zu ihnen zu kommen, daß, kraft ihres Gebetes, die Gnade des Herrn ſich auch an ihnen bewähre. Wie ein Blitz durchzuckt es die Herzen der Sünder, colonnenweis ſtürzen ſie auf ihre Knie und halten Umkehr. So berichtet Paſtor Coe, daß in Liverpool „in kurzer Zeit 75 Weibsperſonen tief unten im tiefſten Abgrund der Sünde“ bekehrt worden ſeien. Und wie in Liverpool, ſo zündet das heilige Feuer auch hier in New-York. Als ich vor ungefähr zwei Wochen einer der Verſammlungen beiwohnte — das Publicum beſtand zur größeren Hälfte aus ältlichen Herren und jungen Damen der beſten Stände — baten nicht weniger als ſieben Männer, daß für ſie gebetet werde. Als die Glut des Betens und Glaubens den höchſten Grad erreicht hatte, drängte ſich ein gut ausſehender Mann durch die Menge, ſtreckte ſeine Hände flehend gegen den Paſtor Fiſch aus und rief: „Wollt Ihr mich hören? Darf ich ſprechen?“ „Ja, mein Freund,“ erwiderte der Paſtor. Von häufigen Seufzern unterbrochen, ſtieß der Mann dann folgende Erzählung heraus: „Ich bin ein Matroſe. Ich bin von Baltimore. Vierzehn Jahre habe ich im Dienſte „Onkel Sam's“ geſtanden. Meine Eltern waren Methodiſten von Baltimore. Sie beteten viel für mich. Vor drei Jahren ſtarb meine Mutter. Als ich an ihr Bett kam, konnte ſie nicht mehr zu mir ſprechen; aber ich wußte was ſie geſagt haben würde, wenn ſie noch hätte ſprechen können. Letzten Freitag kam ich nach New-York. Geſtern (Sonntag) und Sonnabend trank ich im Uebermaß. Heute kam ich hierher, um den „ruchloſeſten Mann von New-York“ John Allen zu ſehen. Ich habe mit Euch Eure Hymnen geſungen, denn ich war einſt ein chriſtlicher Mann und liebte Gottes Lob zu ſingen. Und jetzt bitte ich Euch für mich zu beten. Von dieſer Stunde an bin ich entſchloſſen meiner Mutter Heiland zu ſuchen. Wollt Ihr für mich beten, meine Freunde?“ Von allen Seiten tönte es „Ja, ja!“ und unter viel Thränen und Seufzern ward für den wiedergefundenen verlorenen Sohn gebetet.

Wer Augenzeuge dieſer mit „affenartiger Geſchwindigkeit“ zu Dutzenden vollzogenen Bekehrungen von Dieben, falſchen Spielern, hartgeſottenen Söflingen und liederlichen Weibern geweſen, der wird ſicher die Adreſſe des Comités von Laien und Geiſtlichen, die dieſe „Erweckung“ angeregt haben, nur mit beſondern Zweifeln leſen können. In dieſer Adreſſe wird conſtatirt, daß „das Werk in Wahrheit von dem Herrn ſei“ und daß wenn „chriſtliche Männer und Frauen, in genügender Anzahl, ſich herzlich

dem Werke anschließen wollen, es eine der größten und gewaltigsten religiösen Erweckungen des Zeitalters zur Folge haben wird." — „Wenn dieses nicht der Erfolg sein sollte, so glauben wir, daß die sträfliche Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit der christlichen Gemeine die Schuld daran tragen wird."

Wer ist der Betrüger, und wer der Betrogene? Denn sollte noch Jemand zweifeln können, daß es sich hier *nicht* um ein Werk das in Wahrheit von dem Herrn sei, sondern um einen Betrug handle? Wer das traurige Privilegium gehabt oft und an den verschiedensten Orten in jene dunkelsten Tiefen der menschlichen Gesellschaft und des menschlichen Lebens hinabzublicken, der weiß was er davon zu halten hat, wenn man ihm erzählt, daß „*in kurzer Zeit*" jene 75 aus den Matrosenkneipen bekehrt worden sind. Wer sich aber dennoch schmeicheln wollte, daß der Geist des Zeitalters der Apostel und ersten Märtyrer wieder erwacht sei, da Hunderten plötzlich die Augen aufgethan wurden, den muß ich, so leid es mir ist, noch für einen Augenblick hinter die Coulissen führen, denn er wird mir zugeben, daß es uns vor Allem darum zu thun sein muß die Wahrheit zu ermitteln, wie sehr es uns auch schmerzen mag das schöne Bild sich in eitel giftige und stinkende Dünste auflösen zu sehen.

Sobald die Betversammlung bei Tommy Hadden beendigt ist *und er die Miethe für das Local richtig bezahlt erhalten hat*, so wird der Schanktisch, die „Rattengrube" und das ganze Rudel seiner Rattenfänger wieder hineingetragen, so stellt sich Tommy mit breitem Grinsen, wohlgefällig seine schmutzigen Hemdärmel aufkrempelnd, unter die Thür und ruft: „Herein, Gentlemen, herein! Mehr als hundert der stärksten Ratten vorräthig, und daß ich die besten Hunde habe, wissen Sie Alle; beißen wie der Teufel, Gott verdamm mich! sind wild heute, hat sie toll gemacht das Singen und Plärren. Herein, Gentlemen, herein! Die Luft ist noch warm von Gebet, ha, ha, ha, wie gemacht für große Wetten." Unter rohem Gelächter über die frechen Blasphemien Tommy's nehmen die Liebhaber der Rattenkämpfe von dem Zimmer Platz, in dem noch eben geistliche Gesänge und das feurigste Gebet zum Himmel geschickt wurden. Glas um Glas wird geleert, Fluch um Fluch, einer wilder wie der andere, zerreißt die Luft, Dollar um Dollar wird verwettet, und mit gespanntester Aufmerksamkeit und viehischster Wollust zählt der Haufe wie vielen Ratten die scharfen Zähne der verschiedenen Hunde in einer Minute den Garaus machen.

Und John Allen öffnet nach wie vor Abend für Abend ſeinen „Salon“ den Matroſen und Dirnen zum Zechen und Tanzen. Der Ruhm, den er erlangt, ſchmeichelt ihm nicht wenig; aber Ruhm iſt am Ende doch nur ein eiteles Nebelgebild, und John iſt, im Grunde genommen, ſtrenger Realiſt. Er beſchloß daher jüngſt reales Kapital aus ſeinem Ruhme zu ſchlagen. Er verband ſich mit einem ſogenannten „Contractor“, um die Union zu durchreiſen und gegen ein Eintrittsgeld Betvorſtellungen zu geben und allen Sündern Buße zu predigen. Gleich an dem erſten Ort ſchlug er einen äußerſt genialen Weg ein, um ſein löbliches Unternehmen von Erfolg gekrönt zu ſehen; Dank der Stupidität ſeiner Zuhörer ſchlug derſelbe aber nicht an. Er ging nämlich von dem richtigen Gedanken aus, daß nichts ſo ſicher zur Bekehrung eines Menſchen führen könne, als ihm das Laſter, dem er fröhnt, in ſeiner empörendſten Geſtalt vor Augen zu ſtellen. Da er nun im Sinne hatte zuerſt eine Reformation der Säufer zu bewirken, ſo betrank er ſich vor der Vorſtellung dermaßen, daß er kaum zu lallen vermochte und auf's Bedenklichſte auf ſeinen Füßen ſchwankte. Seine Bußpredigt beſtand aus unzuſammenhängenden Schimpf und Drohreden gegen die Söfflinge, gelegentlich mit einem Matroſenfluch ſtärkſten Kalibers gewürzt. Das ungebildete Publicum war ſo wenig im Stande ſeine tieferen Abſichten zu erkennen, daß es den trunkenen Apoſtel der Nüchternheit mit ſeiner fluchgeſättigten Predigt beim Kragen nahm und zum Tempel hinauswarf. Dieſe traurige Erfahrung übte eine ſo niederſchlagende Wirkung auf John aus, daß er es für zweckmäßig hielt zunächſt wieder in die Waſſerſtraße zurückzukehren um dort durch die Betverſammlungen in ſeiner Matroſenkneipe, die nöthige Kraft und Begeiſterung zu neuen Miſſionsverſuchen zu erhalten.

Wird man mir jetzt das Recht zugeſtehen zu fragen: Wer iſt der Betrüger, und wer der Betrogene? Von dem zuſchauenden Publikum ſind äußerſt Wenige betrogen; die Karten liegen zu offen da, als daß ein Menſch, der ſeine fünf geſunden Sinne hat, daran zweifeln könnte, daß das Spiel falſch ſei. Unter den Mitſpielern giebt es unſtreitig auch Betrogene; wie viele es ſind und wer dazu gehört, das iſt unmöglich auch nur mit annähernder Sicherheit zu beantworten. Allein daran liegt auch wenig; es genügt zu wiſſen, daß Betrüger wie Betrogene unter ihnen ſind, denn das iſt es woraus ſich, wie ich ſagte, bedeutſame Zeichen der Zeit für die Zukunft Amerika's leſen laſſen.

Es wird Ihnen erinnerlich sein, daß ich vor mehreren Monaten darauf hinwies, daß sich in dem religiösen Leben Amerikas zwei Gegenströmungen bemerkbar machen, die zunächst noch still und tief auf dem Grunde dahinfließen, aber von Jahr zu Jahr an Kraft gewinnen und endlich — wahrscheinlich nicht in allzu ferner Zeit — mit furchtbarer Wucht aufeinandertreffen müssen, und daß die Folge des Zusammenstoßes nicht etwa sofort die Erschaffung eines rationalistisch-materialistischen Amerikas sein würde, sondern vielmehr die traurigste Oede auf dem ganzen Gebiete des religiösen Lebens, eine entsetzliche tabula rasa. Einerseits faßt der Katholicismus immer fester Wurzel und breitet sich immer weiter aus, mit aller Energie auf den alten vernunfttödtenden Aberglauben und die alte despotische Autoritätsherrschaft hinstrebend; und andererseits macht sich in den verschiedenen protestantischen Kirchen — vorerst allerdings vorzüglich nur in den großen Städten — eine immer größere Veräußerlichung, Verflachung, ein Erstarren in den Formen geltend: es findet keine Reibung zwischen ihnen statt, und darum wird in ihnen allen mit der Zeit die Religiosität, ich könnte vielleicht sagen der auf alle Kritik verzichtende Köhlerglaube zur reinen Gewohnheitssache, deren größter Reiz in ihrem Alter liegt. Es wird nun ein Moment kommen, da der Katholicismus angreifend vorgehen wird, und die protestantischen Kirchen werden, in Folge ihrer Erstarrung nicht die Kraft haben dem Stoß zu widerstehen, sie werden unter ihm zusammenbrechen, aber ihr Widerstand wird doch groß genug sein, um die im innersten Mark faule Lanze des Gegners bis an das äußerste Ende des Schaftes splittern zu machen. Die alte Fabel von den zwei Löwen wird sich wieder abspielen, die sich gegenseitig bis auf die Schwänze anfraßen. Hüben wie drüben aber fehlen zu sehr die nöthigen Vorbedingungen um sogleich ein vernünftiges Neue entstehen zu lassen: ein Durcheinandertaumeln der Elemente, eine Art chaotischen Nichts wird die nächste Folge dieses Aufeinanderplatzens der Geister sein, die fast gleich sehr der Lebensfähigkeit entbehren.

Die Kirchen aber durchzieht ein peinliches Gefühl von dieser fortschreitenden Eintrocknung des religiösen Geistes, obgleich sie noch immer sonntäglich wohlgefüllt sind, und noch immer an jeder fünften Straßenecke neue Kirchen gebaut werden. Bewußt ist dieses Gefühl noch nicht, und schwerlich wird Ihnen auch ein gläubiger Amerikaner zugeben, daß ein wahres Wort an meinen Behauptungen sei. Es ist aber doch vorhanden, und äußert sich sehr deutlich in dem Bestreben irgend einen neuen Reiz

und geiſtigen oder geiſtlichen Kitzel aufzufinden, der die apathiſch werdenden Geiſter etwas aufſtachele. Ich ſchrieb Ihnen früher, daß die Muſik ſeit einiger Zeit begonnen habe eine prominente Rolle in den hieſigen Kirchen zu ſpielen, daß es ſchon viele gebe, in die man ſonntäglich mit dem größten Vergnügen gehen könne, wenn man anderweitig keine Gelegenheit habe Concerte von guten Opernſängern zu hören, und daß viele, zugeſtandenermaßen, nur um ihres ausgezeichneten Quartettes willen beſucht würden. Nun, was die Muſik ſoll, das ſollen nach der Meinung Anderer, gröberer Geiſter die Betverſammlungen und Bekehrungen in den Tanzſchenken und ſchlechten Häuſern. Es wird vielfach behauptet, die ganze Geſchichte ſei von einigen Geiſtlichen ausgeheckt und in Scene geſetzt, um ſich durch die „Senſation" eine zahlreiche Gemeine zu ſchaffen. Es iſt hart einen ſolchen Vorwurf auszuſprechen, wenn man nicht im Stande iſt vollwiegende Beweiſe dafür beizubringen. Allein ſelbſt angenommen, das ſei „des Pudels Kern", ſo iſt damit doch noch keineswegs die Richtigkeit meiner Behauptung umgeſtoßen. Denn wenn nicht die nötbige Dispoſition im Publicum dageweſen wäre, ſo hätte dieſer „Humbug", wie unzählige andere, nur ein ſchwindſüchtiges Eintagsleben geführt, und nicht Monate lang exiſtiren und immer weiteren und weiteren Boden gewinnen können. Wer das amerikaniſche Publicum kennt, wird ſchwerlich behaupten wollen, daß die Mehrzahl der Mitſpieler Betrüger ſeien; eine viel wahrſcheinlichere Erklärung iſt, daß ſie ſich in jenem eigenthümlichen Zuſtande ſchwarmgeiſtiger Apathie befinden, die der Wunder bedarf, um zu der krampfhaft energiſchen Thätigkeit angeſtachelt zu werden, nach der ihnen verlangt, und die ſie ſich nicht in nüchternerer Weiſe und auf nüchternerem Gebieten zu ſchaffen wiſſen. In dem in geiſtlichem Starrkrampf liegenden Rom verlangt die Unwiſſenheit und der Aberglaube der Bevölkerung Wunder der wunderbarſten Art, als Austreibung von Legionen von Teufeln*) u. dergl. In dem nüchterneren und gebildeteren Amerika darf man dem Volke mit ſo ſtarken Medicamenten nicht kommen, hier nimmt man mit Maſſenbekehrungen der verworfenſten Klaſſen vorlieb. Charakteriſtiſch iſt dabei die Stellung der größeren Hälfte des Publicums: man

*) Man erinnert ſich des Scandals, der vor einigen Jahren in einem Kloſter an dem Tiber, unweit Rom, mit einem Frauenzimmer getrieben wurde, das, wenn ich nicht irre, von 49 Teufeln beſeſſen ſein ſollte, von denen 7, die alle namentlich aufgeführt wurden, bereits ausgetrieben waren, als das Treiben ſo arg wurde, daß Pius IX den Mönchen Einhalt gebieten mußte.

raut dem Dinge nicht recht, aber wagt es nicht ſeine Meinung offen aus-
ıſprechen, aus Furcht für einen Freigeiſtler gehalten zu werden. Man
nag religiöſen Humbug nicht, aber lieber läßt man ſich den größten Narren
ıufbinden, als daß man Gefahr läuft für einen Rationaliſten, Pantheiſten,
Materialiſten oder gar für das furchtbarſte aller Dinge, für einen Atheiſten,
ıurz für irgend etwas Anderes als einen Bibelgläubigen genommen zu
verden. Denn im Großen und Ganzen ſind es doch nur die Deutſchen,
denen man das Privilegium zuerkennt, bürgerlich anſtändige und ehren-
werthe Leute zu ſein, ohne auf die Bibel zu ſchwören.

Die Ostseeprovinzen während des schwedisch-russischen Krieges 1788—90.

Der schwedisch-russische Krieg in den Jahren 1788 bis 1790 hat bisher nicht genügende Bearbeitung auf dem Gebiete der Geschichtsforschung gefunden. Meist nach officiellen Quellen sind schwedischerseits einige Darstellungen dieser Ereignisse herausgegeben worden. Der Einzelforschung bleibt noch viel Arbeit vorbehalten und dieselbe dürfte vornehmlich in russischen noch in sehr geringem Maße ausgebeuteten Materialien reichlichen Stoff finden. Ueber die Details der Kriegsereignisse, über die Kreuz- und Querzüge in dem diplomatischen Schachspiel zu jener Zeit in Betreff der Beziehungen zwischen Rußland und Schweden, über das Verhalten der Völker während des Krieges der Cabinette bleibt noch viel zu erfahren übrig, auch dürfte es nicht an Quellen für die Lösung einzelner Fragen fehlen, nur daß solche Quellen zum größten Theile noch handschriftlich, wohl auch in Privatarchiven verborgen sein mögen.

In Finnland ist in den letzten Zeiten mancherlei für die Veröffentlichung solcher Privatnachrichten über den schwedisch-russischen Krieg geschehen. Zahllose Briefe von Officieren des schwedischen Heeres u. A. sind bekannt geworden und die Kenntniß derselben hat wesentlich zur Ergänzung mancher Lücke, zur Berichtigung der Schönfärberei in den officiellen schwedischen Kriegsberichten beigetragen. Finnland war der vornehmste Schauplatz der Kriegsereignisse, die Ursache des Krieges, der hundertjährige Zankapfel zwischen Rußland und Schweden, der Herd mancher politischer Umtriebe und separatistischer Gelüste während des 18. Jahrhunderts. Die Kenntniß der finnischen Zustände, der politischen Meinungen

dort, der Ereignisse, die sich dort vollzogen, ist vor allem Andern wichtig für die Erforschung der Geschichte des schwedisch-russischen Krieges 1788—90.

Aber auch das Verhalten der Ostseeprovinzen während dieser Ereignisse ist von Wichtigkeit. Es ist wichtig wegen der hochfliegenden Entwürfe, welche Gustaf III. auch noch in Bezug auf Liv-, Est- und Kurland gehegt hat; es ist wichtig, weil während der drei Kriegsjahre diese Provinzen sehr leicht auch der Schauplatz der Kriegsereignisse hätten werden können; es ist wichtig endlich wegen der politischen Kundgebungen in diesen Gegenden während des Krieges.

Es gilt uns in dem Folgenden in flüchtiger Skizze auf diese Fragen hinzuweisen, mehr andeutend als gründlich erörternd, mehr anregend zu eingehendere Erforschung als eine vollständige Darstellung anstrebend. Wir verfügen nicht einmal über ausreichende gedruckte Materialien; der ganze Reichthum der Provinzialarchive ist uns verborgen. Indessen versuchen wir es auf einzelne Andeutungen in der betreffenden Geschichtsliteratur gestützt die Momente zu bezeichnen, auf welche bei erschöpfender Untersuchung dieser Fragen mit Hülfe der Localgeschichte besonders geachtet werden müßte. Vielleicht, daß diese Zeilen manches bisher unbekannte und verborgene Schriftstück aus dem Actenstaube hervorlocken, manche Privatnachricht einreihen in die nicht allzustattliche Fülle von Kenntnissen über diesen Gegenstand.

Gustaf III. hatte, indem er den Krieg gegen Katharina II. vorbereitete, große Pläne. Er verglich sich gern mit Gustaf Adolph. Letzterem war es gelungen Schweden auf kurze Zeit zu einer Macht ersten Ranges zu erheben. Der ganze Ring der Ostseeküsten nebst dem finnischen Meerbusen war damals schwedisch gewesen. Aber die Zeiten waren vorüber. Nach außen hin war die Monarchie gesunken und hatte schöne Provinzen an mächtigere Nachbarn abtreten müssen. Noch immer gab es Verfassungsconflicte. Die Kraft des Landes verbrauchte sich in dem Ringen der Gegensätze zwischen Königthum und Adel.

Gustaf wollte Schweden vom Auslande, die Königsgewalt von der Aristokratie emancipiren. Auf einen Schlag sollte der König in Schweden, Schweden in Europa unabhängig werden. Gustaf hielt es für möglich die Bestimmungen des Nystädter Friedens umzuwerfen; er hoffte von den damals abgetretenen Provinzen Einiges wiederzuerobern. In dem Frieden

von Abo 1743 war Finnland bis zum Kymmene ruſſiſch geworden. Ganz Finnland ſollte wieder ſchwediſch werden: vielleicht auch die Oſtſeeprovinzen.

Es giebt nicht viele und nicht eigentlich vollgültige Zeugniſſe dafür, daß Guſtaf III. damals ernſtlich an eine Erwerbung der Oſtſeeprovinzen gedacht habe und da begegnen wir Andeutungen über dieſe Pläne und wir weiſen auf folgende hin.

In Petersburg war man, ſobald die feindlichen Abſichten Schwedens offenbar geworden waren, der Meinung, daß Guſtaf es auf die Oſtſeeprovinzen abgeſehen habe. Am Petersburger Hofe iſt wiederholt davon die Rede geweſen; Katharina II. hat den ſchwediſchen König offen angeklagt, er habe in den Oſtſeeprovinzen gegen Rußland agitiren laſſen. Man war in Petersburg in lebhafteſter Beſorgniß wegen dieſer Provinzen, und es ſcheint in der That, daß die Beſorgniß gegründet war.

Gegen Ende Juni 1788, noch ehe die eigentlichen Kriegsereigniſſe begonnen hatten, erhielt man in Petersburg ausführlichere Nachrichten über die Abſichten Guſtafs. Man hatte bis dahin ſtets gehofft, daß es nicht bis zum Kriege kommen werde, man hatte mancherlei Vermuthungen über die Entwürfe des ſchwediſchen Königs gehegt. Endlich kommen genauere Angaben. Man erfuhr von dem diplomatiſchen Bruch in Stockholm, indem der König den ruſſiſchen Geſandten ausgewieſen hatte. Man erhielt auf anderem Wege noch beſtimmtere Auskunft über die Entſchlüſſe Guſtafs.

Der Secretair der Kaiſerin Katharina, Chrapowitzki, deſſen Tagebuch eine Fülle intereſſanter Angaben über die Ereigniſſe dieſer Jahre enthält, ſchreibt am 28. Juni (9. Juli) über die Ausſichten auf einen bevorſtehenden Krieg mit Schweden: es ſei von dem ruſſiſchen Geſandten in Warſchau, Grafen Stackelberg, ein Courier angekommen, und derſelbe habe hochwichtige Neuigkeiten mitgebracht. Aus preußiſchen und ſchwediſchen Briefen, welche Graf Stackelberg auf Befehl der Kaiſerin entſiegelt und geleſen habe, gehe hervor, daß Guſtaf zum Kriege entſchloſſen ſei und nur den Schein retten wolle, Rußland und nicht Schweden habe den Krieg begonnen, ferner ſei erſichtlich, daß Guſtaf die entſchiedene Abſicht habe, Finnland, Eſtland, Livland und Kurland an ſich zu reißen, indem er geradeswegs auf die ruſſiſche Hauptſtadt los maſchiren und die Kaiſerin zu einem ſolchen Frieden mit dieſen Abtretungen zwingen wolle.

Einige Tage früher ſchon hatte Chrapowitzky in ſeinem Tagebuch die Nachricht notirt: „Der Herzog von Kurland hegt Beſorgniß in Folge der

Rüstungen Schwedens, auf Grund von Gerüchten, die ihm über Libau zugekommen sind." *)

Katharina war über die Pläne Gustafs in Betreff der Ostseeprovinzen wahrscheinlich nicht im Zweifel, als sie ihn einige Wochen später in einer publicistischen Broschüre vor ganz Europa solcher Eroberungsgelüste anklagte. Nur wissen wir nicht, auf welche Angaben außer den soeben mitgetheilten, sich ihre Ausführungen stützten.

Der König hatte schon nach der Schlacht bei Hochland, ungefähr um die Zeit als der Geist des Widerstandes im schwedischen Heere die Fortsetzung des Krieges, die Königsgewalt in Schweden, die Krone auf dem Haupte Gustafs selbst in Frage zu stellen drohte, in einem aus Helsingfors am 21. Juli datirten ausführlichen Schriftstück eine Darstellung der Gründe geliefert, welche ihn genöthigt hätten gegen Rußland zu den Waffen zu greifen. Diese schwedische „Declaration" erregte den heftigsten Zorn der Kaiserin. Den Vorwürfen, Verdächtigungen, Anklagen des schwedischen Königs setzte sie die ihren in Betreff der Politik Schwedens entgegen. Er hatte behauptet, die Kaiserin habe systematisch in Finnland Unruhen zu erregen gestrebt, habe die Erwerbung Finnlands, d. h. der noch schwedisch gebliebenen Hälfte Finnlands beabsichtigt, habe die Unterthanen Gustafs gegen ihn aufzuwiegeln gesucht. In ihrer Antwort schleudert sie ihm die Anklage entgegen, daß er diese böswilligen Absichten in Betreff der Ostseeprovinzen gehegt habe.

In seiner „Declaration" hatte der König u. A. von der Ländergier und den Annexionsgelüsten des russischen Cabinets gesprochen. „Europa müsse erfahren," heißt es in der Anklageschrift, „durch welche Ränke und Künste Polen getheilt, die Krim erobert und Kurland sogut wie von Rußland unterworfen worden sei." -

Die Kaiserin antwortet auf die letzte Kurland betreffende Anklage wie folgt: „Was den Vorwurf betrifft, daß Rußland das Herzogthum Kurland so gut wie unterworfen habe, so ist derselbe vermuthlich nur eine Folge des Unmuths, den der König darüber empfindet, daß *seine* Absichten auf das Herzogthum zu keinem gewünschten Ergebniß geführt haben. Wir können dem Publicum über diesen Punkt Folgendes mittheilen. Als die schwedische Flotte im Juni 1788 aus Karlscrona nach Helsingfors

*) S. die Tagebücher Chrapowitzkis in den Чтенія Московскаго Общества Исторіи и Древностей Россійскихъ 1862. II. unter dem 25. und 26. Juni.

segelte, trafen in dem Herzogthum Kurland Briefe mit dem Vorschlage ein, den ältesten Bruder des Königs zum Herzoge von Kurland zu wählen. Diese Absichten des schwedischen Königs auf Kurland sollten durch die Hoffnung begründet gewesen sein, daß in Livland und Estland zu Gunsten des Königs ein Aufstand ausbrechen werde. Einigen Edelleuten dieser Provinzen war der Rang schwedischer Reichsräthe, anderen der Seraphim-Orden u. dgl. m. angeboten worden. Auf der schwedischen Flotte wurden täglich mit größter Ungeduld Abgeordnete dieser Provinzen erwartet; als aber Niemand erschien und Niemand Lust bezeigte auf solche Anträge einzugehen, als im Gegentheil die Liv- und Estländer sogleich die energischsten Maßregeln ergriffen, und damit bewiesen, daß sie dem russischen Reiche und insbesondere der Kaiserin treu bleiben wollten, da wurden die Anschläge des schwedischen Königs und seines Bruders sogleich in ihrer Entstehung zu nichte, was ihnen beiden nicht geringen Aerger bereitete, und nur dieser Aerger über das Mißlingen dieser Pläne hat den König zu der offenbaren Lüge veranlaßt, daß Kurland von Rußland abhängig sei." *)

Man mochte über den letzteren Punkt auch mit Recht eine einigermaßen abweichende Meinung haben: in Betreff Est- und Livlands und der loyalen Gesinnung dieser Provinzen hatte die Kaiserin Recht. Wenn auch wirklich die schwedische Regierung eine schwedische Partei in den Ostseeprovinzen zu bilden gesucht haben mag, wofür wir keine Zeugnisse besitzen, so ist es allerdings wahrscheinlich, daß solche Pläne bei dem Adel nicht verfingen. Von einem besonders beachtenswerthen Ausdruck der loyalen Gesinnungen des Adels der Provinzen zu jener Zeit haben wir ziemlich genaue Kunde.

Der bekannte ehemalige Gouverneur von Nowgorod, Graf Joh. Jacob Sievers lebte damals verabschiedet auf seinem Gute in Livland. Sobald die Frage von Krieg oder Frieden mit Schweden entschieden war, als die Gefahr einer Invasion täglich drohender wurde, wandte sich Sievers in einem sehr langen Brief an die Kaiserin und stellte ihr vor, in welch bedenklicher Lage das Reich, die Hauptstadt, die Ostseeprovinzen sich befänden. Mit großer Ausführlichkeit behandelte er die Frage von der

*) Wir benutzen die russische Uebersetzung dieser Schriftstücke, abgedruckt bei Колотовъ, Дѣянія Екатерины II. Спб. 1811 г. Bd. III. S. 277—338. Das Original der Antwort ist von der Kaiserin deutsch geschrieben; es erschienen Uebersetzungen in französischer und russischer Sprache.

Möglichkeit, daß Petersburg durch einen Handstreich in die Hände der Feinde falle. In Bezug auf die Ostseeprovinzen sagt er: „Die Flotte Ew. Kaiserlichen Majestät wird gewiß eine feste Stellung einnehmen, um Kronstadt und die Newa zu decken. Demnach wird das baltische Meer dem Feinde offen bleiben. Est- und Livlands Küsten sind ihm wohlbekannt. Sie sind einer Landung zugänglich, wo er sie ausführen will, da er keinen Widerstand zu fürchten hat, selbst keine Feuerbaken, um seine Annäherung zu melden. Einige tausend Mann werden das Land brandschatzen, das Land aus gänzlichem Mangel an Schutz, die Städte durch die Drohung die Vorstädte anzuzünden. Unsere drei festen Plätze könnten, mit guten Besatzungen und Kriegsvorräthen versehen, die Stirne bieten. Aber da sie trotz der Mühe, die man sich in den letzten Wochen gegeben hat, der Besatzung ermangeln, sind sie beinahe Null — durch Ueberfall zu erstürmen. Die Besatzungstruppen sind vollkommen invalid, indem sie seit dreißig Jahren keine Waffen geführt und die besten nichts verstehen als Heu zu mähen. Riga allein erforderte zu seiner Vertheidigung 6000 Mann, Dünamünde 1500, Pernau 2000, Reval 3000. Das all ist nur von zwei Regimentern besetzt, denen man größere Haufen entzogen hat, und ich weiß nicht ob die Zahl der Rekruten sie ersetzt. Es ist mir schmerzlich zu glauben, aber nicht minder Ew. Kaiserl. Majestät zu sagen, daß wenn 7—8000 Mann landen, sie die beiden Provinzen und ihre festen Städte in drei Wochen einnehmen werden. Aber ich fühle noch mehr Schmerz über das Schicksal der Residenz, über den Sitz der Regierung u. s. w."

Der Brief schließt mit noch einer anderen Besorgniß, Sievers schreibt: „Ich habe immer geglaubt, ich könnte die Gesinnung eines getreuen Unterthans des Reichs mit der eines guten Livländers verschmelzen. Daher kann ich diesen Brief, welcher den Beweis meiner Anhänglichkeit liefern wird, nicht schließen ohne Ew. Kaiserl. Majestät zu versichern, daß der Adel dem Reich durch die stärksten Bande, die der Erkenntlichkeit und des Vortheils, aufrichtig verknüpt ist. Sie können auf alle, und gleicherweise auf die Städtebewohner zählen. Aber der Bauer, meistentheils von seinen Herren und dem Militair gedrückt, wartet nur auf den Augenblick, um Unordnung hervorzurufen. Ew. Kaiserl. Majestät haben aus den Unruhen nach der Auflage der Kopfsteuer ersehen, wie leicht unsere Bauern irre zu leiten sind. Einem einzigen Böswicht fiel es ein zu sagen, sie bedeute, daß ihre Köpfe durch Zahlung frei würden und Alles gerieth in Aufruhr. Wenn es unglücklicher Weise dem Feinde einstiele in seinem Manifest zu

erklären, er gebe dem Bauer die Freiheit, ſo würde jeder Herr, der nicht das Mittel fände, ſich zu retten, mißhandelt werden. Nur wenige würden verſchont."

„Ich ſchließe dieſen langen Brief mit der Verſicherung, daß, wenn ich minder ſchwächlich wäre, ich mich noch zum Dienſt anbieten würde, — doch kann ich in Wahrheit zuſagen, daß wenn es Ew. Kaiſ. Majeſtät befiehlt, ich bereit bin, wie jeder andere Livländer, Ihnen zu opfern, was mir übrig iſt an Kräften und Tagen für Ihre geheiligte Perſon und für den Dienſt des Reiches, dem mein Vaterland ſo durchaus anhänglich iſt, und dem meine Familie ihre Exiſtenz verdankt." *)

Eine ſolche loyale Geſinnung in dem Adel der Oſtſeeprovinzen bot einen auffallenden Gegenſatz zu der Rebellion des ſchwediſchen und finniſchen Adels, welcher die Gelegenheit benutzen wollte, um den König ſeiner durch den Staatsſtreich von 1772 erworbenen Rechte und Machtmittel zu berauben. Während die adeligen Offiziere im Heerlager Guſtaf's III. dem Könige den Gehorſam verweigerten, ſich zu einer Coniödention verbanden, die den polniſchen auf's Haar ähnlich ſieht, war der baltiſche Adel Rußland gegenüber zu Opfern bereit. Die Kaiſerin hatte eine Aufforderung zur freiwilligen Lieferung von Rekruten erlaſſen, und Sievers ſchreibt ihr in einem Briefe vom 18. Juli: „Was mich betrifft, ſo habe ich dem Pächter meines Gutes in Ingermannland geſchrieben, er ſolle 12 Mann auswählen, jung, ſtark, wohlgekleidet, mit Brod auf 8 Tage und 10 Rubeln zur Aufmunterung verſehen, und ſie auf der Stelle abliefern — auch noch 10 davon bezeichnen — auf ungefähr 800 Seelen, welche ich dort beſitze, die von der Papierfabrik mit einbegriffen. Wenn es die Gouvernements Nowgorod, Twer, Olonez und Pleskow auch ſo machen, ſo fände Ew. Kaiſerl. Majeſtät 40,000 Mann. Daſſelbe für Livland oder Eſtland vorzuſchlagen, wage ich nicht — wohl aber einen Aufruf an den jungen Adel und eine freiwillige Werbung freier Leute. Es fände ſich dann noch eine gute Zahl. Nach drei Hungerjahren verſpricht die Ernte gut zu werden in einigen Kreiſen, in anderen mittelmäßig. Die Heuernte iſt gut. Man hat bereits die Hälfte der Station abgeliefert, von meinem Gute allein gegen 1000 Pud. Die andere Hälfte iſt ganz fertig. Stehe Ew. Kaiſerl. Majeſtät nicht an, außer den Korustationen — ein Tſchetwerik per Kopf zu nehmen, was man nach Dorpat liefern kann — die Pleskower Schiffer

*) S. Blum, Ein ruſſ. Staatsmann II. 490, 491, 497, 498.

werden sie leicht nach Narva bringen — und sehr nothwendig ist, ein Reservemagazin zu haben. Was bin ich nicht jung und flink — und noch Gouverneur vom alten Nowgorod? Gegenwärtig ein cassirter Landrath — ist's mir nicht erlaubt, meine Mitbrüder, noch meine Mitbürger anzusprechen; denn man vermuthet uns unter der Ungnade Ew. Kaiserl. Majestät. Wenn das Collegium noch bestand, wie wären wir vor sechs Wochen alle nach Riga geflogen und hätten unsere Beschlüsse den Beweis unserer Treue geführt! Ich wiederhole es, rechnen Sie, so gedemüthigt wir auch sind, auf unsern Eifer — und unsere Anstrengungen — wenns nöthig ist, mit Gefahr unseres Lebens und unseres Guts. Sie brauchen nur zu sprechen."

Auch als die Entstehung des Anjalabundes den Feldzug in Finnland unterbrochen, die von Schweden her drohende Gefahr beträchtlich vermindert hatte, wiederholt Sievers seine Aufforderung die Truppenzahl in den Provinzen zu verstärken. Er schreibt am 18. October an die Kaiserin: „Liv- und Estland erfreuen sich einer glücklichen Ruhe — Dank sei's der Weisheit Ew. Kaiserl. Majestät und Ihrem Einfluß auf den Geist Ihrer Feinde. Bleibt mir ein Wunsch, so wäre es der, daß Sie befehlen, ein paar Tausend Rekruten sollten unsere schwachen Garnisonen verstärken, ohne die zu zählen, die man den zwei Regimentern Infanterie, welche hier stehen, liefern wird." *)

Die Besorgnisse, welche Sievers in Betreff der Ostseeprovinzen hegte, welche einem etwaigen Anfall von Seiten der Schweden keinen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen vermögten, wurden auch von anderen Zeitgenossen getheilt. Nach der Schlacht von Hochland sogar, in Folge deren die schwedische Flotte im Hafen von Sweaborg Schutz suchen mußte, meldete der Admiral Greigh nach St. Petersburg, er besorge, daß die Schweden einen Angriff auf Reval im Schilde führten.**) Auch der französische Gesandte in St. Petersburg, Graf Ségur hat es ausgesprochen, daß es für Gustaf III. ein Leichtes gewesen sei, Livland zurückzuerobern, weil es dort nur zwei Regimenter gegeben habe.***)

*) Blum, ein russ. Staatsmann II. 500. 502.

**) Tagebuch Chrapowitzki's 15. Juli: „Грейгъ опасается, чтобы Шведы не сдѣлали десанта при Ревелѣ".

***) „Rien ne lui (Gustaf) aurait été plus facile que de chasser momentanément l'impératrice de sa capitale et de reprendre la Livonie. Cette province n'était défendue que par deux régiments." Mém. et souvenirs III. 377.

Dazu kam, daß der Graf Sievers mit seiner Behauptung, daß man auf die Haltung des Bauernstandes sich nicht werde verlassen können, nur allzurecht gehabt zu haben scheint. Aus den Tagebüchern Chrapowitzki's wissen wir, daß der General-Gouverneur von Reval im Sommer des Jahres 1788 um Zusendung von einem oder zwei Regimentern bat „um die Bauern in gehöriger Ordnung zu halten, indem unter den letzteren sich solche befänden, welche sich weigerten zu arbeiten und auf die Ankunft der Schweden hofften.“ *)

Auch über die Absichten Gustaf's in Betreff der Ostseeprovinzen verdanken wir den Tagebüchern Chrapowitzki's einige Andeutungen.

Gustaf hatte den Krieg größtentheils in der Hoffnung auf die Unterstützung Englands und Preußens begonnen. Diese Mächte sahen mit großer Befriedigung in dem schwedischen Kriege ein Mittel den Siegeslauf Rußlands im Kampfe mit der Türkei zu hemmen. Ueber die Vereinbarungen, welche damals zwischen Preußen und Schweden stattgefunden haben mögen, wissen wir leider sehr wenig. Von Interesse ist in dieser Beziehung folgende Notiz aus dem Tagebuche Chrapowitzki's.

In der Schlacht bei Hochland, 4. (17.) Juli 1788, war der Graf Wachtmeister, ein Vertrauter des Königs, in Gefangenschaft gerathen. Er wurde nach Moskau transportirt, wo seine Anwesenheit bei dem dortigen Publicum großes Aufsehen gemacht haben soll.*) Die Kaiserin trug dem Polizeimeister von Moskau, Jeropkin, auf, die Bekanntschaft des gefangenen Grafen zu machen und ihn gelegentlich über die Absichten Gustafs III. auszuforschen. Dieser Auftrag ward ausgeführt, und Jeropkin konnte schon nach einigen Tagen nach St. Petersburg melden: aus den Gesprächen mit Wachtmeister ergebe sich, daß der König die Absicht gehabt habe, nicht in das russische Finnland einzurücken, ehe der König von Preußen über Kurland mit einem Heere von 60,000 Mann nach Livland eingebrochen sein werde.**)

In der That war Preußen damals nicht zu Gunsten Rußlands gestimmt. Es suchte bekanntlich Rußlands Vorgehen in der orientalischen Frage aufzuhalten; es verbündete sich mit Polen, wo der letzte Versuch zur Rettung der Selbständigkeit gemacht wurde; es machte der dänischen Intervention zu Gunsten Rußlands, welche leicht zur Einnahme Gothen-

*) Chrapowitzki 16. Juli 1788.
**) Chrapowitzki 26., 30. Juli.

burgs und zur Demüthigung Gustafs III. hätte führen können, durch Drohungen ein Ende; es unterstützte den schwedischen Krieg wahrscheinlich auch mit Geld; es bedrohte Livland. Wenn schon Sievers einen Angriff der Schweden auf die baltischen Provinzen fürchtete, der Schweden, deren Heer während des ganzen Krieges in allen seinen Theilen nicht viel mehr als 30,000 Mann betrug, wie viel mehr war von dem Einrücken der Preußen mit einem Heere von 60,000 Mann in die baltischen Provinzen zu besorgen, wo es nur Alles in Allem ein Paar russische Regimenter gab. Die Opferwilligkeit der baltischen Provinzen hätte schwerlich zu ihrem Schutze hinreichende Mittel geliefert. Wohl schrieb Katharina an Potemkin mit einiger Befriedigung: der Adel und die übrigen Einwohner der Insel Oesel hätten sich erboten eine Miliz auszurüsten, nur bäten sie um 200 Flinten und um Pulver*), aber solche einzelne patriotische Kundgebungen hätten schwerlich genügende Resultate ergeben, wenn es gegolten hätte, den Preußen entgegenzutreten.

Im Herbst 1788, als Gustaf gleichzeitig von der Opposition der finnischen und schwedischen Officiere und von Dänemark bedrängt wurde, als Rußlands Lage sich dadurch wesentlich gebessert hatte, tauchten lebhafte Besorgnisse vor einem Kriege mit Preußen auf. Der kaiserliche Gesandte in St. Petersburg, Cobenzl, erhielt die Nachricht, daß Preußen die Absicht habe mit 13,000 Mann in Schwedisch-Pommern, mit 30,000 in Holstein und mit 60,000 in Livland einzubrechen „um den Schweden zu helfen.“**) Die gereizte Stimmung zwischen den Cabinetten von Berlin und St. Petersburg stieg, und je erfolgreicher Luccheſini in Polen gegen Rußland agitirte, desto wahrscheinlicher erschien ein Bruch zwischen beiden Mächten, desto bedrohter erschien Livland.

Aber die Gefahr ging vorüber und der Krieg mit Preußen unterblieb. Die Besorgniß, daß die Preußen Livland angreifen würden, erneuerte sich im Laufe des Krieges wohl noch einmal, aber zunächst mußte man darauf bedacht sein die Ostseeprovinzen gegen Schweden zu schützen.

In dem Feldzuge des Jahres 1789 geschah nichts die baltischen Provinzen besonders Bedrohendes. Auch in der Hauptstadt fühlte man

*) Соловьевъ, Паденіе Польши. Katharina spöttelt über das Anerbieten der Bewohner von Oesel, indem sie in dem Briefe an Potemkin bemerkt: „Du wirst sagen, wohin das Pferd mit seinem Hufe hinkommt, dahin will auch der Krebs mit seiner Scheere,“

**) Tagebuch Chrapowitzki's.

sich sicherer als im vergangenen Jahre. Der König selbst scheint nicht ernstlich an eine Landung an der baltischen Küste gedacht zu haben. Eher hatte er eine Landung in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt, etwa bei Oranienbaum im Sinne. Man erzählte wohl von ihm, er habe, als während des Feldzugs von 1788, es in Finnland an den allernothwendigsten Lebensmitteln und sonstigen Vorräthen fehlte, die Aeußerung gethan: „Nie war es meine Meinung nach Livland zu gehen, aber wenn wir uns hier nicht halten können, so bleibt uns nur dieser Ausweg.“*) Als nach der Schlacht bei Oeland (Juli 1789) der Admiral Tschitschagow ostwärts segelte, angeblich um Livlands Küsten zu schützen, scheint die Kaiserin damit unzufrieden gewesen zu sein, indem sie eine Erneuerung der Schlacht, welche kein bestimmtes Ergebniß geliefert hatte, wünschte, während ihr die den baltischen Provinzen drohende Gefahr sehr gering erschien.**) In dem ganzen Feldzuge verließ die schwedische Orlogsflotte den Hafen von Karlscrona nur auf ganz kurze Zeit. Die Galeerenflotten operirten in der Nähe von Frederikshamn und somit erschienen die baltischen Küsten nicht weiter bedroht.

Die Gefahr von Preußens Seite erschien der Kaiserin im Frühling des Jahres 1790 wieder größer als je. Preußen war offenbar unzufrieden mit den Forderungen, welche Rußland als Bedingung des Friedens mit Schweden aufstellte. Wieder erwartete man eine Diversion zu Gunsten Gustafs, einen Einfall in Livland. Am 13. Mai 1790 schreibt Katharina an Potemkin: „Es quält mich unsäglich, daß wir in der Nähe von Riga nicht genug Truppen zum Schutze Livlands gegen preußische und polnische Einfälle bereit stehen haben. Stündlich kann man jetzt solchen Einfällen entgegensehen.“ Ein anderes Mal schreibt sie: „Wenn wir in Livland auch nur ein Corps von 20,000 Mann hätten, dann wäre man über alle Gefahr hinaus und auch die Veränderung in Polen käme leichter zu Stande.“ ***) Aber ein Heer von 20,000 Mann war damals für die Ostseeprovinzen nicht aufzutreiben und es war ein Glück, daß Preußen in der letzten Stunde noch einlenkte, in seinen Beziehungen zu Schweden kühler wurde und somit den Krieg in Livland aufgab. In dem schwedischen Feldzuge von 1790 zeigte sich dann auch, daß, wenn auch im Fall eines

*) Malmanen, Anjala förbuudet. Stockholm 1848. S. 81, 83.

**) Chrapowitzki, 16. August 1789.

***) Соловьевъ, Паденіе Польши ,200. 201.

Bruches mit Preußen für die Ostseeprovinzen Alles zu fürchten gewesen wäre, für dieselben von Schwedens Seite sehr wenig zu fürchten war.

Der Fall, den Sievers im Sommer 1788 gefürchtet hatte, trat ein. Im Jahre 1790 haben die Schweden eine Landung versucht. Es war ein kühner und gelungener Handstreich einer kleinen Anzahl schwedischer Krieger, der in den ersten Frühlingstagen des Jahres 1790 versucht wurde.

Nach einem überaus milden Winter setzten die Schweden Alles daran den Feldzug möglichst früh zu eröffnen. Schon am 1. (12.) März segelten zwei Fregatten unter dem Oberbefehl des Capitains Freiherrn Rud. Cederström aus Karlscrona ab. Am 5. (17.) trafen sie bei Hangö Udd ein und richteten von da sofort ihren Lauf nach Baltischport, wo sie unter holländischer Flagge anderen Tages einliefen. Plötzlich hißte man die schwedische Flagge auf und unter dem Feuer der Geschütze von beiden Fregatten wurde die Mannschaft an's Land gesetzt. Alsbald waren die Festungswerke mit stürmender Hand eingenommen. Indem das Feuer von den Schiffen die Stadt bedrohte, wurde der Widerstand der Einwohner verhindert. Der Capitulation zufolge, welche nun abgeschlossen wurde, mußten alle an dem Ort befindlichen Magazine zerstört werden. Ansehnliche Vorräthe von Munition, Kleidungsstücken, Schiffsbauholz und Lebensmitteln wurden verbrannt; 49 Kanonen wurden vernagelt. Man schätzte den Verlust der Russen auf 1 Million Thaler. Die Stadt selbst mußte sich verpflichten, eine Brandschatzungssumme von 5000 Rubeln zu zahlen.*)

Der Vorfall war verhältnißmäßig unbedeutend, aber er machte als die Nachricht davon nach St. Petersburg kam, doch einen sehr peinlichen Eindruck. Eine Handvoll Schweden hatte eine Festung überrumpelt. Die schwedischen Officiere wurden belohnt; der Leiter der Expedition erhielt außer dem Majorsrang noch den Schwertorden. Von irgend welchen bedeutenden Folgen war diese Einnahme Baltischports nicht gewesen. Die kleine Schaar hatte sich in der Festung nicht halten können. Der Commandant suchte aus der Umgegend Hülfe heranzuziehen. Noch an dem Abend desselben Tages ging die schwedische Mannschaft wieder an Bord der beiden Fregatten und segelte wieder nach Hangö Udd zurück. Die Russen waren mit dem empfindlichen Verlust an Geld und Geldeswerth,

*) Schantz, Historia öfver kriget emellan Sverige och Ryssland. Stokholm 1818 II. 7—9. Horst, Geschichte des letzten Krieges ꝛc. 1797, spricht von 54,000 Tonnen Getreide, die vernichtet wurden, S. 771.

und mit dem Schreck davongekommen. Daß der letztere nicht gering gewesen sein kann, geht schon aus dem Umstande hervor, daß einem zeitgenössischen Berichte zufolge die damals in Baltischport anwesenden Sträflinge (die Stadt war schon seit längerer Zeit ein Verbannungsort) zur Theilnahme an dem Kampfe mit den Feinden zugelassen wurden. Zwei Brüder Sanowitsch, welche wegen Falschmünzerei zur Strafarbeit verurtheilt, dort lebten, thaten sich bei dieser Gelegenheit „durch besonderen Eifer und kluge Rathschläge" so hervor, daß sie nach dem Abzug der Feinde Erlaß der weiteren Strafe und die Erlaubniß zur Auswanderung in's Ausland erhielten.*)

Die Kaiserin Katharina II. war unzufrieden. Am 9. März schreibt Chrapowitzki in sein Tagebuch: „Es ist ein Courier aus Reval angekommen: schwedische Kriegsschiffe sind bei Baltischport vor Anker gegangen, die Schweden machen eine Landung, „den ganzen Morgen gab es einen Wirrwarr."**) Am 10. März heißt es in dem Tagebuche: „Die Kaiserin sehr unzufrieden, sagte mir: „„Jetzt werden die Schweden prahlen, der Taugenichts de Roberti und der Commandant von Baltischport haben capitulirt; die Magazine sind verbrannt, die Kanonen vernagelt; die Stadt hat 4000 Rbl. bezahlt. Die Schweden sind sogleich wieder zurückgefahren. Was hat er denn gerettet? möchte ich gern wissen!.. doch wohl nur sich allein. Ein Russe hätte das nicht gethan. Welch ein Unterschied zwischen ihm und Kusmin in Nyslott."" "***) Der Unmuth mag sich noch gesteigert haben, als man in St. Petersburg erfuhr wie unbedeutend die Zahl der bei Baltischport gelandeten Schweden war. Nach einem Berichte, den N. J. Soltykow erhielt, sollten es nur 40 Mann gewesen sein, während die Schweden selbst von etwas über 100 sprechen.†)

Einige Wochen später ereignete sich ein Zusammenstoß der russischen Flotte mit der schwedischen, welcher leicht ernsthafte Folgen für die erstere

---

*) Engelhardts Memoiren im Русскій Вѣстникъ XIX. S. 144.

**) „Во все утро сумятоха;" doch wohl im Palais der Kaiserin.

***) Chrapowitzki's Tagebuch; der Commandant von Nyslott, Kusmin, hatte nur einen Arm; man erzählte von ihm, er habe, zur Capitulation aufgefordert, geantwortet, er habe nur einen Arm, und derselbe sei mit dem Degen beschäftigt, so daß er nicht öffnen könne. Er ist der Greis im 3. Aufzuge der Posse Gore Bogatyr, s. meinen Aufsatz in der Baltischen Monatsschrift 1867, October.

†) Записки Храповицкаго; Schantz l. c. 8. „landsattes 55 Mann från hvar dera Fartyget."

und auch für die baltische Küste hätte haben können. Die Schweden hatten es auf einen ernstlichen Angriff auf das bei Reval stehende Geschwader unter Admiral Tschitschagow abgesehen. Am 19. (30.) April hatte der Herzog Carl von Südermannland mit der schwedischen Flotte den Hafen von Karlscrona verlassen und segelte geradeswegs auf Reval los. Die gewaltigen Rüstungen Schwedens zur See hatten schon während des Winters Rußlands Besorgnisse erregt. Jetzt als man in St. Petersburg von der Annäherung der schwedischen Flotte, von der Bedrohung Revals und der russischen Flotte hörte, war man in die äußerste Unruhe versetzt. Tschitschagows Geschwader bestand aus 10, des Herzogs Flotte aus 26 Segeln. Chrapowitzki schreibt, daß die Kaiserin in lebhaftester Besorgniß fast die ganze Nacht nicht geschlafen und daß der Graf Besborodko geweint hätte. Die Schweden hatten ganz genaue Erkundigungen über die in Reval überwinternde Flotte eingezogen. Sie hatten erfahren, daß die Besatzungen der Schiffe nur schwach seien.*) Man hatte sich erkundigt, ob unter den Officieren viele Engländer und Dänen sich befänden, ob die Revaler Flotte für Takelwerk und Proviant auf Zufuhr aus Kronstadt angewiesen sei oder ob dieselbe sich mit allem Nöthigen an Ort und Stelle versehen könne, und endlich ob an der Küste Batterien angelegt seien. Der letztre Punkt trug wesentlich zur Entscheidung der Schlacht bei, die nun bei Reval stattfand; über denselben waren die Schweden offenbar nicht genügend unterrichtet.

Offenbar war, wenn die Schweden siegten, die Stadt in der allergrößten Gefahr. Ein solcher Ausgang war nicht unwahrscheinlich, wenn man bedachte, daß Tschitschagow mit 10 Linienschiffen und 1 Fregatte den Angriff von 22 Linienschiffen und 4 Fregatten auszuhalten hatte. Wenn schon Greigh nach der Schlacht bei Hochland (1788) es für wahrscheinlich gehalten hatte, daß die Schweden Reval angreifen würden, wie viel mehr mochte jetzt für die Stadt zu fürchten sein.

Tschitschagow hatte zunächst den Vortheil, daß der Angriff der Schweden ihn nicht unvorbereitet traf: er hatte von der Annäherung der schwedischen Flotte durch ein neutrales Kauffartheischiff Nachricht erhalten, welches kurz vorher in Reval eingetroffen war; er hatte ferner während der Schlacht

*) S. Sprengtportens in Kopenhagen eingezogene Erkundigungen bei Schantz II. 193—198.

das Glück, daß der Wind den Schweden nicht günstig war und indem er die schwedische Schiffe zur Seite bog, die Wirkung ihrer Geschütze abschwächte oder unschädlich machte; er ward endlich von den Batterien am Ufer unterstützt, von deren Dasein und Lage die Schweden nicht genügend unterrichtet waren. Die Schweden zogen ab; das Geschwader Tschitschagows, die Stadt waren gerettet. Die Kaiserin war freudig überrascht; Chrapowitzki schreibt, sie habe vor Freude einen rothen Fleck an der Wange gehabt.*)

Die Kriegsereignisse hatten nach dieser kurzen Episode ihren Schauplatz vornehmich in der Nähe von Kronstadt, dann bei Wiborg, endlich bei Frederikshamn. Eine Reihe von Seeschlachten mit abwechselndem Glücke zeigte, daß beide Mächte eine eigentliche Entscheidung nur zur See zu erwarten hatten. Die kleinen Scharmützel im russischen Finnland bedeuten nichts im Vergleich zu den gewaltigen Anstrengungen, welche beide Mächte aufboten, um durch Seesiege den Gegner zu demüthigen. Alle Pläne der Schweden durch Landungen in der Nähe der Hauptstadt den Frieden zu erzwingen fielen zu Boden, und die Gefahr einer Landung der Schweden in den Ostseeprovinzen unterblieb vollends. Auch die Hoffnung Gustaf's daß Preußen eine bewaffnete Intervention ausführen werde, scheiterte. Als Gustav im Frühling 1790 mit Feldzugsplänen beschäftigt war, sprach er in einem Briefe die Hoffnung aus, daß Katharina aus dem südöstlichen Finnland Truppen nach Petersburg ziehen werde, um dieselben rasch gegen Livland verwenden zu können, das von den Bewegungen der Preußen bedroht sei.**)

Solche Hoffnungen waren eitel. Die Ostseeprovinzen blieben unbedroht. Sie litten wohl wirthschaftlich in dieser Zeit unter den Folgen der Kriegszeit überhaupt. Zum Kriegsschauplatze wurden sie nicht.

Wir schließen unsere Skizze, indem wir eine Zeitungsnotiz mittheilen, welche vielleicht eines Commentars bedarf. In der russischen St. Peters-

---

*) S. d. Tagebuch Chrapowitzki's Anfangs Mai. Auch d'Aquila II. 288 meint, die Schweden hätten von den Strandbatterien nicht genügende Kenntniß gehabt. Bei Schanz II. heißt es in dem vom schwedischen Gesandten in Kopenhagen, Sprengtporten, unterschriebenen Actenstücke, daß es auf Nargen keine Batterien gebe, dagegen auf einer näher bei Reval gelegenen Insel gebe es 20 Kanonen von Invaliden bedient.

**) S. Gustaf's Brief an den Grafen Stedingk vom 2. März 1790. Mém. de Stedingk. II. 236.

burger Zeitung findet sich eine Nachricht aus Kurland vom 24. October 1788 folgenden Inhalts: „Viele Schweden, welche während des Krieges gezwungen waren sich aus Livland zu entfernen, treiben sich in unsern Dörfern umher und betteln. An eine Rückkehr in ihr Vaterland denken sie nicht, weil ihrer dort kein besseres Schicksal harrt.“ *)

A. Brückner.

*) С.-Петерб. Вѣд. 1788. стр. 1359.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 25. Januar 1869.

Redacteur G. Berkholz.

Zur livländiſchen Landtagsgeſchichte des 18. Jahrhunderts.

1. Nach der Conquête.

Der entſetzliche Zuſtand, in welchen Liv- und Eſtland zur Zeit des nordiſchen Krieges gerathen waren, iſt zu häufig und zu ausführlich geſchildert worden, als daß dieſe Blätter aus der Landtagsgeſchichte des Zeitabſchnitts der „ruhmreichen Conquête dieſes Herzogthums durch ſeine großzaariſche Majeſtät“, nöthig hätten durch eine Schilderung des namenloſen Jammers eingeleitet zu werden, in dem unſer Vaterland ſich befand, als es von Peter dem Großen in Beſitz genommen wurde. Wer wüßte nicht, daß der vieljährige Kampf der gegen Schweden verbündeten Dänen, Sachſen, Polen und Ruſſen vornehmlich auf livländiſcher Erde ausgekämpft worden war, daß die grimmen Begleiter des Krieges, Peſt und Hungersnoth, Menſchen und Thiere zu Tauſenden hingerafft hatten, daß der bereits durch die Reduction ruinirte Adel an den Bettelſtab gebracht war, ſeine Bauern hungernd in den Wäldern umherirrten, nachdem ihre Wohnungen verbrannt, ihre Felder verwüſtet worden, daß die Stätte, auf der Dorpat geſtanden, mit einem rauchenden Trümmerhaufen bedeckt war, von den zehn Predigern Rigas nur einer die Belagerung dieſer Stadt überlebt hatte, auf je fünf Landkirchſpiele im Durchſchnitt nur ein Prediger kam, — daß mit einem Worte Noth und Jammer den höchſten überhaupt denkbaren Grad erreicht hatten. Man braucht nur unſeres alten Conrad Gadebuſch Jahrbücher aufzuſchlagen oder A. Pohrts verdienſtvolle Abhandlung über den Bürgermeiſter Brockhauſen zur Hand zu nehmen um ſich im Einzelnen über dieſes traurigſte Capitel der livländiſchen Landesgeſchichte zu unterrichten.

Und der Zeitabschnitt, der in dieses Kapitel hineingehört, erstreckt sich weit über das eigentliche Jahrzehnt der „Conquête" hinaus; so tief hatten die Leiden und Prüfungen der Kriegszeit in das Fleisch unseres öffentlichen Lebens geschnitten, daß fast ein halbes Jahrhundert verging, ehe das Land sich nur einigermaßen aus der Apathie aufraffen konnte, in welche es versenkt worden war. Orientiren wir uns, ehe wir dem Gang der Ereignisse, die dieses langsame Erwachen bedingten, zu folgen versuchen, zunächst über die Namen der Männer, welche damals an der Spitze des Landes und seiner Verwaltung standen.

Erster General-Gouverneur Livlands nach der Unterwerfung unter das russische Scepter war der Eroberer des Landes Graf Scheremetjew (1710 bis 1712) wegen seiner Verdienste mit den Gütern Alt- und Neu-Pebalg belohnt, die noch gegenwärtig im Besitz seiner Nachkommen sind. Ihm folgte schon im Jahre 1712 der Fürst Alexander Menschikow, einer der vertrautesten und einflußreichsten Diener und Genossen Peters. Beiden Männern stand der Geheimrath Johann Gerhard Baron Löwenwolde als kaiserlicher Plenipotentiaire zu Seite. Da die genannten russischen Würdenträger den livländischen Verhältnissen fremd waren, weder die Einrichtungen noch die Sprache der neuen Provinz kannten und überdies mit Leitung der militärischen Angelegenheiten überbeschäftigt waren, lag die Civilverwaltung hauptsächlich in den Händen Löwenwoldes. Er bereitete die freilich erst 10 Jahre später aufgenommenen Arbeiten der Restitutionscommission vor, welche das durch die Reduction gestiftete Unheil wieder gut machen und die verwirrten ländlichen Eigenthumsverhältnisse ordnen sollte, er verhandelte mit dem Adel über die Wiederaufrichtung des alten Landesstaats, vermittelte die Bestätigung der Privilegien und Verträge, von ihm gingen die Anträge an den Landtag aus, er sorgte dafür, daß die einzelnen Stände und Corporationen zu den General-Gouverneuren in Beziehung traten u. s. w. Nur mit dem Steuerwesen scheint Löwenwolde nichts zu thun gehabt zu haben; da es sich vornehmlich um Fouragirungen und Schießstellungen für die Armee handelte, mußten die Stände über die einschlägigen Fragen mit den Oberbefehlshabern direct verhandeln. Zudem war der Plenipotentiaire sehr häufig abwesend und an das wegen des Krieges beständig gewechselte kaiserliche Hoflager gebunden; nach Wiederherstellung der alten Verfassung und des früheren Besitzstandes griff er nur noch ausnahmsweise in die livländischen Angelegenheiten ein, zumal dem Lande seit dem Jahre 1713

in der Person des Fürsten Dimitri Michailowitsch Galizyn ein besonderer Gouverneur (Civil-Gouverneur) bestellt worden war. Als Galizyn im Jahre 1719 ausschied, erhielt er zunächst keinen Nachfolger. Wenige Jahre später fand im General-Gouvernement ein Wechsel statt; dasselbe wurde 1719 dem General-Feldmarschall Fürsten Nikita Iwanowitsch Repnin übertragen, der indessen schon am 3. Juli 1726 verstarb, interimistisch einen General de Bohn (Juli 1726 bis 25. Januar 1727) zum Nachfolger erhielt, und dann durch den General-Kriegscommissär Tschernyschew ersetzt wurde, an dessen Stelle im Jahre 1730 Graf Peter de Lacy trat, der zwanzig Jahre lang im Amte blieb. Die beiden letztgenannten Männer führten indessen nur den Titel Gouverneur; das Prädikat des General-Gouverneurs erhielt Graf Lacy erst im Jahre 1741, als er bereits elf Jahre lang im Amte war. Als Vice-Gouverneure fungirten 1713 General Korsakow, 1719 Brigadier Wojeikow, 1721 Generalmajor Wildemann, 1727 Generallieutenant Balk, 1734—36 Generallieutenant v. Hochmuth, 1736 Generallieutenant v. Bismark, 1742 Jeropkin, 1743 Fürst Dolgoruki.

Diesem häufigen Wechsel in der Oberverwaltung Livlands, der an und für sich schon ein Uebelstand war und eine systematische Reorganisationsarbeit so gut wie unmöglich machte, liefen fortwährende Veränderungen in den wichtigsten Landesämtern parallel. Georg Reinhold von Tiesenhausen, der im Juli 1710 Namens der Ritterschaft mit Scheremetjew die Accordpunkte vereinbart hatte, nahm schon wenige Tage später Krankheit halber seinen Abschied vom Landmarschallsamt; sein Nachfolger Johann Albrecht Baron Mengden fungirte nur sechs Monate lang und übergab den Stab im December 1710 dem Obristlieutenant Magnus Gustav von Mengden. Zwei Jahre später wurde Magnus von Plater Landmarschall, 1717 trat provisorisch von Richter, 1721 Gotthard Wilhelm von Budberg ein, von 1727 bis 1730 bekleidete Gotthard Wilhelm von Berg, von 1730 bis 1737 Caspar Friedrich von Buddenbrock das Landmarschallsamt — binnen 27 Jahren war acht Mal gewechselt worden, was um so auffälliger erscheint, als zwei Landmarschälle je 7 Jahre im Amte waren, die vierzehn anderen Jahre sich somit auf sechs verschiedene Personen versplittern. — Auch in der kirchlichen Oberverwaltung war in dem Jahre der Capitulation eine wichtige Veränderung vorgegangen; da der bisherige General-Superintendent Dr. Gabriel Skragge (ein Schwede, der vorher das Amt des Prokanzlers der Dorpat-Pernauer Hochschule

bekleidet hatte) während der Belagerung Rigas verſtorben war, berief das Landraths-Collegium „ſammt Einigen von der Nobleſſe“ den wohlgelahrten Narwaer Compaſtor Magiſter Heinrich Bruiningk zum Leiter des livländiſchen Kirchenweſens, einen Mann der als Fremder in das Land kam und ſich binnen Kurzem ſo große Verdienſte um daſſelbe erwarb, daß der Rath der Stadt Riga ihn ſchon im Jahre 1711 zum Oberpaſtor und Beiſitzer des Stadtconſiſtoriums, ſpäter auch zum Inſpector der Domſchule ernannte. Seinen Zeitgenoſſen galt Bruiningk nicht nur für einen ausgezeichneten Adminiſtrator und Förderer des Unterrichtsweſens, ſondern zugleich für einen Kanzelredner erſten Ranges. „Wir hörten an ihm,“ heißt es in einer von Hupel mitgetheilten zeitgenöſſiſchen Denkſchrift, „ſowohl von dem Lehrſtuhl als bei Freuden- und Trauerfällen in dem bündigen und kettenähnlichen Zuſammenhange ſeine geiſtlichen Reden einen Baſilium und ſahen zugleich auch in dem ernſten Vortrag einen großen Gregorium; der liebliche Strom ſeiner leichtfließenden Lehren ſtellte uns einen Chryſoſtomum und die mit Salz gewürzte geiſtliche Schärfe einen Athanaſium vor.“ Bei dem Kaiſer ſtand der livländiſche General-Superintendent in ſo hohem Anſehen, daß er zwei Mal „nach Hof“ berufen wurde und im Jahre 1719 auf Wunſch Peters mit dem Archimandriten Theodoſius einen lateiniſchen Briefwechſel über die Verſchiedenheiten zwiſchen der lutheriſchen und der griechiſchen Kirche unterhalten mußte.*)

Der erſte livländiſche Landtag zu ruſſiſcher Zeit wurde ſechs Monate nach der Capitulation, am 8. December 1710 eröffnet. Die Einladung dazu war von Löwenwolde ausgegangen und mittelſt „offenen Patents vom 12. November“ erfolgt. Schwediſchen Brauch gemäß wurde die Verſammlung am 7. December zu Riga „mit Trompeten- und Pankenſchall öffentlich ausgeblaſen“; am 8. fand die förmliche Eröffnung ſtatt. Wo dieſer Landtag abgehalten worden, iſt nicht zu erſehen; der Receß redet von der „Landſtube“, wir wiſſen aber, daß dieſe während der Belagerung zerſtört worden war und daß die folgenden Landtage in des Herrn Statthalters Strohkirch zu dieſem Behuf gemiethetem Hauſe abgehalten werden mußten. Möglich, daß man ſich bis zur Beſchaffung der Mittel zu einem

*) Nach Bruiningks Tode wurde deſſen Wittwe Martha Hedwig geb. v. Liljengreen im Jahre 1740 nach St. Petersburg berufen, um als Hofmeiſterin die Erziehung des Kaiſers Joann III, zu leiten.

Neubau — die bekanntlich der Kaiſer vorſchoß — in den Ruinen des alten Gebäudes behalf.

Gleich die erſte Handlung des December-Landtags von 1710 iſt von Intereſſe; ſie beweiſt, daß damals die Scheidung zwiſchen „Mitbrüdern“ und anderen deutſchen Landeskindern lange nicht ſo ſchroff war wie ſpäter und beſtätigt den in neuerer Zeit häufig aufgeſtellten Satz, daß die ritterſchaftliche Ausſchließlichkeit des livländiſchen Adels ſich erſt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, namentlich nach Feſtſtellung der Matrikel, ausbildete und weſentlich dadurch begünſtigt wurde, daß es in Rußland nur einen politiſch berechtigten Stand, den Adel, gab. An Stelle des zum Aſſeſſor des Dörptſchen Landgerichts ernannten Joh. Friedr. v. Schultzen wurde dem Aſſeſſor Caspar Wilcken das Amt des Ritterſchaftsſecretairs (Landſecretairs) angetragen „weilen derſelbe nicht nur die meiſte Notice von den Ritterrechten und Gewohnheiten des Landes hätte, ſondern auch als ein Eingeborener ſich nicht entziehen könne“. Es half Herrn Wilcken nichts, daß er ſich ſträubte, Unbekanntſchaft mit „denen privilegiis“ vorſchützte und ſeine Nichtzugehörigkeit zur Matrikel zur Sprache brachte; da „anitzo Niemand vorhanden, der zu dieſem Werk gebraucht werden könnte“ ſo mußte er nachgeben. Dann ſchritt man zur Landrathswahl, einem Werk, das um ſo wichtiger war, als ſeit der Suspenſion der alten Verfaſſung kein Landraths-Collegium beſtanden hatte und die Wiedereinrichtung deſſelben den Anfang zur Wiederherſtellung des Provinzialſtaats machte. Bei der Wahl kam es zu einem kleinen Conflict, weil der Verſuch gemacht wurde, die beiden Rigaer Deputirten auszuſchließen; mit Hülfe des anweſenden Regierungsraths*) von Vietinghof, konnten dieſe ihr altes Recht wenigſtens vorläufig zur Geltung bringen. Ein ähnlicher Streit hatte zum letzten Mal im Jahre 1662 ſtattgefunden, als die Stadt Riga ſich gefallen ließ, daß im Receß verſchrieben wurde, ihr Vertreter ſei bloß „nomine bonorum terrestrium civitatis Rigensis“ erſchienen, und dadurch gleichſam auf die Anerkennung ihres alten landſtändiſchen Rechtes verzichtete.

*) Die Stellung der Regierungsräthe in dieſer Zeit iſt eine ganz eigenthümliche, da es vor dem Jahre 1783 in Livland keine Gouvernements-Regierung gab. Die Regierungsräthe ſcheinen Rathgeber des General-Gouvernements geweſen zu ſein, gehörten regelmäßig der Ritterſchaft an und waren ſehr häufig zugleich Landräthe. Im Jahre 1711 ſcheint der Adel ſogar angenommen zu haben, daß es keiner beſondern Regierungsräthe bedürfe, da der General-Gouverneur ſich bei den Landräthen Rath holen könne.

Das Hauptereigniß dieses Landtags war die Rede, welche der kaiserliche Plenipotentiaire am 14. December hielt, um die Wiederherstellung der alten Verfassung und die Befreiung von dreißigjährigen Leiden durch Gottes und Sr. Großzaarischen Majestät Gnade zu feiern; an diese Rede schlossen sich verschiedene Propositionen, welche die Bewilligung von „Vivres“ und Holz für die garnisonirenden Truppen und die rechtzeitige Vorbringung von Privilegien und Besitztiteln zum Gegenstand hatten. Sodann wurden die vereinbarten Accordpunkte verlesen und diejenigen Landtagsglieder zur Eidesleistung aufgefordert, welche das „Homagium noch nicht prästirt hätten“. Nachdem statt der 300 Ochsen, welche Scheremetjew zum Weihnachtsfest für seine Garnison verlangt hatte, wegen der allgemeinen Verarmung nur 100 Kühe bewilligt und eine Steuer im Betrage von 1 Thaler Alberts per Haken (die Arrendatoren zahlten 1 Gulden Alb. per Haken, die Pfandhalter je 6 Thaler von jedem Tausend des gezahlten Kaufschillings) ausgeschrieben worden war, schritt man auf Antrag des Plenipotentiaires zur Wahl der Richter und Landesämter, welche Se. Großzaarische Majestät wieder besetzt wissen wollte. So groß war die Verwirrung im Lande, daß Niemand wußte, ob der bisherige Consistorial-Präsident Plater noch am Leben sei, und daß bis zu festgestelltem Thatbestande ein Verweser dieses wichtigen Amtes gewählt wurde; auch bezüglich der Bestimmungen über die Wahlämter war die Tradition verloren gegangen: Löwenwolde hatte beantragt die Richterposten durch Wahlen seitens der Landräthe, des Landmarschalls und „Einiger von dem Corps“ vornehmen zu lassen, obgleich gewisse Wahlen von der gesammten Versammlung, andere von den Kreisen zu vollziehen waren; ebenso wenig wußte man genauen Bescheid darüber, wem die Wahl des General-Superintendenten zukomme. So groß war noch das Gefühl allgemeiner Unsicherheit, daß die Landtagsglieder, welche zum Weihnachtsfeste nach Hause reisen wollten, Stunden lang an den Thoren aufgehalten wurden und ihre Degen abgeben sollten; allgemein waren die Klagen über die Gewaltthaten der Kosaken, „welche gänzlich aus dem Lande geschafft werden sollten“.

Wir übergehen die Einzelheiten der Verhandlungen, welche den nach Neujahr 1711 wieder eröffneten Landtag bis zum 31. Januar beschäftigten; die Gegenstände um welche es sich handelte, waren immer neue Requisitionen für die Armee, Bedenken und Verhandlungen über die einzelnen Privilegienpunkte (der Hauptsache und den gewonnenen Resultaten nach sind dieselben aus der Schrift: „die livländischen Landesprivilegien und

deren Confirmationen" bekannt), endlich „allerhand" Desiderien und Beschwerden gegen die Stadt Riga, wesentlich darauf abzielend, das auf P. 17 der Privilegien begründete ausschließliche Recht des Adels auf den Besitz von Landgütern zur Geltung zu bringen und möglichst auch die bürgerlichen Pfandhalter aus der Welt zu schaffen. Löwenwolde gegenüber wurde u. A. geltend gemacht, daß viele Nobiles von der Stadt-Kasse ansehnliche Summen zu fordern hätten und es, da Rath und Gilden für dieselben hafteten, am Einfachsten sei, „daß solcher Cavent die adeligen Schulden von der Stadt-Kasse abnimmt, hingegen dem Edelmann sein Pfandgut wiedergiebt", — ein summarisches Verfahren, auf welches der Plenipotentiaire, unter Berufung auf die der Stadt garantirten Capitulationspunkte, nicht eingehen zu können erklärte. Wir übergehen das Detail dieser widrigen Händel, an denen man trotz der eben erfahrenen schweren Drangsale mit eherner Consequenz festhielt, und erwähnen nur noch, daß ritterschaftlicher Seits das adlige Privilegium, über „Bauern und Domestiquen" Criminal- und Civil-Jurisdiction zu exerciren, nur sehr mühsam conservirt wurde, da Löwenwolde, der der Ritterschaft im Uebrigen sehr geneigt war, auf das Entschiedenste erklärte, seiner Meinung nach müsse die Criminaljustiz (weil aus Jähzorn und andern Affecten eine Herrschaft leicht zu weit gehen könne) den Gerichten überwiesen werden und er werde dem Anspruch des Adels in diesem Punkt seine „Recommandation" nicht zu Theil werden lassen. Das gleiche Schicksal scheint die „Vorstellung" gehabt zu haben: daß die kleinen Städte am besten prosperiren würden, wenn einer von den Herren Landräthen die Direction darüber hätte. Den Enkel, der diesen Verhandlungen heute nachgeht, will es oft bedünken, die Politiker von 1710 hätten absichtlich alle diejenigen bösen Vermächtnisse schwedischer Zeit in die neue Aera mit hinüber nehmen wollen, welche dieselbe für das kommende Jahrhundert — und leider über dieses hinaus — vergiften sollten! Das Verhältniß zum Bürgerthum und die Lage des Bauernstandes — aus diesen beiden Quellen stammt alles Uebel, welches den Adel während der nächsten Jahrhunderte heimsuchen sollte, und doch wurde in keinem Punkte so nachdrücklich und consequent auf die Erhaltung des Herkommens hingearbeitet, wie in jenem! Die drei und zwanzig Desideria humilissima, welche nach Schluß des Landtags dem Kaiser übergeben werden sollten, enthielten in wunderlichem Gemisch und in einem Athem das Verlangen nach Bürgschaften für ein eignes Obertribunal, deutsche Verwaltung, Herstellung der Universität und

Prätensionen auf ausschließliches Güterbesitzrecht, Freiheit der adligen Häuser in den Städten von Abgaben und Zöllen! Charakteristisch genug wird der Reigen dieser Desiderien mit der Berufung auf das neu errungene ausschließliche Güterbesitzprivilegium „als der edelsten und fundamentalsten Landesfreiheiten eine" und dem Anspruch eröffnet, daß den Edelleuten entweder ihre städtischen Ausstände „prompt gezahlt" oder dieselben in die verpfändeten Güter „à 10 de centum" eingewiesen würden.

Ueber den nächsten im Juli 1712 abgehaltenen Landtag können wir nur auf Grund der spärlichen Mittheilungen Bericht erstatten, welche Gadebuschs Jahrbücher enthalten; den bezüglichen Receß einzusehen hat der Referent (der diese Gelegenheit wahrnimmt dankbar die Liberalität anzuerkennen, mit welcher ihm im ersten Halbjahr 1867 die Benutzung der alten Landtagsrecesse verstattet worden) zufällig keine Möglichkeit gehabt. Von Wichtigkeit ist dieser Landtag (der zum Theil dem Abschluß der Arbeiten für Wiederherstellung der alten Verfassung gewidmet war) dem Lande, wie der Ritterschaft dadurch geworden, daß er zur Einrichtung der ersten regelmäßigen Post in Livland und Leitung derselben durch die Ritterschaft führte — einem Institut, daß wie es scheint, von Hause aus bedeutende Opfer der adligen Gutsbesitzer in Anspruch nahm. „In diesem Jahre," heißt es bei Gadebusch, „ließ der Zaar durch seinen Minister Löwenwolde vortragen, daß die Ritterschaft Postirungen einrichten und unterhalten, dagegen die Postgelder, welche man Progengelder nennt, einnehmen möchte! Sie ließ also an bequemen Stellen die nöthigen Gebäude aufführen, kaufte Pferde und Fahrgeräth, nahm Postirungsverwalter und Postknechte in Lohn und vertheilte die übrigen Erfordernisse auf das ganze Land. Also müssen jetzt außer der beständigen Unterhaltung der Postirungsgebäude jährlich geliefert werden 23 Mark an Geld, 3 Loof Haber, 27 Liespfund Heu und 2 Kannen Heu." Die Last dieser Abgaben, von der unser würdiger Chronist schon im Jahre 1783 behauptete, sie überwiege die Progoneinnahme um 8000 Rbl., hat sich seitdem wie eine Lawine gehäuft und ist vielleicht das größte materielle Opfer, das die Ritterschaft der Selbstverwaltung des Landes und dem öffentlichen Besten gebracht hat. Wie wie in der Folge sehen werden, wurde diese Last schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts so bedeutend, daß die Ritterschaft sich nur mit schwerem Herzen zu ihrer Beibehaltung entschloß und daß jede neu zu eröffnende Poststraße nur nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten bewilligt werden konnte. Hoffentlich wird die Eisenbahnentwickelung unseres

Landes rasch genug fortschreiten, um das Institut der ritterschaftlichen Stationen rechtzeitig abzulösen. Daß ihre Errichtung in einer Zeit allgemeiner Noth und Verarmung bewerkstelligt worden, verdient auch heute noch Anerkennung.

Zwei Jahre vergingen, ehe der nächste Landtag (Juni 1713) zu Stande kam, zwei Jahre einer Noth und Bedrängniß, von welcher das verwöhnte Geschlecht unserer Tage sich nur schwer eine Vorstellung machen kann. Zu den ungeheuren Opfern, welche der noch immer nicht beendete schwedische Krieg dem Lande auferlegte, kamen andere Unglücksfälle, die nicht minder schwer zu tragen waren. 1713 wüthete ein Sturm im Rigaer Hafen, der mehrere der wenigen Schiffe, die angekommen waren, zerstörte; im folgenden Jahr fiel der größte Theil der Ernte einer Dürre zum Opfer, die von einer furchtbaren Viehseuche begleitet war; im Herbst desselben Jahres wüthete ein Sturm, der die Rigaer Schiffsbrückein Trümmer schlug. Wie diese Calamitäten nach den Leiden eines zerstörerischen Krieges überhaupt ertragen worden, ist kaum zu verstehen; wissen wir doch, daß gleichzeitig immerwährende Truppendurchmärsche stattfanden und daß Peter zum Behuf des Ausbaus des Revaler Hafens eine Schieß- und Balkenstellung angeordnet hatte, deren Unkosten auf nahezu 1200 Thaler angeschlagen wurden. Dabei war die Wiederherstellung des alten verfassungsmäßigen Zustandes, geordneter Zustände überhaupt, nur sehr unvollständig ins Werk gerichtet; der Dorpat-Pernausche Kreis war noch immer nicht mit den südlivländischen Kreisen vereinigt, diese hatten die Hauptmasse der öffentlichen Lasten zu tragen, Dorpat selbst lag in Trümmern, das umliegende flache Land war mit Soldaten aller Waffengattungen, namentlich den gefürchteten Kosaken überschwemmt und der Dörptsche Adel mußte Sonderlandtage unter einem eignen Landmarschall zu Sadjärw und auf anderen Gütern abhalten*). Löwenwoldes Abwesenheit aus Riga erschwerte überdies den Verkehr der Landesautoritäten mit dem neuen, der Verhältnisse des Landes unkundigen General-Gouverneur Fürsten Menschikow. Als die Ritterschaft sich im Juni 1714 um den neuen Landmarschall v. Plater zu einem „allgemeinen Convent" in Riga versammelte, war die allgemeine Verwirrung und Aengstlichkeit so groß, daß man, um nur Differenzen zu vermeiden, den bürgerlichen Landsassen gestattete an der

*) Merkwürdiger Weise wurden trotz dieser Trennung nach Angabe des Recesses vom Jahre 1710 Landräthe des Dörptschen Kreises in Riga gewählt.

Aufwartung bei dem Vertreter des Kaiſers Theil zu nehmen, ein Opfer das der Ritterſchaft von 1714 wahrſcheinlich ſchwerer gefallen iſt als jedes andere, das ihr auferlegt wurde. Aus demſelben Grunde erſchien der Landmarſchall gegen uralten Brauch ohne ſeinen ſilbernen Stab im Schloß. Die Rede, mit welcher Herr v. Plater Se. fürſtliche Excellenz „haranguirte“, mußte durch den Adjutanten Obriſt Holland verdolmetſcht werden, desgleichen Sr. fürſtlichen Excellenz „Gegencompliment“, in welchem es u. A. hieß: Hochdieſelben wollten nicht nur des Landes und Ritterſchaft, ſondern zugleich jedes Einzelnen „en particulier“ Freund ſein. Die Verhandlungen werfen trotz der Magerkeit des betreffenden Receſſes ein grelles Schlaglicht auf den Jammer der Situation. Die einzelnen Deſiderien, welche der Landtag von 1712 „an Hof“ verlautbart hatte, waren ebenſo wenig erledigt, wie die Verhandlungen wegen der einzelnen noch im Detail zu confirmirenden und feſtzuſetzenden Privilegien und Beſitztitel. Die Landräthe v. Patkul und Buddenbrock, welche ſammt dem Secretair v. Wilcken in das kaiſerliche Hoflager delegirt worden waren, hatten wohl den Feſtlichkeiten zu Ehren des kaiſerlichen „Beilagers“ mit der zweiten Gemahlin Peters beigewohnt und eine Summe von 300 Thaler monatlich dafür verausgabt, aber ihren Zweck nur ſehr unvollſtändig erreicht. Nicht beſſer war es 1713 dem neuen Ritterſchafts-Secretair Matheſius gegangen, der mit Löwenwolde an den Hof gegangen war; er hatte gemeldet, Löwenwolde werde wahrſcheinlich nicht mehr nach Livland, zu deſſen Gouverneur der frühere Wiener Ambaſſadeur Galytzin beſtellt worden, zurückkommen; die ritterſchaftliche Supplik ſei dem Begleiter Menſchikows, Albedyll, übergeben worden, dieſer aber habe dringend widerrathen wegen Nachlaß der Schieß- und Balkenſtellung nach Reval überhaupt zu ſupplicíren. Und doch war es der Ritterſchaft auf dieſen „Nachlaß“ hauptſächlich angekommen, da die Schieße nur mit äußerſter Anſtrengung aller Kräfte aufgebracht werden konnte und die Ritterſchaftskaſſe vollſtändig erſchöpfte; betrug die jährliche Einnahme derſelben doch nur einige hundert Carolin. Gegenüber den von allen Seiten verlautbarten Bitten um Hülfe in dieſen verzweifelten Zeiten ſah man ſich völlig rathlos; die Landräthe mußten auf ihr Salair von 15 Thalern jährlich verzichten, obgleich ſie deſſelben dringend bedürftig zu ſein behaupteten, dem Hülferuf des ſchwer bedrängten Paſtors zu St. Jacob konnte nur durch das Verſprechen willfahrt werden, die Ausſtände der Kirche nach Kräften einkaſſiren zu wollen. Die trüben Schatten dieſes Gemäldes erſcheinen noch düſterer, wenn man erfährt, daß

die Hauptsorge dieses Landtags nichts desto weniger darauf gerichtet war, daß künftig nur „Mitbrüder" zum Landtage zugelassen und die Ansprüche der Indigenen auf den Besitz aller publiken Arrenden um jeden Preis durchgesetzt werden sollten. Da der allgemeinen Armuth wegen selbst die Abhaltung von Landtagen kaum mehr zu ermöglichen war, wurde beschlossen, künftig wieder Kreisdeputirte zu wählen und Convente abzuhalten; „dieses Mal sei die Ritterschaft wegen des armen Vaterlandes Noth gern gekommen."

Die dunklen Wolken, welche über dem „armen Vaterlande" hingen, sollten sich nicht sobald wieder lichten. Der unselige Krieg dauerte noch immer fort und nahm alle Kräfte und alle Gedanken des Kaisers und seiner Regierung in Anspruch. Handel und Wandel stockten, der Credit lag darnieder, selbst in Riga fehlte es an den wichtigsten Bedürfnissen, im Sommer 1715 mußte zu unerhört hohen Preisen in Memel und Libau Salz aufgekauft werden, weil keines in den Häfen gekommen war. Im folgenden Jahre wiederholten sich die Unfälle von 1713; dieses Mal war es die Kälte, welche die Erntehoffnungen zerstörte und der Sturm, der neun Schiffe schwer beschädigte, wüthete in Reval. Die Verordnungen, welche der Gouverneur um diese Zeit wegen der überhand nehmenden Zahl der Läuflinge erließ (so nannte man bekanntlich ihren Herren entlaufenen Erbleute) läßt errathen, wie trostlos der Zustand auf dem flachen Lande gewesen. Es dürfte für diesen Zeitabschnitt schwer zu entscheiden sein, in welcher Hinsicht es unter dem Landvolk trauriger ausgesehen, ob in materieller oder sittlicher. Wie die Häuser, Ställe und Scheunen, so lagen auch die Kirchen, Pfarrhäuser und Schulen in Trümmern. Auf dem Landtage von 1714 war wiederholt davon die Rede gewesen, die zahllosen verarmten Pfarren „durch fromme und geschickte Subjecte zu besetzen", die Kirchenvorsteher-Aemter wieder aufzurichten, die Kirchen- und Schulgebäude zu restauriren, aber selbst die eifrigsten Freunde und Förderer der kirchlichen Interessen hatten anerkennen müssen, daß eine eingreifende Abhülfe unmöglich sei, solange der Krieg fortdauere und endlose Pressungen Herren und Bauern ihrer Habe beraubten. Als der „allgemeine Convent" von 1721 zusammentrat, war die Lage des Landes entschieden noch trauriger und bedrängter, als sie vor sieben Jahren gewesen. Nachdem man sich in des Statthalters Strohkirch Hause versammelt, dem General-Gouverneur Repnin die „Reverence" gemacht und denselben „nicht nur als großen

General, sondern zugleich als Justice liebenden Regenten" begrüßt hatte, mußten die Verhandlungen mit Bewilligung neuer Opfer eröffnet werden. Die Postcavaliere verlangten einen Zuschuß für die Stationen und die Fundirung einer besondern „Defrävirungskasse" zur Aufnahme und Unterhaltung der zahlreichen vornehmen Herrschaften, welche durchreisten und den Anspruch erhoben, ihrer Würde gemäß „tractirt" zu werden. An einem anderen Orte (Leben Londons) ist bereits erwähnt worden, daß auf diesem selben Landtage der Vorschlag gemacht wurde, die Ordnungsgerichte, die ohnehin keine Kanzelleien mehr hätten, der Ersparniß wegen ganz aufzuheben, ihre judiciären Functionen den Landgerichten zu übertragen und mit den Polizei- und Inspectionssachen den Kreiscommissär (einem Beamten der Domainenverwaltung) zu beauftragen. Man hatte sich mit seinen Ansprüchen auf eine geordnete, von Landeskindern geleitete Verwaltung durch den erbarmungslosen Drang der Zeit so herabstimmen lassen, daß selbst im Schoße der Ritterschaft, die sonst eifrig über ihren Prärogativen wachte, die Meinung auftauchen konnte, wenn nur irgend ein Beamter zur Wahrnehmung des Nöthigsten da sei, so könne und müsse man sich daran genügen lassen, ohne viel zu fragen, wer ihn ernannt und ob er seinem Geschäftskreise gewachsen sei. Das neu errichtete Landraths-Collegium trat diesem Pessimismus indessen mannhaft entgegen und erklärte nicht darin willigen zu können, daß der Landtag sich selbst des Rechtes begebe, die wichtigsten Verwaltungsbeamten des Landes zu wählen, und dadurch eine Verfassungsveränderung herbeiführe, und jener Antrag wurde verworfen. Zum Schluß der Versammlung (die sich außerdem nur noch mit Wahlen beschäftigte und nochmals in Erinnerung brachte, daß jährlich zwei Versammlungen des Landraths-Collegiums abzuhalten seien) erhob sich der stellvertretende Landmarschall v. Richter zu einer ergreifenden, im Namen der neugewählten Landräthe gehaltenen Rede, deren markige Ruhe in wohlthätigster Weise von der Depression absticht, die im Uebrigen über dieser Versammlung gelegen hatte. In diesen betrübten Zeitläuften — so hieß es u. A. — wäre wohl Jeder am liebsten still zu Hause geblieben, um über dem Wenigen zu wachen, was man ihm übrig gelassen; dergleichen private Absichten müßten aber willig vor dem Publico weichen und zurückstehen, damit des Vaterlandes früherer floriſſanter Zustand hergestellt und das Leid getröstet werde, an welchem Alle trügen. — Dieser Landtag war übrigens der erste, auf welchem die feierliche Landtagsverkündigung, das sogenannte „Ausblasen mit Pauken und Trompeten" unterblieben war;

der General-Gouverneur Fürst Repnin hatte ausdrücklich gewünscht, daß von dieser Feierlichkeit abgesehen werde.

Mit dem Jahre 1721 hörte der nordische Krieg endlich auf, der Nystädter Frieden beendete die Zwistigkeiten, um deren willen Schweden und Rußland sich ein halbes Menschenalter hindurch erbarmungslos zerfleischt hatten; Rußlands Herrschaft über Liv- und Estland wurde durch einen feierlichen Vertrag anerkannt, der zugleich die Religionsfreiheit, das angestammte Recht und die Verfassung dieser Provinzen völkerrechtlich sicher stellen sollte. Russischerseits waren die Verhandlungen durch den General-Feldzeugmeister Grafen Bruce und durch Johann Friedrich Ostermann geführt worden, der damals noch den bescheidenen Titel eines Geheimen Kanzelleiraths trug; Schwedens Bevollmächtigte waren der Reichsrath Graf Liljenstedt und der Landeshauptmann Otto Reinhold Baron Strömfeldt gewesen. Peter, der damals den Titel Kaiser aller Reußen annahm und gleichzeitig die Würde eines „Admirals von der rothen Flagge" erwarb, feierte dieses frohe Ereigniß durch eine allgemeine Amnestie. In die neuen Provinzen wurden besondere Friedensboten und Herolde gesandt, um die frohe Kunde von der Beendigung der Feindseligkeiten zu bringen. Der Flott-Capitain Goslar, dem dieses Commissum für Riga ertheilt worden war, wurde wie ein Friedensengel begrüßt; in allen Kirchen wurde Dankgottesdienst abgehalten, und während festliche Kanonenschüsse von den Wällen der Stadt donnerten, wurde auf dem Rathhaus und in der Wohnung des Gouverneur prächtig bankettirt. Dem Kaiser stattete Stadt und Land durch besondere Deputationen ihre Glückwünsche und ihren Dank für die gnädige Botschaft ab. Für Riga war das Jahr 1721 übrigens bis zu dem im Herbst verkündeten Friedensschluß ein sehr trauriges gewesen: nach wie vor war es mit Schifffahrt und Handel rückwärts gegangen, die vom Kaiser angeordnete Reparatur der Festung und ihrer Außenwerke hatte beträchtliche Summen gekostet, im Mai, während Peters Anwesenheit in der livländischen Hauptstadt, hatte ein Blitzstrahl den Thurm der Petrikirche eingeäschert, im October eine Explosion des Pulverthurms dieses alte Bauwerk und eine größere Anzahl benachbarter Häuser zerstört.

Den Friedensschluß, der ihm den mühsam erkämpften Besitz der Ostseeküste und damit eine entscheidende Machtstellung im europäischen Norden zusicherte, sollte der große Reorganisator Rußlands nur um wenige Jahre überleben. Wie fest sein Wille und wie groß seine Fähigkeit war,

die unserem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, bewies der kurze Zeitraum, welcher zwischen dem October 1721 und dem 28. Januar 1725, dem Todestage Peters, liegt. Die Arbeiten der Restitutions-Commission, welche erst 1722 ernstlich aufgenommen wurden, waren binnen Kurzem beendet, im lettischen Theile Livlands hatte Weinhold v. Fölkersahm, im estnischen der Kammerassessor v. Salza als Obercommissar fungirt; die Durchsicht, allendliche Bestätigung und öffentliche Verkündigung der Privilegien ließ gleichfalls nicht mehr auf sich warten; ebenso wurde die Wiedervereinigung des Rigaer Kreises (so bezeichnete man damals das gesammte Südlivland) mit dem Dörptschen eingeleitet, der bis dazu einen eignen Landmarschall und eigene Landräthe besessen und besondere Landtage abgehalten hatte. Aus Gadebuschs Jahrbüchern wissen wir, daß die Dorpater Landräthe förmlich residirt hatten, daß z. B. im Januar 1721 Herr Hans v. Rosen die Residirung in Dorpat übernommen; aus dem Landtagsreceß von 1727 erfahren wir, daß der letzte Dörptsche Landmarschall ein Baron Ungern-Sternberg gewesen. Auch mit dem Wiederaufbau der Stadt Dorpat ging es jetzt rüstig weiter, nach und nach fanden sich in größerer Anzahl neue Bürger ein, der Rath gewann seine frühere Vollzähligkeit wieder, die Stadteinnahmen, die fast vollständig versiegt waren, kamen seit der Restitution der Patrimonialgüter in einen gewissen Flor. Aehnlich ging es in Riga zu, wo Peter im Jahre 1722 die Ueberbleibsel der schwedisch-lutherischen Intoleranz dadurch brach, daß er den Reformirten, die sich bis dazu zur Mitauer Gemeinde gehalten hatten, die Organisation einer eignen Gemeinde, die Anstellung eines Predigers und die Abhaltung öffentlichen Gottesdienstes gestattete. Unglücklicher ging es der livländischen Metropole in Sachen der Güterreduction, an welcher sie, die reichste Gutsbesitzerin des Landes, stark betheiligt war: das Gut Neuermühlen, welches einen wichtigen Theil ihrer Besitzungen ausmachte und wegen seiner Nähe von dem städtischen Weichbilde besonders einträglich sein mochte, wurde ihr nicht restituirt, sondern dem Grafen Golowkin geschenkt; alle Anstrengungen, welche auch gemacht wurden, um das alte städtische Eigenthum auf dem Rechtswege wieder zu erlangen, blieben vergeblich. Mochte diese Periode des Aufschwungs auch noch durch andere peinliche Erfahrungen gekreuzt werden, wie sie durch die Neuheit der im Jahre 1710 geschaffenen Verhältnisse bedingt waren — immerhin schien sie dem Lande eine bessere Zukunft zu verbürgen und einen beträchtlichen Fortschritt gegen das Kriegselend des vorigen Decenniums zu bilden.

Zu unserm und des gesammten Reiches Unglück war sie aber nur von kurzer Dauer. Was Peter seinem Staat gewesen, wurde seinem vollen Umfang nach erst fühlbar, als er im Sarge lag und ein Frauen- und Günstlingsregiment begann, das mit wenigen Unterbrechungen fast ein halbes Jahrhundert dauerte. „Mit dem Ausscheiden Peters," sagt der russische Historiker Schtschebalski, „verlor jedes Ressort der Regierung seinen besten Beamten, er war im eigentlichsten Sinne des Worts die Seele der Regierung, die halbe Kraft des Staates gewesen." Ein allgemeines Gefühl der Unsicherheit bemächtigte sich aller Kreise des russischen Staatslebens, Jahre lang wußte Niemand, mit welchen Factoren er zu rechnen habe, wo zu Zeit der eigentlich entscheidende Einfluß geübt werde, was als Recht und Gesetz gelte. Mit Ausnahme des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, das Ostermanns starke und kluge Hand unbekümmert um die inneren Wirren nach einem klar durchdachten Plane lenkte, traten in allen Gebieten staatlichen Lebens peinliche Schwankungen ein, welche Beamte und Bürger um alle Sicherheit des Handelns und Wirkens brachten.

Nirgend wurde dieser unglückliche Umschwung rascher und nachhaltiger empfunden als bei uns, wo man an festgegründete, mit den Eigenthümlichkeiten und Rechten des Landes verwachsene Ordnungen gewöhnt war und lang genug nicht begreifen konnte, wie ein Personenwechsel die Continuität von verbrieften Rechten in Frage stellen könne. Die livländischen Angelegenheiten waren in der neu gegründeten Haupt- und Residenzstadt Petersburg seit dem Jahre 1721 durch einen eigens dazu bestellten Geschäftsträger v. Strömfeldt besorgt worden; diesem hatten die Deputirten Landrath Patkull, Obrist de la Barre und Budberg, welche zur Erwirkung der Bestätigung des Landrechts nach dem letzten Landtage „an Hof" gegangen waren, dieses Geschäft, sowie die Abwendung erhöhter Postdienst- und Einquartirungslasten übertragen, da sie selbst nicht zu Strich kommen konnten. Auf Strömfeldts Veranlassung waren 1724 der Landmarschall Budberg, der Dörptsche Landmarschall Ungern-Sternberg und der Landrath Tiesenhausen nach Moskau gegangen, um der Krönung Katharinas beizuwohnen und zugleich dem General-Gouverneur Repnin ihren Dank dafür abzustatten, daß er die beabsichtigte Einsetzung besonderer „Prikatschiken" für die publiken Güter abgewandt hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es derselbe Strömfeldt gewesen, durch welchen man 1725 den Wink erhielt, sofort nach dem Tode des Kaisers Deputirte nach Petersburg zu senden, um die Condolenz abzustatten und das Terrain zu recognosciren.

Generalmajor v. Campenhausen und Capitain Fölkersahm gingen nach Petersburg ab, in Dorpat stieß der Dörptsche Landmarschall Ungern-Sternberg zu ihnen. Die Herren scheinen erst allmählich erkannt zu haben, wie wichtig und entscheidend für das Wohl und Wehe des Reichs und der Provinz, welche sie zu vertreten hatten, die plötzlich eingetretene Krisis war, welche den Fürsten Menschikow zum fast unumschränkten Rathgeber der Kaiserin machte. Noch während der Trauerceremonien hatte man sich auf einen ziemlich harmlosen „Rangstreit" mit den Vertretern Estlands eingelassen, vor denen die Livländer den Vortritt prätendirten, auch die Hoffnung gehegt, ein Gesuch wegen Abschaffung des burggräflichen Gerichts zu Riga, Anweisung besonderer Güter für die Landräthe, Anerkennung der praescriptio biennalis u. s. w. durchzusetzen: plötzlich aber — so ersieht man aus den bezüglichen Berichten an das Landraths-Collegium — wurden die Herren Deputirten gewahr, daß es nothwendig sei, „wichtigerer Dinge wegen" den interessanten Rangstreit mit Estland „zu verschieben" und mit den Vertretern dieser Provinz „en corps zu gehen". Auch auf die Durchsetzung der Supplik scheint verzichtet worden zu sein, von derselben verlautbart nichts weiter, und froh die Bestätigung der Privilegien bei Katharina II. erwirkt zu haben, kehrte die Deputation nach Livland zurück. — Dorpat war bei den Trauereeremonien durch den Rathsherrn Meyer und den Stadtsecretair Sonnenbach vertreten gewesen, Riga kam, wir wissen nicht warum, zu spät. Nicht ohne eine gewisse Schadenfreude hatte die Dorpater Deputation am 13. März dem Rath berichtet, „es sei bei Hofe sehr übel aufgenommen worden, daß die Deputirten aus den Städten und Provincien (sic), in Sonderheit aber die Herren aus Riga sich nicht zeitig eingefunden ..... Die Herren aus Riga sind dieselbe Stunde arriviret, da das hohe Leichenbegängniß vor sich ging, die Pernauschen aber gar nicht."

Wohl zeigte die neue Monarchin sich der livländischen Ritterschaft außerordentlich gnädig: im December 1725 berichteten Campenhausen und Strömfeldt, die in Petersburg zurückgeblieben waren, über ein kaiserliches Privilegium, welches dem Adel das Recht zur Wahl der Consistoriumsglieder, seine Corporationsgüter, die freie Disposition und den Erbgang bei privaten Gütern, einen Vorzug bei den publiken Arrenden zusicherte; im Januar 1726 schenkte Katharina der Ritterschaft ein Haus („neben dem Kloster") und die Trikatenschen Güter zur Erhaltung der Landräthe und des Landmarschalls; — seit man aber wußte, daß Menschikow der

Mann des kaiserlichen Vertrauens sei und vollends seit der Stiftung des „geheimen hohen Conseils“ (8. Febr. 1726) befand man sich fortwährend unter dem Druck düsterer Ahnungen für die Zukunft. Der außerordentliche Landtag im März 1725 wurde, wie es scheint absichtlich, so schnell wie möglich geschlossen und war fast ausschließlich der Huldigung der neuen Kaiserin gewidmet gewesen. Als man 1726 um die Erlaubniß zur Abhaltung eines ordinairen Landtags einkam, wurde die „Concession“ zu einem solchen höheren Orts nicht „abgelassen“. Menschikow, an den die Ritterschaftsvertretung sich wandte, erklärte, die Gründe einer solchen Versammlung kennen und die Zustimmung des geheimen Conseils einholen zu müssen, ehe er resolvirte. Er, der sich damals um den kurländischen Herzogshut bewarb, wurde als der unbestrittene Herrscher der Situation angesehen und als er 1726 nach Mitau reiste, um seine Bewerbung in Person durchzusetzen, mußten ihm seitens der livländischen Stände Ehren erwiesen werden, wie sie bis dazu kaum ein Landesherr in Anspruch genommen hatte. Auf jeder livländischen Poststation wurde der hochgebietende Herr von einem Landrath empfangen und bewirthet; als er Dorpat berührte, waren ihm, nach Gadebuschs Bericht, der Rath und die gesammte Bürgerschaft „auf den Berg vor der Stadt“ entgegengegangen.

In dem Rechnungs-Abschluß der livländischen Ritterschaft von 1726 figurirte die für jene Zeit ungeheure Summe von 1100 Ducaten unter den Ausgaben; Wrangells Realregister bezeichnet durch die kurze diesem Posten beigefügte Bemerkung „vide Menschikow“ die Verwendung dieses Betrages; aus einer andern Notiz wissen wir, daß derselbe durch Fölkersahm ausgezahlt worden. Und diese Ducaten, deren Aufbringung Mühe genug gekostet haben mag, waren doch so gut wie weggeworfen: Menschikows Bewerbungen um das kurländische Herzogthum bezeichneten den Wendepunkt seines Glücks — kaum vierzehn Monate nachdem er Livland wie ein Triumphator durchreist, wurde der allmächtige Vertrauensmann dreier russischer Regenten durch die Dolgorukische Partei gestürzt und nach Beresow in Sibirien verbannt, wo er 1729 im Elend verstarb.

Erst nach dieser Katastrophe und nachdem Peter II. an Stelle Katharinas den Kaiserthron bestiegen, konnte man in Livland wieder einen Landtag abhalten. Im September 1727 trat derselbe in dem Hause „neben dem Kloster“, das Katharina der Ritterschaft geschenkt hatte, zusammen. Der erste Gegenstand der Verhandlung war die feierliche Wiedervereinigung der viele Jahre lang getrennt gewesenen Kreise von

Riga und Dorpat. Der wiederholt erwähnte letzte Dorpater Landmarschall Baron Ungern-Sternberg widmete diesem Gegenstande eine eingehende Rede, in welcher er auseinandersetzte, wie schwer der Dörptsche Kreis unter dieser Isolirung gelitten, wie schlimm ihm durch die stets wechselnden Commissäre der kaiserlichen Truppen zugesetzt worden, wie die „größten Disordres" durch dieselben „disponiret" worden. Jetzt erst nachdem die kaiserliche Majestät die Hinzuziehung Dorpats zum Rigaer Kreise in Gnaden erlaubt hätten, sei der status pristinus als völlig wiederhergestellt anzusehen und werde die „Combination", welche dem vorangegangenen schweren Riß gefolgt sei, wohl von allen Seiten mit Freude und Dankbarkeit begrüßt werden.

Nachdem diese Harangue von Seiten des Rigaschen Kreises mit dem entsprechenden Gegencompliment beantwortet worden, wandte man sich den Propositionen zu, welche das Landraths-Collegium dem Plenum vorgelegt hatte und aus denen zu ersehen ist, daß trotz der noch immer allgemeinen Noth und Armuth, wenigstens daran gedacht werden konnte, etwas für die Hebung des Kirchen- und Schulwesens zu thun. Die erste Proposition betraf die dringend nothwendige Wiederaufnahme der Kirchenvisitationen und die Restauration der kirchlichen Gebäude. Die allgemeine Verwilderung und Auflösung der alten Verhältnisse hatte sich auch auf die Geistlichkeit erstreckt und eine verschärfte Controlle über dieselbe nothwendig gemacht. Vor Eröffnung des Landtags hatte damaligem Brauch gemäß eine Besprechung des Landraths-Collegiums mit dem General-Superintendenten stattgefunden, damit der letztere seine Wünsche und Beschwerden verlautbaren möchte. Der würdige Bruiningk hatte freimüthig eingestanden, daß es an Predigern nicht fehle, deren schlechte Führung er nicht entschuldigen könne — von Männern wie „Ahrens und Lotwann" müsse auch er mit Achselzucken reden. Es sei nothwendig, die Kirchenvorsteherämter wieder allgemein herzustellen und die Visitationen öfter und mit der gehörigen Strenge abzuhalten; in Sachen des allerdings tief gesunkenen Schulwesens müsse er, der General-Superintendent, daran erinnern, daß es in früherer Zeit üblich gewesen von jedem einlaufenden Schiff einen Thaler für den Armenfonds zu erheben und aus diesem Betrag Schulbücher und Stipendien anzuschaffen. Die Ritterschaft nahm sich dieser Beschwerden nach Kräften an; es wurde beschlossen, die Strafgelder, welche bei den Gerichten eingingen, nicht diesen sondern den piae causae zuzuweisen; die Oberkirchenvorsteher-Aemter sollten nicht nur über die Abhaltung von Visitationen

wachen, sondern zugleich in all' den Fällen, wo Pfarren gegen das Gesetz unbesetzt blieben oder die Kirchenvorsteher die kirchlichen Gebäude verfallen ließen, die Unterstützung des General-Gouverneurs in Anspruch nehmen. Im Jahre 1725 hatte die Regierung zugestanden zur Erhaltung der Kirchen jährlich 1200 Thaler, zum Besten des Lyceums 900 Thaler aus der publiken Kasse zu zahlen; diese Beträge waren das Aequivalent für gewisse von der Krone in Besitz genommene Güter, auf welche die Landeskirche Anspruch gehabt hatte.*) Diese Summen sollten — so beschloß der Landtag — wirklich erhoben und die nöthigen Schritte zu ihrer bisher nicht erzielten Auszahlung mit allem Nachdruck gethan werden. Für die Wiedereröffnung des schmerzlich entbehrten Lyceums, der einzigen höheren Lehranstalt, welche für die adlige Jugend bestand, wurden außerdem noch andere Schritte gethan. Auf Vorschlag des Landraths Generalmajor v. Campenhausen (eines Mannes der in den öffentlichen Angelegenheiten jener Zeit eine höchst ehrenvolle Rolle spielte und, wie wir in der Folge sehen werden, für das Schulwesen große Opfer brachte) wurde dessen Hauslehrer Pastor Loder, Diaconus an der Jacobikirche zu Riga, zum Rectorat des Lyceums berufen, d. h. dem General-Superintendenten empfohlen; dem Landraths-Collegium war derselbe „als ein berühmter Mann" schon früher in vortheilhafter Weise bekannt geworden. 1728 trat Loder wirklich ein und wenig später wurde Herr Zierold von der „deutschen Schule" in Moskau als Subrector installirt. Es vergingen indessen noch Jahre, ehe die Sache gehörig in Gang kam und die Wohnung des Rectors auch nur nothdürftig reparirt wurde. Das Lyceum (so erfahren wir aus einer im Jahre 1741 der estländischen Ritterschaft auf deren Anfrage gemachten Mittheilung) war übrigens, gleich der Jacobikirche, eine Kronsanstalt; bei den Anstellungen der Lehrer concurrirte die Ritterschaft, weil sie bei Reparaturen u. s. w. „freiwillige Beisteuer leistete".

Wir kommen auf diese wichtige Anstalt und deren Geschicke noch zurück und wenden uns den übrigen Vorschlägen des Landraths-Collegiums zu. Die zweite Propositon betraf einen Antrag, welchen der Kanzler Ostermann dem Landraths-Collegium gestellt hatte und der die Herstellung einer „fahrenden Post" zwischen Riga und St. Petersburg bezweckte, ein

*) Das Schicksal der 900 Thaler für das Lyceum ist mir nicht bekannt. Die 1200 Thaler für die Kirchen werden noch gegenwärtig aus der Kronskasse gezahlt und zu Kirchenbauten verwandt. Gewohnheitsrechtlich wird angenommen, daß diese Summe in erster Reihe den Kirchen zu Gute kommen soll, denen publike Güter eingepfarrt sind.

Project das nach vielfachen Verhandlungen erſt mehrere Jahre ſpäter zur Ausführung kam. Ueber die livländiſchen Poſteinrichtungen jener Zeit erfahren wir bei dieſer Gelegenheit verſchiedene Einzelheiten, die nicht ohne Intereſſe ſind. Auf jeder Station befanden ſich mehrere „Dragoner", welche der Staat anſtellte, um die Felleiſen mit den Briefen von einer Station zur andern zu ſchaffen; jeder Dragoner hatte mehrere „Bauergehülfen", welche ihn bei der Erfüllung dieſer Verpflichtung unterſtützten. Das kaiſerliche Poſtcomptoir (damals unter Oſtermanns oberſter Aufſicht ſtehend) bezahlte für jedes zu dieſem Behuf gebrauchte Pferd „ſechs Kopeken für je 10 Werſt". Die unregelmäßige Auszahlung dieſer Poſtſummen und die von den Poſtdragonern verübten Willkürlichkeiten und Diebſtähle bilden den Gegenſtand immer wiederkehrender Klagen und ſcheinen bei dem Adel, dem die geſammte Einrichtung mehr Koſten und Opfer als Vortheile brachte, eine ziemlich gereizte Stimmung gegen das geſammte Poſtweſen genährt zu haben. Es kam vor, daß in einem Jahr 40 bis 50 Poſtdiebſtähle durch die Dragoner verübt und hinterher Anſprüche auf Schadenerſatz durch den Adel erhoben wurden. Dazu kam noch, daß die häufig wiederkehrende und oft Jahre andauernde Verlegung des kaiſerlichen Hoflagers nach Moskau die Errichtung und Erhaltung einer neuen Poſtlinie über Pleskau nothwendig machte und wiederum beträchtliche Opfer in Anſpruch nahm. So bilden die „Poſtſachen" immer wiederkehrende Gegenſtände der Landtagsverhandlungen nicht eben erquicklicher Art.

Die übrigen Vorſchläge des Landraths-Collegiums haben Publication der neu beſtätigten Privilegien, Eincaſſirung von Ausſtänden u. ſ. w. zum Gegenſtande und gewähren kein beſonderes Intereſſe. Wichtiger ſind die Verhandlungen über die Stellung dieſes Collegs zum Plenum. Charakteriſtiſch für dieſe Zeit allgemeiner Verarmung und Noth iſt es, daß es ſich bei dieſen Streitigkeiten und Verhandlungen, nicht ſowohl um die Competenz dieſes Körpers handelt als um ſeine materielle Stellung, ein Streit, der viele Jahrzehnte dauerte, erſt gegen Ende des Jahrhunderts zum Abſchluß kam und in der Art und Weiſe der Donirung der Trikatenſchen Güter ſeinen Grund hatte. Dieſe Güter waren, wie oben erwähnt, von Katharina I. der Ritterſchaft zur Erhaltung des Landraths-Collegiums geſchenkt worden; fraglich und vielbeſtritten war nun, ob alle Einkünfte derſelben den Landräthen und ihrer Kanzellei zu Gute kommen ſollten oder ob der Ritterſchaft zuſtehe, aus den Trikatenſchen Einkünften beſtimmte Summen für das Collegium und die übrigen Ritterſchaftsbeamten anzu-

weisen. Wir wollen gleich hier bemerken, daß der Streit über diesen Punkt am Ende des Jahrhunderts so erbittert wurde, daß eine gewisse Partei auf die Aufhebung des Landraths-Collegiums, ja zu Zeiten auf die Einführung der Statthalterschaftsverfassung hinarbeitete, um nur die Ritterschaftsgüter in die Hände zu bekommen. In den Landtagsverhandlungen von 1727 war man von einem so gespannten Verhältniß allerdings noch weit entfernt. Es wurde festgesetzt, daß jeder Landrath für seine Residirung 100 Thaler erhalten sollte, ebenso der Landmarschall; dem Ritterschaftssecretair wurden in Ansehung der vielen Reisen, die er zu machen hatte, 300 Thaler, dem Notar 50 Thaler ausgesetzt, 50 Thaler für jedes Oberkirchenvorsteher-Amt zur Salarirung eines Notars. Zu lebhaften Erörterungen kam es nur, als vorgeschlagen wurde jedem Landrath 150 Thaler jährlich auszusetzen und ein darüber erbittertes Landtagsglied zur Sprache brachte, „daß davon nicht die Rede sein könne, solange es Mitbrüder gebe, die in so traurigen Umständen steckten, daß ihre Kinder keine Education erhielten, sondern mit Bettelbriefen im Lande herumlaufen müßten." Wie bedrängt die Lage der Ritterkasse vor Bewilligung der Trikatenschen Güter gewesen, erfahren wir noch aus einem bei derselben Gelegenheit gefaßten Beschluß: dem Landrath v. Campenhausen konnten erst jetzt die 1000 Thaler erstattet werden, mit denen er Jahre lang für im Auftrage des Landes unternommene zahlreiche Reisen nach Petersburg und Moskau in Auslage gewesen war.

Wie auf allen vorhergegangenen und sehr zahlreichen späteren Landtagen wurden auch dieses Mal vielfache Beschwerden über die unerschwinglichen Lasten der Einquartirung und Schießstellung laut. Daß diese Klagen berechtigt gewesen, wird uns durch eine trockene aber lehrreiche Notiz bestätigt, welche Gadebusch unter dem Jahre 1729 aufgezeichnet hat. Dem Kaiser Peter II. war „zu seinem Mißfallen" berichtet worden, daß „verschiedene vom livländischen Adel" ihre Güter zu verkaufen und sich unter dem Vorwande nach Schweden zu begeben gedächten, daß „ihre uralten Freiheiten" geschädigt würden; der Kaiser ließ in dieser Veranlassung erklären, daß es ihm mit der Erhaltung der Bestimmungen des Nystädter Friedens durchaus Ernst sei und daß er wohl anerkenne, „daß einige adlige Höfe durch die öfteren Märsche der Truppen einigermaßen beschwert wären": doch würden Anstalten getroffen werden Abhülfe zu schaffen. Gadebuschs ausführliche Berichte über die steten Zwistigkeiten der Stadt Dorpat mit ihrer Einquartirung bestätigen zum Ueberfluß,

daß dieſes Uebel ein chroniſches war und auf den Ständen des Landes ſchwer laſtete.

Aus derſelben Quelle wiſſen wir, daß dieſe Einquartirungen nicht die einzigen Folgen der Kriegsnoth waren, welche fortbeſtanden, nachdem die Urſache längſt aufgehört hatte: wie gewöhnlich nach unruhigen Zeiten, hatte auch bei uns die allgemeine Unſicherheit in den Jahren nach Abſchluß des Nyſtädter Friedens einen höchſt bedenklichen Grad erreicht. 1728 waren die Klagen über das Räuberweſen ſo allgemein, daß der General-Gouverneur nicht nur die Grenzwache an der Düna verſtärken ließ, ſondern zugleich Dragoner-Detachements „in alle vier Kreiſe“ ausſandte, um das Land „von loſen Buben ſäubern zu laſſen“.

Daß Selbſthülfe und Gewaltthätigkeiten von der Kriegszeit her auch in den höheren Schichten der Geſellſchaft noch vielfach in Uebung waren, beweiſt uns eine im Jahre 1722 zu Dorpat vorgefallene Criminalgeſchichte, deren Spuren ſich in verſchiedenen ſchriftlichen Denkmälern jener Zeit vorfinden. Ein Herr v. Klüver, der als gewaltthätiger und raufluſtiger Mann bekannt war und die Gewohnheit hatte bei jeder ſich darbietenden Gelegenheit die Hand an ſeinen Degen zu legen, wurde in der Krabbeſchen Weinſtube von einem Löwenwolde aus Nothwehr erſtochen. Die Veranlaſſung zu dieſem Händel war geweſen, daß Löwenwolde Klüvers Aufforderung mit deſſen Freunde, dem Landgerichts-Notar Wikdorf (einem Manne von gutem weſtphäliſchen Adel, der aber nicht dem Corps angehörte) Brüderſchaft zu trinken, ausgeſchlagen hatte, worauf jener ſofort „blank zog“ und den ruhig beim Wein ſitzenden Löwenwolde „heftig attaquirte“. Dieſes Rencontre endete damit, daß Klüver auf dem Platz blieb und Löwenwolde nach Riga floh; trotz der Steckbriefe und Soldaten, welche das Landgericht dem Flüchtigen nachſandte, ſcheint eine Beſtrafung nicht eingetreten zu ſein.

Mindeſtens ebenſo ſchlimm als die Unſicherheit von Perſonen und Eigenthum, über welche während der Regierungszeit Peters II. in Livland vielfach geklagt wurde, waren das Schwanken der öffentlichen Rechtszuſtände und der ſtete Wechſel der in den maßgebenden Regierungskreiſen herrſchenden Einflüſſe. Da der Kaiſer faſt beſtändig in Moskau reſidirte, zogen ſich allmählich alle wichtigeren Reichsbehörden in die altruſſiſche Hauptſtadt, in welcher ſeit dem Sturz Menſchikows die Dolgoruki's faſt unumſchränkt herrſchten. Die Ritterſchaft war genöthigt, in Moskau einen beſtändigen Geſchäftsträger in der Perſon des Capitains Pauli zu halten, um wenigſtens einige Kunde von den Vorgängen an höchſter Stelle zu erhalten und in

„Landesſachen“ vigiliren zu laſſen; da die 50 Thaler monatlich, welche der Capitain neben „dem adligen Prädicat Wohlgeboren“ in Anſpruch nahm, nur mit Mühe aufgebracht werden konnten, verband man ſich mit Eſtland zu gemeinſamer Salarirung dieſes Geſchäftsmanns. Die Alleinherrſchaft des geheimen Conſeils, der die Perſon des Monarchen von den übrigen Autoritäten möglichſt abzuſchneiden ſuchte, öffnete Intriguen und Umtrieben aller Art Thor und Thür. 1728 hatte der Gouverneur Tſchernyſchew nachtheilige Gerüchte über die Livländer ausgeſtreut, 1729 meldete Panli, der „böſe Brömſen“ ſei nach Moskau gekommen „um die Einziehung aller in weiblichen Händen befindlicher Mannlehen zu bewirken“ und werde dabei von dem Fiskal Herms unterſtützt, der gegen Stadt und Land allerlei Klagen vorbringe, mit dem General-Auditeur Emme in Verbindung ſtehe und den Livländern Schuld gebe Pasquille gegen die Regierung zu ſchreiben; 1730 konnte zwar gemeldet werden, der Cabinetsminiſter Jaguſchinski habe dieſen Calumnianten abgewieſen, dafür aber war ein gewiſſer Beenke aufgetaucht, der gleichfalls auf böſen Wegen ging. Ein vom Jahre 1729 datirtes Dankſchreiben des Landraths-Collegiums an den Grafen Oſtermann und die Fürſten Dmitri Galizyn und Waſſili Lukitſch Dolgoruki (den bekannten Führer der Conſeils-Partei, welcher ſpäter die Kaiſerin Anna zur Unterſchrift der ihre Souverainität beſchränkenden Artikel bewog) beweiſt, daß dieſe Herren ſich der livländiſchen Sachen angenommen und die Verleumder zur Ruhe gebracht hatten.

Für Livland wie für das geſammte ruſſiſche Reich trat mit dem Jahre 1730 eine wichtige Kriſis ein, welche die Wirren in den vom Parteiweſen zerriſſenen Regierungskreiſen wenigſtens vorläufig zum Abſchluß brachte. Am 19. war Kaiſer Peter II. zehn Tage vor ſeiner beabſichtigten Vermählung mit der Fürſtin Dolgoruki nach kurzer Krankheit an den Blattern verſtorben; das geheime Conſeil hatte auf Vorſchlag des Großkanzlers Golowkin die Herzogin-Wittwe von Kurland Anna Iwanowna auf den Kaiſerthron berufen. Am 25. deſſelben Monats trafen drei Mitglieder des Conſeils Waſſili Lukitſch Dolgoruki, Michail Galizyn und Michail Leontjew in Riga ein, um ſofort nach Mitau weiter zu reiſen und Anna zur Annahme der Bedingungen zu bewegen, welche das Conſeil ihr gemacht hatte. Erſt nachdem dies geſchehen, reiſte die neue Kaiſerin über Riga (wo ſie am neunundzwanzigſten Januar eintraf und feierlich empfangen wurde) nach Moskau, hier erſchien jenes Manifeſt vom 4. Februar 1730, durch welches allem Volk bekannt gemacht wurde, „daß nach

einhelligem Schluß und ſämmtlicher Einſtimmung der ruſſiſchen Nation aus dem kaiſerlichen Geblüte die Großfrau Anna Iwanowna, des großen Herrn und Zaren Iwan Alexejewitſch Tochter und des hochſeligen Kaiſers Ruhme, zum ruſſiſch-kaiſerlichen Thron erkoren worden ſei." Kaum vier Wochen ſpäter hatte das Conſeil ſeine Rolle ausgeſpielt, die Kaiſerin ihr berühmtes „Такъ ты меня обманулъ князь Василій Лукичъ" geſprochen und die Mitauer „Punkte" zerriſſen. Der Einfluß der Dolgoruki und der von dieſen geleiteten ariſtokratiſchen Partei war vernichtet, — Ernſt Johann Biron ſtand an der Spitze der Geſchäfte.

Einer vielfach verbreiteten, namentlich von ruſſiſchen Schriftſtellern oft wiederholten Anſchauung gemäß, ſoll die Zeit der Kaiſerin Anna und ihres mächtigen Günſtlings der Höhepunkt deutſch-livländiſchen Einfluſſes in Petersburg geweſen ſein. Allerdings wiſſen wir, daß eine große Zahl livländiſcher Familien, namentlich die Löwenwoldes und Mengdens zu des ſpäteren Herzogs von Kurland intimſtem Kreiſe gehörte, aber ein Blick in die Landtagsacten der dreißiger Jahre des 18. Jahrhunderts genügt zu der Ueberzeugung, daß das Land von dieſen Verbindungen nur ſehr zweifelhaften Vortheil hatte. Wohl war es ein livländiſcher Landrath, der ſpätere Oberſtallmeiſter, General-Adjutant und Graf Löwenwolde geweſen, der zu der Staatsveränderung vom 28. Februar weſentlich beigetragen hatte, wohl ließ das Land ſich „am Füglichſten" durch dieſen einflußreichen Mann bei der Krönung Anna's vertreten, von einem Fortgang der Geſchäfte aber, auf welchem es der Ritterſchaft am Meiſten ankam (Codification des Landrechts, Entſcheidung wegen des adligen Vorzugsrechts bei den publiken Arrenden, Regelung der Vorſchriften über den Branntweinbrand) war nicht die Rede. Löwenwolde ſcheint die Vertretung Livlands von Hauſe aus als Laſt angeſehen zu haben; ſchon zur Krönung ließ er andere Deputirte nachkommen (die reichlich „Apfelſines und Citrons") mitbringen mußten) und ſie die Hauptlaſt der Geſchäfte tragen. Immer wieder berichteten dieſe, daß die Landesaffairen wegen Luſtbarkeiten bei Hof und Abneigung Löwenwoldes in Stocken geriethen. Erſt im September 1730 traf die gewünſchte Conceſſion zur Abhaltung eines Landtags ein und aus den Verhandlungen deſſelben erſieht man, daß der Herr Mitbruder für die wichtigſten Wünſche und Beſchwerden ſeiner Landsleute nichts gethan hatte und daß die wichtigeren Sachen nicht durch ihn, ſondern durch den am 23. Mai zum General-Gouverneur ernannten Grafen Peter de Lacy betrieben wurden. Die ritterſchaftlichen Deſiderien von

1730 sind genau dieselben, die im Jahre 1727 zur Sprache gebracht worden waren. Die zur Erhaltung der kirchlichen Gebäude versprochenen 1200 Thaler jährlich sollten allendlich von der publiken Kasse ausgezahlt und mit einiger Regelmäßigkeit distribuirt, die Visitationen regelmäßig abgehalten, die Behörden dazu angehalten werden, die bezüglichen Beschlüsse in Ausführung zu bringen und zu überwachen. Ferner wurde die Oberverwaltung ersucht, den Polizeibehörden größere Strenge gegen die Unordnungen zur Pflicht zu machen, welche noch immer in Stadt und Land vorkämen; namentlich den Unordnungen und Diebereien auf den Poststationen sollte ernstlich gesteuert, auch darüber gewacht werden, daß nicht jeder Bauer seinen Branntwein selbst brenne; desgleichen sollte das übermäßige Branntweinbrennen in Pastoraten und kleinen Dörfern überwacht und eingeschränkt werden. Namentlich sollten ihm die Prediger nicht, wie bisher mehrfach und namentlich im Dörptschen Kreise vorgekommen, im Großen betreiben und dazu Korn aufkaufen dürfen, sondern sich auf die Production des „Hausbedarfs" beschränken. Dieser Beschluß erhielt die obrigkeitliche Bestätigung und wurde mit vieler Strenge zur Ausführung gebracht, z. B. alle Kessel und Fässer branntweinbrennender Bauern, die nicht zu einem bestimmten Termin eingeliefert waren, confiscirt.

Was sonst auf diesem Landtage verhandelt worden, macht einen wenig erquicklichen Eindruck und zeugt dafür, daß die vollständige Wiederaufrichtung des Landesstaats und eine genau festgestellte Ordnung in Justiz und Verwaltung noch immer zu den frommen Wünschen gehörte. Das Landraths-Collegium und die Deputirtenkammer fungirten bereits regelmäßig als engerer Ausschuß des Landtags, aber die Art und Weise ihrer Zusammensetzung war so bestritten, daß nur um der „Harmonie" willen darin gewilligt wurde, daß auch der Pernausche Kreis Landräthe wählte. Mit dem Ober-Consistorium und den Landgerichten stritt die Ritterschaft darüber, ob diese Behörden sich selbst zu ergänzen hätten oder durch Landtagswahlen zu besetzen seien, und da man sich nicht definitiv verständigen konnte, wurde die Entscheidung des Justiz-Collegiums angerufen, ad interim aber mit jenen Behörden ein „Concordat" über gemeinschaftliche Besetzung der Vacanzen abgeschlossen; die Ritterschaft bezeichnete als ihren besondern Wunsch, daß vier Landräthe den Hofgerichts-Sitzungen beiwohnen sollten. Gleichzeitig lagen Streitigkeiten mit der Stadt Riga, dem General-Directeur der (Domainen-) Oeconomie v. Fölkersahm und — dem neuen General-Gouverneur vor, der ein vollständiges Verzeichniß aller

Landtagsvorlagen verlangte und darauf hingewieſen werden mußte, daß die Interna der Ritterſchaft dieſe allein angingen und bloß Regierungsvorpoſitionen und auf dieſe bezügliche Beſchlüſſe ſein Reſſort tangirten. Mit dem General-Directeur haderte man darüber, ob dieſer oder die Oberkirchenvorſteher die für Kirchenbauten ausgeſetzten 1200 Thaler zu vertheilen habe, und obgleich die betreffende Summe, wie wir wiſſen, noch gar nicht ausgezahlt war, kam es noch zu harten „Disputis“ über dieſe Materie. Am zahlreichſten und hartnäckigſten waren, wie immer, ſo auch dieſes Mal die Streitigkeiten mit der Stadt Riga. Der alte Kampf darüber, ob die Stadt nur ihrer Güter wegen oder als beſonderer Landſtand auf dem Landtage vertreten ſei und ob ſie an den Wahlen zu „Landesſchargen“ theilzunehmen habe, wurde auf's Neue aufgenommen. Nachdem die Städter ihr gutes Recht durch Documente nachgewieſen hatten, ließ man ſie zu und gelobte man ſich gegenſeitig gute Justice und Harmonie. Wie wenig dieſe Verſprechungen gehalten wurden, beweiſt die auf demſelben Landtage zur Sprache gebrachte lange Reihe von wirthſchaftlichen Differenzen, welche für die national-ökonomiſchen Begriffe der Zeit höchſt charakteriſtiſch ſind: der Adel verlangte, daß den Rigaer Bauern unterſagt werde, ihr Malz ferner aus Pommern zu beziehen, daß kein Bürger ohne beſondere Conceſſion Branntwein brenne, „zumal ſolches in den Vorſtädten feuersgefährlich ſei“ — dagegen ſollte dem Adel unverwehrt ſein, directe Einkäufe von den Schiffern zu machen, was den übrigen Landeskindern verboten war. Da man ſich über dieſe Punkte nicht verſtändigen konnte, ſollte höhere Entſcheidung nachgeſucht, d. h. einem verderblichen Spiel von Intriguen und Gegenintriguen Thür und Thor geöffnet werden, das trotz aller Mahnungen Birons und Löwenwoldes, Frieden zu halten, noch viele Jahre ſein Weſen trieb und den Credit der livländiſchen Stände langſam aber ſicher aufrieb. Auf demſelben Landtage kamen endlich noch zwei Angelegenheiten wichtigerer und würdigerer Art zur Berathung: die Codification des Landrechts, zu welcher durch die Wahl einer beſonderen Commiſſion ein kräftiger, wenn auch ſchließlich erfolglos gebliebener Anlauf genommen wurde, und die Errichtung von Schulen zu Riga und Dorpat.*) Bei dem mit Hülfe durch die Pröpſte

*) Von der auf demſelben Landtage niedergeſetzten Commiſſion zur Zuſammenſtellung einer livländiſchen Adelsmatrikel wird bei einer ſpäteren Gelegenheit ausführlich die Rede ſein. Die Eröffnung beider Commiſſionen wurde dem Lande durch ein Patent des General-Gouvernements vom December 1730 angekündigt.

„colligirter" Gelder neu errichteten Rigaer Lycäo (das 1731 bereits fünf Lehrer besaß), sollte eine Anstalt zur „Logirung der adligen Jugend" begründet werden; da es aber unmöglich sei, in diesen schwierigen Zeiten alle adlige und unadlige Jugend in dem entfernten Riga zu erziehen und doch die Nothwendigkeit vorlag, dieselben wenigstens „in principiis" zu unterweisen, willigte der Landtag darin, gemeinsam mit dem Dorpater Rath und dem dortigen Statthalter von Strömfeldt eine Schule in der Embachstadt zu errichten. Wie wir aus Gadebuschs Jahrbüchern wissen, kam dieses Project trotz des Eifers, den Strömfeldt für dasselbe zeigte, und trotz der entgegenkommenden Haltung des Dorpater Raths nicht zur Ausführung. Im Herbst 1732 erklärte der residirende Landrath, daß der Adel mit dem Schulbau zu Dorpat nichts weiter zu thun haben wolle, weil der Ritterschaft keine Theilnahme an der Schulverwaltung eingeräumt worden sei; das Landraths-Collegium müsse vielmehr den vollen Ersatz der zu diesem Bau gelieferten Materialien verlangen und werde denselben im Weigerungsfalle executivisch beitreiben lassen. Der Rath erklärte, daß er diesen Ersatz um so weniger leisten werde, als die bezüglichen Materialien ohne seine Bitte und ohne die Verlautbarung von Bedingungen über die Schulverwaltung freiwillig angeführt worden seien; wenn der Adel in Ansehung dieses Baus und der Erhaltung der Schule ein Drittheil der Unkosten zu tragen erbötig sei, werde die Stadt keinen Anstand nehmen, ihm Theilnahme an der Schulverwaltung einzuräumen, vielmehr selbst darum suppliciren, daß solches Recht der Ritterschaft „zu wachse". Trotz dieser versöhnlichen Antwort beharrte der Adel bei seiner Zurückhaltung; die Schule (zu welcher die Priesterschaft 56 Thaler Alberts, 57 Weissen (sic) und 17 Rbl. 33 Kop. contribuirt hatte) wurde von dem General-Superintendenten Bruiningk organisirt und zählte schon am Schluß des Jahres 1732 nicht weniger als 20 Schüler — man hatte sich ohne die Ritterschaft zu behelfen gewußt. — Zum Schluß kamen die auf allen Landtagen des vorigen Jahrhunderts unvermeidlichen Steuer- und Postsachen und die durch dieselben bewirkten erhöhten Lasten wieder zur Sprache. Es ist bereits erwähnt worden, daß seit der Uebersiedelung des Kaisers Peter nach Moskau neben der Petersburger eine zweite Poststraße nach Pleskau angelegt worden war. 1730 wurde beschlossen, die neue Straße zunächst mit Stationen zu 12 Pferden einzurichten, man ließ gleichzeitig den Wunsch durchblicken, die Stationen der Dorpat-Petersburger Straße eingehen zu lassen, mußte von demselben aber Abstand nehmen, da nicht

entſchieden war, ob die Kaiſerin nicht nach Petersburg zurückkehren werde; um die Laſt der Stationsbauten wenigſtens zu erleichtern, machte man den Verſuch, die Erbauung und Erhaltung der Dorpater Station der ſtädtiſchen Commune zuzuwälzen — ein Unternehmen das zu langjährigen Proceſſen mit dem Rath der Stadt Dorpat führte, der u. A. geltend machte, daß die Erhaltung der Dorpater Poſtirung an 400 Rubel jährlich koſte, während die Einnahme ſich im günſtigſten Falle auf 170 Rubel, bei Anweſenheit Ihrer Majeſtät in Moskau auf bloße 70 Rubel ſtelle! — Ferner wurde von mehreren Landtagsgliedern darüber Klage geführt, daß für „Discretions" und „Douceurs" an höhere und niedere Beamte unverhältnißmäßig große Summen aus der Ritterkaſſe verausgabt worden ſeien; künftig ſei in dieſer Beziehung größeres Ménagement zu beobachten und darauf zu ſehen, daß dergleichen Bewilligungen nicht wie bisher von den Deputirten, ſondern von dem Landmarſchall und den Landräthen ausgeſprochen werden ſollten. Endlich wurde beſchloſſen, die Regierung zu erſuchen, daß dieſelbe ihrerſeits etwas zur Erhaltung der „Carcera" und des Nachrichters thue, „die gegenwärtig nur von denen bezahlt würden, die ſie benutzten". Aus gleichzeitigen Dorpater Rathsprotocollen iſt zu erſehen, daß die Stadt Riga einen Nachrichter in Dienſt hatte, den die Regierung auf desfallſige Requiſition und gegen Erſtattung der taxmäßigen Koſten ſolchen Autoritäten und Communen borgte, welche nicht im Stande waren, dieſen koſtbaren Luxusbeamten für ſich anzuſchaffen. Für „Enthaupten und den Körper auf's Rad legen" wurden 8 Rthlr. Alberts gezahlt, über die „Verpflegung" mußte ein beſonderes Uebereinkommen zwiſchen der requirirenden Behörde und dem Henker getroffen werden.

Erquicklicher wie dieſe Landtagsverhandlungen von 1730 ſind die denſelben vorhergegangenen Beſprechungen des Landraths-Collegiums mit dem General-Superintendenten über Kirchen- und Schulſachen. Wir erfahren aus denſelben, daß nachdem die lettiſche Ueberſetzung des Neuen Teſtaments „zu großem Segen" erſchienen und raſch verbreitet worden, die Herausgabe eines lettiſchen Alten Teſtaments für nöthig befunden worden; man beſchloß einen „Buchführer" zur Ausführung dieſes Unternehmens willig zu machen und falls dieſer deprecirte, auf andere Mittel zu ſinnen. Ferner beantragte der General-Superintendent Maßnahmen dafür, daß die publiken Bauern adſtringirt würden, wie zu ſchwediſcher Zeit die geſetzlichen Leiſtungen an die Schulmeiſter zu präſtiren; daß ſolche wieder vorhanden waren, beweiſt an und für ſich einen wichtigen Fortſchritt gegen die

früheren Landtage, wo die Wünsche für Beschaffung von Predigern und Lehrern in das Gebiet der pia desideria gehörten. Es wurde ferner festgestellt, daß die Kirchenvisitationen mindestens alle drei Jahre wiederkehren sollten und daß die Bestimmungen über die Trauerzeit nicht auf die Bauern ausgedehnt, die Dauer derselben vielmehr in jedem einzelnen Falle von Prediger und Kirchenvorsteher festgesetzt werden sollte. Wie groß die allgemeine Armuth noch immer war, geht aus einer den auf diese Berathung bezüglichen Aufzeichnungen angehängten Notiz hervor: ritterschaftlicherseits wurde darüber geklagt, daß die letzte General-Kirchenvisitation die Bestimmung getroffen habe, die „deutschen Leute" auf dem flachen Lande sollten dem Prediger je einen Thaler jährlich zahlen.

Sieben Jahre vergingen nach dem Schluß dieses Landtags ohne daß die hohen Gönner und Landsleute, welche man am Kaiserhof besaß, auch nur bewogen werden konnten, die Erlaubniß zur Abhaltung einer neuen Versammlung zu erwirken. 1732 traf eine Anfrage des Justiz-Collegiums darüber ein, aus welchen Gründen livländische Landtage überhaupt abgehalten würden und wer das Recht habe, die Initiative zu denselben zu ergreifen; 1734 bat das Landraths-Collegium (das diese plötzliche Infragestellung aller Rechte besonders vorsichtig gemacht zu haben scheint) den General-Directeur v. Fölkersahm, zu sondiren, ob Aussicht auf Bewilligung eines neuen Landtages vorhanden sei; die Antwort erfolgte erst im folgenden Jahre und deutete an, daß erst „an Hof" berichtet werden müsse. Darüber verging nicht nur das Jahr 1735, sondern auch das Jahr 1736, erst im Februar 1737 trat der Landtag wieder zusammen: nicht Biron und nicht Löwenwolde, sondern dem Vice-Gouverneur v. Bismark war (wie die Eröffnungsrede besonders hervorhob) die „Procuration" der Erlaubniß zu dieser Versammlung zu danken gewesen. Trotz aller Opfer und Anstrengungen, die man in dieser Zeit aufgewandt hatte, um den Wünschen der Biron, Löwenwolde u. s. w. bis ins Kleinste gerecht zu werden, war von diesen Männern, welche für die unbeschränkten Beherrscher der Situation und ihren Gegnern obendrein für einseitige und parteiische Förderer des deutschen Elements galten, weniger für Erfüllung der Landeswünsche und Landesbedürfnisse geschehen als zu irgend einer anderen Zeit. Man braucht nur die Umrisse der damals zwischen Riga und Petersburg gepflogenen Verhandlungen zu kennen, um sich sagen zu müssen, daß der Glaube an die Allgewalt des baltischen Adels zu den Zeiten Anna's nur auf einer fable convenue beruht und die Situation höchstens im Interesse

einzelner Personen, aber durchaus nicht zum Vortheil der Sachen ausgebeutet worden ist. Biron, der schon 1730 in die livländische Adelsmatrikel aufgenommen worden, nach seiner Ernennung zum Grafen, Oberkammerherrn und Besitzer der Güter Schloß Wenden und Freudenberg noch besonders „gratulirt" worden war, scheint ebenso wenig Neigung für Förderung der uns bekannten livländischen Desiderien gehabt zu haben, wie sein Freund der Oberstallmeister und Landrath Löwenwolde, der grade damals in höchster Gunst stand und bei dessen Bruder Capitain Pauli, wie er ausdrücklich berichtet, im Jahre 1731 gespeist hatte. Schon 1728 hatte Estland an höchster Stelle das alte Desiderium, wegen Errichtung eines besonderen höchsten Gerichtshofs für Liv- und Estland in Erinnerung gebracht und den Capitain Pauli beauftragt, diese wichtige Angelegenheit nach Kräften zu betreiben; 1730 wurde sie auf's Neue zur Sprache gebracht und dem Grafen Löwenwolde eine bezügliche Supplik zur Ueberreichung an maßgebender Stelle behändigt. Der Graf erklärte die Sache für „höchst bedenklich", versprach aber die Besorgung der Supplik; aus einem zu Ende desselben Jahres abgefaßten Bericht erfahren wir indessen, daß die Ueberreichung auf Anrathen des Herrn Grafen unterblieben sei. Zwei Jahre später ging der Landrath Baron Ungern-Sternberg nach Petersburg (wohin die Kaiserin Ende des Jahres 1731 übergesiedelt war) um diese Angelegenheit, sowie die Bestätigung der in weibliche Hände gerathenen Mannlehen, die Klagen über den Landhandel und verschiedene Differenzen wegen der „fahrenden Post" zu ordnen; wie wir aus einer einschläglichen Notiz ersehen, sollte er die Sachen bei Löwenwolde in Anregung bringen, diesem aber, von dessen Einfluß man sich goldene Berge versprach, die Hauptsachen überlassen. Statt dessen geht Löwenwolde nach Deutschland und bleiben alle Geschäfte liegen; Landrath Ungern, dem die Tribunalsangelegenheit besonders am Herzen lag, erregte Birons „Unzufriedenheit" und war dadurch in seiner Thätigkeit auf's Peinlichste eingeengt, Löwenwolde, dem wahrscheinlich wegen seiner Lässigkeit sanfte Vorwürfe gemacht worden waren, drohte damit seinen Abschied als Landrath zu nehmen. Ebenso erfolglos waren die Verhandlungen, welche in Sachen des Tribunals mit dem Präsidenten des Justiz-Collegiums v. Keyserlingk angeknüpft wurden; 1732 erklärte derselbe, persönlich für dieses Project zu sein, aber wenig Hoffnung für Verlegung eines solchen Gerichtshofs in die Provinzen zu haben (Dorpat war in Vorschlag gebracht worden), so lange der Hof in Petersburg weile;

1733 meldete Ungern, „daß wenn die Gagirung der Tribunalsglieder aus dem Publico geschehen solle, die Ritterschaft von dem Recht, solche Membra selbst zu wählen, Abstand nehmen müsse.“ Ebenso unglücklich war es mit den Verhandlungen über die übrigen von der Ritterschaft ausgesprochenen Wünsche gegangen; die Berichte Pauli's und des Landraths Ungern-Sternberg erwähnen immer nur, daß die „Affairen“ in Stocken gerathen seien und daß die Gönner, auf welche man gerechnet habe, mißlaunig und unzugänglich seien. Löwenwolde erklärt zu drei verschiedenen Malen (1731, 1732 und 1733) daß er sich in Landesangelegenheiten nicht mehr mischen und das Landrathsamt aufgeben wolle — ein Mal weil er nach Deutschland reisen müsse, ein anderes Mal, weil er als Ambassadeur nach Polen abzugehen gedenke, ein drittes Mal ohne Angabe besonderer Gründe. Biron, dessen Unzufriedenheit mit Ungern bereits erwähnt wurde, giebt sein Mißvergnügen über die ihm zugemutheten Belästigungen bei jeder Gelegenheit kund: ein Schreiben wegen Anerkennung des adligen Vorzugsrechts bei publiken Arrenden nimmt er „ungünstig“ auf, bei den Klagen gegen die Stadt Riga räth er im Allgemeinen zum Frieden, in Sachen der Codification des Landrechts und des Obertribunals sind gar keine Spuren seiner Thätigkeit zu entdecken.

In Livland scheint man die Hauptschuld an dem Mißlingen aller dieser Versuche zur Förderung der Landesangelegenheiten in dem Ungeschick des Unterhändlers Capitain Pauli gesehen zu haben, der 1732 entlassen wurde. Sein Nachfolger Justizassessor v. Hagemeister, der 1733 mit einem Jahresgehalt von 450 Thaler angestellt und mit Recommandationen an Schaffirow, Biron, Ostermann, den Oberprokureur Maslow, den Grafen Golowkin, Geheimrath Naryschkin u. s. w. reichlich ausgestattet wurde, war indessen nicht glücklicher als sein Vorgänger. Aus seinen Berichten erfahren wir wohl, daß er im Januar 1734 bei Münnich, Ostermann und Löwenwolde Neujahrsgratulationen abgestattet und alles Mögliche gethan hatte, um die Petita wegen des Branntwein- und Landhandels zu fördern und die Zahl der unentgeltlich zu liefernden Dragonerpferde zu mindern — von entscheidenden Resultaten ist aber nichts zu verspüren. Anno 1735 meldet derselbe Geschäftsträger, daß nach geschehener Verstärkung des Justiz-Collegiums wenig Aussicht vorhanden sei, die Errichtung des Obertribunals durchzusetzen; dagegen schlägt er vor „zu gewissen Zeiten Lächse und Häringe als kleine Präsenter für geneigte Gemüther“ an ihn zu senden und zu diesem Behuf etwa 200 Thaler jährlich auszusetzen — ein Ver-

langen dem nicht entſprochen werden kann, bevor der Landtag ſeinen Conſenſus gegeben. Im folgenden Jahr muß Herr v. Hagemeiſter, dem es an Umſicht und Eifer für Erfüllung ſeiner Obliegenheiten keineswegs gefehlt zu haben ſcheint, einem ihm gewordenen Wink gemäß, ſeine Stellung aufgeben, da dieſelbe für mit den Pflichten eines Juſtizaſſeſſors unvereinbar gilt; es kann uns nicht wundern, daß man unter dem Eindruck der gemachten ſchlechten Erfahrungen und angeſichts der Unmöglichkeit, gegen die ablehnende Haltung der „Gönner" irgend etwas zu erreichen, zunächſt keinen neuen Mandatar anſtellte und damit wenigſtens die überflüſſigen Koſten, die derſelbe verurſacht hatte, ſparte — ein Vortheil der bei der ſchwierigen öconomiſchen Lage des Landes keineswegs zu verachten war. Wirkliche Erfolge hatte man nur erzielt, in ſo weit es die Niederſchlagung verſchiedener Kabalen galt, welche geſchmiedet worden waren, um die Loyalität der Livländer zu verdächtigen. Des Fiskals Herms und deſſen Abweiſung durch Jaguſchinski*) iſt bereits Erwähnung geſchehen; noch erfolgreicher waren die Remonſtrationen der Ritterſchaft gegen den intriguanten Kämmerir Beenke geweſen, der, wie wir wiſſen, ſchlechte Gerüchte über Stadt und Land ausgeſtreut und namentlich den General-Directeur der Oeconomie, Vice-Präſidenten des Hofgerichts und Landrath v. Fölkerſahm böswillig verdächtigt hatte. Das Landraths-Collegium veranlaßte den General-Gouverneur eine beſondere Commiſſion zur Unterſuchung dieſer Calumnien niederzuſetzen und Herr Beenke wurde nicht nur zum Revociren ſeiner falſchen Angaben, ſondern auch zum Verluſt der Ehre „Schlagen auf's Maul" und dreijähriger publiker Arbeit condemnirt. Ob dieſes Urtheil an ihm zur wohlverdienten Strafe und Anderen zum abſchreckenden Exempel in Ausführung gebracht worden, läßt ſich leider aus den mir vorliegenden Excerpten nicht erſehen. Wenig ſpäter war es die Preſſe, welche die Ritterſchafts-Repräſentation in Ungelegenheiten brachte: im Jahre 1730 hatte ein Artikel der „Preußiſchen Fama" behauptet, weil des Landes Privilegien über den Haufen geworfen worden, verkauften viele von der livländiſchen Nobleſſe ihre Güter um nach Schweden zu ziehen. Die Ritterſchaft, welche von dieſem „Gerücht" üble Folgen

*) Der Cabinetsminiſter Graf Jaguſchinski ſtand bei der Kaiſerin Anna in beſonders hohem Anſehen, weil er ſich nach dem Tode Peters II. den Beſtrebungen des geheimen Conſeils widerſetzt, gegen die Beſchränkung der kaiſerlichen Gewalt proteſtirt und dafür zeitweiſe Gefangenſchaft geduldet hatte

fürchtete, wandte sich mit einer Beschwerde an den General-Gouverneur Grafen de Lascy, während der mehrerwähnte Herr v. Fölkersahm direct an den Grafen Ostermann schrieb; Ostermann legte die Sache dem Senat vor und dieser requirirte den preußischen Gesandten um „geeignete Remedur" und Bestrafung des „Gazettier" herbeizuführen. Derselbe Fall trat — wie wir gleich hier erwähnen wollen — am Ende der dreißiger Jahre noch einmal ein. Die Hamburger Zeitung hatte gelegentlich berichtet, viele vom livländischen Adel seien wegen einer Verschwörung und „wider Ihro Majestät geführter Correspondance" zu Inquisition und Verhör gezogen worden. Der Vice-Gouverneur General v. Bismark, dessen Intervention von Seiten der Ritterschaft in Anspruch genommen worden war, fragte bei Biron an, wie man sich zu verhalten habe, um dieser Verleumdung in wirksamer Weise zu begegnen. Biron erwiderte, die Ritterschaft habe sich in dieser Sache um so weniger zu moviren, als „die Zeitungsschreiber sich auch gegen Ihro Majestät ungeziemender Freiheit bedienten".

Bevor wir auf die Verhandlungen desjenigen Landtags näher eingehen, dem der Bericht über die Erfolglosigkeit der meisten in den Jahren 1730 bis 1737 gepflogenen Verhandlungen vorgelegt werden mußte, sei in Kürze gewisser auf die Landesgeschichte bezüglicher Ereignisse dieses Zeitraums gedacht, welche außerhalb der ritterschaftlichen Interessen lagen und über welche Gadebusch, der treue Chronist von Dorpat, uns Bericht erstattet. Seine Aufzeichnungen haben bekanntlich das Dorpater Rathsarchiv zur Hauptquelle, Dorpater Interessen zu ihrem Hauptgegenstande. Nur in Bezug auf diese Gegenstände, nicht aber auf den Geist, in dem man handelte, zeigt sich ein Unterschied zwischen ritterschaftlichen und bürgerlich-städtischen Bestrebungen jener Zeit und der moderne Liberale, der die einen und die andern Zeugnisse in der Absicht zur Hand nähme, über den Adel ein Strafgericht zu halten und das bessere Recht und die größere Einsicht des livländischen Bürgerthums im philosophischen Jahrhundert nachzuweisen, würde sich, auch wenn er noch so energischer Adelsfeind wäre, nach irgend gewissenhafter Beschäftigung mit diesen Materien sagen müssen, daß Spießbürgerthum und engherzige Beschränktheit in kleinlichen Standesinteressen nirgend reichlicher gefunden werden als bei diesem „tiers-état". Mag man Gadebuschs Berichte aufschlagen wo man wolle, über Zunftbändel, Privilegienstreitigkeiten, Processe und Vorrechte von zweifelhaftestem Werth und national-ökonomische Bornirtheiten, die denen des Adels nichts

nachgaben, kommt man in dieser Bürgerchronik nicht hinaus: nirgend findet sich auch nur bei den leitenden Personen der civitas Dorpatensis eine Spur von Verständniß für die wahre Lage, die wirklichen Bedürfnisse des Landes, nirgend ein Anlauf zur Bethätigung und Geltendmachung der Gesammtinteressen des Landes. Die Mehrzahl der sauer erworbenen Thaler, welche sich im Säckel der noch immer bedrängten Stadt vorfinden, wird für Privilegienbestätigungen und Processe verausgabt; obgleich der Rigasche Rathsherr Caspari, der 1730 im Auftrage seiner Commune nach Moskau gegangen war, die Vertretung Dorpats aus bloßem Patriotismus übernommen und ohne jede Entschädigung in aufopferndster Weise betrieben hatte, kostete allein die Bestätigung der Stadtprivilegien durch die Kaiserin Anna 250 Thaler, eine für jene Zeit und namentlich für die verarmte Stadt Dorpat sehr bedeutende Summe. Noch ungleich größer waren die Summen, welche Corporationen und Private für Processe und Händel verausgabten, in welchen es sich in der Regel um Vorzüge und Privilegien von bloß eingebildetem oder doch nur sehr zweifelhaftem Werth handelte. Besonders drastisch tritt der Widersinn der spießbürgerlichen Anschauungen jener Zeit in all' den Fällen hervor, wo es sich bei diesen Processen um Fragen des wirthschaftlichen Lebens und bürgerlichen Erwerbes handelt. Wenn ein Pernauscher Fleischer in der Umgegend von Dorpat ein Paar Ochsen oder Kühe kauft, wenn ein Dorpater Hutmacher das Vitriol, dessen er in seinem Geschäft bedarf, direct aus Riga kommen läßt, oder ein angereister Russe einige Pfund türkischen Tabaks in Dorpat losschlägt, oder aber ein russischer Kaufmann, der nur zum Handel mit Kurzwaaren berechtigt ist, einige Fuder Gerste oder Roggen aufkauft, so entbrennt sofort ein Rechtshandel, der ganz abgesehen von der Zweifelhaftigkeit seines Ausgangs zehnmal mehr Geld kostet, als das betreffende Object werth ist. So allgemein ist aber der Glaube an den hohen Werth des alten Zunft- und Schragenzopfes, daß selbst Vertreter der gebildeten Stände jeden Augenblick bereit sind, um ihrer Zunftrechte oder Ehren-Prärogative willen unter einander Händel anzufangen, und daß selbst unser ehrlicher Gadebusch diese würdelosen Händel völlig in der Ordnung findet. Am häufigsten sind es die Prediger, welche gegen benachbarte Amtsbrüder oder auch gegen ihre Küster wegen derartiger Eingriffe klagbar werden und dieselben als Bönhasen verfolgen. Vollends ekelhaft sind diese Händel, wo es sich um bloße Ehrenrechte, namentlich um den Vortritt bei Gevatterschaften handelt, und es kann kaum zweifelhaft erscheinen,

daß die bei dem Petersburger Justiz-Collegium geführten Streitigkeiten dieser Art wesentlich dazu beigetragen haben, den höheren russischen Beamten eine häufig mit Verachtung gepaarte Abneigung gegen das historische Recht und die Privilegienwirthschaft der Livländer für alle Zeiten einzuprägen.

Wir haben, bevor wir auf die Landtagsgeschichte von 1737 übergehen, noch zweier wichtiger Ereignisse Erwähnung zu thun, welche in die Jahre 1736 und 1737 fallen. Im Herbst 1736 kam Graf Zinzendorf zum ersten Male nach Livland; er besuchte nach längerem Aufenthalte in Riga seinen Freund den Generallieutenant Baron Campenhausen in Orellen und die Generalin Hallart zu Wolmarshof, um sodann nach Reval zu gehen, wohin ihn die Pastoren Mickwitz, Vierort und Gutslef eingeladen hatten und wo er seine größten Triumphe feierte. Nach des Grafen eigenem Ausspruch hatte Reval allein ihn für seine ganze Reise nach Livland belohnt. Im Mai 1737 war der alte Herzog Ferdinand von Kurland zu Danzig, wo er ein halbes Menschenalter lange residirte, verstorben und mit ihm die Kettlersche Dynastie erloschen; schon wenige Wochen später wurde Ernst Johann Biron mit Uebergehung zweier anderer Candidaten, des Prinzen von Braunschweig-Bevern und des Landgrafen von Hessen-Homburg, zum Herzog von Kurland und Semgallen gewählt. Die Kaiserin hatte zwei Gesandte, den Kammerherrn von Buttlar und den Grafen Carl Hermann Keyserlink, Biron seinen Schwager, den livländischen Vicegouverneur Ludolf August von Bismark nach Mitau gesandt, um diese Angelegenheit zu betreiben und auf die zur Herzogswahl einberufene brüderliche Conferenz einzuwirken. Für Livland war diese Wahl von großer Wichtigkeit, weil sie Biron (der seine russische Oberkammerherrnwürde beibehielt) mit den baltischen Zuständen und Einrichtungen in directe Beziehung brachte und Alles, was geschah und nicht geschah, von dem Willen dieses Mächtigen allein abhängig machte.

Von dem Landtag von 1737, der im Februar dieses Jahres zusammentrat, übrigens nur kurze Zeit dauerte, wissen wir, daß er nur dadurch zu Stande kam, daß Herr von Bismark, Biron's Schwager, direct für das betreffende Gesuch des Landraths-Collegiums eintrat. Löwenwolde und die übrigen Mitbrüder, welche am kaiserlichen Hofe glänzten, waren auch dieses Mal angeblich darum angegangen worden, ihren Einfluß für die Geltendmachung des Landesrechts in die Wagschale zu werfen. Bei der Auf-

wartung, welche die Landtagslieder dem Vicegouverneur machten, dankte der Landmarſchall von Buddenbrock Herrn von Bismark ausdrücklich für die „Grace“, welche ſeine Excellenz der Ritterſchaft bewieſen, indem ſie dieſen Landtag „zu procuriren die Gewogenheit gehabt“. Was die Landtagsverhandlungen ſelbſt anlangt, ſo drehten dieſelben ſich eigentlich nur um drei Punkte, aber dieſe waren wichtiger als Alles, was in den letzten Jahren auf dem Ritterhauſe zu Riga beſchloſſen worden, denn es handelte ſich um eine gründlichere Reform des bäuerlichen Schulweſens, allendliche Zuſammenſtellung der Matrikel und die Annahme des ſogenannten Budberg-Schrader'ſchen Landrechtsentwurfs. — Auf Bevorwortung des Landraths-Collegiums nahm die Ritterſchaft ein von dem verdienten General-Superintendenten Fiſcher ausgearbeitetes Project über die Organiſation der Bauernſchulen an, durch welches für alle livländiſchen Güter die Anſtellung von Schulmeiſtern und die Einrichtung von Gebietsſchulen obligatoriſch verordnet wurde. Wenngleich die Annahme nahe liegt, daß die Beſtimmung noch lange auf dem Papiere blieb und nur allmählich und nur nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten und Hemmniſſe praktiſch durchgeführt wurde, ſo wird der Werth des Landtagsſchluſſes von 1737 dadurch noch nicht umgeſtoßen. Durch denſelben war mindeſtens öffentlich anerkannt, daß der livländiſche Bauernſtand einen gegründeten Anſpruch auf Bildung und Unterricht aller ſeiner Glieder habe. Die Freunde der Schulſache, vor Allem die General-Superintendenten (an Stelle des 1736 angeſtellten Fiſcher trat 1745 bis 1770 J. A. Zimmermann) beſaßen fortan eine feſte Operationsbaſis für ihre bildungsfreundlichen Beſtrebungen. Die Zeit der wirklich praktiſchen Verwerthung dieſes Beſchluſſes wäre ſicher noch früher angebrochen, wenn nicht ein halbes Jahrhundert vergangen wäre, innerhalb welches keinerlei entſcheidende Schritte für die politiſche Emancipation des Bauernſtandes geſchahen. Erſt der freie Bauer war in der Lage, von der ihm ertheilten Bildung wirklichen Gebrauch zu machen, und eine langjährige Erfahrung hat uns gelehrt, daß der Bauernſtand ſelbſt den Werth dieſer Bildung erſt einzuſehen vermocht hat, als dieſelbe aufhörte ein iſolirtes Geſchenk zu ſein, deſſen Benutzung er ſich vorſchreiben laſſen mußte. Daß 120 und mehr Jahre vergangen ſind, bevor unſere Nationalen von ſich aus den Bildungsbeſtrebungen der Geiſtlichkeit entgegenkamen, liefert den deutlichſten Beweis dafür, daß die Freiheit die nothwendige Vorbedingung für jedes auch nur annähernde Verſtändniß geiſtiger Güter jeder Art iſt.

Die zweite Angelegenheit, welche den Landtag von 1737 beschäftigte, war der Abschluß der schon sieben Jahre früher begonnenen Arbeiten zur Feststellung der Adelsmatrikel. Auf Grund einer im August 1728 erhaltenen kaiserlichen Autorisation hatte ein von der Ritterschaft bewirktes Regierungs-Patent vom 17. November 1730 vorgeschrieben, daß Jedermann, der einen Anspruch auf das livländische Indigenat zu haben glaube, denselben im Laufe des Jahres 1731 geltend zu machen habe. Im Jahre 1733 war eine besondere Matrikel-Commission, an deren Spitze der Landrath de la Barre stand, zusammengetreten, um die Ansprüche der Candidaten zu prüfen. Ein Patent vom 6. Februar desselben Jahres giebt uns über die Grundsätze Aufschluß, welche für die Zugehörigkeit zum livländischen Adelsverbande maßgebend sein sollten. „Der Adel," heißt es a. a. O., „muß entweder durch wahre und unstreitige Notorietät oder richtige Adels- und Indigenats-Briefe oder durch Schenk-, Kauf- und andere Briefe darthun, zu welcher Zeit er in Liv- und Estland Erb- oder Lehngüter zu besitzen angefangen hat. Die jetzigen von der Familie müssen durch Stamm- und Ahnentafeln erweisen, wie sie mit den zuerst geadelten Personen verwandt sind oder von diesen abstammen." Da die bezüglichen Arbeiten noch immer nicht zum Abschluß gekommen waren, wurde 1737 unter Bestätigung der bisher befolgten Grundsätze ein neuer einjähriger Termin für die Anmeldungen ausgeschrieben. Obgleich die Bestätigung der Matrikel erst zehn Jahre später erfolgte und die Resultate der Commissionsarbeit in den Jahren 1742 und 1745 einer wesentlichen Umgestaltung unterzogen wurden, ist der Landtag von 1737 doch als derjenige anzusehen, der auf die Matrikel-Angelegenheit den nachhaltigsten Einfluß ausübte, denn aus den Recessen von 1742 und 1747 ist ersichtlich, daß die betreffenden Versammlungen wenig mehr thaten als auf die Ausführung der früheren Beschlüsse dringen. Es wird darum nahe liegen, schon an diesem Zeitpunkt in eine Prüfung der Gedanken einzutreten, welche die Errichtung einer besonderen Schranke zwischen Indigenen und Nichtindigenen herbeigeführt hatten.

Der Grundgedanke, welcher dem ganzen Werk zu Grunde lag, war offenbar die Absicht, den ursprüngtich deutschen Charakter des livländischen Adelsverbandes zu erhalten und vor dem Eindrang fremder Elemente zu bewahren. Zieht man in Betracht, daß nach den Vorschriften der ursprünglichen, von Peter dem Großen selbst erlassenen Rangtabelle zu jener Zeit schon die Erwerbung der vierzehnten Rangklasse erbliche Adelsrechte

zur Folge hatte und daß dieſe Rangklaſſe eigentlich von Jedem erworben werden konnte, der überhaupt in den Civil- oder Militairdienſt des Staats trat, ſo wird man es begreiflich finden, daß die livländiſche Ritterſchaft den Wunſch hegte, von der zahlreichen Klaſſe dieſer homines novi unterſchieden zu werden. Wo der Eintritt in eine beliebige Kanzellei oder in ein Feldregiment den Erwerb der Adelsqualität zur faſt unmittelbaren Folge hatte, lag in der That nahe, daß der Begriff des Adels als einer den großen Grundbeſitz vertretenden Ariſtokratie vollkommen aufgehoben und in ſein Gegentheil verwandelt wurde. Blieben die neuen Edelleute, die von der Tradition des Landes nichts wußten und nicht ſelten auf einer ſehr niedrigen Stufe der Bildung ſtanden, den Gliedern der alten Geſchlechter gleichberechtigt, ſo mußte es um die ſociale und politiſche Stellung der Adelscorporation bald geſchehen ſein: wußte man doch aus eigener Anſchauung, wie ominös die Errichtung der büreaukratiſchen Rangleiter auf das Anſehen und die Stellung des ruſſiſchen Adels eingewirkt hatte. Unter dieſem Geſichtspunkt betrachtet, läßt ſich dem Auskunftsmittel, eine ſpecielle livländiſche Adelsmatrikel zu errichten, ein relatives Recht nicht abſprechen. Uns aber, die wir dieſe Matrikel als eine hundertundzwanzig Jahre alte Thatſache vor uns haben, wird es nahe liegen, auch den Revers der Medaille zu betrachten und die Frage aufzuwerfen, ob der 1737 gewählte Weg in der That der richtige und allein mögliche war und ob der Zuſtand, zu welchem derſelbe führte, nicht in der That noch unbequemer und gefährlicher geweſen iſt als das Uebel, welchem man entgehen wollte. Thatſache iſt nämlich, daß erſt nach Begründung der Matrikel jener feindliche Gegenſatz zwiſchen Indigenen und Nichtindigenen begonnen hat, der das öffentliche Leben unſeres Landes vergiftete und dem bereits früher entbrannten Kampf um das Güterbeſitzrecht neue, größere Proportionen gab. Wohl hatte es ſchon früher einer Art von Reception bedurft, um dem in Livland beſitzlichen Edelmann die ſogenannte Mitbruderſchaft zu ſichern — aber erſt die Matrikel zog, wie die geſchichtliche Betrachtung nachweiſt, zwiſchen beiden Kategorien von Edelleuten eine feindliche Schranke. Bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts konnte jeder Edelmann, der in Livland heimiſch geworden war, darauf rechnen, als Mitbruder angeſehen zu werden, in den meiſten Fällen fand gar keine beſondere Aufnahme ſtatt, ſondern erfolgte der Uebergang aus einer Kategorie in die andere jedesmal ſtillſchweigend, wenn nicht beſondere Gründe obwalteten, aus denen die eine oder andere Perſönlichkeit den Gliedern

des Adels mißliebig war. Die Zugehörigkeit zur Ritterſchaft konnte gleichſam durch Verjährung erworben werden, und es war im Grunde nur ein Gewohnheitsrecht, welches darüber entſchied, wo das Indigenat begann und wo es aufhörte. Von Wichtigkeit war ferner, daß die peinliche Ceremonie einer Abſtimmung darüber, ob Jemand Indigena ſei oder nicht, wenigſtens in der Regel wegfiel, und der fremde Edelmann, der in's Land kam, nicht von vornherein den peinlichen Eindruck empfing, ſeine Adelsqualität bedürfe einer beſonderen, nur ausnahmsweiſe zu erlangenden Anerkennung. Aus einer längeren Reihe von Beiſpielen wiſſen wir, daß die Praxis bei den Richterwahlen des Landtags bis zur Errichtung der Matrikel eine höchſt liberale war und daß ein rechtskundiger in Livland lebender Edelmann von gutem Ruf mit Sicherheit darauf rechnen konnte, als Mitbruder behandelt und verwandt zu werden; ſelbſt bei Bürgerlichen drückte man, wenn ſie wirklich gute Rechtskenntniß beſaßen, gern ein Auge zu. Das Alles wurde nach Errichtung der Matrikel vollſtändig anders, die Ritterſchaft fühlte ſich nicht mehr als die mit dem großen Grundbeſitz identiſche Corporation, ſondern als der Inbegriff einer Anzahl adliger Familien, deren Intereſſen mit denen anderer Familien im nothwendigen Gegenſatz ſtehen mußten. Es hörte jener in gewiſſem Sinne naive Zuſtand auf, welcher factiſch keinen Unterſchied zwiſchen den Begriffen „das Land“ und „die Ritterſchaft“ kannte, ja es läßt ſich behaupten, daß der wirklich tödtliche Haß, der die livländiſchen Stände während der nächſten hundert Jahre gegen einander aufrieb, nicht möglich geweſen war, ſo lange ſich jeder Edelmann (auch der Rigaſche Rathsherr, der ſich durch das Privilegium der Königin Ulrike Elenore nobilitirt wußte) als künftigen nobilis livonus anſah, der nur Grundbeſitz zu erwerben brauche, um vollberechtigt zu werden. Beſonders verhängnißvoll wurde die Errichtung der Matrikel dadurch, daß ſie den erſt fünfundzwanzig Jahre früher entbrannten Streit über das Güterbeſitzrecht in eine neue Phaſe brachte: dieſes Recht wurde auf einen noch engeren Kreis von Landeskindern beſchränkt, einen Kreis, der ſich nur freiwillig abzuſchließen brauchte, um den Beſitz von Rittergütern zum Monopol eines halben oder ganzen Dutzends alter Familien zu machen. Eine fernere unheilvolle Folge der Einrichtung der Matrikel war die Ablöſung und Entfremdung der übrigen Stände von den Landesintereſſen. Das neue adlige Vollbürgerthum hielt ja immer noch an der alten Fiction feſt, daß die Ritterſchaft das geſammte flache Land repräſentire. Kein Wunder, daß die Nichtvollbürger, nachdem

ſie durch die neugezogene Schranke von dem Genuß zahlreicher ihnen bis dazu eventuell zugänglicher Rechte in aller Form ausgeſchloſſen worden waren, keine Pflichten gegen das Land kannten, welches nur für ſeine erſtgeborenen Söhne ein Herz zu haben ſchien. Von dem modernen auf das Intereſſe des geſammten Landes gerichteten Standpunkt aus, den heute die Mehrzahl aller Patrioten einnimmt, läßt ſich behaupten, daß erſt ſeit jener verhängnißvollen Maßregel der Vorwurf und die Gefahr möglich geworden, das ſogenannte Landesintereſſe ſei ein bloß ritterſchaftliches Intereſſe und dieſes wiederum ein bloßes Familienintereſſe. Sei darum die Frage verſtattet, ob man Anno 1730 und 1737 nicht beſſer gethan hätte, die Zugehörigkeit zum livländiſchen Adelscorps einfach von den beiden Bedingungen des adligen Standes und des Erwerbes eines Ritterguts abhängig zu machen, bezüglich der Wahlen aber in jedem einzelnen Falle dem Landtage zu überlaſſen, wen derſelbe als Mitbruder angeſehen wiſſen wollte und wen nicht. Wäre das geſchehen, ſo hätte nicht nur die Güterbeſitzfrage einen anderen Verlauf nehmen, ſondern auch das Unheil der ſtatthalterſchaftlichen Verfaſſung möglicher Weiſe abgewendet werden können; mindeſtens hätte es ſolchen Falles keine Gattung von Livländern gegeben, die für dieſe Verfaſſungsveränderung intereſſirt geweſen wäre.

Was die, wie erwähnt, zehn Jahre ſpäter abgeſchloſſene Matrikel ſelbſt anlangt, ſo umfaßte dieſelbe hundertzweiundſiebenzig Familien, welche in fünf verſchiedene Kategorien zerfielen. Zur erſten Klaſſe gehörten zweiundfünfzig Geſchlechter aus der Zeit der Unabhängigkeit Livlands, zu der zweiten Klaſſe ſechszehn Familien aus polniſcher, zur dritten Klaſſe fünfundvierzig Familien aus ſchwediſcher Zeit. In die vierte Kategorie kamen alle diejenigen, welche zwiſchen 1710 und 1747 das Indigenat erworben hatten, der fünften Klaſſe ſollten alle nach 1747 recipirten Geſchlechter angehören.

Es war vielleicht mehr als Zufall, daß derſelbe Landtag, der die Vorſchläge der im Jahre 1730 niedergeſetzten Matrikel-Commiſſion annahm, in einen Conflict mit der Landſtandſchaft der Städte gerieth. Riga und Dorpat wurden in der Ausübung dieſes Rechts nicht geſtört, wohl aber verſuchte man es, die alte Stadt Pernau auszuſchließen. Als dieſe ſich am 18. Februar darüber beſchwerte, „daß ihr der Landtag nicht angemeldet worden", erklärte die Ritterſchaft, „ſie könne die Pernauſche Rechts-

bewahrung nicht entgegen nehmen, weil hierüber Nichts zu finden gewesen sei.“. Dieselbe Procedur fand, wie wir gleich hier bemerken wollen, im Jahre 1750 noch ein Mal statt, leider mit dergleichen Erfolglosigkeit.

Was das dritte Deliberatorium von 1737 anlangt, so hatte dasselbe ein öffentliches Bedürfniß zum Gegenstand, welches erst 108 Jahre später befriedigt worden ist. Im Jahre 1730 war nach Einholung kaiserlicher Erlaubniß gleichzeitig mit der Abfassung der Matrikel die Zusammenstellung des livländischen Landrechts beschlossen und einer besonderen Commission übergeben worden. Auf Grund eines zu schwedischer Zeit von Engelbrecht von Mengden verfaßten Landrechtsentwurfs sollte ein Codex des livländischen Landrechts ausgearbeitet und höherer Bestätigung unterbreitet werden. Diese Arbeit, um welche der Hofgerichts-Assessor von Schrader und der Deputirte Baron Budberg sich besonders verdient gemacht hatten, war wirklich vollendet worden und fand die Zustimmung des Landtags. Dieser Entwurf, der leider niemals gedruckt worden ist, führte, wie wir aus Bunge's Einleitung in die liv-, est- und kurländische Rechtsgeschichte wissen, den Titel „Des Herzogthums Livland Ritter- und Landrecht“ und bestand aus fünf Büchern, welche nicht nur das gesammte Civil- und Criminalrecht, sondern auch die Gerichtsordnung und die Processe umfaßten. Leider war das Geschick dieser verdienstvollen und wichtigen Arbeit, deren Bestätigung für Gegenwart und Zukunft von geradezu unermeßlichem Werth gewesen wäre, sehr viel ungünstiger als das der Matrikel. Nachdem die Revisionsarbeiten im Jahre 1740 vollendet waren, brach zunächst ein Streit mit dem General-Gouverneur aus, dessen Verlangen, den Entwurf vorläufig zu prüfen, erst im Januar 1741 durch das Justiz-Collegium zurückgewiesen wurde. Als die von der Regierung niedergesetzte, unter Leitung des Fürsten Trubetzkoi stehende Revisions-Commission ihre Arbeiten aufnahm, war die Kaiserin Anna bereits gestorben, Biron, auf dessen Verwendung man gerechnet hatte, längst gestürzt; die Arbeiten geriethen in's Stocken, der ursprüngliche Entwurf wurde umgearbeitet, im Jahre 1755 dem Senat eine neue Version übergeben und die ganze Sache, trotz eines kaiserlichen Ukases, der unverzügliche Erledigung befohlen hatte, zu den Acten gelegt und im Laufe der Jahre vollständig vergessen.

Mit diesem Landtage von 1737 schließt der Abschnitt livländischer Geschichte, welchen wir „Nach der Conquête“ überschrieben. Als die

nächſte Verſammlung zuſammentrat, hatte Eliſabeth, die Tochter Peters des Großen, den ruſſiſchen Kaiſerthron beſtiegen. Mit ihr beginnt eine neue Phaſe der ruſſiſchen Geſchichte, welche einen von den früheren Abſchnitten weſentlich verſchiedenen Charakter trägt und als Reaction gegen die weſteuropäiſchen Einflüſſe bezeichnet werden kann, denen Peter, Katharina I, Peter II, die Kaiſerin Anna Iwanowna und die Regenten Biron und Münnich gefolgt waren. Der Sturz dieſer beiden mächtigen und einflußreichen Staatsmänner war für Liv- und Eſtland von beſonderer Wichtigkeit, weil die Adelsfamilien dieſer Provinzen zu der beſiegten Partei gehörten und das Schickſal derſelben, wenigſtens zum Theil, mit erfuhren. Als das deutſche Element unter Peter III. und Katharina wieder zur Geltung kam, hatten ſich die Verhältniſſe ſo gründlich geändert, war der ruſſiſche Staatsgedanke ſo mächtig erſtarkt, daß an eine Rückkehr zu den alten Traditionen aus den Zeiten der Münnich-Bironſchen Allgewalt nicht mehr zu denken war und ein durchaus neuer Zeitabſchnitt begann.

Von dieſem ſoll ein anderes Mal die Rede ſein. Was das Zeitalter „Nach der Conquête" dem Lande ſchuldig geblieben war, konnte aber nicht mehr eingebracht werden. Die Verſäumniſſe, deren man ſich zwiſchen 1710 und 1740 ſchuldig gemacht hatte, waren auch faſt auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens gleich große. Für die materielle Wohlfahrt Livlands war — allerdings zufolge ungünſtiger Zeitläufte — ſo gut wie nichts geſchehen, nach außen hatte man ſich eigentlich bei jeder Gelegenheit rathlos, zerklüftet und ohnmächtig gezeigt. Der freie Spielraum, den die weſentlich paſſive Haltung der Regierung den Corporationen, Autoritäten und Ständen des Landes offen gelaſſen, war eigentlich nur dazu benutzt worden, die alten ſtändiſchen Schranken enger und engherziger denn je wieder aufzurichten und ihre Unanſtändigkeit und Unfruchtbarkeit für das öffentliche Wohl darzuthun. Für den Bauernſtand war, abgeſehen von der Wiederaufrichtung der Kirchen und Schulen, ſo gut wie nichts geſchehen. Die Städte hatten ſich mühſam über Waſſer gehalten und die geringen moraliſchen und materiellen Kräfte, welche ihnen übrig geblieben, in thörichten ſpießbürgerlichen Händeln aufgerieben. Der Adel hatte ſich ſchroffer denn je früher gegen die übrigen Stände abgeſchloſſen; während die Wurzeln, die er im Lande beſeſſen, ſchwächer und kürzer wurden, hatte er die Tendenz gehabt, ſich als iſolirter Stand in den Beſitz aller Macht und alles Einfluſſes zu ſetzen. Ihm war mehr darum

zu thun gewesen, sich von den übrigen Ständen zu separiren als dieselben zu durchdringen. Während seine Basis fortwährend schwächer und unsicherer wurde, hatte er ein Stockwerk neuer Rechte und Prärogative auf das andere gesetzt. Schon die nächsten Jahrzehnte bewiesen, daß diese Art politischer Bauthätigkeit eine verfehlte war. Die große Zahl derer, welche man abgestoßen und dem Landesinteresse entfremdet hatte, verband sich mit den von außen andringenden Elementen zu einem Sturmlauf, dem weder der schwache Unterbau noch die schlecht gefügten engen Mauern des alten Provinzialstaats Stand halten konnten.

Ein Streifzug in den Südweſten der Krim.

Wir näherten uns den Küſten Taurieus. Ein ſchmaler Streif Landes erhob ſich aus dem Pontus und glänzte im lichten Sonnenſchein. Der Pontus war diesmal der „gaſtliche“. Es gab kein Schaukeln, kein böſes Spiel der Wellen. Ruhig lag der Waſſerſpiegel da, den unſer ſtattlicher Dampfer durchſchnitt. Eupatoria kam in Sicht. Wir hielten in einiger Entfernung vom Ufer. Es giebt hier keinen Halteplatz und die Verbindung mit dem Ufer wird durch Böte hergeſtellt, deren eine bedeutende Zahl unſer Schiff umgaben. Sowohl Paſſagiere als Waaren wurden in verhältnißmäßig kurzer Zeit ans Ufer und andere Reiſende und andere Waaren an Bord gebracht. Die Phyſiognomie der Landſchaft am Ufer erinnert nicht ſehr angenehm an die Umgebungen Odeſſa's. Ein hohes, ſteiles Ufer und auf demſelben eine endloſe Ebene, baumloſe Steppe, Staub und Kalkſtein.

Schon der Umſtand, daß es keinen Landungsplatz für die Dampfſchiffe giebt, bezeugt zur Genüge, daß die Stadt keine größere Bedeutung hat. Allerdings ſoll die Natur ſolchen Bauten beträchtliche Hinderniſſe entgegenſtellen. Ein einziger Sturm kann die Arbeit vieler Jahre vernichten und bedeutende Anlagecapitalien im Meere begraben; aber eine größere Frequenz, ein lebhafterer Verkehr, eine ſteigende Dichtigkeit der Bevölkerung, namentlich ein beträchtlicherer Exporthandel ließe denn doch wohl ſolche Schwierigkeiten überwinden. Das Halten der Dampfſchiffe bei Eupatoria iſt bei ſchlechtem Wetter bisweilen unmöglich und dann geſchieht es, daß dieſer Ort bei den regelmäßigen Fahrten der Dampfſchiffe übergangen wird. Auch Jalta iſt oft dieſem Schickſal unterworfen und die nach Eupatoria oder Jalta beſtimmten Paſſagiere oder Güter

werden dann nach dem nächſten Hafen gebracht und auf Koſten der Geſellſchaft zu Lande an ihren Beſtimmungsort befördert. Der Pontus iſt eben nicht immer der „gaſtliche“, und an allen Küſten deſſelben ſind ſchon manche Hafenbauten und Anſtalten zum Landen ein Raub der Wellen geworden.

Der Blick auf Taurien bei Eupatoria iſt nicht ſehr erfreulich. Die Landſchaft bietet faſt nichts, die Stadt iſt ärmlich. Das Seebad gilt wegen des angemeſſenen Meeresgrunds, der im Gegenſatze zu der ſteinigen Südküſte aus feinſtem Sande beſteht, für vorzüglich.

Ich fuhr nicht an's Land. Der Aufenthalt ſollte nur eine Stunde dauern. Ich glaubte den Verſicherungen einiger Mitreiſenden, daß eine nähere Bekanntſchaft mit dieſer Gegend nicht der Mühe eines Beſuches werth ſei. Aus der Reihe der Gebäude ragten einige Minarets hervor und die Kuppel einer ſtattlichen Moſchee. Man iſt im Orient. Die Tartarei beginnt hier für den Reiſenden, der zu Schiffe von Odeſſa nach Taurien kommt.

Man hat wohl die Bemerkung gemacht, es ſei zu bedauern, daß das Meer gar keine Spuren hiſtoriſcher Ereigniſſe zurücklaſſe. Allerdings ſieht man jetzt nichts mehr von den mancherlei Seefahrern, die dieſe Küſte entlang fuhren. Hier ſegelten die Griechen des Alterthums und die Griechen des byzantiniſchen Reiches, Genueſen und Venetianer, Türken und Ruſſen, Franzoſen und Engländer; das Meer weiſt keine Spuren dieſer Fahrten auf. Das Land ſelbſt hat ſeine Phyſiognomie nur wenig verändert im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtauſende. Daß es hier an dieſer Küſte einen ſtetigen Fortſchritt gegeben hat, läßt ſich nicht ſagen. Die Zahl der Segel, die man von den Küſten der Krim zu ſehen pflegt, iſt ſehr gering. Oft ſieht man auch gar keines und in großartiger Einſamkeit liegt der Pontus da, ſo weit das Auge reicht. Zu der Zeit, als die Genueſen an der Südküſte ſaßen, im vierzehnten und im fünfzehnten Jahrhundert, mag es anders geweſen ſein. Es wird vielleicht anders werden, wenn der Süden Rußlands, durch ein dichtes Eiſenbahnnetz mit dem Innern verbunden, die Erzeugniſſe des großen Hinterlandes in größerer Menge als bisher dem Meere zur Weiterbeförderung nach dem Weſten anvertrauen wird. Jetzt iſt es oft und meiſt an den ſonnigen Küſten Tauriens ſo ſtill und einſam, daß man faſt denken möchte, es gebe hier gar keine Geſchichte. Und doch iſt kein Fleckchen ruſſiſcher Erde hiſtoriſcher als die Krim, deren

Geſchichte um viele Jahrhunderte älter iſt als die der übrigen Theile des gewaltigen Kaiſerreiches.

Fährt man von Eupatoria aus in der Nähe der Küſte nach Süden, ſo hat man in der blauen Ferne den Anblick der Berge der Südküſte. Eine lange Kette zieht ſich am Horizonte hin. Der Tſchatyr-Dagh zeichnet ſich durch Höhe und Zeltform (Tſchatyr-Dagh=Zeltberg) aus. Dieſe Berge ſtehen am äußerſten Rande der Halbinſel; an der diesſeitigen Küſte iſt man etwa zehn deutſche Meilen von ihnen entfernt. Es iſt ein vielverheißender Anblick. Meine Ungeduld die eigentliche Südküſte zu ſehen, dieſes Gebirgsland zu bereiſen, wurde größer.

Nach einigen Stunden, gegen Mittag, erreichten wir den Hafen von Sewaſtopol. In unmittelbarer Nähe dehnt ſich die Landzunge ins Meer hinaus, auf welcher das alte Cherſonneſos ſtand. Eine Fülle von Reminiſcenzen aus dem Alterthum und Mittelalter knüpfen ſich daran. Die Zeit geſtattete keinen Ausflug zu dem klaſſiſchen Trümmerhaufen. Während der zwei Stunden, die das Schiff im Hafen von Sewaſtopol zubrachte, begnügte ich mich in flüchtiger Ueberſchau einen allgemeinen Eindruck dieſes merkwürdigen Ortes zu gewinnen.

Unwillkürlich erinnerte ich mich eines Ausſpruches der Kaiſerin Katharina. In den achtziger Jahren, gerade zu der Zeit als Taurien für Rußland eine ſo große Bedeutung gewann, als die orientaliſche Frage durch das „griechiſche Project“ und andere Entwürfe in ein neues Stadium trat, ſoll ſie von Sewaſtopol geſagt haben: „Nach dreißig Jahren wird Konſtantin von hier aus nach Zargrad (Konſtantinopel) gehen.“ Dieſe Prophezeihung iſt nicht in Erfüllung gegangen, dagegen hat hier der Krimkrieg ſeine Peripetie erlebt.

Es iſt unmöglich den peinlichen Eindruck zu ſchildern, welchen der Anblick dieſer Scenerie hervorbringt. Es iſt ein großartiges Theater, aber das Stück iſt ausgeſpielt und die Ueberreſte der Decorationen und Couliſſen ſtehen verwüſtet da, von der Sonne beſchienen. Man ſieht wohl, daß das Stück mit großer Energie geſpielt wurde. Die Stadt iſt bis jetzt ein Trümmerhaufen. Die mancherlei Buchten, deren Waſſer unmittelbar am Ufer eine bedeutende Tiefe hat, bilden einen der ſchönſten Häfen der Welt. Er liegt jetzt ſo gut wie ganz unbenutzt da. An Handel und Verkehr iſt nur wenig zu denken und die Zeit der Bedeutung Sewaſtopols als Kriegshafen iſt vorüber, wenigſtens für eine geraume Zeit vorüber.

Die Bedingungen der wirthschaftlichen Entwickelung dieses Ortes müssen sehr ungünstig sein. In der Stadt sind nur einige Kramläden. Die Dampfschifffahrts-Gesellschaft des Schwarzen Meeres, deren Verwaltungssitz sich in Odessa befindet, trägt in den letzten Jahren Einiges dazu bei dem herabgekommenen Städtchen wieder einige Bedeutung zu geben. Es werden Dampfschiffe der Compagnie dort ausgebessert; auch andere Anstalten der Dampfschiffsverwaltung giebt es da.

Ein Umstand trägt dazu bei der Stadt das Aussehen einer völlig verwüsteten, in Trümmer zerfallenden, ehemals sehr belebten Gegend zu verleihen. Der Kalkstein, welcher hier als Baumaterial dient, ist, wie dieses ganz ebenso in Odessa der Fall ist, so weich und leicht abgenutzt, daß selbst neue Häuser sehr bald wie Ruinen aussehen. Der Stein bröckelt, ist nicht plastisch, sondern so porös und weich, daß er ganz leicht verwittert und zerfällt. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck bei dem Bau steinerner Häuser große Blöcke dieses Materials mit der Säge und dem Beil behandeln zu sehen. Monumentale Bauten können dabei nicht wohl mit großem Erfolge aufgeführt werden. An Solidität ist nicht zu denken. Alle Ornamentik an den Häusern, recht zierlich am Anfang, gewinnt bald ein ruinenartiges Aussehen.

In Sewastopol ist freilich ein sehr großer Theil der in Trümmern liegenden Gebäude während des Krimkriegs zusammengeschossen worden. Manche halberhaltene Säulenreihe, zerbrochene Architrave, Ueberreste von stattlichen Treppen, hohe Mauern und geipenstisch „öde Fensterhöhlen", durch welche der ewig heitere, tiefblaue Himmel blickt — zeugen von der Wucht der Geschosse, welche von den Alliirten damals in dichtem Hagel gegen die Stadt geschleudert wurden. Indessen mögen auch manche Häuser, welche jetzt allmählich in Staub zerfallen, damals unversehrt geblieben aber von den Einwohnern verlassen worden sein, und in den wenigen Jahren geht denn so ein jämmerliches Gestein an der Luft zu Grunde. Weitaus der größere Theil der übrigens sehr weitläufig gebauten Stadt liegt in Trümmern. Da die Ruinen in vielen Fällen die Nachahmung griechischen Baustils aufweisen, so machen sie stellweise einen imposanten Eindruck. Dazu der südliche Himmel, die drückende Sonnengluth, der völlige Mangel an Vegetation, das schimmernde Weiß der ganzen Küste, der Staub, den das bröckelnde Gestein in dichten Massen ablagert — es beschleicht Einen bei alle diesem ein unheimliches Gefühl: als stehe hier nicht bloß die Geschichte still, sondern auch die Natur. Die Politik feiert hier —

unfreiwillig; die ärmliche Bevölkerung von großentheils zerlumpten Juden, Tataren und Ruſſen feiert auch; die Mittagsſonne brennt — es hat etwas Troſtloſes. Eine Erquickung iſt es auf das Meer hinauszufahren, nach den Bergen der Südküſte hinüberzublicken. Man lechzt nach friſchem Grün, nach geordneten Zuſtänden, nach irgend einem Gegenſtande, der nicht bloß an die Vergangenheit erinnert, ſondern auch eine frohe Gegenwart bietet, eine Zukunft verheißt.

Ich bin nachmals wiederholt in Sewaſtopol geweſen auf der Durchreiſe, zur See und zu Lande. Ich habe jedesmal mit beſonderer Genugthuung der Stadt den Rücken gekehrt, wenn, zu Schiffe, die mächtigen Schaufelräder ſich in Bewegung ſetzten und man auf den Leuchtthurm an der Spitze des Cherſonnes losſteuerte, oder wenn, zu Lande, die Poſtpferde anzogen, die Peitſche knallte und es dann raſch vorwärts ging über die Steppe an den Ruinen der griechiſchen Städte, an den Kirchhöfen der Engländer und Franzoſen, an den Ueberbleibſeln der von den Alliirten zur Zeit des Krieges gebauten Eiſenbahn vorbei, nach den Bergen der Südküſte, zu dem Hafen von Balaklawa.

An dieſer Küſte landete vor 8 Jahrhunderten der ruſſiſche Fürſt Wladimir, der die griechiſche Stadt belagerte und nahm und die griechiſche Prinzeſſin Anna zur Gemahlin begehrte. Hier iſt die Wiege der Staatskirche in Rußland — ein dürrer, flacher, weit in's Meer ausgeſtreckter Landſtrich.

Es dauert eine Weile, ehe man mit dem Dampfſchiff um die Landſpitze herum iſt. Man nähert ſich den Felſen von Balaklawa. Die Einfahrt in dieſen berühmt gewordenen Hafen iſt vom Meere aus gar nicht zu ſehen. In den hohen Thürmen, die auf hohen Felſen ragen, hauſten Griechen und ſpäter Genueſen. Sowohl das Georgskloſter, das in einiger Entfernung von Balaklawa, wie ein Schwalbenneſt am Felſen, hoch über dem Meere ſchwebt, als auch dieſe ſchwachen Spuren des alten Symbolon oder italieniſchen Cembalo machen keinen ſonderlichen Eindruck. Der Hafen von Balaklawa, den ich ſpäter von der Landſeite beſuchte, ſieht wie ein ſtiller Bergſee aus. Fährt man auf dem Meere an demſelben vorüber, ſo iſt nichts von ihm zu erblicken. Kommt man von der Landſeite nach Balaklawa, ſo ſieht man wiederum das Meer nicht. So verſteckt und gewunden iſt der Eingang in dieſes Aſyl, das im Krimkriege ſo große Bedeutung gewann.

Von der Schönheit und Mannigfaltigkeit der Südküste kann man sich vom Meere aus gar keine, auch nur annähernd richtige Vorstellung machen. Die großartigen Felspartien; hier und da schöne Wälder, einzelne Landhäuser und Schlösser, das Baidar-Thor, ein Paar Tausend Fuß hoch über dem Meere das Binnenland mit der Küste verbindend, Weinberge und Parks, Alupka, das in orientalischem Stil gebaute Schloß des Fürsten Woronzow, Orianda, Eigenthum des Großfürsten Konstantin, Livadia, der Lieblingsaufenthalt der Kaiserin, alle diese Dinge nehmen sich vom Dampfschiffe aus gesehen, klein, zierlich, unbedeutend aus. Man begreift kaum, wie ein solch schmaler Küstenstreif die Reize bieten könne, von denen alle Reisenden entzückt sind. Man ahnt nicht, mit welcher Kunst die Straße an dieser Küste angelegt ist, welche bunte Abwechselung von Gartenanlagen, Bauwerken, Erdbildungen und Pflanzenformen auf verhältnißmäßig engem Raume zusammengedrängt ist. Man hat auch keinen genügenden Eindruck von den immerhin gewaltigen Dimensionen dieser Felswände, welche bis nach Jalta immer höher und höher sich emporrecken und zuletzt die Höhe von 4000 Fuß erreichen. Während weiter westlich die Felswand fast senkrecht steil abfällt und nur einen schmalen Saum Landes übrig läßt, treten die höheren, in mannigfaltigeren Formen gegliederten, reichlicher bewachsenen Berge des Jaila-Gebirges weiter östlich in der Nähe von Jalta etwas weiter von der Küste zurück. Das Panorama wird immer großartiger und wenn man bei Abendsonnenschein in der Bucht von Jalta landet, genießt man das Schauspiel, welches den berühmtesten Landschaftsmaler Rußlands, Aiwasowski, zu einer seiner herrlichsten Schöpfungen begeisterte.

Jalta ist ein kleiner unbedeutender Ort, hat aber eine reizende Lage und die unmittelbare Umgegend derselben ist der Lieblingsaufenthalt vornehmer Reisenden, so daß hier in der „Saison" eine Gesellschaft sich zusammenfindet, welche an das Publicum in Wiesbaden, Soden u. dgl. erinnert. Eine Reihe Hotels mit hohen Preisen und wenig Comfort, aber alle mit der Aussicht auf das Meer und die Berge ringsum, stehen am Strande. Besonders zur Zeit der Traubenkur pflegt es hier recht lebhaft herzugehen. Der Ort ist geeignet als Station zu dienen bei Ausflügen in die Umgegend, zu denen die Nähe von Orianda, Livadia, Alupka auf der einen Seite, von Nikita, Aluschta auf der andern Seite einladet. Der beste Ausflug, den man von Jalta aus machen kann, ist nämlich ein

Ritt in die Berge. Je höher man ſteigt, deſto lohnender iſt der Blick in die Thäler und auf die Küſte.

Der Nordländer wird bei dem erſten Beſuch der Südküſte vor Allem von dem eigenthümlichen Charakter der Vegetation gefeſſelt. Cypreſſen-, Mandel-, Nuß-, Olivenbäume, auf den Bergen die Pinien, verleihen der Gegend einen ſpecifiſch ſüdlichen Charakter. Jenſeits des Jaila-Gebirgs, an den nördlichen Abhängen deſſelben, iſt die Vegetation eine weſentlich andere. Die Entfernung einer deutſchen Meile ſtellt ſchon einen bedeutenden Unterſchied des Klimas dar. Der Schutz des Jaila-Gebirges vor den Nord- und Oſtwinden bedingt nicht bloß das Fortkommen vieler Pflanzen, die nur an der Südküſte, und ſonſt in Taurien nicht, angetroffen werden, ſondern auch eine Reiſe und Süßigkeit, ein Arom der Traube, welche dem Nordländer einen noch nie geahnten Genuß verſchafft und dem Wein die Blume und die Gluth verleiht.

Das dolce far niente der vornehmen Badegäſte und Traubenconſumenten, das faule Herumſchlendern der tatariſchen Lazzaroni, Pferde- und Fuhrwerkvermiether, der Mangel an Kühle und Schatten, die Unſauberkeit der meiſten Straßen des kleinen Städtchens, der Mangel an Charakter, den Jalta bei ſolch zufälligem Zuſammentreffen europäiſcher und aſiatiſcher Elemente aufweiſt, laſſen den Aufenthalt in dem kleinen Neſte als nicht beſonders angenehm erſcheinen.

Mein nächſtes Reiſeziel war ein Gut an der Südküſte zwiſchen Jalta und Aluſchta; ſo beeilte ich mich denn ſchon andern Tages ein Fuhrwerk zu miethen und fuhr auf der unvergleichlich ſchönen Chauſſée nach Nordoſten, etwa vier deutſche Meilen lang immer längs der Küſte. Man fährt ſehr raſch in der Tatarei: ziemlich regelmäßig zwei Meilen die Stunde. Der Weg führt bergauf, bergab in einer Höhe von etwa 1000 Fuß über dem Meere. Links hatte ich die Berge, rechts die ziemlich ſteil abfallende Küſte mit Gärten und Schlöſſern, Buchten und Felſenriffen, zwiſchen denen hier und da Tatarendörfer mit ihren flachen Dächern wie Schwalbenneſter an die Felſen geklebt, aus Wallnußwäldern und Rebengeländen hervorſahen.

Unterwegs trafen wir mancherlei tatariſche Fuhrwerke mit Wein, Holz, Obſt beladen, ochſenbeſpannt. Die Tataren fahren mit ungeſchmierten Achſen, ſo daß die geringſte Bewegung ihrer Wagen ein furchtbares Knarren, Pfeifen und Kreiſchen hervorbringt. Ich hatte mancherlei von dieſer Muſik gehört und war auf den Eindruck vorbereitet, mußte aber doch hell auflachen, als der erſte Zug von Tatarenwagen durch einen heilloſen

Lärm, bei welchem man buchstäblich sein eignes Wort nicht hören kann, sein Herannahen ankündigte. Dem starken Geräusch entspricht durchaus nicht eine rasche Bewegung. Die Ochsen und die Menschen lassen sich Zeit. Asiatische Indolenz und ein allerdings anerkennenswerthes Schonen der Thiere, ein gemächliches Rauchen von Papiercigarren, deren Fabrication mit großem Behagen unterwegs stattfindet, die Sonnengluth, gegen welche die Tataren durch dicke Schaffellmützen Schutz suchen, der oft sich krümmende, ab- und ansteigende Weg — alles dieses trägt zur Verlangsamung des Tempo's bei. Auch reitende Tataren bewegen sich in der Regel nur im Schritt vorwärts, allerdings in sehr raschem Schritt. Oft sieht man halbe Familien auf einem Pferde sitzen; eine Frau mit zwei Kindern, oder zwei kleine Burschen allein mit allerlei Körben und Säcken, oder auch einen alten Tataren mit großem Turban oder gewaltiger Schafsmütze angethan und mit allerlei Gepäck beladen. Viele Tataren besitzen gar keine Wagen. Die meisten Erzeugnisse der Felder werden dann auf Pferde geladen und so nach Hause geschafft.

An fließendem Wasser fehlt es trotz der Sonnenhitze nicht ganz. Den ganzen heißen Sommer hindurch liegt stellenweise Schnee auf dem Jaila-Gebirge und einige Sybariten tief unten im Thal lassen sich täglich eine gewisse Menge davon stundenweit herabholen. Dieser Schnee allein mag manche der kleinen Bäche speisen, welche oft unter der Chaussée rieseln, hier und da unter stattlichen Brücken kleine Wasserfälle bilden, den Reiz der Landschaft erhöhen und von den Tataren gehegt und geleitet, sparsam verwaltet, in mehrere Aederchen und Rinnsale vertheilt ihre Tabacks- und Gemüsefelder bewässern. Man weiß hier hauszuhalten mit dem Wasser.

Sehr bald schon, wenn man Jalta im Rücken hat, sieht man den Aju-Dagh oder Bärenberg seine kolossalen Steinmassen in's Meer tauchen. Die Form dieses großartigen Vorgebirges erinnert an einen Bärenkopf (Aju, tatarisch Bär) oder noch mehr an eine gewaltige Schafsschnauze. Auch hat er zu verschiedenen Zeiten beide Bezeichnungen getragen. Hier spielte, wie man meint, die Geschichte von Iphigenia, hier wurden die Menschenopfer dargebracht, von denen Herodot erzählt, hier giebt es mancherlei Gemäuer, von Griechen und Genuesen abstammend. Dichter als anderswo drängen sich zu beiden Seiten dieses Bergriesen an den Golfen Tatarendörfer, Weingärten, Landhäuser. Man schwebt auf der

Chauſſée über dieſem reichen, farbenglänzenden Bilde, über dem Meere, das ſelbſt bei Neapel nur wenig ſchöner ſein kann als hier.

Sämmtliche Güter liegen unterhalb der Straße. Die Seitenwege, welche zu denſelben hinabführen, ſind ſteil, werden oft nur mangelhaft unterhalten und ſind bisweilen mit Fuhrwerken kaum zu paſſiren. Die Fernſichten und Landſchaftsbilder aber, welche ſich beim Herabſteigen darbieten, ſind oft noch herrlicher, als ſie auf der Straße oben dem Reiſenden begegnen.

Nach wenigen Tagen ſchon war ich wieder unterwegs — nach Sympheropol. Ich reiſte mit der Poſt und freute mich über die raſche Beförderung, über die Gewandtheit der tatariſchen Poſtknechte, die Kraft und Ausdauer der tatariſchen Poſtpferde. Ein anderes iſt es auf den Stationen, welche von Juden gepachtet ſind. Dieſe letzteren halten ſchlechtere Pferde.

Der Reſt der Chauſſée an der Südküſte, welche ich bis Aluſchta, einem großen Tatarendorfe, zurückzulegen hatte — etwa zwei deutſche Meilen — bot wieder eine mannigfaltige Fülle reicher Landſchaftsbilder. Die Straße windet ſich unaufhörlich an dem Abhange des Jaila-Gebirges, immer breiter wird der Streifen Landes bis zum Meere. Ein zweites, ſteiles, dichtbewachſenes Vorgebirge — der Kaſtelberg, erhebt ſich in derſelben Weiſe wie der Aju-Dagh aus den Fluthen und die Straße führt hinter demſelben vorbei in einer gewaltigen Einſattelung. Die Nußbaumgruppen, welche am Wege ſtehen, beſchatten denſelben bisweilen, indem ſie ein vollſtändiges Laubdach bilden. Gewaltige Rieſen giebt es unter dieſen Bäumen, deren zwei oder drei bisweilen ſchon eine Tatarenfamilie faſt ohne alle Arbeit zu ernähren vermögen. Wohlgepflegte Tabacksfelder ſieht man unterwegs häufiger als Weingärten. Der Verkauf von Wein oder auch von Moſt, welcher bereits gährt, iſt den Tataren durch das „Geſetz" unterſagt; der Taback iſt gegenwärtig ein ſehr einträglicher Zweig der Landwirthſchaft in der Krim. Die viele Mühe und ſorgfältige Pflege und künſtliche Bewäſſerung dieſer einen ſchönen Anblick gewährenden Felder, entſpricht ſo recht eigentlich den Neigungen der Tataren für den Gartenbau. Mit Stolz hat mir mancher „Ali" oder „Mehmed" oder „Haſſan" ſein Tabacksfeld gezeigt und dabei verrathen, daß die Roheinnahme, welche er daraus beziehen werde, vorausſichtlich mehrere hundert Rubel betragen werde. Auch einige Obſtbäume hat faſt jeder Tatar und Arbuſen und Melonen. Ein ſolcher „Baſchtan" und ein Tabaksfeld iſt das Ziel der

Wünsche der jüngeren Tataren, welche heirathslustig sich einen selbständigen Hausstand gründen wollen. Zu dem eigentlichen Hause gehört dann nicht viel. Einige Stangen, Stein und Lehm, einige Teppiche im Innern der engen Räume, das Alles ist nicht so schwer zu beschaffen. Ein Anderes ist es mit dem mancherlei Zinngeschirr und besonders mit dem Gold- und Silberschmuck, welche als Geschenk des Bräutigams an die Braut eine unerläßliche Bedingung bei der Gründung eines neuen Hauswesens zu sein pflegen. Diese Halbwilden lieben Putz und Staat, und so manches Pärchen muß wegen solchen Anstandsluxus sich lange Jahre bis zur Hochzeit gedulden. Ein Theil der Zierrathen der Frauen besteht aus türkischen Münzen, wie auch in Baiern die Röcke der Bauern mit Vierundzwanzigkreuzerstücken als Knöpfen dicht besetzt zu sein pflegen.

Auch auf dem Kastelberge giebt es Spuren alter Festungswerke, welche von den Tataren „Demir-Kapu" (Eisenthor) genannt werden, eine Bezeichnung, welche bei sehr vielem alten Gemäuer in Tauriens Bergen vorkommt. Die Gelehrten sind bei solchen Gelegenheiten oft nicht einig bei der Entscheidung, welchem der Völker, die hier im Laufe der Jahrtausende gehaust haben, solche Bauten zuzuschreiben seien. Jedenfalls waren, als dieselben entstanden, die Baukunst und die Fortificationskunde noch in ihren Anfängen. Die Merkmale bei solchen Steinhaufen, bei denen sich nur selten Inschriften finden, wahrzunehmen, sie als Anhaltpunkte für chronologische Bestimmung zu verwerthen, an solche Beobachtungen gewagte, verwickelte Hypothesen zu knüpfen — das ist eine Kunst, welche in Bezug auf die Krim vielfach geübt worden ist, eine reiche Phantasie, vielfache Erfahrung und bedeutende Bücherweisheit erfordert; aber viele Hypothesen sind Hypothesen geblieben, und manche sorgfältig combinirte Interpretation complicirter historischer Ereignisse, großer Völkerwanderungen, gewaltiger Kriege und Umwälzungen hat sich als allzugewagt und unbegründet erwiesen. Die Krim und namentlich die Südküste ist ein Palimpsest. Jedes Jahrhundert hat auf diesen Bergen, in diesen Thälern eine Handschrift zurückgelassen, deren Unleserlichkeit viel Kopfbrechens macht, mehr Kopfbrechens als gewöhnliche, wirkliche Palimpseste veranlassen. Bei letzteren wird die ältere Handschrift zerstört um einer neuen Platz zu machen. Die alten Bauten in der Krim dagegen haben manchen späteren Generationen, neuen Völkern zum Material für neue Schöpfungen gedient; die Griechen haben Festungen der Taurier, die Genuesen die Burgen der Griechen ausgebaut; ein ewiges Wandern und Kämpfen, ein nur vorübergehendes Bleiben und

Wohnen; heute Iphigenia und morgen die Gothen; heute Justinian und morgen die Chazaren; heute ein genuesischer Consul und morgen ein türkischer Pascha; heute ein tatarischer Harem und morgen eine russische Garnison — ein bunter Wechsel, ein Chaos historischer Reminiscenzen, ein Labyrinth von Problemen für Paläographie, Archäologie, Numismatik, Heraldik, Ethnographie, Linguistik u. s. f. Hier ist noch viel zu thun, so viel auch bereits von verdienten Männern gethan ist.

Noch lange ehe man Aluschta erreicht, hat man an einzelnen Stellen des Weges, der zum Theil durch dichten Wald führt, den Anblick des Tschatyr-Dagh, welcher zwei bis drei Meilen von dem Meeresstrande entfernt seine breite Stirne dem Meere zuwendet und alle andern Berge der Umgegend überragt. Hat man etwa eine halbe Meile von Aluschta entfernt das fruchtbare breite Thal vor Augen, an dessen Ende rechts Aluschta dicht am Strande auf einem Hügel sich erhebt, so gewährt dieser „Zeltberg", der den Hintergrund der Landschaft bildet, ein großartiges Schauspiel. Rings umher starren die steilen Abhänge des Babougan, Bjouk-Ouraga, Demirdji; im Thale breiten sich am Ufer des Demirdji-Ouen Felder, Gärten, Gruppen von Obstbäumen, lange Reihen riesiggroßer italienischer Pappeln aus. Man freut sich der behaglichen Breite, des weiten Hintergrundes; man hat hier Berg und Thal und das Meer, alles in größeren Verhältnissen als an den schmalen von steilen Felswänden überragten Streifen der eigentlichen Südküste, die hier ihre Grenze hat. Hier verliert sich auch einigermaßen der Charakter der südlichen Vegetation in dem Maße, als man auf der Straße nach Sympheropol nach Norden vorrückt. Während an der Südküste die steilen Bergwände größeren Schutz gewähren, haben die kalten Nordwinde hier ein freieres Spiel. Es giebt hier mehr Niederschlag als weiter westlich und südlich an der Küste.

Hier erlebte ich ein Gewitter mit Platzregen. Die Spitzen der Berge verschwanden im Nebel, schwere Wolkenmassen hingen tief in die Thäler hinab an den Bergabhängen; kleinere und größere Bäche und Wasserfälle stürzten rascher und rascher von den Bergen hinab in's Thal; der Tschatyr-Dagh verhüllte sein Haupt; lauter und lauter rauschten die Wellen des Meeres, welche schaumgekrönt an dem flachen sandigen Strande sich brachen.

Amphitheatralisch erhebt sich auf dem Hügel dicht am Strande das Dorf Aluschta; Lehmhütten mit flachen Dächern, welche letztere zum

Aufenthalt in den kühleren Abendstunden dienen; meist bildet der Abhang des Hügels eine Wand der Hütte; hier hat man außerdem die Mauerreste einer großartigen Burg aus der Zeit Justinians benutzt um einige Hütten daran zu kleben. Noch jetzt ragen drei stattliche Thürme der griechischen Festung hoch in die Luft und zeugen von der Solidität der Baukunst im sechsten Jahrhundert. Einen seltsamen Gegensatz zu diesen formlosen hohen Steinmassen bildet eine neue griechische Kirche, deren zierlicher Thurm freundlich in die Landschaft hinausschaut.

Aluschta hat einen Bazar, d. h. eine Reihe kleiner Buden, in denen vorzugsweise Schnaps feilgeboten wird, eine Schmiede, eine Bäckerei — alles recht ärmlich, ursprünglich und naturwüchsig, und eine elegant eingerichtete Poststation, die daran mahnt, daß die conventionellen Formen der Cultur des neunzehnten Jahrhunderts die Herrschaft gewonnen haben über den mittelalterlichen Orient.

Nun ging es, nachdem der Regen Natur und Menschen erquickt hatte, in dem Demirdji-Thal in allmählicher Steigerung hinauf in die Berge, höher und höher. Das Defilé wird enger; der Anblick der Felsen, die rechts und links ragen, immer imposanter. Das schnelle Fahren hört auf. Trotz der verhältnißmäßig guten Wege ist durch das fortwährende Steigen der Straße ein langsames Fahren geboten. Man hat Muße sich die Landschaften zu betrachten, zurückzublicken in das Thal, das sich so breit und sonnig gegen das Meer hin öffnet. Neue Bergspitzen, neue Wäldergruppen kommen in Sicht, steilere Abhänge, zackigere Formen der Bergspitzen. Hier und da in den Schluchten hängen Tatarendörfer, in endlosen Windungen krümmt sich die Straße. Von der einen Seite ragt die steile Felswand, von der andern Seite gähnt die Tiefe. Die Sonne brennt wieder; unbeweglich steht die durchsichtige Luft und läßt die entferntesten Gegenstände in scharfen Umrissen erkennen. Weithin auf dem Meere erglänzt ein Segel; kleine weiße Wölkchen, welche sich am blauen Meere abheben, zeigen dem Reisenden, daß er bereits eine beträchtliche Höhe erreicht hat; wunderliche Steinbildungen erscheinen an den Bergen nah und weit, so auf einem hohen Felsen jenseits eines gewaltigen Abgrundes ein großer Block, der die Silhouette einer Frau mit hoher Coiffüre aufweist; es ist einsam hier oben.

Dann führt wohl der Weg in dichten Buchenwäldern. Man meint in einem deutschen Waldgebirge zu sein, aber ein kreischender, krachender, prasselnder, ungeschmierter Lastwagen mahnt dann wieder an die Tatarei.

Auch wird man an hiſtoriſche Ereigniſſe der letzten Jahrzehnte erinnert. An einer Quelle, zierlich in Stein gefaßt, lieſt man eine Inſchrift, welche beſagt, daß in der Nähe dieſes Waſſers Kutuſow, der bekannte Feldmarſchall, als Generalmajor im Kriege mit den Türken am Auge verwundet wurde. Noch höher, etwa 2800 Fuß über dem Meere, ſteht ein Obelisk. Er erinnert an den letzten Ausflug, den Kaiſer Alexander I. kurz vor ſeinem in Taganrog erfolgten Tode in die Krim unternahm. Hier ruhte der erſchöpfte Herrſcher eine Weile, im Anſchauen des Waldgebirges verſunken, den Tſchatyr-Dagh zur Seite; weit weit iſt ein breiter blaßblauer Streifen über der Küſte ſchwebend zwiſchen Gebüſch und Bäumen zu erblicken. Es iſt das Meer, das aus ſolcher Höhe und Entfernung geſehen nur eine aufrechtſtehende Wand bildet, mit dem Himmel in ein Blau verſchwimmend.

Hier iſt man auf der höchſten Höhe. Ein neuer Weg iſt jetzt unterhalb dieſer Stelle in gewundenen Schnörkeln geführt; er bietet mehr Bequemlichkeit für Pferde und Fuhrwerke, aber eine ſolche Waldeinſamkeit, einen Blick aus ſolcher Höhe bietet er ſchwerlich.

Nun geht es bergab. Stellweiſe ſtürzt man mehr als man fährt. Die Tataren kennen, wenigſtens bei den Poſtkarren, keine Hemmſchuhe. In halsbrechender Eile, mit entſetzlichem Gepolter kommt man in dieſen Karren, bei denen alle Federn nur durch ein zum Sitz dienendes Strickgeflecht erſetzt werden, die oft ſteilen Abhänge herabgefahren. Die Straße wird immer holperiger. So kommt man nach Tauſchan-Baſar, zu Deutſch „Hoſenmarkt", einer Poſtſtation mitten im Walde, von Bergen umgeben, mit der Ausſicht auf den Tſchatyr-Dagh. Solche ſtille Thäler mit Buchen- und Nadelwald giebt es in Deutſchland. Hier läßt ſich ſchön ſehen und hören „was ſich der Wald erzählt".

Hier iſt man jenſeits der Küſte mitten in einer Gebirgslandſchaft, die ſich an Schönheit mit den maleriſcheſten Punkten des Schwarzwaldes, des Harzes, des Thüringerwaldes vergleichen läßt. Eine ſorgfältige Pflege des Laubholzes iſt hier allerdings nicht wahrzunehmen. Bei beſtem Willen läßt ſich hier, wo der Arbeitslohn hoch und immer noch im Steigen iſt, wo es oft völlig an Arbeitern fehlt, der Forſt nicht ſo cultiviren, wie man dies im Weſten ſieht. Solchen herrlichen Wald, wie ich ihn in dem Defilé zwiſchen Aluſchta und Sympheropol ſah, giebt es an der Südküſte gar nicht oder nur in beträchtlicher Höhe des Jaila-Gebirges. In dieſen vielgewundenen Schluchten hat man keine weiten Ausſichten, keine großen

Dimensionen zu überschauen, keine Culturverhältnisse zu bewundern, aber zumal nach reichlichem Regen, wenn es in den ausgetrockneten, steinigen Betten der kleinen Waldbäche zu rieseln und zu rauschen beginnt, wenn allerlei Gevögel nah und ferne seine Stimme erschallen läßt, wenn hier und da das breiter werdende Thal in der Ferne die fruchtbaren Salghirgefilde erkennen läßt von der Abendsonne beschienen, dann ist es schön die ziemlich steilen Abhänge hinabzufahren mit polterndem und krachendem Postkarren bei dem unermüdlichen, einförmigen Geklingel der Postglocke.

Die Landschaft wird offener, freundlicher, belebter; Wiesen, angebaute Felder, italienische Pappeln; hier und da ein Landhaus oder ein Tatarendorf mit hohem Minaret. Der Salghir, ein seichter Bach im Sommer, ein reißender Strom im Frühling, fließt neben der Chaussée oder durchschneidet sie auch an vielen Stellen. Die Hügelreihen zu beiden Seiten werden niedriger. An den Abhängen derselben sieht man stellweise noch altes Gemäuer, so, einen großen viereckigen Platz von hoher Mauer umgeben — „Eski-Sarai". Die Tataren meinen, es sei der unvollendete Palast einer ihrer Chane; Andere wollen darin Trümmer einer genuesischen Burg erblicken.

Sympheropol kommt in Sicht. Man bemerkt dichter angepflanzte Gärten; einige Thürme christlicher Kirchen und eine beträchtliche Anzahl Minarets deuten schon aus der Entfernung die Doppelbestandtheile der Bevölkerung dieser Stadt an.

Die Stadt selbst gewährt einen freundlichen Anblick. Ein wohlgepflegter Stadtgarten am Ufer des Salghir, einige stattliche Häuser, die auf den ersten Blick als Regierungsgebäude zu erkennen sind, breite Straßen, freie Plätze — das Alles ist europäisch und unterscheidet sich nicht von dem Charakter vieler andern Kreis- und Gouvernementsstädte Rußlands. Italienisirender Stil der Kirchen, kasernenartige Frontseiten der meisten Häuser, eine charakterlose, unhistorische Architektur, menschenleere Straßen, schlecht oder gar nicht gepflastert, — das Alles kann man in der „Provinz" oft genug sehen. Von größerem Interesse für den westländischen Reisenden ist der von Orientalen bewohnte Stadttheil mit engen, krummen Straßen, Staub und Schmutz, herrenlosen Hunden, einer Bevölkerung, die auf der Straße allerlei Kramhandel und Handwerkerarbeit treibt, schwatzt, betet, Fußwaschungen vornimmt und sich in ihrer altgewohnten Weise dem Einfluß europäischer Civilisation entzieht. Der Orient ist conservativ. Der Anblick dieser Stadttheile reizte meine Neugier

ſolche Städte in der Krim zu beſuchen, welche den orientaliſchen Typus viel reiner ausprägen als Sympheropol oder Ak-Metſchet, die weiße Moſchee, wie die Tataren den Ort nennen. Ich dachte an Karaſſu-Baſar oder Baghtſchiſſarai, entſchied mich dann bald für letzteres, wollte aber damit einen größeren Ausflug in die ſüdweſtlichen Berge verbinden und beſchloß an die Südküſte zurückzukehren, um von da aus, zu Pferde, geradeaus über's Gebirge nach der alten Reſidenz der Tatarenchane zu reiſen. Nach wenig Tagen war ich an der Südküſte, reiſefertig.

Ein Ritt von mehreren Tagen in den Bergen Tauriens erfordert mancherlei Vorbereitung. Es giebt nicht nur keine Gaſthöfe unterwegs: man findet auch in den Tatarendörfern oft nicht die erforderlichen Lebensmittel. So hatte ich denn, nachdem ich mit meinem Reiſegefährten, einem jungen Tataren, Ibrahim, Rückſprache genommen hatte, außer dem gewöhnlichen Reiſegepäck, mich mit Speiſe und Trank verſorgt. Auch einige Bücher und Karten zum flüchtigen Studium der localen Verhältniſſe nahm ich mit.

Früh Morgens, die Sonne war eben aus den Fluthen des Pontus geſtiegen, ſtanden unſere Pferde geſattelt am Zaune des ſchattigen Gartens. Ibrahim, der unterwegs nicht bloß Führer, ſondern Stallknecht, Diener und Koch ſein ſollte und dabei trotz ſeiner orientaliſchen Tracht, der hohen Schafsmütze, rothen Jacke, dem bunten Gürtel und den blauen Pumphoſen mich durch klaſſiſches, griechiſches Profil viel mehr an Alcibiades als an Tſchingiſchan erinnerte, machte ſich bei den Pferden zu ſchaffen und hatte viel Mühe die vollen Taſchen — die Tataren nennen dieſelben „Sakwa“ — an den Sätteln ſo zu befeſtigen, daß die Flaſchen mit dem Krimwein, die friſchgebackenen Weißbrode und andere eßbare Dinge — ſogar Gemüſe nahmen wir mit — nicht zu Schaden kämen und die wiſſenſchaftlichen Werke, welche uns als „Bädeker“ dienen ſollten, bequem zur Hand ſeien. Beſonders die große Reiſekarte war von Wichtigkeit. Sie ſollte in dem Gewühl von Bergen und Schluchten, Wäldern und Steingeröll uns als Compaß dienen. Ibrahim hatte alle die Gegenden noch nicht bereiſt; obgleich indeſſen ſich während der Reiſe der Umſtand herausſtellte, daß ich viel mehr ſein Führer war als er der meinige, ſo hatte ich meinen Begleiter doch glücklich gewählt. Er ſprach gut ruſſiſch, war intelligent und dienſtfertig und ergötzte mich während der Reiſeſtrapazen

oft durch guten Humor und besonders auch die Freude und Empfänglichkeit bei allen Reiseeindrücken. Sogar hatte er Sinn für landschaftliche Schönheit.

Zunächst hatten wir die Chaussée zu erklettern. In sicherem, raschem Schritte brachten uns unsere Pferde, deren zähe Ausdauer, orientalisches Phlegma und bequemen Gang ich vielfach zu bewundern hatte, in das große Tatarendorf Laiuk-Lambol an der Landstraße, wo die halbnackte Jugend, Frauen und Mädchen mit Goldblech geschmückt und rothen Lappen und schwarzen Zöpfen behangen, rauchende und schwatzende Männer, deren Mehrzahl doch wieder viel mehr an Tschinghischan als an Alcibiades erinnerten, uns umgaben. Da lag wieder der Aju-Dagh in majestätischer Pracht und Ruhe weit in's Meer vorgestreckt. Bald sollten wir das gewaltige Cap von der Zinne des Jaila-Gebirges schauen, von wo aus es wie ein Spielzeug, etwa wie ein zierlicher Briefbeschwerer zu schauen war.

Auf der Straße ritten wir in scharfem Trabe, bis endlich eine Schlucht mit zierlicher Brücke, schäumendem und brausendem Wasserfall und einem schmalem Fußpfade den Eintritt in die kolossalen Massen des Gebirges gewährte. Am Eingange der Schlucht lag eine Mühle, der besten Müllerlieder und des Pinsels eines Calame würdig. An derselben vorüber, zwischen dichten Gruppen von Nußbäumen ritten wir bis zum nächsten Tatarendorfe Dermenkoi, wo wir einen Führer nahmen, um bis zu dem jenseitigen Abhange des Gebirges zu gelangen. Dieser Lootse ging nun vor unsern Pferden her. In langsamem Zuge stiegen wir höher und höher. Der Pfad, oft im abgefallenen Laube und Steingeröll kaum zu erkennen, ging meist durch herrlichen Buchen- und Eichenwald. Auch Nadelholz gab es da in Menge.

Hoch oben, 3500 Fuß über dem Wasserspiegel, giebt es schöne Wiesen, zum Theil von Wald umgeben. Große Schafheerden weiden dort. Mehrere Schäfer kauerten und lagen am Boden im Gespräch mit einander; wir gesellten uns zu ihnen, ruhten ein wenig und genossen das großartige Schauspiel, welches der Blick hinab auf die Küste gewährte. Meilenweit konnte man nach rechts und links die vielfach gewundene Küstenlinie verfolgen. In großartigem Amphitheater lag links das kahle Gebirge bis nach Sudak hin und endete mit dem hochragenden Meganom. Unter uns die kleinen Güter und fruchtbaren Gelände zu beiden Seiten des Bärenberges (Aju-Dagh); rechts die Gegend von Jalta mit Schlössern und

Villen; und dazu das Meer, blau und golden. Aehnlich mag der Blick vom Veſuv ſein.

Unſer Führer erhob ſich, wir beſtiegen wieder unſere Pferde und verabſchiedeten uns von den Hirten, welchen ich zu ihrem großen Erſtaunen unſere Reiſekarte gezeigt und zu erklären geſucht hatte. Nun waren wir in der Nähe des Gebirgskammes. Die Vegetation hörte faſt vollſtändig auf. Ohne Weg und Steg, über Steingeröll und an großen Felsblöcken vorüber ... bald hatten wir den weiten, weiten Blick auf das Innere der Halbinſel. Links das Meer bei Sewaſtopol und Eupatoria; vor uns und rechts ein wirres Durcheinander von bewaldeten Bergen und Hügeln und hinter demſelben die Steppe, welche die größere Hälfte der Halbinſel bildet und an deren Rande Sympheropol und Bagbtſchiſſarai liegen. Der Führer verließ uns hier, nachdem er uns einen Pfad im Walde gezeigt hatte, und kehrte an die Südküſte zurück. Wir waren unſerem Schickſale überlaſſen und eilten auf dem ſchmalen Pfade durch den Wald, der ſo dicht war, daß ich an einzelnen Stellen abſtieg und zu Fuß ging. Der Pfad mußte uns an das Ufer der Katſcha führen, welche wir auf dem Wege nach Bagbtſchiſſarai zu verfolgen hatten. Trotz des Steingeröllſ, das einem Fußgänger das Wandern höchſt beſchwerlich gemacht hätte, kamen wir ſicher und bequem hinab. Es war ein herrliches Reiten im kühlen Walde. Zahlloſe Eidechſen ſonnten ſich am Boden, auf den Steinen, an den Baumſtämmen; ein Geſumme und Geſchwirre von Inſecten umgab uns; Waldtauben in großer Menge waren zu ſehen, auch wohl mancher Habicht und Adler kreiſte in der Luft; ſonſt war Alles ſtill und einſam.

Endlich hörten wir ein Plätſchern. Wir waren am Ufer der Katſcha und verfolgten nun den Lauf dieſes Baches, der uns zuerſt durch tiefe, wildbewachſene Bergſchluchten, dann durch ein offenes, breites Thal nach dem großen Tatarendorfe Knuſch brachte. Hier hielten wir Raſt bei dem Schmied des Dorfes, der uns, während unſere Pferde beſchlagen wurden, die Veranda ſeines Hauſes überließ, wo wir auf Filzdecken am Boden mit untergeſchlagenen Beinen unſer Mittagsmahl einnahmen und den Tataren, welche uns in recht bedeutender Zahl und fortwährend rauchend umgaben, ein ungewohntes Schauſpiel zum Beſten gaben, indem wir aus Liebigſchem Fleiſchextract uns eine Suppe bereiteten und andere Lebensmittel auskramten. Eine Einladung zum Miteſſen wurde tatariſcherſeits abgeſchlagen.

Nach dem mehrſtündigen anſtrengenden Ritt empfand ich in unangenehmer Weiſe den völligen Mangel jedes Mobiliars bei unſern Wirthen,

die uns nur Filzdecken, Teppiche und Polster anzubieten hatten. Von Tischen und Stühlen war keine Rede. Wir kauerten wie alle Andern am Boden; Speise und Trank, Gläser und Teller standen auf der festgestampften Erde. Neugierig sahen die Tataren unserem Mahle zu und unterhielten sich mit uns, wobei Ibrahim als Dolmetscher diente.

Wir brachen bald auf und setzten unsern Ritt fort. Ein Paar Stunden lang blieben wir noch in dem Katschathale, das immer breiter werdend hier und da hübsche Aussichten auf die Felspartien bot, die wir andern Tages nach dem Besuche in Baghtschissarai und Tschufut-Kale zu besteigen gedachten und unter denen der eigenthümlich geformte Berg von Tepekerman unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich zog. Gegen Abend lenkten wir in ein Seitenthal nach Norden ab und ritten auf schmalen Pfaden höher und höher über Kreidefelsen hinweg unserm nächsten Reiseziele zu. Oben bot sich wiederum ein großer Rundblick auf die Berge ringsum. Wieder ragte der Tschatyr-Dagh — etwa drei deutsche Meilen von uns entfernt — mit seiner eigenthümlichen Zeltform über allen andern Bergen hervor. Das Kreidegebirge, über welches wir ritten, ist vielfach von abfallenden Schluchten durchschnitten. Hoch oben ragt die Judenstadt „Tschufut-Kale"; in einer Schlucht lag von steilen Felswänden umgeben die Residenz der Tatarenchane — Baghtschissarei — von Puschkin besungen in seiner farbenreichen Erzählung von der gefangenen polnischen Fürstin, die in dem Harem des Chans ein Opfer der Eifersucht wurde.

Ich war müde vom Reiten und zog es vor zu Fuß zu gehen. Der Mond ging auf; die letzten Strahlen der Sonne beleuchteten die Spitzen der Felsen. Wir kletterten in die Schlucht hinab. Ein buntes Durcheinander von Häusern, Moscheen, Trödelbuden, Thieren und Menschen bot sich unsern Blicken dar. Ein buntes Gewühl von stattlichen Reitern in prachtvollem türkischem Costüm, langen Reihen von kreischenden Ochsenwagen, einer dichten Menge von Tataren, Juden und Zigeunern betäubte uns. Die Mullah's riefen in langgedehnten Tönen von den Minarets aus das Abendgebet; von den elenden an die Kalkfelsen angelehnten Hütten der Zigeuner erschallten tolle Melodien auf der Geige gespielt; Schaaren von halb- und ganznackten Kindern, einige durch ihre Zigeunerschönheit und dunkle Farbe an Murillo'sche Bilder erinnernd, andere durch ihren durchaus mongolischen Typus der Gesichtsbildung auffallend, spielten auf der Straße; zahllose Gruppen von Pöbel, rauchend und Melonen und Arbusen verzehrend, dazwischen russische Mönche aus dem neben der Stadt

gelegenen Kloſter in langen Gewändern, mit ehrwürdigen Bärten; Krämer, Handwerker, Waſſerträger in den engen krummen Gaſſen, zu deren Seiten nur wenige Häuſer und vorzugsweiſe Buden, Garküchen, Barbierſtuben ſtehen, ein Gewimmel, ſo bunt und lärmig, ſo farbenreich und charakteriſtiſch, daß es mich ſehr lebhaft in die Zeit verſetzte, wo ich mit Entzücken die arabiſchen Märchen von den großen Kalifenſtädten, von Harun al Raſchid und den Kadi's, Derwiſchen, ſchönen verſchleierten Frauen und dem herumlungernden, bettelnden Pöbel Bagdads geleſen hatte. Hier hätte Freiligrath bei ſolcher orientaliſchen Scenerie in der Abenddämmerung, eines ſeiner bilderreichen Gedichte mit „buntbefiederten" Reimen machen können. Europa ſcheint in unendliche Ferne gerückt. Nichts erinnert mehr an den Weſten. Man könnte ebenſo gut wähnen in Buchara oder Kabul zu ſein.

Wir fragten nach dem Palaſte der Chane. Ein junger Zigeuner, deſſen Profil etwas entſchieden Aztekenhaftes hatte, führte uns dahin durch die dichtgedrängte in der Hauptſtraße wogende Menſchenmaſſe. Die etwa 10—15000 Einwohner zählende Bevölkerung der Tatarenſtadt ſchien insgeſammt auf den Beinen zu ſein; es war ein gewöhnlicher Tag, kein Feſt, kein beſonderer Jahrmarkt, aber Alle ſchienen ſie aus ihren elenden Hütten, aus ihren bretternen Buden auf die Gaſſe hinausgeſtrömt zu ſein. Die Hitze war am Tage drückend geweſen; jetzt konnte man aufathmen; die Menge hockte in den halbgeöffneten Kaffeehäuſern, drängte ſich in der Nähe der Obſt- und Gemüſebuden, an den plätſchernden Brunnen, deren eine beträchtliche Anzahl mit orientaliſchen Inſchriften geziert, mit ihren ewig ſprudelnden Waſſerſtrahlen die durſtende Menge erquickt; gravitätiſche Orientalen mit koſtbarem Turban und langem, reichbegürtetem Kaftan miſchten ſich mit den dunkelbraunen, abgemagerten ſetzenbehangenen Geſtalten der zappeligen, nach allen Richtungen wie nach einer Beute umherblickenden Zigeuner; dazu die Tatarenfrauen in weißen, faltenreichen Gewändern, unter denen hohe gelbe Stiefel erſcheinen, ſo vermummt in weiße Schleier, daß nur die Augen zu ſehen ſind — das Alles iſt nur zum Theil ſchön, zum größeren Theil unſäglich häßlich, abſchreckend und widerwärtig, aber es iſt charakteriſtiſch; hier giebt es keine conventionelle Sitte des neunzehnten Jahrhunderts; hier iſt Alles national, volksthümlich, eine lehrreiche Illuſtration einer niedern, aber ſcharf ausgeprägten Culturſtufe.

Die Stadt mag eine halbe Meile lang ſich durch die Schlucht der Kreidefelſen hinziehen. Sie beſteht faſt nur aus einer Hauptſtraße, an

deren unterem Ende der Palast steht — ein Stück vergangener Herrlichkeit, ein sprechendes Bild von ächt orientalischem Luxus. Durch ein buntbemaltes, von allerlei Zierrath schillerndes Portal, an dessen Eingang eine Inschrift an den Besuch der Kaiserin Katharina II. im Jahre 1787 erinnert, treten wir in den Hof. Ein großer Raum, umgeben von verschiedenen Gebäuden mit Arabesken bemalt und großentheils mit Galerien auf zeltstangenartigen Säulen versehen; links ragen zwei hohe Minarets und zwei gewaltige Kuppeln, welche die Grabmäler der Chane und der zahlreichen Frauen derselben überwölben; Springbrunnen von allerlei Pflanzen und Bäumen umgeben; durch Gitterpforten blickt man in kleine Gärten; — alles dieses von dem Monde beschienen, ein bezauberndes Bild. Hier war es stille; nur einzelne Gruppen von Europäern, welche als solche bevorzugt in den Räumen des Palastes Wohnung hatten, waren im Hofe, an den Fontainen, auf Gartenbänken unter schattigen Bäumen sitzend, wahrzunehmen; man trank Thee, plauderte, spielte Schach und Karten; die Gesellschaft erinnerte an das Publicum in den Bädern des Westens. Europa hatte diesen Rest tatarischen Reichthums geerbt; Europäer theilten sich nun in die Wohnungen der Dewlet-Ghirei's, Mengli-Ghirei's, Hadschi-Ghirei's und derer schönen Frauen. Mit der gewöhnlichen Urbanität und Courtoisie russischer Militairs ließ mir der Intendant des Palastes ein Zimmer anweisen.

Hier gab es freilich keinen besonderen Comfort. An den Wänden der Stube ein Divan mit Polstern, ein kleiner Tisch mit einem Spiegel — das war Alles. Keine Stühle, kein Bett, keine Vorrichtung zum Waschen. Wir machten am andern Morgen unsere Toilette an dem Springbrunnen, dessen Geplätscher die stille Mondnacht hindurch, vor unsern Fenstern den seltsamen, fremdartigen Eindruck der Scenerie erhöhen half. Ordentliche Gasthöfe giebt es in Baghtschissarai natürlich nicht; in einer der tatarischen Herbergen zu übernachten wäre bei europäischen Bedürfnissen noch weniger gerathen gewesen als in dem Palaste, wo die ganze freilich unentgeltliche Verpflegung darin besteht, daß den Reisenden Theegeschirr gebracht wird.

Wir stärkten uns ein wenig durch einen Abendimbiß. Ibrahim hatte sich schon unterwegs auf die köstlichen Melonen gefreut, die wir in Baghtschissarai würden kaufen können. Sie waren allerdings vortrefflich und kosteten fast nichts: das Stück drei Kopeken.

Dann saß ich noch eine Weile draußen und bewunderte die orientalische Mondnacht, die zelt- und teppichartige Ornamentik der Gebäude, die

ſpielende Willkür in dieſen Ranken, Bändern, gebrochenen und gewundenen Linien. Das Verbot der Nachbildung der thieriſchen und menſchlichen Geſtalt hat die Phantaſie genöthigt ihre ganze Fülle für das Gebiet der Arabeske zu verwenden. Ein reiches Geſchlinge von allerei ſtab-, band- und blumenartigen Formen, dünne Säulen, buntſchillernde Farben, vielfach angebrachtes Latteuwerk; die Wände erſcheinen dünn und unſolid; dieſe Häuſer machen einen pfefferkuchenteigartigen Eindruck; ſie erſchein n mehr als ein Spielzeug wie als ein wirklicher Palaſt, als zierliche Nippsſachen mehr wie als monumentale Bauten. Alles erſcheint als Ornamentik, das Ganze iſt nur Zierrath; wie viel ſolider, großartiger, monumentaler müſſen Denkmäler der mauriſchen Baukunſt — etwa die Alhambra erſcheinen als dieſe tatariſchen Fürſtenhäuſer, die nur den Eindruck ſchmucker Pavillons machen in leichtem, ſpielendem Landhausſtil aufgeführt, beſtimmt als Nomadenwohnung zu dienen.

Nach dem Ritte von ſieben bis acht deutſchen Meilen ſchlief ich beſſer als ich erwartete auf den harten Ottomanen. In der Nacht weckte mich nur das laute Rufen des tatariſchen Mullah, welcher vom Balkon des Minarets in langgezogenen Tönen ſein monotones „Gott iſt Gott und Mohamed ſein Prophet" ſchrie oder ſang. Seltſam klangen dieſe Töne durch die ſtille Mondnacht über den Hof herüber; die Springbrunnen plätſcherten; es war wie ein Märchen der Scheherezade, und dann wieder wie eine kunſtvoll inſcenirte Zauberoper, oder wie eine Veranſtaltung, um mir, dem Weſtländer, eine naturwahre Probe orientaliſchen Lebens zu geben.

So hatte ich vor Jahren beim Sonnenaufgang auf dem Rigi den Kuhreigen blaſen hören, es koſtete damals einen Franken. Hier halten die Ungläubigen, welche jetzt den Palaſt der Chane bewohnen, die lauten Gebete des Mullah umſonſt.

Andern Tages ließen wir uns im Palais umherführen. Es iſt ein Labyrinth von Sälen, Stuben, Thürmen, Galerien, Gärten und Verandas, ohne irgendwie einen impoſanten Eindruck auf den Beſchauer hervorzubringen. Die meiſten Räume ſind klein, eng. Jetzt hat man Alles renoviren und reſtauriren laſſen. Die Farben der Wand- und Deckenmalereien, der Teppiche und Ottomanen und der bunten Gläſer in den Fenſtern glänzen wie vor hundert Jahren. Ueberall zierliche, ſchillernde Formen, eine Ueberladenheit des Decorativen, ſtilloſe Spielerei mit geometriſchen Figuren; incruſtirte Tiſche, muſtviſche Arbeiten von allerlei Art;

nirgends eine Spur von Solidität des Materials, von großgedachten Formen, von bedeutenden architektonischen Linien, von Geist und Charakter in der Ornamentik. Mit großer Kunst hat man es übrigens verstanden kühle und zugleich durchaus helle, freundliche Räume herzustellen. In diesem Glitzern und Schimmern spricht sich bei allem orientalischen Phlegma doch eine kindliche Freude am Leben aus. Der Blick in die kleinen Gärten, welche von Mauern umgeben, mit Springbrunnen versehen, eine große Mannigfaltigkeit von Blumen aufweisen — ist überaus freundlich. Auch die Gärten zeigen dieselbe Engheit und Zierlichkeit, ein gewisses Behagen am Kleinen, Niedlichgeschmückten. Da sieht man schattige Gänge von Spalieren umgeben und überhangen; gewaltige Rebstöcke von der Dicke eines Mannesarmes breiten ihr Laub darauf aus. Goldene und dunkele Trauben in reichlicher Fülle hängen von allen Seiten und von oben herab; ein Garten mit großem Marmorbassin war für das Frauenbad bestimmt; dichte Lauben mit Bänken stehen hinter dem Marmorbassin, in dessen dunkler Fluth sich jetzt nur die Pappeln und Cypressen, die Rebstöcke und Blumen spiegeln; ein Pavillon im Garten in der Nähe des Harems, wo die Frauen der Chane Nachmittags ihren Kaffee zu schlürfen pflegten; Alles durch haushohe Mauern von der Außenwelt abgeschnitten, ein schönes Gefängniß, aber ein Gefängniß. Hier vertrauerte, der Sage nach, die polnische Fürstin Maria Potocka als Gefangene des tatarischen Herrschers ihre Tage, bis das Gift einer eifersüchtigen Nebenbuhlerin ihren Leiden ein Ende machte. Diese Fabel des Puschkinschen Meistergedichts ist allerdings eine Fabel, und das Grab der Maria Potocka und die „Fontaine der Thränen", welche an sie erinnern soll, haben, wie eine genauere Forschung unwiderleglich gezeigt hat, nichts mit der heimwehkranken, in Seelenschmerz aufgelösten polnischen Jungfrau zu schaffen, welche letztere nur in der Einbildungskraft existirt hat.

In den Sälen und Kammern, in den Gärten und an den Springbrunnen giebt es überall orientalische Inschriften, deren Schnörkel in gewohnter großsprecherischer Weise das Lob der Chane, der Gebäude, der Fontainen verkünden. Bilderreich und in Hyperbeln prahlen die Verfasser dieser Weisheitssprüche von dem Ruhme der tatarischen Despoten und von ihrer Demuth, von der Macht der Chane und ihrer Frömmigkeit; eine der Springquellen fordert in echt asiatischer Renommisterei alle nur irgendwo in aller Welt sprudelnden Fontainen zur Vergleichung mit ihr

auf, keine sei so herrlich und heilkräftig wie sie. Diese Inschriften prangen an den Marmorfußböden und an den vergoldeten Decken, an Spiegeln und Fenstern und Kaminsimsen: überall die Rhetorik des Morgenlandes.

Es giebt da prächtige Räume; der Gerichtssaal mit einem Uebermaß von Gold und Flittern, Mosaik und Marmor, und dabei ein Versteck für den Chan, der ungesehen den Gerichtsverhandlungen lauschen konnte; Altane für die Frauen des Harems, von denen aus sie den Spielen im großen Hofraum zuschauen konnten, ohne selbst gesehen zu werden; der Falkenthurm, von welchem aus der Fürst eine weite Aussicht in die Kreidefelsengegend genießen konnte; Audienzsäle mit sammetenen Ottomanen und allerlei Malereien von Obst, Trauben und Beeren; in allen Stuben Kamine; die Moschee mit mehreren Kronleuchtern, welche allerlei eckige geometrische Formen aufweisen und zu welcher der Chan einen besonderen Aufgang hatte und eine besondere Loge, — der Harem mit engen, meist sehr einfachen Stuben, von denen allen übrigens nur ein sehr kleiner Theil noch steht, während der größere Theil dieses Baues in Trümmer zerfallen, vollständig abgebrochen und weggeschafft wurde, — endlich die gewölbten Hallen mit den Gräbern und daneben wiederum Gärten ebenfalls mit zahllosen Grabmälern, welche alle entweder den Turban der Fürsten oder die kleine Mütze der Fürstinnen aufweisen und mit Inschriften geschmückt sind. Dazwischen Blumen, Gras und Gestrüpp — auch Gemüsegärten auf diesem Kirchhof.

Ibrahim war von der nationalen Herrlichkeit und fürstlichen Pracht der ehemaligen Gebieter Tauriens ganz berauscht; er war ganz stumm vor Erstaunen und Entzücken über alle die schönen Dinge im Palaste. Er mochte auf seine Art Philosophie der Geschichte treiben und Betrachtungen anstellen über die Vergänglichkeit alles Irdischen. Ich unterbrach seine patriotischen Phantasien, indem ich ihn aufforderte sich zur Weiterreise zu rüsten. Während er in die Herberge ging, wo unsere Pferde verpflegt worden waren, machte ich noch einen Gang durch die Stadt und besorgte einige Einkäufe von echt tatarischen Lederwaaren, bunten Schuhen, Spielzeug u. dgl. Ibrahim brachte noch eine Ladung seiner kleinen Lieblingsmelonen, und bald hingen wir wieder auf unseren Kleppern.

Unsere allernächste Station war das Uspenski-Kloster, ganz nahe in einer Schlucht bei Baghtschissarai gelegen. Tief unten im Abgrunde ist

ein schönes Wäldchen von Eichen- und Nußbäumen, ein Kirchhof — ein schmaler Reitweg führt an dem Felsen höher und höher. Bald waren wir bei dem Höhlenkloster.

Die Klosterzellen, Kirchen und Kapellen, Treppen und Vorrathshäuser sind im Felsen in alten Höhlen, die jetzt weißgetüncht, mit allerlei Hausgeräth versehen, einen recht wohnlichen Eindruck machen und bei der drückenden Schwüle im Sommer einen kühlen und angenehmen Wohnort bieten. Unregelmäßig und wunderlich sind die hölzernen Galerien und Treppen hier und da an der Außenseite des Felsens angebracht. So gelangt man in das Innere. Es macht der ganze Bau einen vogelnestartigen Eindruck. Die ganze Gegend ist reich an solchen Höhlen, welche oft in sehr beträchtlicher Höhe der Felsen, meist sogar an den Zinnen der Berge sich befinden, welche ein Plateau bilden. Hier hatten wir das Beispiel bewohnter „Krypten", denselben Tag sollten wir später u. A. auf dem Berge Tepeckerman unbewohnte Höhlen besichtigen. Vor vielen Jahrtausenden schon wohnten in diesen Höhlen Generationen, die uns jetzt ebensolche Räthsel sind, wie die Bewohner der Pfahlbauten. Bei diesen Fragen rechnet man nicht mehr nach Jahren oder Jahrhunderten; man muß ein größeres Maß anwenden. Die Anthropologie und Ethnographie ergeht sich in mancherlei Voraussetzungen, Vermuthungen und Hypothesen über diese Höhlenstädte, ohne über großes Material bei der Lösung dieser verwickelten Fragen zu verfügen. So viel sieht man wol, daß hier Menschenhände bei dem Bau und Ausbau dieser Höhlen ein gewaltiges Stück Arbeit gethan haben, daß kleine in die Mauern gemeißelte Nischen als Schalstellen gedient haben müssen, daß hier und da zwei oder drei Räume künstlich durch Oeffnungen verbunden worden sind, aber über die historische Zeit der Bevölkerung, welche hier hauste, — über ihre Art und Abstammung, über die Aufeinanderfolge verschiedener Völker, welche hier nach einander gelebt haben, hat man nur schwankende Annahmen. Das sind vorhistorische Zeiten und wenn die Geschichtswissenschaft hier Licht zu schaffen sucht, so muß sie die Naturwissenschaft zu Hülfe nehmen, welche letztere der ersteren auf ähnlichen Gebieten, bei verwandten Fragen bereits manchen wesentlichen Dienst geleistet haben. Auch hier wieder war ein Theater zu schauen, wo das Stück schon lange, lange ausgespielt hatte. Das Treiben der Mönche in den Höhlenzellen, die ich besuchte, der Gesang derselben in der Höhlenkirche bei dem Gottesdienste, welchem ich beiwohnte, war ein bloßes Nachspiel nach einer Pause, welche vielleicht Jahrtausende gedauert hat.

Wieder bestiegen wir unsere Pferde und ritten den steinigen Pfad höher und höher. Allmählig näherten wir uns dem kreideweißen Plateau, auf welchem Tschufut-Kale liegt oder Kirkjer, wie diese Stadt mit anderem Namen heißt. Die Sonne brannte schonungslos auf das dürre Gestein; kein Strauch, kein Grashalm hier oben, eine unermeßliche Umschau nach allen Gegenden; grüne Berge, der Kamm des Jaila-Gebirges, hinter welchem die Südküste liegt; links wieder der Tschatyr-Dagh; tiefblau stand der Himmel über dem großen Panorama.

Aber in der allernächsten Nähe war es ein Anblick voll Grausen und Oede. Gespenstisch, unheimlich lagen in Reihen die Trümmer ehemaliger Straßen, standen die leeren Mauern einst, vor nicht langer Zeit, bewohnter Häuser; enge Straßen, in deren auf hartem, weißem Felsen sichtbaren tiefen Fahrgeleisen das Zeugniß einer bedeutenden Frequenz zu erkennen war, Trottoirs zu beiden Seiten der Straßen, Thore und Thüren, Tempel und Brunnen, Schwellen, Stufen und Treppen, — Alles zerfallend oder zerfallen; kein Laut, kein Thier, kein Mensch. Man meint eine verzauberte Stadt zu sehen, deren Gegenwart durch einen Fluch zerstört wurde. Hier ist Alles Vergangenheit geworden. Verlassen und verdorben, öde und still ist diese Stätte. Wir ritten durch mehrere Straßen immer weiter und weiter und hatten immer nur denselben Anblick halber Häuser, öder Fensterhöhlen, bröckelnder Mauersteine, mit Schutthaufen angefüllter Hofräume, dachloser Stuben. Ein brauner halbnackter Zigeunerbube, den wir von Bagbtschissarai als Wegweiser hierher mitgenommen hatten, wies uns nach einem Hause, das bewohnt schien, nahm schweigend und kopfnickend einige Kupfermünzen in Empfang und lief und sprang heimwärts.

Wir sahen einen Fußgänger in der Straße. Also noch eine letzte Spur von Leben gab es doch in der hohen, luftigen, brennend heißen, weißschimmernden Ruinenstadt. Es war der Sohn des Rabbiners, der von der ganzen ehemals zahlreichen Karaïmgemeinde fast ganz allein zurückgeblieben ist. Von einem Paar Hundert Familien, die noch in den dreißiger Jahren von Reisenden, wie Montandon, Dubois de Montpéreux u. A. hier oben angetroffen wurden, waren jetzt (1868) nur zwei oder drei geblieben. Ich trat zu dem alten Herrn hinein, der gewöhnt ist von Durchreisenden Besuche zu empfangen und Auskunft giebt über die Localverhältnisse. Ich war erstaunt hier ein ganzes Archiv, eine ungemein reiche Sammlung hebräischer Handschriften in einer ehemaligen Synagoge,

welche jetzt die Studirstube des alten Rabbiners bildete, zu finden. In Fächern geordnet lagen die dichten Haufen alter vergilbter Pergamente; Polsterstuhl und Schreibtisch mit Papieren, Büchern bedeckt. In langem Gewande, ein Käppchen auf dem langen weißen Haar, eine hohe Gestalt — suchte der Rabbiner in seinem Archiv umher, ging von Fach zu Fach, rollte die Handschriften auf, wies mir einige, die sich durch ihr hohes Alter auszeichneten, sprach mit mir über einige die Geschichte dieser Gegend betreffende Controversen und beklagte die Unruhe und Wanderlust seiner Gemeinde, welche im Laufe der letzten Jahrzehnte in alle vier Himmelsgegenden auseinandergestoben sei, von dem schnöden Mammon verlockt, der in volkreichen Städten, in dichterbewohnten Gegenden, in höher cultivirten Ländern leichter erworben werde als hier oben auf dem kahlen Felsen .... Dann sprach er von seinen Reisen in den Orient, von seinem Aufenthalt in Kleinasien, in Jerusalem, wo er Handschriften gesammelt habe. Der alte Sonderling, der in dieser Oede und Einsamkeit den Rest seiner Tage verbringen, hier sein Grab finden will, machte in dieser Umgebung einen seltsamen Eindruck. Adalbert Stifter hätte ihn für eine seiner „Studien" brauchen können.

Ueber diesen „Judenfelsen" (wörtliche Uebersetzung von Tschufut-Kale) oder Kirkjer giebt es viel Streit unter den Gelehrten. Je mehr Anhaltpunkte für die Geschichte dieses merkwürdigen Ortes alte hebräische Mannscripte und die Inschriften auf den Gräbern in dem Thale Josaphat geliefert haben, desto mannigfaltiger sind die Hypothesen, welche an solche Ueberreste über die Schicksale der Stadt geknüpft werden. Man hat über Gothen und Chasaren und Juden Angaben herauslesen wollen, die sich schon auf das Alterthum oder das früheste Mittelalter beziehen; man hat gesucht, die Beziehungen der Juden und Tataren, welche zweifelsohne im späteren Mittelalter hier mit einander wohnten, aufzuklären, man streitet sehr lebhaft, ob die Genuesen diesen „Judenfelsen" im Jahre 1261 oder ein Jahrhundert später belagert hätten; man hat an den halbverwitterten Gräberinschriften corrigirt, ergänzt, interpolirt und combinirt, und vieles ist dabei im Dunkel geblieben. Dabei ist aber doch ein heiteres qui pro quo aufgedeckt worden, welches wir unsern Lesern auftischen wollen: der Gesandte Ludwigs IX, des Heiligen, Rubruquis erzählt, es gebe zwischen Cherson (bei dem heutigen Sewastopol) und Soldaia (dem heutigen Sudak „quadraginta castella", worauf hin denn die Gelehrten sich

bemüht haben an der Südküste die 40 Burgen aufzufinden. Jetzt hat sich nun herausgestellt, daß jener Reisende des dreizehnten Jahrhunderts nicht vierzig Burgen, sondern Tschufut-Kale gemeint, das auch Kirkjer hieß. „Kirkjer" bedeutet der Erläuterung des Abulfeda zufolge „Vierzig Männer", welches ein italienischer Reisender in „quaranta luoghi" verwandelt und Rubruquis in ebensoviele Burgen. Allerdings liegt Tschufut-Kale zwischen Cherson und Sudak, und somit klärt sich das Mißverständniß auf.

Auch über spätere Zeiten noch herrschen Zweifel. So z. B. sieht man noch heute in Tschufut-Kale das Grab der Tochter eines tatarischen Chans, über welche poetische Sagen im Umlauf sind, als habe sie sich aus unglücklicher Liebe von dem steilen Felsen in den Abgrund gestürzt. Skeptiker meinen, dieser Roman sei ebenso erfunden wie die Geschichte der Maria Potocka in Baghtschissarai. Allerdings ist der Judenfelsen an der einen Seite schroff wie eine Mauer: mehrere hundert Fuß kann man herabstürzen in die Schlucht, welche von Südost nach Baghtschissarai führt, und welche wir am Abend vor unserem Besuche in Tschufut-Kale hinabgeritten waren. Mir schwindelte, als ich hinaufblickte an dieser steilen Felswand empor, an deren äußerstem Rande hoch oben die halberhaltenen Façaden der nun verlassenen Häuser schwebten; Dachgiebel, Fenster, Mauern — scharf, silhouettenartig vom dunkelnden Abendhimmel sich abhebend, wie Taubenhäuser in der Luft schwebend.

Noch vor ein Paar Jahrzehnten zogen die oben wohnenden Karaïm-Juden, welche sämmtlich in Baghtschissarai ihre Kramläden hatten, täglich hinab und kehrten Abends in ihre Behausungen zurück. Regelmäßig wurden die zwei Thore geschlossen, welche den Zugang zu der Stadt bilden: eine kaum einnehmbare Festung. — Das ist nun alles vorüber: die Diaspora setzt sich fort.

Wir hatten noch eine starke Tagereise vor uns. Unser nächstes Reiseziel war der Felsen von Tepekerman, der in regelmäßiger Kegelform — mit einem Zuckerhut vergleicht ihn ein Reisender des achtzehnten Jahrhunderts — oben abgeflacht mit breitem Rande sich unseren Blicken darbot, als wir von Tschufut-Kale aus über das Hochplateau ritten. Die Gegend wurde ganz öde. Fast jede Spur eines Weges verschwand allmählig; nur hier und da war im Gebüsch und Gestrüpp, im Grase und

Steingeröll der schmale Pfad zu erkennen, den wir der erhaltenen Weisung zufolge zu verfolgen hatten. Unser Kompaß, die Reisekarte, war in Bezug auf diese Gegend minder genau. Wir richteten uns nach der Himmelsgegend und waren froh, wenn eine freie Anhöhe uns Gelegenheit bot die grotesken Formen des Felsens von Tepekerman wieder zu erblicken. Einige Hirten, die wir unterwegs trafen, gaben uns Auskunft. Nach anderthalbstündigem Ritte kamen wir endlich an unser Ziel. Ohne abzusteigen — tatarische Pferde sind auf schiefe Ebenen, hinauf und hinab in beliebigem Winkel, eingerichtet, ruhig, sicher, folgsam — langten wir unterhalb der Felsplatte von Tepekerman an, welche in einer Dicke von etwa 30 bis 50 Fuß den Kegel krönt und an allen Seiten ein wenig hervorragt. Unterhalb dieser tischartigen Platte, welche oben immerhin ein Paar Hundert Fuß weit ist, befinden sich nun jene Höhlen oder Krypten, von dem Felsen überhangen, zum Theil hinter Gebüsch versteckt. Auch von der Hochebene aus kann man in einige Höhlen gelangen. Jetzt ist Alles öde und leer. Fast in jeder Höhle fand sich eine Nische vor mit schmaler Platte zum Schlafen, der sprechendste Zeuge, daß hier Menschen gelebt hatten. Manche Räume waren recht hell, indem das Tageslicht durch große Oeffnungen hineinströmte; andere dunkler. Wir ließen die Pferde grasen und setzten uns am Eingange in eine dieser Troglodytenwohnungen nieder, um unser Mittagsmahl einzunehmen, das bei dem Mangel an Wasser sehr frugal war nnd aus kalten Speisen, Melonen und Krimwein bestand. Der Blick von hier oben war sehr lohnend. Das grüne Durcheinander von Bergen und Hügeln, bis an das Jaila-Gebirge der Südküste, welches das Meer vor unseren Blicken verbarg; dicht unter uns das fruchtbare Thal des Biouk-Dusen oder der Kalscha, an deren Ufern nah und weit einige Tatarendörfer lagen. Hier konnte ich wieder auf meiner Reisekarte mich orientiren und über unsere weitere Wanderschaft, über die Entfernungen bis zu den nächsten Stationen Berechnungen anstellen. Bis zum Abend wollten wir noch am Fuße des Felsens angelangt sein, auf dessen Höhe die berühmte Bergfeste Mangup-Kale liegt. Man hatte uns in Baghtschissarai gewarnt, wir würden ohne Führer in dem Labyrinth von Bergen und Thälern den wildromantisch gelegenen Ort gar nicht finden können, aber ich vertraute auf meinen „Bädeker", den ich mir in den verschiedenen Reisewerken und auf der Karte zusammengelesen hatte, auf den Instinkt meines Ibrahim, mit welchem ich fortwährend über die Reiseroute consultirte, und auf die Auskunft, welche wir unterwegs von den

Eingeborenen erhielten, mit denen sich Ibrahim in seiner gurgelnden, rauhklingenden Sprache so ausführlich zu unterhalten pflegte, daß bisweilen meine Geduld auf die Probe gestellt wurde.

Zuerst ging es ganz steil den Felsen von Tepekerman hinab — ich zog es vor zu Fuße zu gehen und auch Ibrahim führte unsere Pferde am Zügel — bis in das Flußthal, längs welchem wir jetzt, zum Theil in scharfem Trabe, in einem großen Bogen auf die dichter und höher sich thürmenden, reichbewachsenen Bergmassen zu ritten, hinter denen das vielversprechende Schloß liegen sollte. Wir streiften unterwegs auch die Ebene, in welcher die große Straße von Baghtschissarai nach Sewastopol führt, ritten durch einige sehr große Tatarendörfer, deren Wohlstand in dem behäbigen Aussehen der Häuser und in der reichlichen Ernte, die soeben eingeheimst wurde, sich darstellte. In diesen Gegenden giebt es auch Russen, welche von den Zeiten Potemkins abstammen. Hier haben sich Soldaten der russischen Armee aus dem türkischen Kriege angesiedelt und ihre Kolonien scheinen zu gedeihen. Es klang fast fremdartig hier in der Tatarei russisch reden zu hören. Hier und da sieht man auch christliche Kirchen. Die Landschaft ist belebt und läßt auf eine dichtere Bevölkerung schließen. Die Gelegenheit des Absatzes der Bodenerzeugnisse nach Baghtschissarai und Sympheropol einer- und nach Sewastopol andererseits entspricht vortheilhaft der günstigen Beschaffenheit des Bodens, welcher Gemüse, Taback und in der Ebene auch Getreide in reichlicher Menge hervorbringt.

So den ganzen Tag im Sattel zu hängen, ist denn doch gewaltig anstrengend. Meine des Reitens ungewohnte Knochen spürten noch die Ermüdung des gestrigen Tages und der Ritt nach Mangup-Kale war lang. Ich half mir damit, daß ich dazwischen eine halbe Stunde zu Fuße ging. Recht stolz war ich darauf, daß ich indessen doch weniger ermüdet war als Ibrahim; der arme Bursche hatte auf seinem hohen tatarischen Sattel von hartem Leder einen unbequemeren Sitz als ich auf meinem englischen Sattel. Unsere Pferde gingen ruhig ihren Schritt fort, mochten sich aber doch nach einer ordentlichen Mahlzeit sehnen. Endlich, es dunkelte schon, kamen wir in Kadjissala an, einem Tatarendorfe, am Fuße des Mangup-Berges. Ibrahim recognoscirte die Gegend und wir fanden eine wohnliche Stätte in einem Tatarenhause, dessen Bewohner Alles aufboten uns möglichst bequem zu betten und mit allem Nöthigen zu versehen. Hier war nicht die Pracht und der Luxus des Palastes von Baghtschissarai, aber mehr Comfort.

So eine Tatarenwirthschaft ist doch reichlicher ausgestattet, als man erwarten dürfte. Da gab es außer Teppichen und Polstern, welche an den Wänden des besten Zimmers, das uns zur Wohnung angewiesen wurde, ausgebreitet waren, noch gute Kopfkissen und Bettwäsche, einen runden Tisch, welcher den niedrigen auf der Filzdecke am Boden liegenden Polstern entsprechend auch nur wenige Zoll hoch war, Kessel und Tassen u. dgl. m. Ich war sehr froh in einem ordentlichen Bette zu schlafen, ließ mir Thee machen und legte mich gut bedeckt zur Ruhe, die kühle Nachtluft strömte durch eine Oeffnung, welche als Fenster diente und welche im Winter mit geöltem Papier verklebt zu werden pflegt. Der Mond schien in das Zimmer.

Von der weiblichen Einwohnerschaft des Hauses ließ sich niemand blicken; dagegen blieben mehrere Tataren mit ihren Schaffellmützen, die sie gar nicht abnehmen, so lange in dem engen Stübchen mit uns zusammen, bis ich sie durch Ibrahim bitten ließ uns allein zu lassen. Es waren bildschöne Männer, deren Gesichtsbildung keine Spur von asiatischem Typus aufwies. Das Nichtabnehmen der schweren, heißen Fellmützen fiel mir auf. Ich erinnere mich gar nicht gesehen zu haben, daß Ibrahim während unseres tagelangen Zusammenseins sein schwarzes Schaffell auch nur auf einen Augenblick abgenommen hätte; ich weiß gar nicht wie er barhäuptig aussieht. Ich war froh mich mit meinem leichten Strohhut begnügen zu dürfen. Allerdings reicht ein solcher zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen nicht aus und man thut wohl, um die Gefahr eines Sonnenstichs zu vermeiden, noch einen weißen Schirm aufzuspannen. Sowol beim Reiten als beim Gehen ließ ich meinen großen weißleinenen Schirm nicht aus der Hand, so lange es Sonnenschein gab, und dennoch spürte ich an den Händen, die manche Augenblicke ungeschützt geblieben sein mögen, eine leichte Entzündung, die sich übrigens schnell wieder verlor.

Noch vor Sonnenaufgang waren wir am anderen Morgen aufgestanden und traten unsere Wanderung an, um den Berg zu besteigen, auf dessen hohem Plateau die Ruinen von Mangup liegen. Ich hatte mancherlei über die Geschichte dieser merkwürdigen Bergfestung gelesen, hatte schon Abends vorher, bei aufgehendem Monde die Landschaft bewundert, welche den berühmten Kegel umgiebt; wildbewachsene, schroffe Abhänge und Schluchten; hier und da, besonders am oberen Rande der horizontal abgeplatteten Felsmassen eigenthümliche Formationen, welche für geologische

Forſchungen reichen und anziehenden Stoff darbieten; in den Thälern und Schluchten Tatarendörfer; oben das Panorama auf einen großen Theil der Halbinſel und ſogar die Ausſicht auf das Meer bei Sewaſtopol. Mit großer Spannung beſtieg ich den Berg. Ein junger Tatar führte uns. In einer Schlucht ſtiegen wir in hohem Graſe und niedrigem Gebüſch höher und höher. Wie bei Tſchufut-Kale der Stadt auf dem Felſen ein Begräbnißplatz in einer üppigbewachſenen Schlucht entſpricht, ſo mahnte auch hier ein ausgedehnter Begräbnißplatz an dem gebüſchreichen Abhange mit Tauſenden von Grabſteinen an das Daſein einer ehemals volkreichen Stadt auf der Felsplatte, deren überhängenden Rand wir ganz in derſelben Weiſe wie bei Tepekerman hoch oben vor uns erblickten. Eine volle Stunde wanderten wir an den Gräbern vorüber; Quellen mit eiskaltem Waſſer ſprudelten aus dem Geſtein hervor; das Gras wurde ſpärlicher, der Felſen ſteiler; zuletzt kletterten wir mehr, als wir gingen. In den Schluchten wurden lange Mauern der ehemaligen Feſtung ſichtbar mit gewaltigen Thürmen. Es waren koloſſale Bauten, die auf große Mittel, eine ſtarke Garniſon, bedeutende politiſche Zwecke ſchließen ließen. Alle Stellen, welche leichter zugänglich erſcheinen konnten, waren mit ſehr hohen Mauern verſehen. Alles verfiel allmählig. Man ſah, daß dieſe Ruinen Jahrhunderte alt waren.

Die Sonne war aufgegangen und ergoß ein Meer von Licht auf die ganze Umgegend, auf welche wir, oben angelangt, eine weite Umſchau hatten.

Mangup, durch ſeine Lage eine ſchwer einnehmbare Feſtung, muß in vielen Jahrhunderten eine bedeutende Rolle geſpielt haben. Man hat es auch Manguth genannt und dieſen Namen mit den Gothen in Verbindung bringen wollen; die Kryptenſtadt am Rande der obern Felsplatte iſt viel größer, mannigfaltiger angelegt als andere Troglodytenorte; man meint die Skythen hätten hier gehauſt; man erläutert die Bedeutung der einzelnen Räume in den vielverzweigten, ausgebauten Höhlen und nennt dieſe unwirthlichen Behauſungen einen Palaſt mit Audienzſälen, Vorzimmern, Schlafſtuben u. ſ. w. Hier ſoll eine erzbiſchöfliche Metropole geweſen ſein; hier giebt es Spuren einer griechiſchen Kapelle, ſpärliche Reſte einer türkiſchen Moſchee, Trümmer einer Synagoge; Skythen und Gothen, Griechen und Mongolen, Genueſen und Türken lebten hier; griechiſche, türkiſche und jüdiſche Gräber laſſen auf eine ehemals zahlreiche Bevölke-

rung schließen, während heute auf dem ganzen Hochplateau, das etwa 1000 Schritte breit und 2000 Schritte lang ist, oft keine Menschenseele oder höchstens ein Paar tatarische Hirten mit ihren Heerden angetroffen werden. Die älteste Inschrift, die man hier fand, zeigt auf einem Karaïmgrabe die Jahreszahl 1274 n. Chr. Von den Königen der Barbarenzeit, welche sich's in den oft zweistöckigen Krypten so bequem als möglich zu machen suchten, bis zu den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo Pallas noch einige Karaimjuden als ständige Bewohner des Felsens antraf, ist eine lange Zeit, aber wir wissen nur wenig davon. An eine der merkwürdigsten Epochen der Geschichte Mangups mahnt die malerische Ruine des Schlosses, der ich mich mit ganz besonders lebhaftem Interesse näherte. Es ist nicht allzuviel von diesem Palaste erhalten, aber das Erhaltene zeugt von Pracht und Geschmack. Die Frontseite hat zwei Stockwerke mit symmetrisch geordneten Fenstern, deren Einfassungen reiche und geschmackvolle Ornamente schmücken. Man will den Einfluß armenischer Kunst bei diesen in Stein gehauenen Arabesken erkennen, im späteren Mittelalter wurden an vielen Orten der Krim Armenier angetroffen. Die Trümmer einer stattlichen Treppe sind noch sichtbar; an dem zweiten Stockwerk sind Spuren einer Gallerie oder eines Balkons zu erkennen. Das Schloß ist offenbar in der letzten Hälfte des Mittelalters gebaut, und über dessen Schicksale im vierzehnten, fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert haben sich manche Einzelheiten erhalten. Ein Fürst von Mangup, Vasall der Mongolen, kämpfte zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts gegen die Heerschaaren, die der Litthauerfürst Witold gegen die Krim geschickt hatte. Hierher sollen sich die Genuesen gerettet haben, als die Türken sie aus Kaffa vertrieben hatten. Ein Fürst von Mangup war der Beschützer und Bundesgenosse der genuesischen Unterthanen in Balaklawa, die sich gegen ihre Herren aufgelehnt hatten. Hier erschienen im Jahre 1474 Gesandte des russischen Zaren beim Prinzen Iriko, der die Hand seiner Tochter einem Verwandten Joanns III. anbot, um über die Mitgift zu berathen. Ein Jahr darauf erfolgte eine Katastrophe, als der Ort von den Türken genommen wurde. Ein Reisender, welcher um ein Jahrhundert später in dieser Gegend war und sich von einem hochbetagten Priester in Mangup über die Vergangenheit der Burgfeste mancherlei berichten ließ, erzählt von diesem Unglück und wie die Türken, die Bedingungen der mit der Besatzung abgeschlossenen Capitulation verletzt, einen Prinzen nach Konstantinopel geschleppt und dort hingerichtet hätten. Auch

von einer furchtbaren Feuersbrunst, welche den Ort achtzehn Jahre nach der Einnahme durch die Türken zerstört haben soll, wird erzählt. Ferner berichtet man, wie im sechszehnten Jahrhundert es wiederholt vorgekommen sei, daß Gesandte des Zaren von Moskau hier gefangen gehalten worden seien. Solche und ähnliche Erzählungen, zum Theil nicht verbürgt, sind nur wenige Lichtblicke in dem Dunkel der Geschichte Mangups. Im Jahre 1800 sollen die letzten Karaïmjuden, die hier wohnten, fortgezogen sein. Einige Münzen, welche beim Pflügen gefunden worden waren und welche mir mein Wirth in Kadjissala verkaufte, wiesen auf dieselbe Mannigfaltigkeit verschiedener Jahrhunderte und Kulturzustände hin. Es waren türkische und — deutsche: eine brandenburgische aus dem Jahre 1539, eine österreichische aus dem Jahre 1809; — immer dasselbe Chaos von historischen Reminiscenzen.

Es war ein schöner, sonniger Morgen, den ich da oben bei den Ruinen von Mangup verbrachte. Es gab einen seltsamen, fesselnden Gegensatz zwischen der öden Stille und Einsamkeit der Natur jetzt und den historischen Angaben aus alter Zeit. Ibrahim hatte sich die Ledertasche mit meiner Reisebibliothek um die Schulter gehängt und ich konnte gemächlich auf den Trümmern über der Erde und in den Höhlenwohnungen unter der Erde in einigen Büchern blättern und die von gelehrten Reisenden aufgenommenen Pläne von Mangup mit der mich umgebenden Wirklichkeit vergleichen.

Wir stiegen wieder ins Thal hinab, nahmen von unseren Tataren, welche uns zuvor noch ihre Bienenzucht gezeigt hatten, Abschied. Unsere Pferde standen gesattelt. Noch einmal ließen wir uns sehr ausführlich über den Weg unterrichten, welchen wir zu verfolgen hatten um in das Baidarthal zu gelangen, und setzten uns dann wieder in Bewegung. Wir hatten noch einen langen Weg bis Baidar und das Schlimmste war, daß wir uns in dem Labyrinth von Bergen und Thälern nur mit Mühe zurechtfanden. Dieser etwa $3\frac{1}{2}$ Meilen lange Ritt nach Baidar war der anstrengendste Theil der ganzen Reise. Schon sehr bald nachdem wir Kadjissala, am Fuße des Mangup-Berges, verlassen, merkten wir, daß wir eine falsche Richtung eingeschlagen hatten. Die Gegend war menschenleer, die Reisekarte unvollständig, die Rathlosigkeit groß. Wir mußten eine tüchtige Strecke zurückreiten und ließen uns dann von einem tatarischen Reiter, der uns eine Viertelmeile begleitete, die Richtung angeben.

Einige Dörfer, an denen wir vorüberkamen und die ich auf der Karte wiederfand, orientirten uns über unsere Reiseroute, und so ritten wir trotz der brennenden Sonnenhitze in recht guter Laune weiter. Die Müdigkeit, welche ich spürte, ließ mich den Entschluß fassen in Baidar, welches an der Poststraße liegt, dem ungewohnten Reiten ein Ende zu machen und meinen Gaul mit dem Postkarren zu vertauschen. Aber nach Baidar zu gelangen, dem Ziele der Erholung, war nicht leicht. Noch einmal verirrten wir uns im Gebirge und geriethen auf einen Pfad, der uns nur mit einem Umwege nach Baidar führte. Der Wald wurde so dicht, daß an's Reiten nicht mehr zu denken war. Ich überließ dem Ibrahim die Pferde, nahm meinen Knotenstock und ging voraus. Der Pfad wurde schwieriger, das Gestrüpp dichter; zuletzt kam eine völlige Wildniß; wir mußten in eine tiefe Schlucht an einer steilen Wand ohne Weg und Steg hinabklettern und an der andern Seite eine ebenso steile Anhöhe hinauf. Ich begreife nicht, wie die Pferde so haben klettern können, aber diese Thiere sind in der Tatarei, wie die Ponys in Schottland oder die Gemsen in Tyrol.

Endlich kamen wir in das Baidarthal. Zwei Meilen lang und eine Meile breit, von herrlich bewaldeten Bergen umgeben, von vielen Bächen durchzogen, mit üppigen Weideplätzen und reichen Gruppen von Nußbäumen auf den dunkelgrünen Wiesen, in der Thalebene und an den Bergabhängen Tatarendörfer — so stellte sich der Anblick dieses wegen seiner landschaftlichen Schönheit sowol, als auch wegen seiner Fruchtbarkeit berühmten Thales uns dar. Hier war keine specifisch südliche Vegetation, nicht der Zauber des Meeres, welches durch das Jailagebirge von dem Baidarthale getrennt ist, nicht die Waldromantik der Berglandschaft bei Mangup, aber hier war Alles behagliche Breite, wirthschaftliches Gedeihen, hier waren die günstigsten Bedingungen für Landbau und Viehzucht, Spielraum für Straßenbau, große Dörfer, weite Anpflanzungen. Die Défilées, welche von verschiedenen Seiten: von Balaklawa, von Mangup und von der Südküste in das Thal führen, sind von dem Thale aus nicht wahrzunehmen. Alles ist von allen Seiten geschlossen, durch die großartige Kette des Jaila im Süden, durch die niedrigen Hügel des binnenländischen Gebirges von den anderen Seiten: ein wohnlicher, satter, ungemein freundlicher Eindruck.

Nach einiger Rast und guter Mahlzeit in dem europäisch eingerichteten Poststationshause — hier gab es denn doch wieder Stühle — ließ

ich anspannen und setzte meine Reise im Postkarren fort. So ein Fahren im polternden Karren ist nach einem Ritt von zwei und einhalb Tagen eine sehr angenehme Erholung. Die Straße nach der Südküste geht steil an dem Jaila-Gebirge hinauf und von derselben aus genoß ich, mich umschauend, den Anblick des Baidarthals bei Abendsonnenschein. Es ging höher und höher. Endlich erblickte ich ein in altrömischem Stil gebautes Thor. Wir fuhren durch dasselbe und mit einem Mal, wie durch einen Zauber, sahen wir das weite Meer, die Südküste mit Felsen und Gärten und der eigenthümlichen Mannigfaltigkeit der Vegetation. Hoch oben schwebten wir bei dem Baidarthor über dem unvergeßlichen Bilde, das man nicht beschreiben kann, das man eben gesehen, bei rothglühendem Abendsonnenschein gesehen haben muß, um dieses Bild als eine der schönsten Reiseerinnerungen, die man je und irgendwo gewinnen kann, aufzunehmen. Solche Farben, solche Dimensionen, solcher Rahmen zu dem Bilde, die zauberhafte Plötzlichkeit, mit welcher alles Dieses beim Thore erscheint — rechts und links ragen steile Felspartien senkrecht über der Küste und dem Meere zu beiden Seiten empor, mag man sonst an der Südküste vergebens suchen. In zahllosen Windungen stürzt die Straße von dem in schwindelnder Höhe zwischen Felsen eingemauerten Thor in die Tiefe hinab; Schluchten, Abgründe, Steinwände — ein Stück des Weges geht durch den Felsen in einem Tunnel; vielfach schwebt die Straße auf gemauertem Unterbau; das Meer tiefblau, violett, roth, blasser und blasser in der Ferne; in demselben Augenblick, als wir aus dem Thor herausfuhren, bog der Dampfer von Sewastopol kommend um den Felsvorsprung; eine ganze Meile konnte ich seinen Lauf nach Jalta hin verfolgen; wie eine Nußschale erschien er in der spiegelglatten Fluth.

Noch einige Stunden hatte ich die eigentliche Südküste entlang bis Jalta zu fahren. Hier ist die Küste schmal. In bedeutender Höhe führt die kunstreich und sorgfältig gebaute Chaussée; eine senkrechte, kahle Felswand, deren bewachsene Spitzen noch eine Meile von den letzten Strahlen der Abendsonne beschienen wurden, links, die bunte Mannigfaltigkeit der Küste mit reichen Anlagen, stattlichen Schlössern und Landhäusern rechts; so fuhr ich bis der Mond am Himmel stand und ich im Park des Schlosses von Alupka ein Nachtlager fand. Hier gab es ein Gasthaus, gute Betten, und anderen Tages einen Morgenspaziergang in dem herrlichen Garten, eine Besichtigung des im orientalischen Stil gebauten prachtvollen Schlosses des Fürsten Woronzow, und dann setzte ich meine Reise fort.

Alupka, Orianda und Livadia — jeder dieser Parks, jedes dieser Schlösser mit eigenthümlichem Charakter, in eigenthümlicher Bauart, bieten eine großartige Mannigfaltigkeit von Pracht und Luxus und edlem Geschmack und eine glückliche Mischung von Kunst und Natur. Die letztere bietet aber überall so viel, daß alle Erfindungen der Architektur, alle künstlich ersonnenen und mit ungeheuerem Kostenaufwande aufgeführten Bauten und Anlagen, Statuen, Springbrunnen, Lusthäuser wenig bedeuten, verglichen mit der imposanten Ruhe und Größe dieses Meeres, dieser Felsen, dieser überreichen, charaktervollen Pflanzenwelt .... Auf dem Wege nach Jalta erblickte ich wieder den Aju-Dagh, der mir wie ein alter Bekannter schon aus der Ferne zu winken schien.

In Jalta bestieg ich wieder den Dampfer, der mich vor Kurzem an die Südküste gebracht hatte. Ich hatte noch andere Reiseziele. ....

α . . ρ.

Zur Geschichte der Geschichte.

W. E. Hartpole Lecky, Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. A. d. Engl. von Dr. H. Jolowicz. 2 Bde Leipzig und Heidelberg. C. F. Wintersche Verlagshandlung 1868. S. XXVIII u. 317 u. 322.

Zu den größten Errungenschaften des geistigen Lebens in unserem Jahrhundert gehört der Fortschritt auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung, Geschichtsforschung. Keine frühere Zeit hat den Bestrebungen auf diesem Felde etwas Aehnliches zur Seite zu stellen. Sie sind charakteristisch für die geistige Entwickelung der letzten Jahrzehnte, für die moderne Bildung; als ebenbürtig treten sie dem Forschen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft zur Seite. „Künftige Zeiten", sagt Lazarus*): „werden im Rückblick auf die gegenwärtige die Signatur der geistigen Bestrebungen der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mehr als wahrscheinlich darin erkennen, daß, sowie die erste Hälfte eifrig und strebsam bemüht gewesen ist, die äußere Natur zu erforschen, an die Stelle subjectiver Begriffe objective Thatsachen zu setzen, mit der Fackel des Geistes in ihren Proceß und ihre Gesetzmäßigkeit hineinzuleuchten: so die zweite Hälfte, vorzugsweise das Wissen vom Menschen, als Natur- und Kulturwesen, vom Menschen, wie er aus der Geschichte und sie aus ihm hervorgeht, sich zur Aufgabe gemacht hat."

Vorzugsweise quantitativ sind die Leistungen der Geschichtswissenschaft in den letzten Zeiten von großer Bedeutung. Es fehlt der Geschichtsforschung nicht an einer Fülle von Material, dessen Reichthum sich täglich mehrt, es fehlt der Geschichtsschreibung nicht an der Wirkung auf die Lesewelt. Diese Studien gehören zu den beliebtesten; mehr als manche

*) Ueber die Ideen in der Geschichte. Eine Rectoratsrede. Abgedr. in der Zeitschrift f. Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Berlin 1865 III. Bd. S. 385—486.

andere vermitteln ſie zwiſchen dem Fachmann und den allgemein gebildeten Kreiſen. Fruchtbare Anregungen werden ihnen verdankt; ihr Einfluß auf die geiſtige Entwickelung überhaupt iſt im Steigen begriffen. Bei dem Erſcheinen von Niebuhrs Römiſcher Geſchichte nahmen doch nur die eigentlich gelehrten Kreiſe an der Bewunderung und Freude über die neugewonnenen Ergebniſſe und Geſichtspunkte Theil; Macaulay's Werk wirkte mehr auf den ſtaatsmänniſchen Theil des Publicums und entzückte durch die glänzende Darſtellung, durch politiſch-rhetoriſchen Stil; Ranke's Meiſterwerke werden in ihrer wiſſenſchaftlichen Bedeutung nur von Fachmännern gehörig gewürdigt; die plaſtiſche Ruhe, diplomatiſche Vorſicht und Gelaſſenheit, der Farbenreichthum ſeiner Darſtellungsweiſe wird nicht eigentlich populär, aber regt doch in weiteren Kreiſen zur Beſchäftigung mit der Geſchichte an. Die Wirkung von Th. Buckle's Buche war durchſchlagender. Mit der Originalität eines Autodidakten, mit dem Nachdruck eines Reformators auf dem Gebiete der Geſchichtsforſchung, mit unnachſichtigem Tadel der bisherigen Weiſe hiſtoriſcher Studien trat er auf. Man darf die Wirkung dieſer literariſchen Erſcheinung nicht unterſchätzen. Es ging das Gefühl durch die allgemein gebildete Leſewelt, daß hier das Problem einer wiſſenſchaftlicheren Auffaſſung der Geſchichte energiſcher als bisher geſtellt war; man horchte auf, indem man erkannte, daß es ſich um eine Angelegenheit der ganzen denkenden Menſchheit handelte. Die Fachmänner mochten achſelzuckend über Buckle's Werk zur Tagesordnung übergehen; ſelbſtändigere Leſer mochten die Grundgedanken von Buckle's unvollendetem Buche für verkehrt halten — aber die negativen Reſultate, welche es erzielte, verdienten Beachtung. Man mochte wenigſtens klarer als bisher erkennen, daß die Frage: ob Geſchichte eine Wiſſenſchaft ſei, präciſer geſtellt werden müſſe, daß man über das Weſen der Geſchichte als Wiſſenſchaft ſehr lange ſchon im Unklaren ſei.

Wenn die Hiſtoriker ſelbſt es bisher faſt gänzlich unterlaſſen haben genügende Auskunft über dieſe Fragen zu geben, ſo darf man ſich nicht darüber wundern, wenn es nur ſehr unklare, widerſprechende und ſeltſame Begriffe über dieſelben giebt. Wichtigeres, Entſcheidenderes über das Weſen der Geſchichte iſt nicht ſowohl von Fachmännern, als von Dilettanten geſchrieben worden. Boſſuet und Vico, Voltaire und Herder, Hegel und Schopenhauer, Wilhelm v. Humboldt — waren nicht eigentlich Hiſtoriker von Fach, aber ihre Bemerkungen über dieſen Gegenſtand waren mehr zur Sache als manche von einem Zunftgenoſſen herrührende.

Bayle sagt, mit der Geschichte gehe man um, wie mit einem Stück Fleisch in der Küche; Jeder bereite es nach seinem Geschmack, nach Gutdünken. Ist dem so, dann kann es bei der Methode der Geschichtsschreibung nur mehr auf Recepte, auf praktische Anweisung ankommen, und nicht so sehr auf eigentliche Theorie. Guter Rath für die Technik hat bisher oft die Theorie ersetzen müssen. Mit dem Ablernen einzelner Kunstgriffe, die man wohl historische Kritik genannt hat, ist nicht selten die Frage von Wesen und Methode der Geschichte abgethan worden. Man weiß, wie andererseits einige Versuche eine „Philosophie der Geschichte" zu construiren das ganze Fach einigermaßen in Mißcredit zu bringen geeignet waren. Einerseits, indem man die Geschichte nur als Kunst betrachtet hat, andererseits indem man aprioriſch teleologische Systeme der Geschichte ersann — ist man nicht dazu gekommen den Begriff der Geschichte als Wissenschaft festzustellen.

Mit Recht hat noch vor Kurzem Heinrich Ritter darauf hingewiesen, daß, indem bei den alten Völkern die Geschichte viel mehr als Kunst, viel weniger als Wissenschaft behandelt wurde, dieser Umstand bis auf die neueste Zeit seine Nachwirkung gehabt habe. Wir bekennen uns, sagt Ritter, gern als Schüler der Alten in Wissenschaften und Künsten und daher hat auch unter uns die Erzählungskunst der Alten lange als Muster gegolten und wir haben lange die Geschichte mehr als Kunst, weniger als Wissenschaft behandelt.*) Die Künstler aber, welche Geschichte schrieben, etwa wie Rafael malte oder Beethoven componirte, sind eben als Künstler nur wenig dazu gekommen die Regeln ihrer Kunst in ein System zu bringen. Rafael hat keine Aesthetik geschrieben, Beethoven keine Compositionslehre. Hier ist mehr Intuition als Reflexion, mehr Phantasie als klares Denken, mehr der Trieb des Schaffens als die Fähigkeit der Analyse, mehr Anhäufung als Ordnung, mehr quantitative als qualitative Leistung. In dem Meere von Erscheinungen, Thatsachen verliert man den Compaß des wissenschaftlichen Denkens; nach allen Seiten zerstreut hat man kein Ziel vor Augen und wird sich nicht klar über einen bestimmten Weg, den man einzuschlagen habe. Man geht im Material unter. Man bleibt bei dem Besonderen stehen. Wo bleibt da die Wissenschaft?

*) Heinrich Ritter, An Leopold von Ranke über deutsche Geschichtschreibung. Ein offener Brief. Leipzig 1867. S. 18 u. 19.

Das Stärkſte, was gegen die Geſchichte als Wiſſenſchaft geſagt worden iſt, rührt doch wohl von Schopenhauer her. Er bemerkt in ſeinem Aufſatz „Ueber Geſchichte“ u. A. Folgendes:*)

„Die Geſchichte darf nicht in die Reihe der Wiſſenſchaften treten ... denn ihr fehlt der Grundcharakter der Wiſſenſchaft, die Subordination des Gewußten, ſtatt deren ſie bloße Coordination aufzuweiſen hat. Daher giebt es kein Syſtem der Geſchichte, wie doch jeder andern Wiſſenſchaft. Sie iſt demnach nur ein Wiſſen, jedoch keine Wiſſenſchaft. Denn nirgends erkennt ſie das Einzelne mittelſt des Allgemeinen, ſondern muß das Einzelne unmittelbar faſſen und ſo gleichſam auf dem Boden der Erfahrung fortkriechen; während die wirklichen Wiſſenſchaften darüber ſchweben, indem ſie umfaſſende Begriffe gewonnen haben, mittelſt deren ſie das Einzelne beherrſchen und, wenigſtens innerhalb gewiſſer Grenzen, die Möglichkeit der Dinge ihres Bereiches abſehen, ſo daß ſie auch über das etwa noch Hinzukommende beruhigt ſein können. Die Wiſſenſchaften, da ſie Syſteme von Begriffen ſind, reden ſtets von Gattungen; die Geſchichte von Individuen. Sie wäre demnach eine Wiſſenſchaft von Individuen, welches einen Widerſpruch beſagt. Auch folgt aus Erſterem, daß die Wiſſenſchaften ſämmtlich von dem reden, was immer iſt; die Geſchichte hingegen von dem, was nur ein Mal und dann nicht mehr iſt.....“

„...Sofern nun die Geſchichte eigentlich immer nur das Einzelne, die individuelle Thatſache, zum Gegenſtande hat, iſt ſie das gerade Gegentheil und Widerſpiel der Philoſophie, als welche die Dinge vom allgemeinſten Geſichtspunkt aus betrachtet und ausdrücklich das Allgemeine zum Gegenſtande hat, welches in allem Einzelnen identiſch bleibt ... Während die Geſchichte uns lehrt, daß zu jeder Zeit etwas Anderes geweſen, iſt die Philoſophie bemüht, uns zu der Einſicht zu verhelfen, daß zu allen Zeiten ganz das Selbe war, iſt und ſein wird. In Wahrheit iſt das Weſen des Menſchenlebens, wie der Natur überall, in jeder Gegenwart ganz vorhanden, und bedarf nur, um erſchöpfend erkannt zu werden, der Tiefe der Auffaſſung. Die Geſchichte aber hofft die Tiefe durch die Länge und Breite zu erſetzen .... Hierauf beruht das Widerſpiel zwiſchen den philoſophiſchen und den hiſtoriſchen Köpfen: jene wollen ergründen, dieſe wollen zu Ende zählen ....“

*) Die Welt als Wille und Vorſtellung. II. 499—509.

Es iſt begreiflich, wenn Schopenhauer mit ſouveräner Verachtung den Verſuch zurückweiſt die Philoſophie mit der Geſchichte durch die Philoſophie der Geſchichte zu verſöhnen. Er ſagt in Bezug hierauf u. A.:

„Da nur das Individuum, nicht aber das Menſchengeſchlecht wirkliche, unmittelbare Einheit des Bewußtſeins hat, ſo iſt die Einheit des Lebenslaufes dieſes eine bloße Fiction. Zudem wie in der Natur nur die Species real, die genera bloße Abſtractionen ſind, ſo ſind im Menſchengeſchlecht nur die Individuen und ihr Lebenslauf real, die Völker und ihr Leben bloße Abſtractionen. Endlich laufen die Conſtructionsgeſchichten, von glattem Optimismus geleitet, zuletzt immer auf einen behaglichen, nahrhaften, fetten Staat, mit wohlgeregelter Conſtitution, guter Juſtiz und Polizei, Technik und Induſtrie und höchſtens auf intellectuelle Vervollkommnung hinaus, weil dieſe in der That die allein mögliche iſt, da das Moraliſche im Weſentlichen unverändert bleibt. Das Moraliſche aber iſt es, worauf, nach dem Zeugniß unſers innerſten Bewußtſeins, Alles ankommt ...“

„Die Hegelianer ... ſind auf Plato zu verweiſen, der unermüdlich wiederholt, daß der Gegenſtand der Philoſophie das Unveränderliche und immer Bleibende ſei, nicht aber das, was bald ſo, bald anders iſt. Alle die, welche ſolche Conſtructionen des Weltverlaufs, oder, wie ſie es nennen, der Geſchichte aufſtellen, haben die Hauptwahrheit der Philoſophie nicht begriffen, daß nämlich zu aller Zeit das Selbe iſt, alles Werden und Entſtehen nur ſcheinbar, die Ideen allein bleibend, die Zeit ideal ... Die Thoren meinen, es ſolle erſt etwas werden und kommen ...“

„... Die Geſchichte iſt nicht nur in der Ausführung, ſondern in ihrem Weſen lügenhaft, indem ſie, von lauter Individuen und einzelnen Vorgängen redend, vorgiebt, alle Mal etwas Anderes zu erzählen; während ſie, vom Anfang bis zum Ende, ſtets nur das Selbe wiederholt, unter andern Namen und in anderem Gewande ... Das Identiſche und unter allem Wechſel Beharrende beſteht in den Grundeigenſchaften des menſchlichen Herzens und Kopfes, — vielen ſchlechten, wenigen guten. Die Deviſe der Geſchichte überhaupt müßte lauten: Eadem, sed aliter. Hat Einer den Herodot geleſen, ſo hat er, in philoſophiſcher Abſicht, ſchon genug Geſchichte ſtudirt. Denn da ſteht ſchon Alles, was die folgende Weltgeſchichte ausmacht: das Treiben, Thun, Leiden und Schickſal des Menſchengeſchlechts, wie es aus den beſagten Eigenſchaften und dem phyſiſchen Erdenloſe hervorgeht.“

So Schopenhauer. Lange vor ihm hat ein griechischer Weiser die Geschichte eine „ἀμέθοδος ὕλη" genannt; haben Beide Recht, so ist über die Geschichte als Wissenschaft der Stab gebrochen.

Aber sollte es nicht zu früh sein an der Geschichtswissenschaft zu verzweifeln? Manche Versuche die Geschichte in eine Wissenschaft zu verwandeln sind nicht glücklich gewesen. Andere werden vielleicht glücklicher sein. Ist die Geschichte keine Wissenschaft, so wird sie es vielleicht. Es giebt eben trotz Schopenhauer noch „Thoren, welche meinen, es solle erst etwas werden und kommen."

Alle Wissenschaften sind geworden. Was früher keine Wissenschaft war, wurde es später. Das Sammeln und Betrachten von Pflanzen ist noch keine Botanik, die Verwaltung des Staatshaushalts ist noch keine Finanzwissenschaft, Volkszählung noch keine Statistik. Alles spätere wissenschaftliche Arbeiten begann mit dem Besonderen, von welchem man zu dem Allgemeinen fortschritt.

Aber allerdings ist die Geschichte erstaunlich lange bei der Beschäftigung mit dem Besonderen geblieben. Eine bloße „Factensammlung", wie Schlözer noch die Geschichte nannte, ist freilich keine Wissenschaft. Noch in neuester Zeit liefen die Versuche das Wesen der Geschichte zu bestimmen, welche von einzelnen Vertretern der Ranke'schen Schule ausgingen, doch nur mehr darauf hinaus, in der Feststellung des Thatbestandes Zweck und Ziel der historischen Methode zu erweisen. Man hat die Technik der Beschäftigung mit den Quellen verwechselt mit den Aufgaben der Geschichtswissenschaft überhaupt. Man ist immer wieder bei der Frage stehen geblieben, ob die Urheber historischer Quellen die Wahrheit hätten wissen können und sagen wollen. In der sogenannten historischen Kritik, hat man das A und O der „Methode und Aufgabe der historischen Forschung" erblicken wollen,*) und damit die Geschichte zur Handlangerin der Philosophie herabgewürdigt. Es ist schwer begreiflich, wie auch in allerletzter Zeit noch von einem der geachtetsten Vertreter dieser Schule die förmliche Verzichtleistung auf höhere Aufgaben, das Genügenlassen an quantitativer Arbeit hat ausdrücklich ausgesprochen werden können. Oder was ist es Anderes, wenn Maurenbrecher seine Antrittsrede in Dorpat, welche die bekannten

*) S. u. A. Sybel, Ueber die Gesetze des historischen Wissens, Bonn 1868. Maurenbrecher, Ueber Methode und Aufgabe der historischen Forschung, Bonn 1868.

Grundsätze der Quellenkritik als den Gesammtinhalt der Methode und Aufgabe der historischen Forschung darstellt, mit den Worten schließt:

„Auch die Forschung über die Geschichte einer Nation oder einer Periode oder vielleicht sogar einer einzelnen Persönlichkeit oder eines einzelnen Ereignisses, auch sie kann nur dann eine wahrhaft vollendete werden, wenn sie geboben und getragen ist von weltgeschichtlichem Verständniß: wer eine Spanne aus der Geschichte dieser Welt verstehen will, kann der Einsicht in die weltgeschichtlichen Entwickelungsgesetze nicht entbehren. Und dies ist die letzte und höchste Aufgabe unserer Wissenschaft: sie weist das Gesetz der Entwickelung nach im Laufe der menschlichen Geschichte, sie zeigt den ruhigen, ununterbrochenen und stetigen Fortschritt der menschlichen Entwickelung; sie deutet auf die wenigen Gesetze der sittlichen Weltordnung hin. Hier ist aber auch die Stelle, wo der Geschichtsforscher dem Philosophen die Hand reicht und *ihm die weitere Ausführung dieses Themas überläßt.*"

Eine Bankerotterklärung in aller Form. Schopenhauer will die Geschichtswissenschaft durch Negation des Fortschritts morden; hier endet sie, indem sie auf die Lösung „ihrer letzten und höchsten Aufgabe" verzichtet durch Selbstmord; sie dankt zu Gunsten der Philosophie ab. Wo sie mit dem Handwerkszeug arbeitet, da spreizt sie sich als „historische Forschung", wo sie es mit dem Besonderen zu thun hat, da rühmt sie sich ihrer Technik, ihres Scharfsinns bei Erforschung des „Medium", durch welches wir von vergangenen Thatsachen wissen; wenn sie aber von dem Besonderen zu dem Allgemeinen fortschreiten, wenn sie als Wissenschaft Probe halten soll, da streckt sie sogleich die Waffen vor der Philosophie?

Uns will scheinen, daß sie „die weitere Ausführung jenes Themas" nicht der Philosophie zu überlassen brauche, wofern sie eine Wissenschaft bleiben will. Hic Rhodus, hic salta! Mag man der historischen Kritik noch so große Erfolge verdanken, mag in der Erforschung des Einzelnen die Technik noch so glänzende Siege feiern, aber wenn sie dabei stehen bleibt, förmlich und bewußt auf die Lösung einer höheren Aufgabe verzichtet, so hat sie ihr Urtheil sich selbst gesprochen: sie ist keine Wissenschaft.

Das ist also nicht der Weg die historische Forschung zu Ehren zu bringen. Bleibt man auf diesem Wege, so darf man sich nicht wundern, wenn die Geschichte von den andern Wissenschaften als unebenbürtig über die Achsel angesehen wird. Sie giebt sich selbst auf. Wie soll ihr da geholfen werden können?

So lange die Statiſtik nur bei der Aufzählung von „Staatsmerkwürdigkeiten" ſtehen blieb, war ſie keine Wiſſenſchaft. Indem ſie von dem Beſonderen zum Allgemeinen fortſchreitet, wird ſie eine Socialphyſiologie. So lange die Geographie nur Beſchreibung war, konnte ſie nicht eine Wiſſenſchaft heißen. Seit man ſie „zum Philoſophiren zwang", wird ſie es. Aehnlich geht es der Geſchichte.

Mochte die Geſchichte zur Verherrlichung der Vaterlandsliebe oder zur Unterhaltung oder zur Erbauung oder zur Erörterung politiſcher Fragen oder zur poetiſchen Darſtellung dienen, ſie war früher keine Wiſſenſchaft. Im Alterthum, im Mittelalter gab es auch kein Bedürfniß ihre Entwickelung zu einer Wiſſenſchaft anzubahnen. Erſt in den letzten Jahrhunderten haben einige der beſten Köpfe eine ſolche Entwickelung für möglich gehalten, und für dieſelbe gewirkt. Im 16. Jahrhundert ſchon hatte Bodin die Welt, das Staatenleben als einen Organismus anzuſehen begonnen, welcher gewiſſen Entwickelungsgeſetzen unterworfen ſei; er hatte den Verſuch gemacht die mittlere Lebensdauer der Staaten zu berechnen und damit Quetelet und Buckle in ſehr gewagter Weiſe anticipirt. Boſſuet's Verſuch, die Geſchichte nach den Geſichtspunkten des officiellen Chriſtenthums zu conſtruiren, Leibnitzens Optimismus, der ein Grundgeſetz der Perfectibilität aufſtellte, Giambattiſta Vico's Streben das ſcheinbar Zufällige als Nothwendiges zu erkennen, ſeine Verſuche durch Analogie eine, wenn man ſagen darf, hiſtoriſche Phyſiologie herzuſtellen, allgemeine Geſetze zu finden; Montesquieu's, Hume's, Pascal's Umhertaſten nach allgemeinen Geſichtspunkten — Alles dieſes beweiſt, daß die Frage von der Geſchichte als einer Wiſſenſchaft als ein wichtiges Problem erkannt war, daß die Löſung dieſes Problems poſtulirt wurde. Mochte man nun in allem hiſtoriſchen Leben einen ewigen Kreislauf erkennen wollen, ein ewiges Aufblühen und Verwelken, eine troſtloſe Danaidenarbeit, ein ſtetes Auf und Ab, oder mochte man einen fortwährenden Fortſchritt, eine ſtets aufſteigende Linie, die Perfectibilität als Grundgeſetz des hiſtoriſchen Lebens annehmen — beiderlei Reihen von wiſſenſchaftlichen Verſuchen gehören zu den vielverheißendſten Studien, die je gemacht wurden, obgleich von Schopenhauer's Geſichtspunkte aus, der Verſuch die Weltgeſchichte in eine Naturwiſſenſchaft zu verwandeln ebenſo verächtlich erſcheinen mag, als das Streben eine Philoſophie der Geſchichte zu conſtruiren.

Allerdings galt es bei ſolchen Verſuchen mancherlei Gefahren zu vermeiden; es wurden viele Fehler gemacht; aber es war ſchon etwas, wenn

man aus dem bloß quantitativen Arbeiten herauskam, wenn man nicht bloß empirisch Geschichte trieb, wenn Schopenhauer's Vorwurf, daß die Geschichte „auf dem Boden der Erfahrung fortkriecht" nur irgendwie ungerechtfertigt erschien. Mit einem unermeßlichen Wuste von Thatsachen — mochte jede einzelne auch noch so gut beglaubigt, durch historische Kritik sicher festgestellt sein — kam man noch zu keiner Wissenschaft, sondern nur zu einem Wissen. Aber auch die Leichtigkeit Geschichte philosophisch zu construiren, war gefährlich. Die Mannigfaltigkeit historischer Thatsachen in das Prokustesbett willkürlich aufgebauter philosophischer Systeme hineinzuzwängen, war leichter als Philosoph und zugleich Historiker zu sein. Mit dem Dogma allein war auch nichts gethan.

Bacs hat schon auf die Möglichkeit beide Gegensätze zu vereinigen hingewiesen: die Empiriker, sagt er, seien mit Ameisen zu vergleichen, welche nur sammeln und verzehren, die Dogmatiker mit den Spinnen, welche den Faden nur aus sich ziehen; an den Bienen dagegen sei ein Beispiel zu nehmen: sie sammeln und verarbeiten. So hat sich auch der Historiker nicht auf bloße formlose Accumulation von Kenntnissen über das Geschehene zu beschränken; er muß sich vor dem in der Luft stehenden Schematismus hüten. Es muß sammeln und verarbeiten.

Diejenigen, welche, wie Maurenbrecher, bei der historischen Kritik als dem punctum saliens der Geschichte als Wissenschaft stehen bleiben, kommen nicht über das Ameisenthum hinaus. Sie verwechseln das bloße Wissen vom Geschehenen mit der Geschichte als Wissenschaft. Maurenbrecher, wenn er auch in jener Rede ausdrücklich betont, er spreche nicht im Namen Aller, (d. h. doch wohl aller Vertreter der Ranke'schen Schule) er theile nur seine Auffassung mit, will doch die Gesetze historischer Forschung darstellen, „wie sie Ranke's Schule uns überliefert"*). Und allerdings sagt er auch nur, was vor ihm Sybel und vor Sybel gelegentlich auch der Altmeister Ranke selbst gesagt haben; daß es sich bei Erforschung der historischen Thatsachen um die ersten Quellen, um eine correcte Würdigung der Quellen handle. Das sind noch keine Gesetze, sondern nur einige praktische Anweisungen, die allerdings von der Rankeschen Schule besonders bei der Erforschung der Geschichte des Mittelalters zu glänzenden Ergebnissen geführt haben. Aber alle noch so glückliche Anwendung des Mikroskops schafft noch keine Botanik oder keine vergleichende

*) A. a. O. S. 9 u. 10.

Anthropologie. Die Anweiſung mit dem Mikroſkop zu arbeiten iſt noch kein Kanon für das Weſen und die Methode der Naturwiſſenſchaften überhaupt, ſondern nur ein Mittel quantitativ vorzuarbeiten für allgemeinere Ergebniſſe. Das Sehen mit dem Mikroſkop iſt noch nicht das Endziel der Wiſſenſchaft, ſondern nur mehr eine Manipulation, ein ſehr weſentlicher Theil des techniſchen Verfahrens, um auf Grund mikroſkopiſch unterſuchter, alſo unzweifelhaft ſicher feſtgeſtellter einzelner Thatſachen weitere Schlüſſe zu machen. Je präciſer alles Einzelne feſtſteht, deſto erfolgreicher kann man inductiv arbeiten. Aber es iſt die Feſtſtellung des Einzelnen doch nur ein Sammeln, die Ameiſenarbeit, und dieſe iſt noch keine Wiſſenſchaft.

Auch Ranke hat wohl die Feſtſtellung des Thatbeſtandes als die Aufgabe der Geſchichtswiſſenſchaft bezeichnet, aber er hat es nicht mit dem Anſpruch gethan, damit den Inbegriff hiſtoriſchen Arbeitens erſchöpfend zu bezeichnen. Gelegentlich betont er die Wichtigkeit der Kritik bei Erforſchung des Thatbeſtandes. So ſagt er in ſeinem Aufſatze über Don Carlos*):

„Sollen wir aufgeben den Irrthum in's Auge zu faſſen, dasjenige was man wußte, von demjenigen, was man entweder zu wiſſen meinte oder glauben machen wollte, zu ſondern? Sollen wir uns der Kritik entſchlagen, damit man fortfahren dürfe, unter widerſtreitenden Angaben diejenige zu ergreifen, welche etwa der Perſönlichkeit eines Jeden am Meiſten zuſagt? Wir halten es noch für möglich den nach beiden Seiten ausſchweifenden Meinungen ihren Mittelpunkt feſtzuſtellen: er läßt ſich noch finden ... es laſſen ſich noch Geſinnungen, Ereigniſſe, Thaten wie ſie waren, und aus ihnen die allgemeinen Entwickelungen nicht durch Divination, ſondern durch redliche Forſchung erkennen; und es iſt möglich die Geſchichte rein herauszuarbeiten. Ohne dieſe Zuverſicht wären alle unſere Bemühungen eitel."

Man ſieht wohl, daß hier Geſchichte und Geſchehenes als identiſch gilt. Aber wie wenig Ranke und ſeine Schule die „reine Herausarbeitung" der Geſchichte, d. h. die Feſtſtellung der Thatſachen in der Praxis für die alleinige Aufgabe, für das einzige Ziel ihrer Forſchung halten, zeigt jedes Geſchichtswerk, das von ihnen herrührt, zeigen die zuſammenfaſſenden Betrachtungen, welche nicht das bloße Ergebniß der ſichern Feſtſtellung von Thatſachen ſind, ſondern vielmehr die Frucht wahrhaft hiſtoriſchen Denkens,

*) Wiener Jahrb. 1829. II. 247.

der hiſtoriſchen Interpretation, des philoſophiſch-hiſtoriſchen, wahrhaft wiſſenſchaftlichen Erkennens. Ranke's Schule thut ſelbſt natürlich viel mehr, als ſie verſpricht. Ihre Praxis iſt viel weiter als ihre Theorie. Verſchwindend klein erſcheint die einzelne Thatſache, relativ unbedeutend die Wichtigkeit der hiſtoriſchen Kritik, wenn ganze große Reihen von Entwickelungen angeſchaut werden, auf die es doch am Ende ankommt. „Die einzelnen Thatſachen der Geſchichte", ſagt Lazarus, „ſind keine farbigen Steine und Stifte, aus denen man durch bloße Anordnung ein Moſaikgemälde machen kann. Auch mit dem Kitt der Reflexionen und dem moraliſirenden Maßſtab der Ethik iſt es nicht gethan: ſondern, um es zunächſt figürlich anzudeuten: in farbige Atome für die Palette des Hiſtorikers müſſen alle Thatſachen ſich verwandeln, daß er dann mit freiem Zug und Strich in fließenden Linien die Bilder des Völkerlebens ſchildern kann." *)

Im Grunde will Manrenbrecher daſſelbe. Er fordert vom Hiſtoriker „nicht nur Kritik, ſondern Auffaſſung und Urtheil," **) aber während der Verherrlichung der Kritik ſeine Antrittsrede faſt ausſchließlich gewidmet iſt, geht er mit wenigen allgemeinen Sätzen über die Forderung der Auffaſſung und des Urtheils hinweg. Wilhelm v. Humboldt's genialer Schrift „Ueber die Aufgabe des Geſchichtsſchreibers" wird nicht erwähnt, während Droyſen ihn „den Bacon für die Geſchichtswiſſenſchaften" nennt***) und in ſeinem hochgeiſtvollen „Grundriß der Hiſtorik" die Bedeutung der „Interpretation" betont, welche die Arbeit der Kritik zu ergänzen habe.

„Mit der nackten Abſonderung des wirklich Geſchehenen," ſagt Humboldt, „iſt noch kaum das Gerippe der Begebenheit gewonnen. Was man durch ſie erhält iſt die nothwendige Grundlage der Geſchichte, der Stoff zu derſelben, aber nicht die Geſchichte ſelbſt. Auch die ſchlichte Naturbeſchreibung kommt nicht aus mit der Herzählung und Schilderung der Theile, dem Meſſen der Seiten und Winkel; es liegt noch ein lebendiger Hauch auf dem Ganzen, es ſpricht ein innerer Charakter aus ihm, die ſich beide nicht meſſen, nicht beſchreiben laſſen. Die hiſtoriſche Darſtellung iſt wie die künſtleriſche Nachahmung der Natur, die Grundlage von Beiden

*) Ueber die Ideen in der Geſchichte. A. a. O. 102.

**) Ueber Methode und Aufgabe der hiſtoriſchen Forſchung. S. 25.

***) Grundriß der Hiſtorik. Leipzig 1868. S. 6.

ist das Erkennen der wahren Gestalt, das Herausfinden des Nothwendigen, die Absonderung des Zufälligen. Die Nachahmung kann geschehen durch unmittelbares Nachbilden der äußern Umrisse, so genau Auge und Hand es vermögen, oder von innen heraus, durch vorgängiges Studium der Art, wie die äußern Umrisse aus dem Begriff und der Form des Ganzen entstehen. Der Geschichtsschreiber wie der Zeichner bringt nur Zerrbilder hervor, wenn er bloß die einzelnen Umstände der Begebenheiten, sie so, wie sie sich scheinbar darstellen, an einander reihend, aufzeichnet, wenn er sich nicht strenge Rechenschaft von ihrem inneren Zusammenhange giebt. Das Auffassen des Geschehenen muß von Ideen begleitet sein. Ohne die Ideen erscheint die Geschichte, wie mannigfaltig und lebendig sie sich auch vor unserm Blicke bewegt, doch wie ein todtes, unabänderlichen Gesetzen folgendes und durch mechanische Kräfte getriebenes Uhrwerk. Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich. Dem Geschichtsschreiber ist kein Organ verliehen, die Pläne der Weltregierung unmittelbar zu erforschen. Sie offenbaren sich an den Begebenheiten selbst. Die Zahl der schaffenden Kräfte wird durch die unmittelbar in den Begebenheiten auftretenden nicht erschöpft. Hat der Geschichtsforscher auch alle einzelnen: Klima und Boden, Nationalcharakter, Einfluß der Kunst und Wissenschaft, bürgerliche Einrichtungen erforscht, so bleibt doch noch ein mächtig wirkendes nicht in unmittelbarer Sichtbarkeit auftretendes, aber jenen Kräften selbst Anstoß und Richtung verleihendes Princip übrig — Ideen, die ihrer Natur nach, außer dem Kreise der Endlichkeit liegen, aber die Weltgeschichte in allen ihren Theilen durchwalten und beherrschen. Alle Geschichte ist nur Verwirklichung einer Idee, und in der Idee liegt zugleich die Kraft und das Ziel. Das sind die Endursachen, denen der Geist nachstrebt. Das Ziel der Geschichte kann nur die Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee sein, nach allen Seiten und in allen Gestalten, in welchen sich die endliche Form mit der Idee zu verbinden vermag. Was dem Künstler die Kenntniß der Natur, das Studium des organischen Baues, ist dem Historiker die Erforschung der als handelnd und leitend im Leben auftretenden Kräfte; was diesem Verhältniß und Ebenmaß und der Begriff der reinen Form, sind jenem die still und groß sich im Zusammenhange der Weltbegebenheiten entfaltenden, aber nicht ihnen angehörenden Ideen. Das Geschäft des Geschichtsschreibers ist in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung, Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen."

An diese Gedankenblitze anknüpfend hätte der Begriff der Geschichtswissenschaft weiter ausgeführt werden müssen. Aber nach Humboldt kam einerseits der Pessimismus Schopenhauers, andererseits die teleologische Willkür, der spielende Schematismus Hegels, dem die Fülle des Materials, die Ruhe und Sicherheit fehlte, welche allein eine unbedingte Herrschaft über dasselbe verleiht.*) In dieser unbedingten Herrschaft über das Material, in der reichen Fülle desselben hat die Ranke'sche Schule ihre Aufgabe gesucht und gefunden und damit ein gewaltiges Stück Arbeit gethan. Aber das Wesen der Geschichte zu bestimmen, auf diesem Wege zu bestimmen hat sie nicht vermocht. Sie betonte das Besondere, das Aeußerliche fast ausschließlich, während Humboldt durch den Hinweis auf das Allgemeine, auf die Ideen in der Geschichte den Grund gelegt hatte zu einer wissenschaftlicheren Auffassung der historischen Forschung. Er hatte angedeutet, worauf es ankomme, in flüchtigen Umrissen das zukünftige Bild einer Geschichte als Wissenschaft gezeigt, den Weg gewiesen. Die Ranke'sche Schule hat die Wichtigkeit der Ameisenarbeit betont, Hegel und die ihm folgten (z. B. Michelet) haben wie die Spinnen den Faden aus sich gesponnen, es galt nun die Arbeit der Bienen zum Muster zu nehmen: zu sammeln und zu verarbeiten.

Alles Sammeln wird in dem Maße fruchtbar, alle specielle Forschung in dem Maße erfolgreich, als es beim Sammeln und Forschen leitende Gesichtspunkte giebt. Will man nicht bloßen Ballast für das Gedächtniß zusammentragen, oder läßt man sich nicht an einer Belebung der spielenden Phantasie genügen, so muß man auch bei dem geringsten Detail der historischen Forschung das Ganze im Auge behalten, auf welches sich Alles, auch das Kleinste, bezieht. Jede Thatsache, jede Erscheinung kann als ein Stück Peripherie betrachtet werden, das auf einen Mittelpunkt hinweist. Im Gegensatz zur fragmentarischen Auffassung der Empirie, welche nur die einzelnen und vereinzelten Antriebe, Gedanken, Werke, Motive sieht, gilt es das Ganze des historischen Verlaufs zu erkennen. Es gilt wie Gervinus sagt, die Geschichte „nicht herauszubuchstabiren im Einzelnen, sondern herauszulesen im Ganzen."

Man klagt wohl, daß der Historiker oft vergeblich arbeite, weil es so viele Schwankungen gebe im historischen Wissen: je größer die Fortschritte der Forschung, desto häufiger geschehe es, daß Thatsachen, welche bisher

*) S. Albert Jansen, Die Idee des Fortschritts in der Geschichte. S. 14.

als bewieſen galten, ſich ſpäter als irrig erwieſen und daß ſo der ſpätere Hiſtoriker oft den früheren zum Theil vernichte. Das gilt allerdings doch nur von den Ergebniſſen der Detailforſchung, bei der vieles Unweſentliche als Endziel der Unterſuchung betrachtet wurde. Richtet man ſich auch bei der Specialforſchung auf allgemeinere Ergebniſſe, ſo wird man ſich über ſolche Verbeſſerungen im Detail und in der Technik leichter zu tröſten wiſſen. Nicht auf äußerliche Correctheit ſo ſehr als auf innere Wahrheit kommt es an. Aber diejenigen, welche die hiſtoriſche Kritik, das „reine Herausarbeiten der Geſchichte", die Herſtellung des Thatbeſtandes als das Ziel hiſtoriſcher Studien anſehen, bleiben eben bei der äußeren Correctheit ſtehen, bei der techniſchen Prüfung des Materials, vorzugsweiſe bei der Unterſuchung von Ueberreſten politiſcher Geſchäfte, bei Archivalien. Hier beſonders, bei der kritiſchen Prüfung von Urkunden, Geſchäftspapieren iſt in der That Eminentes geleiſtet worden. Aber nicht bei allen, ſondern nur bei verhältnißmäßig ſehr wenigen hiſtoriſchen Objecten ſteht dieſe Kritik im engeren Sinne unter den Mitteln der Technik in erſter Reihe, vorzugsweiſe bei Erforſchung eines äußeren Verlaufes der politiſchen Geſchichte, bei dem Studium einer Staatsbegebenheit. Aber gerade in den letzten Jahrzehnten hat ſich die Menge hiſtoriſcher Objecte unendlich vermehrt, das Gebiet hiſtoriſcher Forſchung in's Ungemeſſene erweitert. Man hat außer dem Nacheinander hiſtoriſcher Begebenheiten, das Nebeneinander hiſtoriſcher Zuſtände, das allmähliche Werden, die langſame geſchichtliche Entwickelung zu betrachten angefangen. Aus der Erzählung iſt oft eine Betrachtung geworden. Man hat Diagnoſen ſtellen müſſen nicht bloß für acute Krankheiten von Staat und Geſellſchaft, ſondern auch für chroniſche. Was gilt da die einzelne Thatſache, das einzelne Geſchäftspapier? Man vergegenwärtige ſich nur die Erfolge Niebuhr's bei Erforſchung der Römiſchen Geſchichte, indem er, nicht bei dem äußeren Verlaufe der Begebenheiten ſtehen bleibend, die Zuſtände, die langſam werdenden Inſtitutionen erforſchte. Man erinnere ſich, welch größere Klarheit, welch tieferes Verſtändniß für alle Kenntniß von der franzöſiſchen Revolution dadurch gewonnen wurde, daß außer dem Drama der wenigen Schreckensjahre das Jahrzehnte und Jahrhunderte lang währende Siechthum Frankreichs erforſcht wurde. Bei ſolchen Studien gilt die Kritik der Aechtheit nicht ſo viel als bei der einzelnen Thatſache; die Würdigung der einzelnen Quelle, der einzelnen Geſchichtserzählung erſcheint dabei unbedeutend. Es gilt eine Geſammtauffaſſung des Ganzen zu

gewinnen, und das Einzelne in dieſem Ganzen hat gar nicht, oder nur ſelten den Charakter oder die Bedeutung eines Ereigniſſes, eines äußern, epiſch darſtellbaren Verlaufes. Bei der vergleichenden Rechtsgeſchichte, welche für die hiſtoriſchen Studien überhaupt von großer Anregung geweſen iſt, wird die ſogenannte hiſtoriſche Kritik nur ſehr untergeordnete Dienſte leiſten können. Als es galt die Kunſtgeſchichte der Zeit Rafaels und Dürers zu verarbeiten, da war mit den „Quellen" und der Quellenkritik nicht weit zu kommen, wenn man auch in Vaſari u. A. wenigſtens für die italieniſchen Meiſter ganz erwünſchte äußerliche Nachrichten fand; in ihren und ihrer deutſchen Zeitgenoſſen Werken lag ein ganz anderes, das eigentliche Material der Forſchung vor; ein Material freilich, mit dem in's Reine zu kommen der Forſcher ein Rüſtzeug beſonderer Art brauchte.*)

Als d'Agueſſeau bei einem Beſuche Malebranche's von letzterem bei der Lectüre des Thukydides angetroffen wurde, machte ihm Malebranche den Vorwurf, er thue unrecht ſeine Zeit der Beſchäftigung mit zufälligen Thatſachen zu widmen. Schopenhauers oben mitgetheilte Anſichten zeigen, daß von gewiſſer Seite das geringſchätzige Urtheil über die Geſchichte ſich in den letzten anderthalb Jahrhunderten nicht geändert habe. Die Geſchichte hat vielleicht ſelbſt nicht genug gethan, den ihr gemachten Vorwurf, daß ſie ſich nur mit dem Beſonderen und nicht mit dem Allgemeinen, mit dem Zufälligen und nicht mit dem Nothwendigen beſchäftige, zu entkräften. Man hat mehr geſammelt als verarbeitet. Wo ſoll es hinaus mit dem Wuſte von hiſtoriſchen Thatſachen, wenn ſich in denſelben keine organiſche Einheit nachweiſen läßt? Soll Leibnitz mit ſeinem Spruche: Les sciences abbrègent en augmentant nur in Bezug auf die Geſchichte Unrecht haben und in Bezug auf andere Wiſſenſchaften Recht? Oder ſoll er überhaupt Recht behalten, weil die Geſchichte nicht unter die Wiſſenſchaft zu zählen iſt?

Ein großer, fruchtbarer Verſuch die Geſchichte zum Range einer Wiſſenſchaft zu erheben, geſchah durch die Philoſophie der Geſchichte. In der Geſchichte der Geſchichte wird Herders Verdienſt unſterblich bleiben. Leſſings „Erziehung des Menſchengeſchlechts" war auch ein ſolcher Verſuch die Idee der Menſchheit und ihrer Geſchichte als ein Ganzes zu erfaſſen. Selbſt die übrigens in Spielerei und Willkür ausartenden Conſtructionen bei Vergleichung des Lebens der Staaten und Völker mit dem Menſchen-

*) Droyſen, Kunſt und Methode, Beilage zum Grundriß der Hiſtorik S. 84.

leben, welche von Johannes von Müller u. A. verſucht wurden, enthielten manchen anregenden Irrthum, der zur relativen Wahrheit führen konnte. Die Betrachtung der hiſtoriſchen Welt als eines einigen Kreislaufs, als einer ununterbrochenen Bewegung auf und ab, war in ihrer äußerlichen, mechaniſchen Auffaſſung irrig, in ihrem Peſſimismus troſtlos und unhiſtoriſch, aber ſie regte doch zu ferneren Erörterungen an. Das Beſtreben die Geſchichte in den Kreis der Naturwiſſenſchaften hineinzuziehen, ſie in eine „Sociologie" oder in eine Phyſiologie von Staat und Geſellſchaft zu verwandeln, gehört zu den fruchtbarſten Irrthümern in der ganzen Geſchichte der Geſchichte.

Dieſe falſche Alternative die Geſchichte entweder metaphyſiſch conſtruiren oder phyſikaliſch erklären, ſie entweder in ein philoſophiſches Schema hineinpreſſen oder die hiſtoriſchen Mächte in Naturgeſetze auflöſen zu wollen, war ein Vortheil und Gewinn für die hiſtoriſchen Studien. Die Geſchichte konnte ſich auf ihre Stellung im Kreiſe der Disciplinen beſinnen. Es galt die Frage von ihrer Exiſtenz zu löſen. Wollte ſie nicht einerſeits durch Metaphyſik ein Dogma, nicht andererſeits eine Naturwiſſenſchaft werden und damit ihre Selbſtändigkeit, ihre Eigenart aufgeben, ſo mußte ſie aus dieſer Alternative heraustreten. Es galt zu zeigen, daß ſowohl die eine als die andere Art die Geſchichte zu betrachten eben als unhiſtoriſch verworfen werden muß, daß die Roſe keine Tulpe und keine Nelke ſei.

Die Geſchichte verdankt der Philoſophie fruchtbare Anregung, aber ſie konnte nicht umhin auf das Unhiſtoriſche in dem Verfahren der Philoſophen der Geſchichte hinzuweiſen. Wenn z. B. von einem Schüler Hegels der Verſuch gemacht worden iſt, den pythagoräiſchen Lehrſatz in der Geſchichte dadurch zu beweiſen, daß er Europa das maßgebende Dreieck, Afrika und Aſien die Quadrate der Katheten und Amerika das Quadrat der Hypothenuſe benannte, ſo war dieſes doch höchſtens ein witziger Einfall und noch kein wiſſenſchaftliches Experiment; wenn man ein Axiom aufſtellt, daß die Civiliſation ſich ſtets nach Weſten bewege und hieran die Berechnung knüpft, daß nach Maßgabe des bisherigen Fortſchritts der Bildung vom Euphrat bis nach England hin, dieſer Fortſchritt jährlich 50 Secunden betrage, ſo daß die Bildung nach etwa 2000 Jahren Labrador erreichen werde, ſo iſt das nicht ſowohl tiefſinnig, auch nicht einmal witzig, ſondern aberwitzig; wenn ein italieniſcher Gelehrter von der Zahl 30 als der Zahl der Jahre für die mittlere Lebensdauer einer Generation

ausgehend, alle hiſtoriſchen Ereigniſſe durch eine ſolche Algebra erläuterte, daß die Zahl von 30 Jahren überall wiederkehre, ſo daß Mohamed für den Sieg des Islams 30 Jahre gebraucht habe, daß eine eben ſolche Periode für die Gründung des Reichs Karls des Großen nöthig geweſen ſei, daß ſowohl die Perſerkriege als auch der peloponneſiſche Krieg 30 Jahre gedauert habe, von dem eigentlichen 30jährigen Kriege gar nicht zu reden — ſo gewinnt die hiſtoriſche Wiſſenſchaft dabei ſo wenig, wie bei den Hirngeſpinnſten der franzöſiſchen Socialiſten, welche wie Fourier für den ganzen Proceß der Weltgeſchichte einen Zeitraum von 80,000 Jahren in Anſpruch nehmen, einen Zeitraum, an deſſen Ende das Meer wie Limonade ſchmecken und jeder Menſch genau ſieben Pfund Fleiſch täglich eſſen werde, oder welche wie Proudhon eine willkürliche Reihe von Epochen der Menſchheitsgeſchichte poſtuliren und dieſelben „Elend", „Arbeit", „Maſchinen", „Concurrenz" nnd dergleichen benennen. — Solche Dinge erinnern faſt an jene indiſchen Sagen, denen zufolge ein König 2 Millionen Jahre alt war, als er zur Regierung kam, 6,300,000 Jahre regierte, abdankte und ſich noch 100,000 Jahre ſo hinſchleppte.

Mit der Regel de Tri und Algebra, mit dem pythagoräiſchen Lehrſatze und allerlei Zahlenmyſtik kann der Geſchichte als Wiſſenſchaft nicht auf die Beine geholfen werden, und jeder Schematismus im Kleinen, iſt ebenſo ſehr wie dieſe koloſſalen Phantaſtereien geeignet die Geſchichte bei den andern Wiſſenſchaften in Mißcredit zu bringen, obgleich auch dieſe recht gut thäten ſich zu erinnern, daß es vor der Aſtronomie nur eine Aſtrologie, vor der Chemie nur eine Alchymie gegeben habe.

Schopenhauer erwartet von der Zukunft nichts, von der geſchichtlichen Entwickelung nichts. Er ſagt: „Der oft wiederholten Lehre von einer fortſchreitenden Entwickelung der Menſchheit zu immer höherer Vollkommenheit, oder überhaupt von irgend einem Werden des Weltproceſſes, ſtellt ſich die Einſicht a priori entgegen, daß bis zu jedem gegebenen Zeitpunkt bereits eine unendliche Zeit abgelaufen iſt, folglich Alles, was mit der Zeit kommen ſollte, ſchon da ſein mußte." An einer andern Stelle heißt es: „Die Thoren räumen der Geſchichte eine Hauptſtelle in ihrer Philoſophie ein, und conſtruiren dieſelbe nach einem vorausgeſetzten Weltplane, welchem gemäß Alles zum Beſten gelenkt, welches dann finaliter eintreten ſoll und eine große Herrlichkeit ſein wird. Demnach nehmen ſie die Welt als vollkommen real, und ſetzen den Zweck derſelben in das armſelige Erdenglück, welches, ſelbſt wenn noch ſo ſehr von Menſchen

gepflegt und vom Schicksal begünstigt, doch ein hohles, täuschendes, hinfälliges und trauriges Ding ist, aus welchem weder Constitutionen und Gesetzgebungen, noch Dampfmaschinen und Telegraphen jemals etwas wesentlich Besseres machen können. Besagte Geschichtsphilosophen und -Verherrlicher sind demnach einfältige Realisten, dazu Optimisten und Eudämonisten, glatte Gesellen und eingefleischte Philister, zudem auch eigentlich schlechte Christen u. s. w." Dies ist wesentlich gegen Hegel und seine Schüler gerichtet. Es könnte auch von den Socialisten gelten, welche W. Menzel in seiner kleinen Schrift „Der Geist in der Geschichte"*) tadelt, aber ebenso willkürlich eine dem socialistischen Optimismus entgegengesetzte Ansicht aufstellt. Sehr treffend eifert er gegen den Schematismus in der Geschichtsphilosophie, und bemerkt dazu, daß es nicht auf den Schlußpunkt der Geschichte, sondern auf deren gesammten Inhalt ankomme. „Es kommt," sagt er, „nicht auf den Generalbaß, sondern auf die Fülle der Melodien, nicht auf die Geometrie, sondern auf die lebendige Fülle der Gestalten, nicht auf Construction der Geschichte, sondern auf diese selbst an. Palästrina, Händel und Mozart haben nicht componirt, um den Contrapunkt anzuwenden. Homer hat nicht gedichtet, damit Thiersch eine griechische Grammatik schreiben könnte u. s. w." — Menzel tadelt ferner die Optimisten, welche einen politisch-ökonomischen Idealzustand in dem Sinn von Rousseau's Contrat social oder S. Simon's Association erhoffen, und bemerkt, daß ja nach Erreichung eines solchen Zieles für die ganze Menschheit ein sehr langweiliger Friedenszustand mit einem ewigen Einerlei von Arbeit und Austausch der Producte beginnen würde, ein Mechanismus wie in einem Bienenkorbe, eine philiströse Alltäglichkeit, die nur damit enden könnte — und nun beginnt auch Menzel selbst die Geschichte zu construiren — daß die allzu starke Volksvermehrung die Menschen aus ihrer Ruhe reiße. Menzel prophezeit sodann ebenso unhistorisch wie die Socialisten: „Man hoffe vergebens auf Tugendrepubliken und Utopien: die Erde werde nicht selig einschlafen und als Himmel erwachen, sondern in Feuersglut zerstört werden," „die Verherrlichung des Schönen im Kampf und Untergang sei der Inhalt der Geschichte," „man könne den Visionen der Apokalypse Glauben schenken: die Mittel zum Bösen haben noch lange nicht die Energie und das kolossale Ansehen gewonnen, das sie ohne Zweifel annehmen werden," „nie sei ein Volk aufgeblüht ohne wieder

*) Wolfgang Menzel, der Geist der Geschichte. Stuttgart 1835.

hinzuwelken und in ekler Fäulniß zu enden." Das Christenthum, sagt Menzel, sei entartet, die Ritterzeit sei entartet, das Bürgerthum sei entartet, die Herrschaft der Gemeinheit „der letztgeborenen Tochter der Hölle" breite sich aus, die Geschichte müsse in einer allgemeinen Verwilderung enden, ein allgemeiner Vertilgungskampf wie die Edda ihn weißsage werde das Ende sein, wie im Nibelungenliede: das sei ein würdiger Schluß des Heldengedichts unserer Erde.

So wird auch hier die Geschichte construirt aber in pessimistischer Richtung, wie der Mythos wohl an den Anfang der Zeiten ein goldenes Zeitalter gestellt hat; wie wohl J. J. Rousseau eine Rückkehr zum Naturzustande, also eine Negation der Geschichte predigt, so verlockend predigt, daß Voltaire ihm schrieb, man möchte wenn man Rousseau's Erörterungen lese, auf allen Vieren kriechen. Aehnlich meint wohl Friedrich Schlegel, die Mythen seien Bruchstücke einer vergangenen verlorenen Cultur, deren letzte Spuren man in dem Zustande der Wilden erkennen könne, oder Klöden, wenn er sagt, daß Südamerika bis zum Eindringen der Europäer vorwaltend das Gebiet der sündenlosen Natur gewesen sei u. dgl. m.

So wird auf dem Gebiete der Construction der Geschichte in gewagter Weise experimentirt. Je sicherer, apodiktischer sich eine solche Philosophie der Geschichte geberdet, desto leichter stellt sie sich als Spitzfindigkeit, als phantastische Seifenblase dar. Aber daß solche Versuche immer wieder und wieder gemacht werden, daß von den verschiedensten Seiten her kühne Experimentatoren an diese Fragen herantreten, zeigt, daß es sich hier um ein wichtiges Problem handelt, dessen Lösung man nicht unmöglich nennen darf, ebenso gewiß aber nicht für so leicht halten darf, als Manche zu glauben scheinen. Man will sich nicht bei dem Spruche Salomo's beruhigen, „es geschehe nichts Neues unter der Sonne"; Schopenhauers Glaube, daß im Wesentlichen Alles unverändert bleibe, hat nur wenig Anhänger. Und auf eine Entwickelung, Vervollkommnung des Wesentlichen kommt es an, auf eine Perfectibilität in dem Gebiete der sittlichen Mächte, der Ideen.

Sehr treffend macht Lazarus in seinem schon erwähnten Vortrage auf die Verschiedenheit der Art und Weise aufmerksam, wie Hegel und W. v. Humboldt diese Fragen behandeln, beide die Gewalt der Ideen betonend. „Bei Hegel tritt die Allgemeinheit, bei Humboldt die persönliche Individualität in den Vordergrund; dort ist das Individuum nur

Mittel, Gefäß, wenn es hoch kommt, Organ, hier iſt es der höchſte Ausdruck, das eigentliche Leben der Idee; dort iſt der Ausſpruch charakteriſtiſch: daß nicht wir die Ideen, ſondern ſie uns haben; hier die Lehre: daß nur in der ſchöpferiſchen Perſönlichkeit die Ideen ein ſchöpferiſches Daſein gewinnen. Bei Hegel erſcheinen die Begriffe überall beſtimmt und klar, weil ſie in einer abſichtlichen und künſtlichen Abſtraction erhalten werden, einen logiſchen Calcul mit lauter unbenannten Zahlen, ja mit algebraiſchen Zeichen ausmachen; Humboldt will überall die höchſten Begriffe erfaſſen, aber ſie zugleich in ihrer wirkſamen Beziehung zur concreten Erſcheinung durchſichtig machen. Bei Hegel iſt die Erfahrung ohne Wirklichkeit durch die Speculation überwältigt, aber ſo, daß man längſt erkannt hat, es ſei überall Gewalt angethan; bei Humboldt ringen Speculation und Erfahrung in einem end- und ſiegloſen Kampfe mit einander. In Hegel ergreift das wiſſenſchaftliche Intereſſe, wie ein perſönliches, Partei für die Speculation, es beutet den Gehalt der Erfahrung aus, um ſie hinterher als gehaltlos fortzuwerfen; in Humboldt iſt ein unparteiiſches Suchen nach dem Rechte beider, ein Streben, die ſpeculativen Begriffe voll und lebendig zu erfaſſen, als eine concrete Erfahrung, und die Erfahrung tief und rein zu begreifen, wie eine Speculation. Mit ſtraffer Sicherheit konnte Hegel vorwärts ſchreiten, ſeine Begriffe können klar und beſtimmt ſich aus ſich ſelber entfalten, ungehemmt von den Thatſachen der Erfahrung und der Nothwendigkeit ihrer Auffaſſung. Die Idee als das dialektiſche Subject iſt an Stelle der realen Subſtanz, der Proceß des Begriffs an die Stelle des wirklichen Geſchehens, die dialektiſche Geſetzmäßigkeit an die der natürlichen und hiſtoriſchen Geſetze getreten. Hoch über den Thatſachen der Wirklichkeit ſchreiten die Begriffe von denſelben, wie die Göttin über die Häupter der Lebenden, als glanzvolle Erſcheinung es verſchmähend den Boden zu berühren; eine logiſche Abſtraction und eine metaphyſiſche Deutung der Thatſachen giebt Erſatz für die reale Erkenntniß derſelben. Fern von dieſer täuſchungsvollen Sicherheit ſind die ſpeculativen Gedanken Humboldts das Werk eines mühevollen Suchens und eines genialen Findens. Die „Ideen Humboldts entbehren der vollen Klarheit und Beſtimmtheit ihres Gehalts, aber ſie wirken dennoch mit einer unwiderſtehlichen Gewalt auf theoretiſche Ueberzeugungen, ethiſche Geſinnungen und äſthetiſche Anſchauungen. Das iſt aber das echt hiſtoriſche Verdienſt Humboldts, nicht nur, daß er Probleme des Wiſſens erkannt und Löſungen derſelben verſucht hat, ſondern, daß ſeine Löſungen zu tieferen

Problemen sich gestaltet haben; und dies gilt vor Allem von seiner Deutung der Geschichte als Wirkung der Ideen."

Die Geschichte will eben historisch betrachtet, nicht metaphysisch construirt werden. Mit Deductionen a priori machte man sich es bei dem Versuche die Geschichte in eine Wissenschaft zu verwandeln zu leicht, und statt für die Geschichte als Wissenschaft einen festen Grund zu legen, verlor man den Boden unter den Füßen. „Es muß anerkannt werden," sagt Lazarus, daß alle mystischen und philosophischen Speculationen, welche, zu solchen Gebilden emporsteigend, die wirkliche Welt des sittlichen Lebens mit Verachtung hinter sich zurücklassen, aus keinem Antriebe so sehr als aus einem ästhetischen (und vorzugsweise auf das Erhabene gerichteten) hervorgehen. Es ist dies in Wahrheit nur ein künstlerisches Schaffen aus den feinsten und reinsten, aber künstlich gesteigerten Gedankenstoffen; aber dieses Schaffen ist ein Sehen ohne Licht und Farbe, ein Bilden ohne Maß und Form, ein Denken ohne Sinn und Gehalt; Blumen aus eitel Duft, Bäume aus eitel Blüthe. Nicht wer im Luftballon vom Boden sich erhebt und den Erdball fliegend umschwärmt, daß er wie ein dunkler Fleck unter seinen Füßen liegt, sondern nur wer seine Gewässer befährt und seine Länder durchzieht, wird die Erde und ihre Bewohner kennen, verstehen und veredelnd auf sie wirken lernen." *)

So führte, nachdem Humboldt seinen Versuch die Aufgabe der Geschichtswissenschaft zu bestimmen, gemacht hatte, die Philosophie der Geschichte, indem sie nicht an Humboldts „Gedankenkampf" anknüpfte, zu ganz anderen Zielen als zu einer Geschichte als Wissenschaft. Die Metaphysik konnte hier nicht helfen. Sie zeigte nur, wie man es nicht machen dürfe, um das gewünschte Ziel zu erreichen.

Da kamen denn wissenschaftliche Experimente ganz entgegengesetzter Art. Die Metaphysik hatte die Geschichte nicht in eine Wissenschaft verwandeln können. Vielleicht gelang es sie in eine Naturwissenschaft zu verwandeln. Die Induction wurde das Mittel bei der neuen Behandlungsweise. Damit glaubte man festen Boden für eine Geschichtswissenschaft gewonnen zu haben.

Man bewegte sich in einer falschen Alternative, indem man glaubte, die Geschichte könne entweder gar keine Wissenschaft oder sie müsse eine exacte sein. Man glaubte an die Möglichkeit einer im mathematischen

*) S. a. a. O. 425—27, 485.

Sinne exacten Methode bei hiſtoriſchen Forſchungen. Man hoffte es damit ſehr weit zu bringen und meinte: früher ſei gelacht worden, wenn Jemand eine Sonnenfinſterniß vorausgeſagt hätte; die Zeit ſei nicht ferne, daß Niemand lachen werde, wenn die Hiſtoriker ein geſchichtliches Ereigniß vorher verkündigen würden. Comte und Buckle ſprechen von Geſetzen in der Geſchichte: dieſe Geſetze ſeien zu ergründen. So könnte, meinte man, die Geſchichte eine exacte Wiſſenſchaft werden. Man ſpricht von Entdeckungen auf hiſtoriſchem Gebiete, als könne man ſolche auf dem Wege der Berechnung finden, als habe man es mit Integralen und Differentialen zu thun. Auf dem Wege der Vergleichung, der Analogie, der Hypotheſe, durch die Philoſophie der Geſchichte meinte man nichts mehr entdecken zu können: man begann zu rechnen, zu beobachten, ſtatiſtiſch zu combiniren. Hatte man erſt eine Geſetzmäßigkeit auf intellectuellem und ethiſchem Gebiete conſtatirt, ſo konnte man ſich zur Aufgabe ſtellen die einzelnen Geſetze, welche das hiſtoriſche Sein und die hiſtoriſche Entwickelung beherrſchen, zu entdecken. Man ſuchte gleichſam nach dem Schlüſſel, vermittelſt deſſen man die ganze Chiffreſchrift der Geſchichte der Menſchen im Laufe von Jahrtauſenden leicht und einfach ableſen könnte. Das ganze bunte Gewirr, die reiche Mannigfaltigkeit hiſtoriſcher Zuſtände, Ereigniſſe, Entwickelungen ſollte ſich auf einzelne allgemeine Grundgeſetze zurückführen laſſen können; es galt nur den Mechanismus der Weltgeſchichte zu beobachten, und derſelbe, ſo hoffte man, werde ſich ſehr viel einfacher, durchſichtiger darſtellen, als er auf den erſten Blick erſcheine. Man ging auf anderem Wege als die oben erwähnte Philoſophie der Geſchichte an die Aufgabe den pythagoräiſchen Lehrſatz in der Geſchichte zu beweiſen. Ging das erfolgreich weiter, ſo konnte man vielleicht ſchon bald aus der Geſchichte der Völker und Staaten die Quadratwurzel ausziehen, die Geſchichte der Revolutionen mit Logarithmen berechnen, hiſtoriſche Ereigniſſe durch trigonometriſche Functionen erklären.

Der Verſuch, die Geſchichte zu einer poſitiven Wiſſenſchaft zu erheben, wird zum Theil der Entwickelung der Statiſtik und der Geographie verdankt. Bodin, Montesquieu, Ritter hatten geiſtreiche und treffende geographiſch-hiſtoriſche Betrachtungen angeſtellt, auf die Wichtigkeit der geographiſchen Bedingungen für die geſchichtliche Entwickelung hingewieſen. Jetzt wurde der Verſuch gemacht, möglichſt viele, faſt alle hiſtoriſchen Erſcheinungen auf ſolche Einflüſſe von Klima, Bodenbeſchaffenheit, Thier- und Pflanzenwelt zurückzuführen. So fruchtbar und anregend überhaupt

Erörterungen auf diesem Gebiete sein mochten, so schoß man über das Ziel doch hinaus, indem man den Einfluß solcher natürlichen Bedingungen überschätzte.

Die Statistik hatte auf eine gewisse Gesetzmäßigkeit in den Erscheinungen des socialen Lebens hingewiesen, auf die regelmäßige Wiederkehr derselben oder annäherungsweise derselben Zahlen bei den jährlich verübten Verbrechen, vorkommenden Beinbrüchen, geschlossenen Ehen, unbestellbaren Briefen u. dgl. Ebendieselbe Regelmäßigkeit, meinte man, sei in der ganzen historischen Welt nachzuweisen; jedes Individuum sei für seine Handlungen, alle historischen Ereignisse solchen Gesetzen unterworfen. Somit war die Geschichte nicht mehr, wie man ihr vorgeworfen hatte, eine Wissenschaft von Individuen, sondern die Wissenschaft von der gesetzmäßigen Entwickelung der menschlichen Gesellschaft. Dieselbe Regelmäßigkeit, mit welcher sich aus dem Samenkorn der Halm, die Blüthe, die Frucht entwickelt, wollte man in der jahrtausend langen Geschichte nachweisen können. Man wollte die Natur des Fortschritts ergründen.

Und diese Natur des Fortschritts glaubte man darin gefunden zu haben, daß man nachweisen zu können hoffte, wie die intellectuelle Entwickelung der Menschheit den Fortschritt bedinge, während die moralischen Wahrheiten ohne oder fast ohne Einfluß auf den Fortschritt seien. Der Fortschritt der Wissenschaften, insbesondere der Naturwissenschaften, sei die Bedingung und der Maßstab der Civilisation, alles Andere: Religion, Literatur, Regierung sei nicht sowohl die Bedingung als das Ergebniß dieser von der Summe und Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse bedingten Civilisation u. dgl. m.

Dieses Alles wurde mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit, mit gewaltigem Talent im Stil, mit ungewöhnlicher Beredsamkeit vorgetragen und zugleich in der Ueberzeugung, daß alles bisherige Verfahren bei dem historischen Arbeiten unvollkommen, dilettantisch, willkürlich, unwissenschaftlich gewesen sei. Comte hatte das Problem einer Sociologie gestellt, Buckle, so schien es, hatte es gelöst.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der Tadel der bisherigen Weise geschichtlicher Forschung fast durchweg nur allzu gerecht war, daß durch Buckle's Weise der Geschichtsbetrachtung eine große Menge neuer anregender Gesichtspunkte gefunden wurden. Bei der Beweisführung von der Gesetzmäßigkeit in den historischen Ereignissen mochten die Vertreter der Naturwissenschaften jubeln; bei dem keck und herausfordernd ausgesprochenen

Vorwurf, daß die Bevormundung durch Kirche und Staat das größte Unglück, der schlimmste Hemmschuh des Fortschritts gewesen sei, mochten die liberalen und radicalen Parteien frohlocken. Den Theologen war ein Streich gespielt, indem die göttliche Providenz geleugnet wurde; die Psychologen sollten vernichtet werden durch Ueberbordwerfen der Willensfreiheit. Man hatte es nicht mehr mit den durch eine Weltregierung vorgezeichneten Geschicken, nicht mehr mit der Selbstbestimmung der Individuen zu thun. Es arbeitete sich sehr viel leichter, nachdem man sich dieser Imponderabilien entledigt hatte, mit dem Rest. Man konnte wägen, messen, rechnen. So konnte man die historischen Ereignisse beweisen, erklären.

Alles dieses war eigentlich nicht neu. Noch nicht dagewesen war nur das ungewöhnliche reiche Wissen, die fabelhafte Belesenheit, der kolossale gelehrte Apparat, mit welchen Buckle's Werk auftrat. Schon oft hatten Historiker und Nichthistoriker versucht lange Reihen von historischen Ereignissen durch den Hinweis auf einzelne sehr einfache Ursachen zu erklären. Es war ein sehr willkürlicher Pragmatismus, wenn Herrera, ein Zeitgenosse Philipps II., die ganze Geschichte des Verfalls von Spanien durch die Einführung und Verbreitung des Maulthiers beim Ackerbau erklären wollte, des Maulthiers, welches beim Pflügen eine nur unzureichend tiefe Furche zu ziehen vermöge. Aehnliches that Liebig, indem er in der Bodenerschöpfung die Ursache erblickte zu dem Verfalle der asiatischen Staaten, der Colonisation Griechenlands, dem Verfall der hellenischen Republiken u. s. w. — ob nicht ebenso der Feldzug Napoleons gegen Rußland im Jahre 1812 durch Bodenerschöpfung zu erklären sei? — hat man mit Recht über solchen subjectiven Pragmatismus lächelnd gefragt.*)

Aehnliche Willkür giebt es bei der Betonung des intellectuellen Fortschritts und der Nichtachtung der moralischen Wahrheiten in der Geschichte. Die Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, meinte man, seien der Schlüssel zur Erklärung der größten historischen Umwälzungen. Es ist wohl gesagt worden, Bacon habe mehr als alle Andern die Revolution der Vierziger Jahre des siebenzehnten Jahrhunderts in England gemacht, und ebenso sei Newton der eigentliche Urheber der Revolution von 1688.**)

*) Герье, Очеркъ развитія исторической науки. Русскій Вѣстникъ 1865, 10 и 11 кн.

**) L. Etienne, le positivisme dans l'histoire. Revue des deux mondes 1868. LXXIV 15 mars 1868.

Es ist bedenklich die Geschichte Irlands durch die Anpflanzung und Verbreitung der Kartoffel als Hauptnahrungsmittel erklären zu wollen. Man darf von dem Volksreichthum nicht das ganze Schicksal eines Volkes abhängig glauben, die Geschichte überhaupt nicht mit der Geschichte des Capitals identificiren wollen. Wenn man aus den Erdbeben in Spanien, die Hauptmomente der Geschichte dieses Landes herausinterpretiren will, so thut man wohl sich zu erinnern, daß es auch in andern Ländern Erdbeben, aber doch eine ganz andere Geschichte gegeben habe. Durch die Anpflanzung von Reis und Mais in Indien soll der ganze Charakter der Geschichte Indiens erklärt werden: das ist subjective Willkür, und statt eine Naturwissenschaft aus Erfahrung und Beobachtung objectiver Thatsachen zu schaffen, hat man eine Reihe von Paradoxen hervorgebracht, die ebenso anregend als gefährlich, ebenso neu als angreifbar sind.

Wir können es uns nicht versagen auf die Hauptargumente Droysen's gegen Buckle hinzuweisen. Es ist wohl das Stärkste, was gegen Buckle vorgebracht ist, und am Meisten zur Sache.

Buckle hofft „für die Geschichte etwas Aehnliches zu leisten, was andern Forschern in den Naturwissenschaften gelungen sei: in der Natur seien die scheinbar unregelmäßigsten und widersinnigsten Vorgänge erklärt und als im Einklange mit gewissen unwandelbaren und allgemeinen Gesetzen nachgewiesen werden; wenn wir die Vorgänge der Menschenwelt einer ähnlichen Behandlung unterwerfen, haben wir sicher alle Aussicht auf einen ähnlichen Erfolg."

Hierauf fragt Droysen: „Giebt es denn immer nur einen Weg, eine Methode des Erkennens? sind die Methoden nicht je nach ihren Objecten andere und andere, wie die Sinneswerkzeuge für die verschiedenen Formen sinnlicher Wahrnehmung, wie die Organe für ihre verschiedenen Functionen? Wer an die Möglichkeit einer Wissenschaft der Geschichte glaubt, der müßte, nach unserer deutschen Art logisch und sachgemäß zu denken, nicht die Richtigkeit dieses seines Glaubens dadurch beweisen wollen, daß er uns überzeugt, man könne auch mit den Händen gehen und mit den Füßen verdauen, man könne auch Töne sehen und Farben hören. Giebt es nicht noch andere Erkenntnißformen, andere Methoden, die vielleicht eben das, was die naturwissenschaftliche nicht will und in richtiger Consequenz ihres Gesichtspunktes nicht will, die historische nicht kann oder in nur unzulänglicher Weise kann, nach ihrer Natur können und wollen? Gäbe es darum etwa kein ästhetisches Urtheil, weil es auf juristischem Wege nicht zu finden

iſt? darum keinen Rechtsſatz, weil man einen ſolchen auf äſthetiſchem Wege vergebens ſuchen würde? Wer der geſchichtlichen Welt den Fortſchritt vindicirt, der mag bedauern, daß nur ein Theil dieſer eigenthümlichen Bewegung des Menſchengeſchlechts unſerm Blick erreichbar, er mag bedauern, daß nur die Richtung dieſer Bewegung, nicht ihr Ziel, nur die Thatſache dieſer Bewegung, nicht das Bewegende erkennbar iſt; aber wird er ſich dabei beruhigen, wird er nach dem tiefſten Bedürfniß des Geiſtes, dem, ſich als Totalität zu empfinden und zu wiſſen, ſich dabei beruhigen können, daß die eine Form der Empirie ihm ein Räthſel zeigt, welches die andere Form ihm nicht löſt? wird er, nachdem er erkannt, daß da ein Problem, ein Räthſel iſt, es für nicht vorhanden erklären, weil er es nicht löſen kann? nicht löſen kann, weil er es entweder als Charade oder als Logography, entweder als Sylben- oder Buchſtabenräthſel gelöſt ſehen will, während es ein Sinnräthſel iſt? ... wenn wir das Licht nicht mit den Händen greifen und mit den Ohren hören können, iſt es darum nicht? Es wird keinem Verſtändigen einfallen zu beſtreiten, daß auch die ſtatiſtiſche Betrachtungsweiſe der menſchlichen Dinge ihren großen Werth habe, aber man muß nicht vergeſſen, was ſie leiſten kann und will. Gewiß haben viele, vielleicht alle menſchlichen Verhältniſſe auch eine rechtliche Seite; aber darum wird man doch nicht ſagen wollen, daß man das Verſtändniß der Eroica oder des Fauſt unter den juriſtiſchen Beſtimmungen über das geiſtige Eigenthum ſuchen müſſe."

Ueber Buckle's Suchen und Finden von Geſetzen in der Geſchichte ſpottet Droyſen ſehr nachdrücklich in folgender Weiſe.

„In allen übrigen Gebieten der Forſchung, ſagt Buckle, wird die Nothwendigkeit der Verallgemeinerung von Jedermann zugegeben, und wir begegnen edlen Anſtrengungen, auf beſondere Thatſachen geſtützt die Geſetze zu entdecken, unter deren Herrſchaft die Thatſachen ſtehen. Alſo Verallgemeinerungen ſind die Geſetze, die Buckle ſucht; auf dem Wege der Verallgemeinerung glaubt er die Geſetze finden zu können, welche die Erſcheinnngen der ſittlichen Welt erklären, d. h. mit Nothwendigkeit beſtimmen. Sind denn die Regeln einer Sprache Sprachgeſetze?" Nach Buckle gelten vier Hauptgedanken für die Grundlagen der Geſchichte der Civiliſation: 1) daß der Fortſchritt des Menſchengeſchlechts auf den Erfolg beruhe, womit die Geſetze der Erſcheinungen erforſcht und auf dem Umfang, bis zu welchem dieſe Kenntniſſe verbreitet werden; 2) darauf ferner, daß ein Geiſt des Skepticismus ſolche Forſchnngen hervorrufe; 3) daß wiſſen-

schaftliche Entdeckungen den Einfluß intellectueller Wahrheiten stärken, dagegen den der sittlichen Wahrheiten, welche sich überhaupt weniger entwickeln, relativ schwächen; endlich 4) daß die Bevormundung durch Staat und Kirche der Hauptfeind der Civilisation sei.

„Wenn das Gesetze sind," sagt Droysen, „Gesetze in denen das Studium der Geschichte der Menschheit seine wissenschaftliche Höhe erreicht haben soll, so ist der glückliche Finder in der Naivetät, mit der er sich über ihre außerordentliche Seichtigkeit auch nur einen Augenblick hat täuschen können, wahrhaft beneidenswerth. Gesetze von dieser Sorte könnte man täglich zu Dutzenden und zwar auf demselben Wege der Verallgemeinerung finden, Gesetze, von denen keines an Tiefsinn und Fruchtbarkeit hinter dem bekannten Satze zurückbleiben sollte: daß der Maßstab für die Civilisation eines Volkes dessen Verbrauch an Seife sei."

Um diese Gesetze finden zu können, beseitigt Buckle ein vorläufiges Hinderniß mit der einfachen Alternative: „sind die Handlungen der Menschen und folglich auch der Gesellschaft bestimmten Gesetzen unterworfen, oder sind sie das Ergebniß entweder des Zufalls oder einer übernatürlichen Einwirkung?" „Ja wohl," meint Droysen hierauf: „diese Wolke ist ein Kameel oder entweder ein Wiesel oder Walfisch."

Es ist eben viel leichter Buckle'sche Gesetze zu finden, wenn man die göttliche Providenz und die Willensfreiheit außer Rechnung läßt, sie für Illusionen erklärt und über Bord wirft. Solche Gesetze sind „nur Gemeinplätze, die für heute und gestern eine gewisse Richtigkeit haben mögen, aber Angesichts der Jahrtausende der Geschichte völlig nichtssagend erscheinen." Solche Gesetze, welche die Summe der Geschichte sein, welche die Geschichte zum Range einer Wissenschaft erheben sollen, indem sie ihre Erscheinungen erklären, erreichen diesen Zweck nicht. Die historischen Erscheinungen sind damit, wie Droysen bemerkt „so wenig erklärt, wie die schöne Statue des Adorante mit dem Erz aus dem sie gegossen, dem Thon, aus dem die Form gefertigt, dem Feuer, mit dem das Metall in Fluß gebracht worden ist."

Und hier kommt Droysen auf den Hauptpunkt seiner Argumentation gegen Buckle. „Wenn man Alles," heißt es in Droysens Aufsatz, „was ein einzelner Mensch ist und hat und leistet, A nennt, so besteht dieses A aus $a+x$, indem a Alles umfaßt, was er durch äußere Umstände von seinem Land, Volk, Zeitalter u. s. w. hat, und das verschwindend kleine x sein eigenes Zuthun, das Werk seines freien Willens ist. Wie verschwindend klein immer dies x sein mag, es ist von unendlichem Werth,

ſittlich und menſchlich betrachtet allein von Werth." — „Von den ſittlichen Mächten — Bereichen, innerhalb deren Geſetze von ganz anderer Art und Energie, als die neue Wiſſenſchaft ſie ſucht, ihre Stelle haben und ihre Macht üben — denkt Buckle außerordentlich gering; er ſieht von Kirche und Staat nichts als Bevormundung und Uebergriffe, ihm ſind Recht und Geſetz nur Schranken und Lähmungen, ... zu einem ſo außerordentlich rohen Freiheitsbegriff kommt Buckle, weil er es verſäumt den Arbeitern in der geſchichtlichen Arbeit die gebührende Aufmerkſamkeit zu widmen, weil er nur an das mäßige Capital Civiliſation, nicht an das immer neue Erwerben, das das Weſen der Bildung iſt, denkt, weil er nicht ſieht oder nicht ſehen will, daß in jenem verſchwindend kleinen x der ganze einzige Werth der Perſönlichkeit liegt." *)

Ebenſo verwirft Heinrich Ritter dieſe Grundſätze Buckle's. „das ſind auch univerſale Auffaſſungen", ſagt er in ſeinem offenen Briefe an Ranke: „man möchte ſie Caricaturen wenn nicht des Heiligen, doch des Sittlichen nennen. In dieſer Richtung hat man das ſittliche Leben der mechaniſchen oder der ſtatiſtiſchen Berechnung unterwerfen wollen. Die Berechnung traf zu, aber nur das Mechaniſche und Natürliche in ihm, nicht das ganze ſittliche Reich wurde von ihr betroffen; man meinte aber das ganze ſittliche Leben in das Gebiet der Natur ziehen zu dürfen." **)

Gegen einen ſolchen Verſuch die Schranken zwiſchen ethiſchen und Naturwiſſenſchaften einzureißen, die Geſchichte in eine Naturwiſſenſchaft zu verwandeln, mußte proteſtirt werden. Jetzt galt es zu zeigen, ob eine Weltanſchauung, welche die ſittlichen Mächte, die Weltregierung und jenes verſchwindend kleine x leugnete, gerechtfertigt war in der Geſchichte oder nicht.***) Mit dem Nachweis einer gleichſam mechaniſchen durch wiſſenſchaftliche Entdeckungen fortſchreitenden Civiliſation iſt denn doch wahrlich keine irgend erſchöpfende Auffaſſung der Geſchichte gegeben. Mit Recht ſagt Schopenhauer, es komme nicht auf den materiellen und intellectuellen Fortſchritt an, ſondern auf den ethiſchen. Von einem ethiſchen Fortſchritt

*) Droyſen, Beilagen zum Grundriß der Hiſtorik. 40—62.

**) H. Ritter a. a. O. S. 62.

***) „Buckle espère qu'avant un siècle nous posséderons toute la chaîne des observations nécessaires et que dans cent ans il n'y aura pas un historien pour nier l'inflexible régularité du monde moral, comme il n'y a pas aujourd'hui un physicien qui nie la régularité du monde matériél." Etienne, a. a. O. S. 375.

aber will Schopenhauer in der ganzen Geschichte keine Spur entdeckt haben, es sei im Wesentlichen Alles dasselbe geblieben.

Diese Negation des ethischen Fortschritts durch Schopenhauer, diese ausschließliche Betonung des intellectuellen Fortschritts, welcher allein die Civilisation bedinge, durch Buckle — deuten schon auf die eigentliche Aufgabe der Geschichte als Wissenschaft. Sie hat den allseitigen Fortschritt, die wahre civilisatorische Entwickelung zu erforschen und nachzuweisen, darzuthun, daß auch auf dem Gebiete der sittlichen Mächte Alles im Werden begriffen ist. Sie soll auf eine Sittengeschichte hinarbeiten, wie etwa Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" als ein solcher Entwurf zu einer Philosophie der Sittengeschichte angesehen werden darf, oder wie Herder die ganze Culturgeschichte als eine gesetzmäßige Entwickelung der Vernunft und der Freiheit darzustellen suchte.

An Lessing, Herder, W. v. Humboldt anknüpfend muß man die Geschichte als die Erforschung des Processes der Vervollkommnung auf sittlichem Gebiete auffassen. Hier giebt es kein Verlorengehen in dem Einzelnen und kein willkürlich construirtes philosophisches Dogma hier wird man bei jedem und allem Detail das Ganze im Auge behalten; hier wird die historische Kritik mit ihrer Feststellung von Thatsachen und reinen Herausarbeitung der Geschichte nicht mehr sich für den Inbegriff des Wesens und der Methode historischer Forschung halten dürfen, man wird nicht mehr „die Zubereitung der Speise statt der Speise selbst geben;" hier braucht man nicht in metaphysische Spielereien zu verfallen, hier wird man keine Gesetze finden, wie jenes Buckleſche von der Bevormundung durch Staat und Kirche, und wird doch die Geschichte, welche eine ἀμέθοδος ὕλη war, in ein organisches Ganze verwandeln können, die unwissenschaftliche Geschichte in eine wissenschaftliche. Man wird sammeln und verarbeiten.

Wir wiesen anfangs auf den der Geschichte gemachten Vorwurf hin, sie sei nur ein Wissen vom Besonderen, eine Wissenschaft von Individuen und letzteres sei ein Widerspruch. Albert Jansen in seiner geistreichen Studie „die Idee des Fortschritts in der Universalgeschichte," hat Schopenhauers geringschätziges Urtheil über die Geschichte dadurch zu entkräften gesucht, daß er Schopenhauers eigene Ansichten als mit seinen der Geschichte gemachten Vorwürfen im Widerspruche stehend darstellt. Albert Jansen sagt:

„Es gilt das Eine in der Vielheit zu finden — den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht durch philosophischen Scharfsinn, durch

Combination zu erkennen und die Summen zu ziehen. Wenn der unendliche Individualismus als das Charakteriſticum des Menſchenlebens und zwar als das einzige und ausſchließliche hingeſtellt wird, ſo iſt gar nicht zu begreifen, wie auch nur die Vorſtellung eines Fortſchritts zu Stande käme, aber der Menſch fühlt ſich nicht bloß in ſeinem Ich, ſondern in ſeiner Geſammtheit. Schopenhauer ſagt ſelbſt: „„Die Idee aber, oder die Gattung iſt es, darin der Wille zum Leben eigentlich wurzelt und ſich manifeſtirt.““ — „„Der Menſch lebt im Makrokosmos.““ Dadurch aber entſteht ſchon ſtatt der Coordination, eine Subordination vom Allgemeinſten zum Beſonderſten. Iſt die Geſchichte nicht eben darum eine Wiſſenſchaft, weil ſie es verſteht dieſe Einheit als factiſch in dem Reichthum ihrer Erſcheinungen hervortretend zu zeigen?“

Schopenhauer iſt durchaus damit einverſtanden, daß der Menſch durch Natur und Ethik in das Gemeinleben, in das Gattungsdaſein verwieſen werde. Er ſagt: „Wir werden durch Betrachtung der unendlichen Größe der Welt in Raum und Zeit ... den verfloſſenen Jahrtauſenden und den kommenden, durch ihre Unermeßlichkeit nicht niedergedrückt, ſondern erhoben. Es iſt Erhebung über das eigene Individuum, das Gefühl des Erhabenen“ wozu Janſen bemerkt, Schopenhauer ſage ſehr wunderlich: „nur die Philoſophie mache das Alles möglich,“ während doch kein Menſch leugnen werde, daß dieſe Anſicht die eigentlich hiſtoriſche iſt, und nur in der Natur- und Geſchichtsforſchung gewonnen werden könne.

In dem Aufſatze über die Geſchichte ſagt derſelbe Schopenhauer, welcher einige Seiten vorher bemerkte: „nur das Individuum, nicht aber das Menſchengeſchlecht habe wirkliche, unmittelbare Einheit des Bewußtſeins und daher ſei die Einheit des Lebenslaufes des Menſchengeſchlechts bloße Fiction“ Folgendes:

„Was die Vernunft dem Individuum, das iſt die Geſchichte dem menſchlichen Geſchlechte. Vermöge der Vernunft nämlich iſt der Menſch nicht, wie das Thier, auf die enge anſchauliche Gegenwart beſchränkt, ſondern erkennt auch die ungleich ausgedehntere Vergangenheit, mit der ſie verknüpft und aus der ſie hervorgegangen iſt: hiedurch aber erſt hat er ein eigentliches Verſtändniß der Gegenwart ſelbſt und kann ſogar auf die Zukunft Schlüſſe machen. Ein Volk, das ſeine Geſchichte nicht kennt, iſt auf die Gegenwart der jetzt lebenden Generation beſchränkt, erſt durch die Geſchichte wird ein Volk ſich ſeiner ſelbſt vollſtändig bewußt. Demnach iſt die Geſchichte als das vernünftige Selbſtbewußtſein des

menſchlichen Geſchlechts anzuſehen und iſt dieſem das, was dem Einzelnen das durch die Vernunft bedingte, beſonnene und zuſammenhängende Bewußtſein iſt, durch deſſen Ermangelung das Thier in der engen, anſchaulichen Gegenwart befangen bleibt. Daher iſt jede Lücke in der Geſchichte wie eine Lücke im erinnernden Selbſtbewußtſein eines Menſchen. Die Geſchichte vertritt die Stelle eines dem ganzen Geſchlechte unmittelbar gemeinſamen Selbſtbewußtſeins, ſo daß erſt vermöge ihrer daſſelbe wirklich zu einem Ganzen, zu einer Menſchheit wird. Dies iſt der wahre Werth der Geſchichte, und dem gemäß beruht das ſo allgemeine und überwiegende Intereſſe an ihr hauptſächlich darauf, daß ſie eine perſönliche Angelegenheit des Menſchengeſchlechts iſt. Was nun für die Vernunft der Individuen, als unumgängliche Bedingung des Gebrauchs derſelben, die Sprache iſt, das iſt für die hier nachgewieſene Vernunft des ganzen Geſchlechts die Schrift: denn erſt mit dieſer fängt ihre wirkliche Exiſtenz an, wie die der individuellen Vernunft erſt mit der Sprache. Die Schrift nämlich dient, das durch den Tod unaufhörlich unterbrochene und demnach zerſtückelte Bewußtſein des Menſchengeſchlechts wieder zur Einheit herzuſtellen; ſo daß der Gedanke, welcher im Ahnherrn aufgeſtiegen, vom Urenkel zu Ende gedacht wird: dem Zerfallen des menſchlichen Geſchlechts und ſeines Bewußtſeins in eine Unzahl ephemerer Individuen hilft ſie ab, und bietet ſo der unaufhaltſam eilenden Zeit, an deren Hand die Vergeſſenheit geht, Trotz. Als ein Verſuch dieſes zu leiſten, ſind, wie die geſchriebenen, ſo auch die ſteinernen Denkmale zu betrachten, welche zum Theil älter ſind als jene, ihr Zweck war zu den ſpäteſten Nachkommen zu reden, in Beziehung zu dieſen zu treten und ſo das Bewußtſein der Menſchheit zur Einheit herzuſtellen." *)

So ſtimmt denn Schopenhauers eigentliche Auffaſſung von der Geſchichte durchaus mit der Auffaſſung etwa Droyſens zuſammen, welcher bemerkt: „Die große praktiſche Bedeutung der hiſtoriſchen Studien liegt darin, daß ſie — und nur ſie — dem Staat, dem Volk, dem Heere u. ſ. w. das Bild ſeiner ſelbſt geben" und an einer andern Stelle: „Jenes allgemeine, das Ich der Menſchheit, iſt das Subject der Geſchichte. Die Geſchichte iſt das γνῶθι σαυτόν der Menſchheit, ihr Gewiſſen." **) Nicht ſehr weit von Schopenhauers Auffaſſung abweichend dürften auch Hegels, des von

*) Schopenhauer a. a. O. 504, 507—8.

**) Droyſen, Grundriß der Hiſtorik 25, 35.

ihm so arg mitgenommenen, Sätze sein, wenn er sagt: „Die gegenwärtige Gestalt des Geistes begreift alle früheren Stufen in sich. Das Leben des gegenwärtigen Geistes ist ein Kreislauf von Stufen, die einerseits noch neben einander bestehen und nur andererseits als vergangen erscheinen. Die Momente, die der Geist hinter sich zu haben scheint, hat er auch in seiner gegenwärtigen Tiefe," wobei denn Hegels Hauptgedanke sich ergiebt: „Die Weltgeschichte zeige, wie der Geist die Stufen der Vervollkommnung erringe; diese Stufen zu realisiren sei der unendliche Trieb des Weltgeistes, sein unwiderstehlicher Drang. Die Weltgeschichte zeige, wie der Geist allmählich zum Bewußtsein und zum Wollen der Wahrheit komme, es dämmere in ihm, er finde Haltpunkte, am Ende gelange er zum vollen Bewußtsein u. s. f." *)

Also die Auffassung von der Geschichte als eines Ganzen, als eines Allgemeinen, als des Gesammtbewußtseins des menschlichen Geschlechts giebt Schopenhauer zu. Damit ist denn schon viel gewonnen. Andere gehen weiter und knüpfen an dieses Bewußtsein von dem Vergangenen das Moment der Vervollkommnung an. So Lessing, Herder, Hegel u. A. „Die Geschichte," sagt Droysen, „ist Bewußtwerden und Bewußtsein der Menschheit über sich selbst. Die Epochen der Geschichte sind nicht die Lebensalter dieses Ich der Menschheit — es altert nicht, es bleibt auch nicht, was es war oder ist — sondern Stadien seiner Selbsterkenntniß, Welterkenntniß, Gotterkenntniß," und ein andermal: „Alle Vergangenheiten, die ganze Geschichte ist ideell in der Gegenwart und dem was sie hat, enthalten." „Das in der Geschichte der Zeiten und Völker, der Menschheit Erarbeitete im Geist, dem Gedanken nach, als Continuität durcharbeitet und durchlebt haben, heißt Bildung." **)

Bei solcher Auffassung von der Geschichte, deren genauere Formulirung in der allerletzten Zeit Fortschritte gemacht hat, kann man sich bei der Anerkennung eines nur materiellen und intellectuellen Fortschritts in der Geschichte nicht beruhigen. Hat man erst erkannt, daß die Geschichte nicht sowohl eine Reihe von äußeren Begebenheiten und Thatsachen, sondern eine Reihe von Systemen der menschlichen Vernunft ist, hat man erst constatirt, daß wir von der Geschichte nur das wissen wollen, was sich als ein Erzeugniß der Idee darstellt, und daß alles Andere nur gleichgültig sein kann, daß es gilt die geistigen Kräfte kennen zu lernen, welche in der

*) Hegel, Einleitung in die Philos. d. Gesch. Werke. Bd. V. S. 1—98.

**) Droysen a. a. O. 37, 51.

Geſchichte wirken, ſo wird man auch einen allſeitigen Fortſchritt als das Weſen der Geſchichte erkennen und den Nachweis auch des ethiſchen und beſonders des ethiſchen Fortſchritts als die Aufgabe der Geſchichtswiſſenſchaft bezeichnen müſſen. Jenen Fortſchritt der Civiliſation, welchen Buckle als mit der Erforſchung und Verbreitung intellectueller Wahrheiten identiſch bezeichnet, wird man vielmehr in einer Geſchichte der Ideen zu ſuchen haben, der Ideen als der Ideale der Wirklichkeit, der Ideen als der höchſten und reinſten Form des Erkennens alles Realen, der Ideen, welche dem Menſchen Leben und Richtung geben, welchen die Inſtitutionen in Staat und Geſellſchaft ihr Daſein verdanken, welche in der Sittlichkeit wurzeln. „Aus dem Umfang und der Energie im Erfaſſen der Idee," ſagt Lazarus,*) „entſpringt das Maß der Bildung; aus der Innigkeit und Hingebung an die Idee die Geſinnung. Beide bilden die Individualität, den Charakter des Menſchen und der zeigt ſich in der Geſchichte. In den hervorragenden Individuen der Geſchichte finden wir die jedesmalige Erfüllung der Ideen; in den Maſſen aber liegt die Aufgabe der Geſchichte; an den Individuen haben wir den Maßſtab für dieſe Aufgabe, welche ſich unmittelbar als eine unendliche erweiſt ... an die reale Exiſtenz perſönlichen Rechtsbewußtſeins, welches ihr Träger iſt, gebunden, iſt ſie dennoch von dem Wechſel der Individuen und der Generationen unabhängig; ſowie die Form des Organiſchen beharrt, während die Molekül in andauerndem Stoffwechſel andere und andere werden. Man ſieht leicht, wie das Leben der Idee zugleich über Individuen und Zeiten erhaben und dennoch an ſie gefeſſelt, wie es, nach dem Maße der Originalität und der Energie der wirklichen Geſchichte in auf- und abſteigenden Linien ſich bewegen kann. Wiederum aber iſt es die Geſetzmäßigkeit im geiſtigen Leben der Menſchheit, durch welche nicht bloß Erhaltung, ſondern auch Fortbildung, nicht bloß Dauer, ſondern Förderung und Entwickelung der Idee im Weltlauf verbürgt iſt." „Die Würde der Ideen liegt darin, daß ſie in der Geſchichte wirkſam werden, das edelſte Sinnen, wenn es iſolirt bleibt, iſt eine Blüthe, die welkt ohne Frucht. Von der Ausbreitung der Ideen in den Maſſen der handelnden Menſchen, von der Beſeelung der Geſammtheit mit den Zwecken der Idee, von ihrem Kampfe gegen Dunkel und Egoismus hängt die Würde unſeres Lebens ab. Das Verhältniß der Ideen zum Volksleben iſt die Signatur des Zeitalters."

*) Zeitſchr. f. Völkerpſychol. a. a. O. 462.

Mag man nun den Fortschritt in der Geschichte „Civilisation" nennen, oder „Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit," oder „Verwirklichung der Ideen", — genug daß dieser Fortschritt, der in dem Wesen des Menschen wurzelt, auch das Wesen der Geschichte ausmacht und daß er nachweisbar ist, Gegenstand der Forschung werden kann. Dieses ist aber in dem Maße nur möglich, als man nicht bei dem Besonderen, Einzelnen stehen bleibt, sondern auf dem Wege der „Verallgemeinerung", Zusammenfassung, „Verdichtung" ganze Reihen von Erscheinungen betrachtet. An der Spitze von Gervinus' Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts finden wir den Grundsatz: alle Geschichte, in kleineren Zeiträumen betrachtet, bewegt sich in einem gleichartigen Charakter, der von bestimmten vorherrschenden Einflüssen gestaltet wird. In größere Perioden zusammengefaßt, gewährt sie das Bild steter Schwankungen zwischen entgegengesetzten Antrieben, die allem Uebergewicht einer einzelnen Idee, einer leitenden Macht oder Bewegung zuwider wirken. Ganz im großen Verlauf der Geschichte überschaut, ist dann wieder in diesem Wechsel von Ebbe und Fluth eine stete Strömung nach einer bestimmten Richtung, der Fortschritt einer herrschenden Idee ganz unverkennbar.

Auf einen solchen Fortschritt kommt es in der That an. Er stellt sich in der Geschichte dar, nicht ein ewiger Kreislauf, in dem Sinn etwa, daß z. B. nach Vico's Auffassung die Geschichte der Staatsordnung uns immer dieselbe Reihenfolge der Herrschaft eines Einzigen, dann Weniger, dann Vieler, dann Aller und dann Wieder eines Einzigen u. s. f. darstellt, oder daß, wie Peter der Große in einer öffentlichen Rede einmal bemerkte, die Cultur, die einst in Griechenland blühend gewesen sei, von da abwechselnd in verschiedenen Ländern sich ansiedele, einmal gelegentlich auf einige Zeit auch nach Rußland komme, um von da wieder nach Hellas zurückzukehren, oder daß die Cultur stets nach dem Westen flüchtend Europa als einen abgelebten Welttheil auf einige Zeit der Barbarei überlasse, um dann wieder einmal wie schon früher den Proceß der Orientalisation Europa's von vorn zu beginnen, oder daß Völker und Staaten stets in derselben Weise aufblühen und untergehen. Das wäre eine Penelopenarbeit. Stellte die Geschichte uns wirklich nichts anderes dar als ein ewiges Vorwärts und Rückwärts, so wäre dieses, wie Kant bemerkt, ein Drama, das nur kurze Zeit interessant wäre, so daß, auch wenn die Schauspieler darin nicht müde würden zu spielen, die Zuschauer der Bühne sehr bald den Rücken kehren würden. Nicht mit der Kreislinie, die in sich selbst

zurückkehrt, ſei die Bewegung der Weltgeſchichte zu vergleichen, hat man recht geiſtreich geſagt, ſondern mit der Spirallinie einer Schraube ohne Ende, die ebenfalls umherkreiſt aber zugleich ſtets weiter dringt und tiefer greift.

Die Kreislauftheorie iſt eine naturaliſtiſche Auffaſſung der Geſchichte; ſie muß der moraliſchen weichen. „Der Naturalismus," ſagt Ritter,*) „hat die Zwecke in der Welt geleugnet und würde hierin Recht haben, wenn in der Welt alles Natur und nichts Vernunft wäre. Die Culturgeſchichte fordert dagegen Fortſchreiten nach einem Ziele, Näherkommen dem Zwecke, der ſittlichen Beſtimmung des Menſchen in allen Zweigen der Cultur. Es iſt begreiflich, daß die Anſichten, welche der Naturalismus von der Geſchichte zeitigte, die rechten allgemeinen Grundſätze für die Beurtheilung ihrer Thatſachen nicht an die Hand geben konnten. Nur auf Punkte konnten ſie aufmerkſam machen, welche in der Geſchichte des ſittlichen Reiches von principieller Bedeutung bleiben, weil die Fortſchritte der Vernunft vom Boden der urſprünglichen Natur ausgehen, und ausgeſchloſſen war dabei auch nicht, daß in den Zeiten, in welchen die naturaliſtiſche Anſicht vorherrſchte, doch auch Gedanken ſich regten, welche an die ſittliche Beſtimmung des Menſchen erinnerten. Wie hätte dies in den neueren Zeiten ausgeſchloſſen ſein können, welche die Lehren der alten Philoſophie und des Chriſtenthums gehört und auch nicht unbeherzigt gelaſſen hatten?"

„In ihren Individuen bauend und formend," ſagt Droyſen, „im Arbeiten werdend, ſchafft die Menſchheit den Kosmos der ſittlichen Welt. Ihr Werk würde wie ein Gebirge von Infuſorienſchalen ſein ohne das Bewußtſein der Continuität, ohne Geſchichte. Ihre Continuität würde eine nur ſich wiederholende Kreisbewegung ſein ohne die Gewißheit der Zwecke und des höchſten Zweckes, ohne die Theodicee der Geſchichte," und an einer andern Stelle: „Dem endlichen Auge iſt Anfang und Ende verhüllt. Aber forſchend kann es die Richtung der ſtrömenden Bewegung erkennen. In die enge Schranke des Hier und Jetzt gebannt, erkennt es das Woher und Wohin." **)

Wer aber denkt bei ſolchen Betrachtungen nicht an Leſſings Satz von dem Streben nach Wahrheit, welches dem Beſitz der vollen Wahrheit

*) Ritter a. a. O. 43.

**) Droyſen, Hiſtorik 27, 37.

vorzuziehen ſei? Eben die Ueberſicht über das Ganze der menſchlichen Beſtrebungen iſt die Geſchichte. Haben wir auch noch lange nicht alle Thatſachen ſo zur Hand, daß ſie ſich leicht und faßlich zu einem Ganzen verarbeiten laſſen, dennoch wenn wir dieſes Ganze im Auge behalten, werden wir vielfach anders als bisher Specialgeſchichte treiben. Dieſer Geſichtspunkt drängt mit vollem Bewußtſein ſeiner Unentbehrlichkeit ſich uns auf und dieſes giebt den univerſalen Geiſt in der Geſchichtswiſſenſchaft ab, deſſen wir uns jetzt rühmen.*)

Wie müßig und unzureichend erſcheint bei dieſen Betrachtungen Buckle's hiſtoriſches Geſetz, daß die Erforſchung und Verbreitung der intellectuellen Wahrheiten, nicht der ſittlichen, den Fortſchritt der Civiliſation bedinge. „Die Frage," ſagt Guerier, „ob der Fortſchritt der Civiliſation mehr durch intellectuelle oder mehr durch ethiſche Vervollkommnung bedingt werde, iſt ſo müßig, wie die, ob eine Locomotive durch Kohlen oder durch Dampf bewegt werde. Wer möchte allen Ernſtes z. B. den von der poſitiven Schule ausgeſprochenen Satz vertreten, daß nicht Milton und nicht Shakeſpeare den Fortſchritt im ſiebenzehnten Jahrhundert gefördert haben, ſondern Baco und Newton? Mag man immerhin behaupten, daß die Sittlichkeit ſtets dieſelbe geblieben ſei von Anbeginn der Welt her, daß es ſtets für eine Tugend gehalten worden ſei Anderen Gutes zu erweiſen und den Nächſten zu lieben wie ſich ſelbſt, ſeinen Feinden zu vergeben, ſeine Leidenſchaften zu beherrſchen, daß alle Syſteme der Moral unter ſich gleich ſeien, während alle wiſſenſchaftlichen Syſteme ſich von einander unterſcheiden; mag immerhin Cuvier behauptet haben, daß alle Tugenden nur ephemere Wirkung übten, während wiſſenſchaftliche Entdeckungen ewige der Menſchheit erwieſene Wohlthaten ſeien; mag immerhin Mackintoſh den Satz aufgeſtellt haben, daß auf dem Gebiete der Moralität keine Entdeckungen möglich ſeien und daß während der letzten dreitauſend Jahre nicht ein irgend weſentliches Moment auf dieſem Gebiete ſich geändert habe**) — eine wahrhaft hiſtoriſche Auffaſſung von der menſchheitlichen Entwickelung zeigt, daß eine ſolche Trennung zwiſchen dem Gebiete der intellectuellen Wahrheiten und der Sittlichkeit gar nicht beſtehe, und das vielmehr die intellectuellen Wahrheiten direct und in ſehr wirkſamer Weiſe den ganzen Kreis der ſittlichen Anſchauung ändern, neu geſtalten.

*) Vgl. Ritter a. a. O. 35.

**) Etienne a. a. Orte in der Revue des deux mondes.

Die Geschichte lehrt im Widerspruch mit Buckle und Schopenhauer, daß die Sittlichkeit der Menschheit sich entwickle, fortschreite; ein flüchtiger Blick in die historischen Ueberlieferungen des alten und neuen Bundes lehrt uns, daß das Maß der Tugend und Menschenliebe, der reinen Humanität im Laufe der Jahrhunderte ein ganz anderes und höheres geworden ist. Jede fernere Periode weist ein solches neues, höheres Maß der Sittlichkeit auf. Es gilt eben die sittliche Welt in ihrem Wachsen und Werden, in ihrer Bewegung zu betrachten, d. h. sie geschichtlich zu betrachten. Das ist das Wesen der Geschichte, als der Wissenschaft, welche die Betrachtung, Erforschung des Werdens zum Gegenstande hat. Emancipirt von dem ehemaligen Einfluß der Philologie und Theologie, der Philosophie und der Naturwissenschaften wird die Geschichtswissenschaft bei solcher Aufgabe ihre Eigenart mehr und mehr ausprägen und die Bedeutung des Werdens und Wachsens auch der andern Wissenschaften darthun.

Wenn der Versuch gemacht worden ist, die Geschichte in eine Naturwissenschaft zu verwandeln, so ist es um so anziehender diese letzteren bisweilen auch historisch arbeiten zu sehen. Die Naturgeschichte begann mit der Beschreibung der Natur. Eine historische Auffassung der Natur zeigt wie in verschiedenen Perioden zuerst eine todte Masse ohne Form, Leben und Beseelung bestanden habe, wie allmählich Form und Gesetz und krystallisches Gefüge entstanden sei, wie sodann vegetabilisches Leben, aus dem vegetabilischen Leben sich animalisches entwickelt habe, wie die Machtentwickelung des Menschen darauf gefolgt sei. S. den Aufsatz v. Baers „Das allgemeinste Gesetz der Natur in aller Entwickelung," wo es zum Schluß heißt: „Der Erdkörper ist nur das Samenbeet, auf welchem das geistige Erbtheil der Menschheit wuchert, und die Geschichte der Natur ist nur die Geschichte fortschreitender Siege des Geistes über den Stoff."

(Schluß im nächsten Hefte.)

Mitauer Correspondenz.

Indem ich die gegenwärtigen Zustände Mitau's zu schildern unternehme, versetze ich mich in Gedanken zurück in den Anfang dieses Jahres, das schon seit ein paar Monaten die Ziffer 1869 trägt.*) Bot doch der diesmalige Jahreswechsel ganz besondere Veranlassung die dunkeln und die heitern Loose zu überdenken, die im Zeitenschooße liegen; ja, war doch sogar das Gefühl banger Unsicherheit damals in unsrer guten Stadt Mitau vorherrschend. Früher rechnete man nur mit bekannten Factoren, da standen alle Combinationen über das neue Jahr auf sicherem, langbetretenem Boden; jetzt aber war alle Berechnung zerstört, denn ein großes X hatte sich unter die althergebrachten Lebensformen gedrängt: unsre neue Eisenbahn. Es war höchst interessant zu beobachten, wie allgemein in Mitau ein solches Bewußtsein geworden war: selbst unsre vertrocknetsten Philister ahnten, daß mit der Eisenbahn eine neue Periode Mitauer Lebens begonnen hat, nur waren die Empfindungen sehr verschieden, mit denen wir alle das schnaubende Dampfroß betrachteten. Die Einen hörten im schrillen Pfiff der Locomotive die wahre Zukunftsmusik, die Eisenschiene werde alles Heil bringen, alle schlimmen Verhältnisse würden gebessert, dem Gewerbe und Handel werde der Markt eröffnet, dem regern geistigen Verkehr die Bahn gebrochen werden. Die Andern sahen in dieser „modernen Einrichtung" eitel Verderben und Untergang, Mitau die alte ehrwürdige Herzogsstadt werde zum Flecken herabsinken, Riga habe diese Bahn nicht für uns, sondern nur zur eigenen Verherrlichung erbaut. Als an dem

*) Und wiederum ein paar Monate sind vergangen, seitdem die Redaction schon im Besitz dieser Correspondenz ist, so daß etwaige kleine Anachronismen nicht dem Herrn Verfasser derselben anzurechnen sind. D. Red.

denkwürdigen 21. November in seltener Eintracht alle gemeinnützigen und geselligen Vereine, alle Gewerke der Stadt und zahllose Menschenmassen zum neuen Bahnhof hinausströmten, da klagte mir ein ehrlicher Bürgersmann über die schwere Verblendung, welche alle dem Verderbenbringer entgegentreibe, und daß man mit Fahnenschwenken und Jubelrufen den Feind empfangen wolle, der sicherlich alles zu Grunde richten werde. Und fürwahr — die ersten Erfahrungen schienen des alten Mannes Rede zu bestätigen, denn nicht bloß handelte die Rigaer Direction mit beispielloser Nichtachtung und Rücksichtslosigkeit gegen das kleinere Mitau, sondern über diesen ersten kalten Tag dieses Winters sauste auch geistig und in der Natur ein eisiger Nordost, der uns allen das Mark in den Gliedern erkältete. Nachdem wir nun unter wechselnden Gefühlen mit unsrer Eisenbahn die ersten Flitterwochen durchlebt hatten, war zugleich der Jahresschluß über uns gekommen. So gestaltete sich die Frage: „was bringt das Jahr 1869 für Mitau?" in die andere Frage um: „was wird die Eisenbahn uns bringen?" ja beide Fragen gestalteten sich zu der einen: „welchen Einfluß wird die neue Eisenbahn auf das neue Jahr bei uns ausüben?" Ich meinerseits möchte meinen Mitbürgern einige Gedanken als Antwort auf diese Frage vorlegen. Während ich in den folgenden Zeilen noch einmal ein Bild von dem alten Mitau, was es treibt und wie es lebt, zu fixiren versuche, möchte ich diejenigen Punkte andeuten, an denen eine Aenderung eintreten muß und eintreten wird. Es ist aber eine eigenthümliche Mischung von Wehmuth und Freude, die mich bei dieser doppelten Betrachtung beschleicht: von Wehmuth, denn manche Eigenart und manches Original, an das die Erinnerung so lieb ist, wird vom Sturme der Neuzeit hinweggefegt werden; von Freude, denn manches faule und schlechte Wesen wird seine Endschaft erreichen. Das Eine aber ist sicher: mit unsrer provinzialen Abgeschlossenheit und kleinbürgerlichen Selbstgenugsamkeit ists zu Ende, wir müssen den Gedanken aufgeben, daß Mitau nicht allgemeinen, sondern nur specifisch Mitauer Gesetzen in seiner Entwickelung folgen dürfe, denn wir sind mit Riga und durch Riga mit dem Weltverkehr direct verbunden.

Beginnen wir unsere Betrachtung bei dem Aeußerlichen: Production und Consumtion, Industrie und Handel. Kein sorgsamer Beobachter wird verkennen, daß es unter uns manchen tüchtigen Gewerker und Kaufmann giebt, daß bei uns einzelne Artikel solid und billig geliefert werden, daß mancher Handelszweig nicht unbedeutend florirt. Und doch — trägt alles

den Stempel des Einseitigen, Selbstzufriedenen, Beschränkten, Spießbürgerlichen an sich, der enge Horizont des Producenten ist an allen unseren heimischen Prodncten ersichtlich. Darum haben wir auch des Absonderlichen und Aparten so viel, von unsrer einzigartigen Straßenbeleuchtung bis auf unsern besonderen Feuerspritzen-Fabrikanten*) und unsere sich auf der Aa prächtig präsentirende, ganz apart schwimmende Badeanstalt, die „Pumpe". All' unser Handel trägt den Charakter des Privaten an sich, es erscheint so, als ob der Kaufmann zu seinem Privatvergnügen sein Geschäft betreibe und als ob die Consumenten, sein „Anhang", sich familienweise um ihn lagern. Größere und umfassende Handlungen und Magazine giebt es fast gar nicht, ein Artikel, der je nach der Art der Handlung hier oder da vorhanden sein müßte, muß oft vergeblich in vier oder fünf größeren Buden gesucht werden und findet sich entweder garnicht oder in mancher aparten kleinen-Winkelbude. Der Fremde, der sich in Mitau niederläßt, hat es anfänglich sehr schwer seinen Lebensbedarf ordentlich und zu mäßigem Preise zu erlangen, meistens fällt er zuerst in die Hände vorgeschobener unreeller Händler, von denen er allerdings nur einmal und dann nie wieder kauft. Erst nachdem er gründlich sein Lehrgeld bezahlt hat, stößt er wie zufällig auf die soliden und ordentlichen Quellen, bis er später als eingebürgerter Mitauer trefflich und billig zu Allem kommt. Das ist in der großen Stadt, das ist namentlich auch in Riga anders. Da giebts große umfassende Magazine, da giebts zahlreiche öffentliche Anzeigen, da giebts große und starke Concurrenz. Wenn daher unsere Kaufleute mit Angst darauf sehen, daß Mitau eine Vorstadt von Riga geworden ist, so haben sie in gewissem Sinne Recht. Denn erstens werden gewiß und namentlich in der ersten Zeit viele Mitauer ihren Bedarf an Manufacturen und Modewaaren, ja sogar an Markt- und Colonialwaaren in Riga einkaufen, schon deßhalb weil die Meisten die Eisenbahnfahrt probiren und sich persönlich Riga ansehn. Zweitens ist es aber auch natürlich, daß wir an der größeren Auswahl, den festen Preisen, der anerkannten Güte vieler Rigaer Waaren Gefallen finden. Schon in dieser Weihnachtszeit klagte mancher Mitauer Kaufmann und wir meinen, daß sich diese Klagen noch steigern werden,

*) Es ist einer unserer Kupferschmiede, dessen Eifer gewiß anzuerkennen ist, der in seiner Art ganz Brauchbares geleistet hat und von dem wir hoffen, daß ihn unsere Eisenbahn auch mit anderen Fabriken von Feuerspritzen in Berührung bringen wird.

wenn bei uns alles beim Alten bleibt. Aber wir hoffen mit Zuverſicht, ſowohl daß die Conſumenten, wenn die Eiſenbahn eine alltägliche Sache geworden ſein wird, wieder zu dem nahe liegenden Guten zurückkehren, als auch daß die Producenten manches Neue von Riga lernen werden. Vor allem wird die Concurrenz ihre gedeihliche Wirkſamkeit beginnen. Wenn ſie bisher bei uns geübt wurde, ging gewöhnlich der Concurrent theils am eignen Ungeſchick, theils an der Indolenz unſeres Publicums zu Grunde, ein lebendiges Beiſpiel iſt (um aus den Todten das Beiſpiel zu wählen) die Herzfeld-Michelſohnſche Diligence. Bei wahrer Concurrenz muß aber ſowohl das Publicum als der Kaufmann gewinnen, denn die Waare wird billig und gut, und doch hat der Kaufmann bei dem vergrößerten Abſatz ſeinen Gewinn. Von der Concurrenz hoffen wir auch, daß ſie uns von den vielen frechen Vorkäufern befreien werde und daß die Unzahl der kleinen Winkelbuden, welche meiſtens auf dem Boden des Puffſyſtems von dem ſauren Schweiß der Armen leben, ſich derart vermindern wird, daß nur die reellen und ſoliden kleinen Händler weiterbeſtehn. Das wird ein wahrer Segen für unſere Stadt und beſonders für die ärmeren Bewohner ſein. Von den größeren Handlungen aber hoffen wir, daß ſie an Extenſion bedeutend zunehmen und ſich zu ordentlichen umfaſſenden Magazinen umgeſtalten werden, damit ſie den Rigaer Magazinen oder deren etwaigen Zweiganſtalten hier in Mitau die Stange halten können. Vielleicht nimmt die Zahl unſerer Handlungen anfänglich ab, mancher kleinere Kaufmann wird wiederum Commis oder aſſociirt ſich mit einem anderen; aber auch das brauchte dann nicht einzutreten, wenn unſere Eiſenbahn den localen Charakter verliert, und unſere Stadt durch eine Linie nach Libau oder Windau ganz Kurland zum Hinterlande erhält, was, ſo Gott will, in nicht zu ferner Zeit geſchieht. Dann kann Mitau nicht zum Flecken oder zur bedeutungsloſen Vorſtadt Rigas herabſinken, ſondern muß einen ähnlichen Aufſchwung nehmen, wie Liegnitz trotz ſeiner Nähe von Breslau oder Frankfurt a. d. O. in der Nähe von Berlin.*) Aber auch als Rigaer Vorſtadt muß Mitau die Concurrenz mit Riga aushalten können, denn was der Kaufmann durch geringeren Umſatz verliert, kann er am eignen Haushalt erſparen, denn unſere Wohnungen ſind halb ſo billig als in Riga,

*) Vgl. die treffliche Auseinanderſetzung eines „früheren langjährigen Eiſenbahnbeamten in den beiden preußiſchen Provinzen Schleſien und Preußen“ in der Zeitung für Stadt und Land vom 18. Decbr.

und die meisten Marktwaaren sind billiger und werden auch billiger bleiben, denn Riga ist weithin von öden Sandflächen und Morästen umgeben, Mitau aber von grünen Triften und von dem trefflichsten kurischen Waizenlande. Sollte aber gar manches Capital eines Kaufmanns aus dem reichen Riga in unsere arme Stadt übersiedeln, so kann das uns gewiß nicht zum Schaden gereichen. Unsere wenigen Kornhändler werden vielleicht nicht mehr an den „Pforten" ihre gewandten „Auffänger" halten, statt dessen aber wird unser Aasfluß belebt sein und manches reichbeladene „Bording" von hieraus direct seine Absatzstelle aufsuchen. Verkehr ist Bewegung und Bewegung ist Leben, niemals aber kann lebendiger Verkehr, das ist also frisches Leben, den Handel und das Gewerbe schädigen. Mögen auch durch das neue Leben einzelne Producenten und Kaufleute zu Grunde gehen, die starken und kühnen Schwimmer werden auch in dem größeren Strome ebenso sicher schwimmen lernen, als sie es bisher in kleinen Wässerchen thaten.

Eine noch größere Veränderung als unserem Handelswesen steht dem öffentlichen und dann wohl auch dem geselligen Leben unserer Stadt bevor. Wir denken zunächst an die „trügerische Fata Morgana der baltischen Presse", an Justizreform und neue Städteverfassung, die überall in unseren baltischen Landen ersehnt werden, nirgends aber nöthiger sind als in Kurland, weil wenigstens in Livland die Justiz doch nicht so verzwickt, die Städteverfassung nicht so miserabel ist wie bei uns. Es ist ein Irrthum wenn man hie und da außerhalb unserer Provinzen noch immer meint, in übermäßigem Conservatismus und Separatismus stemmten wir uns gegen jede Neuerung. Allgemein ist man bei uns von dem Gedanken durchdrungen, daß Verfassung, Justiz und Verwaltung bei uns anders werden müssen; wir wünschen, wie das unsere zahlreichen Vorschläge sattsam erweisen, wir erstreben Weiterbildung und organischen Fortschritt in unserem provinziellen Gemeinwesen. Mit der neuen Landgemeindeordnung und der Gewerbefreiheit hat man gründlich in unsere alten Formen Bresche geschossen, und wenn auch die neuen Gemeindevorstände und die neuen Patentmeister manchen gerechten Tadel verdienen, immerhin haben beide Institutionen segensreich gewirkt, und man darf ja einem Jungen in den Flegeljahren (sind denn diese Uebergangsjahre etwas anderes?) seine Streiche nicht gar zu hoch anrechnen. Die meisten Menschen aber verstehen sich in Uebergangszeiten garnicht zu finden, so auch die meisten

unserer alten Meister, die im aufgehobenen Zunftzwang nur Verderben erblicken.

Schlimmer steht es um unsere bürgerliche Verfassung und um unsere Stadtfinanzen. Nach wie vor bestehen die Collegien der Rathsherrn und Stadtältesten nur aus Kaufleuten und Gewerkern. Hat dieses System schon in Riga (wo es ja übrigens nur theilweise besteht) seine großen Uebelstände, wieviel mehr bei uns, wo die Auswahl unter den zu Wählenden eine so sehr geringe ist. Zudem sind fast alle städtischen Aemter unbesoldete Ehrenämter, erfordern aber doch soviel Aufwand an Zeit und Kraft, daß nur ein wohlhabender Mann und auch der kaum ohne Schaden seines eigenen Geschäfts diesen Functionen obliegen kann. Das ist der Hauptgrund, weßhalb mancher Kaufmann und Gewerker jetzt nicht mehr das örtliche Bürgerrecht erkauft, mit dem er neben dem für ihn schlimmen passiven Wahlrecht keinen weitern Vortheil erlangt als den, sich auch activ an den Wahlen betheiligen zu können. Dadurch ist es soweit gekommen, daß es hier keinen einigermaßen angesehenen Kaufmann oder Gewerker giebt, der nicht bereits ein Rathsherrn- oder Aeltestenamt bekleidet hat oder noch bekleidet und daß man bei großen Wahlen, wie wir sie z. B. dieses Mal am 15. Juli und 15. October hatten, buchstäblich fast keinen Candidaten mehr für die erledigten Aemter auftreiben kann und Personen zu wählen gezwungen ist, denen man unter andern Umständen die Verwaltung der Stadt wohl nicht übertragen hätte. Vor 5 Jahren versuchte man auch hier der zu erwartenden Justizreform vorzuarbeiten und bestimmte 33 Literaten, meist jüngere Juristen, zum Eintritt in die Bürgerschaft. Aber auch die hieran geknüpften Hoffnungen erwiesen sich als illusorisch, denn jene Männer erlangten nicht das passive, sondern nur das active Wahlrecht, das ihnen ab und zu, wie z. B. bei der letzten Stadtpredigerwahl noch verkürzt wurde. Auf die Bürgerversammlungen konnten die neuen Literaten-Bürger nicht wie ihre Genossen in Riga Einfluß üben, denn die Bürgerschaft wird hier nur bei Wahlen oder zum Abgeben ihrer Stimme convocirt, nie aber zu großen gemeinsamen Berathungen und gründlichen Discussionen. Als sich vor einigen Jahren die hiesige Bürgerschaft für Beibehaltung des Näherrechts der Bürger beim Verkauf städtischer Immobilien aussprach, erhob die Rigasche Zeitung in fulminanten Leitartikeln ihre Stimme gegen Mitau, den Hort aller mittelalterlichen Barbarei und den Sitz des bewußtesten Rückschritts.

Jeder mit Mitauer Verhältnissen Bekannte mußte über diesen Aufwand von Athem lächeln, denn von den 3 bis 400 Bürgern Mitau's waren im Lauf von 2 Stunden ca. 30 auf dem Rathhause erschienen und hatten einer nach dem andern ihre Stimmen abgegeben. 7 von denen wußten, um was es sich handelte, nämlich um ein ähnliches Bürgerprivilegium, wie man es am Adel im alleinigen Güterbesitzrecht ernstlich bekämpft hatte; diese 7 stimmten natürlich für die Aufhebung des veralteten Privilegiums. Die andern 23 ahnten nur dunkel, wovon die Rede sei, die meisten identificirten bona fide das Näherrecht mit dem Nachbarrecht*) und ahnten nicht, welch ein Zeugniß sie sich selber ausstellten, indem sie als Ritter für ein Recht eintraten, das, abgesehen von seiner politischen Bedeutung, den durch die große Steuerlast schon unbequem gemachten Grundbesitz noch weniger wünschenswerth machte und also indirect den Werth der Immobilien ebenfalls herabdrückte. Aber, wird man fragen, wie ist solche Unwissenheit und solcher Indifferentismus möglich? wie ist's möglich, daß nicht einmal 10% aller Betheiligten bei einem wichtigen politischen Act auf dem Platze erscheinen? — Antwort: an einem Orte, wo es noch gar keine öffentlichen Interessen giebt, wo alle, auch die wichtigsten Anzeigen nur durch die Gouvernements-Zeitung gemacht werden können, wo seit Jahrzehnten nie eine Berathung der gesammten Bürgerschaft stattgefunden, — an einem solchen Orte kann es garnicht anders sein. Diese Stadtverfassung ist unser Glück nicht. Will man die gesammte Bürgerschaft entscheiden lassen, nun gut, so lasse man sie auch tagen und berathen. Ist man kein Freund dieses breiten Princips, so wähle man aus der gesammten Bürgerschaft**) ein Collegium von Stadtverordneten oder Stadtältesten, denen man auch wahrhaft die Repräsentation der Stadt und die Beschlußfassung im Namen der ganzen Bürgerschaft anvertrauen kann. Der jetzige Zustand ist besonders für Mitau ganz unhaltbar. Wir haben ja ein Stadtältestencollegium von 24 Personen, 12 Kaufleuten und 12 Gewerkern, aber es entbehrt alles Ansehens und alles Einflusses. Wie allgemein dieses Bewußtsein ist, geht daraus hervor, daß man die wichtige Berathung und

*) Wir wünschen übrigens von Herzen, daß auch dieser alte Zopf, der nur noch von Speculanten genützt wird, um 25 oder 50 Rbl. zu erpressen, ebenso wie das Näherrecht beseitigt werden möge.

**) Wir meinen hier selbstverständlich nicht bloß die Kaufleute und Gewerker, sondern alle besitzlichen und ansäßigen Bewohner, sei ihr Stand und Beruf, welcher er wolle.

Beschlußfassung über das Defizit in unsrem städtischen Budget den Stadtältesten allein weder anvertrauen konnte noch wollte. Ein höherer Befehl bestimmte, daß die Stadtältestenbank für diese Frage durch je 4 grundbesitzende Personen aus dem Adel, den Literaten und Juden verstärkt werde — eine Maßregel, die zwar in unserer bisherigen Verfassung nicht vorgesehen, aber social nothwendig und geboten war, da eben die reformirte Verfassung so lange auf sich warten läßt.

Ein ebenso wunder Punkt wie unsere Stadtverfassung sind unsere Stadtfinanzen. Alle unsere baltischen Städte, Mitau voran, scheinen dem finanziellen Ruin entgegenzugehen. Der Grund für diese auffallende Thatsache liegt wohl zum Theil auch darin, daß unsere Stadtverfassung sich in einem solchen Uebergangsstadium befindet, hauptsächlich aber unterscheiden sich unsere Städte von den andern Städten des Reichs wohl dadurch, daß wir selbst unsere Justiz, Verwaltung, Polizei bezahlen und daß uns zugleich durch allgemeine Steuern die Quellen verschlossen worden sind, aus denen bisher unsere Specialmittel flossen und aus denen sie in Zukunft fließen könnten. Am klarsten ersieht man das aus der Accise und der Immobiliensteuer. Die Accise betrug, bevor die allgemeine Acciseverwaltung eingeführt wurde, für Mitau ca. 14,000 Rbl., das ist mehr als $^1/_3$ sämmtlicher Stadteinnahmen. Dieser Ausfall war für die Stadtkasse natürlich sehr empfindlich, sie bat um eine Entschädigung aus den allgemeinen Staatseinnahmen, welche auch 4 Jahre hindurch geleistet worden ist, zuerst mit 12,000, dann mit 9,000, darauf mit 6,000 und endlich mit 3,000 Rbl., jetzt fließt keine Entschädigung mehr ein. Als die Stadt nun daran dachte, durch eine Besteuerung des Grundbesitzes ihren Ausfall zu decken, wurde statt der städtischen eine allgemeine Steuer auf unsere ohnehin schon schwer belasteten Immobilien gelegt. Bisher ist es noch leidlich gegangen, durch intelligente Finanzspeculationen und große Sparsamkeit wurde das sinkende Schiffiein unserer Stadt glücklich über Wasser erhalten, aber im verflossenen Jahre wurde die Noth zu dringend, das Deficit soll auf 10,000 Rbl. gestiegen sein und nirgends ist Hülfe zu erblicken. Vergeblich haben Magistrat und Kämmerei ihre Vorschläge eingereicht, vergebens hat eine Commission unter eigener Leitung des frühern Herrn Civilgouverneurs über diese Sache getagt, vergebens sind im nichtofficiellen Theil der kurländischen Gouvernements-Zeitung kühne Pläne gesponnen worden. Einer dieser Pläne mit der Ueberschrift „das Mitausche Stadtbudget und die städtische Polizei" (in

Nr. 37 der kurl. Gouv.-Ztg., nebst Erwiederung in Nr. 40 und Schlußwort in Nr. 45) ist durch die Rigasche Zeitung auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden. In diesen Artikeln wurde alles Ernstes der Vorschlag gemacht, das städtische Deficit dadurch zu decken, daß man das Budget der Polizei d. h. 9,738 Rbl. einfach streiche und statt der bisherigen eine „freiwillige" Polizei nach Analogie der freiwilligen Feuerwehr, welche ebenso „wie Rom nicht in einem Tage erbaut sei," für Mitau organisiren möge.*)

Bei unseren Finanzcalamitäten sollten wir vor allen Dingen aufhören, Luftschlösser zu bauen und hergebrachten Illusionen nachzuhängen. „Accise-entschädigung", „Landesprästanden" das sind solche trügerische Nebelgebilde, die bei uns spucken, sobald man unserer Finanznoth Erwähnung thut. Aber das scheint nicht bloß bei uns so zu sein, denn auch im „Verwaltungsbericht der Rigaschen Stadtkasse für das Jahr 1867" fand ich gleich auf der ersten Seite unter den veranschlagten, aber nicht eingekommene Einnahmen obenan: 97,824 Rbl. als Accise-entschädigung für 4 Jahre und 58,128 Rbl. aus den asservirten $^3/_5$ der kaufmännischen Landesprästanden. Auf äußere Hülfe dürfen wir nicht rechnen. Also „hilf dir selber" aber wie? Sollte es rathsam sein, jetzt wo die neue Justizeinrichtung und die neue Verfassung nicht mehr gar lange auf sich warten lassen können, definitive Einrichtungen zu treffen, etwa die aus der Mitte des Raths selber vorgeschlagene Steuer auf Mehl und Fleisch? oder scheint es nicht vielmehr dringend geboten, jetzt nur den Palliativen Raum zu gewähren? Wie man hört, hat das, wie oben erwähnt für diese Frage verstärkte Aeltesten-Collegium seine Arbeit einer Commission von 5 Personen übergeben, über welche ein Einsender in der Rigaschen Zeitung vom Juli die Hoffnung aussprach, daß sie der Noth ein Ziel stecken werde. Zunächst freilich schweigt sie, und zwar schon seit 7 Monaten; ob sie noch etwas zu Tage fördern wird, wer mags entscheiden? Nur den einen negativen Dienst, das hoffen wir, wird diese Commission der Stadt leisten, daß sie noch einmal auf's Bestimmteste eine zweite Immobiliensteuer zu Gunsten

*) Die sachgemäßen beiden Erwiderungen gegen diese „freiwilligen" Artikel geben die Mängel unserer Polizei zu, führten aber ganz richtig aus, wie eine Besserung nur durch Vermehrung der Polizeibeamten und bei Erhöhung der so furchtbar geringen Gagen möglich sei.

der Stadtkasse verweigert.*) Die staatliche Immobiliensteuer beträgt nur 2½ pro mille, im Ganzen ca. 10,000 Rbl. für Mitau; man sollte es nicht glauben, aber es ist so, um dieser Steuer willen, zuweilen wegen 10 oder 15 Rbl. kommen alljährlich eine Reihe von Immobilien unserer Stadt in öffentlichen Verkauf. Von den Hausbesitzern Mitau's ist nämlich höchstens der sechste Theil so wohlhabend, daß er wenigstens die Hälfte vom Werth seines Besitzthums wirklich sein eigen nennt; die meisten Häuser sind um ihren ganzen Werth, manche über denselben hinaus verschuldet, daher sind die meisten Hausbesitzer eigentlich nur Hausverwalter, die kümmerlich von der Hand in den Mund leben. Darum kann auch der Grundbesitz eine neue, etwa eben so große wie die staatliche Immobiliensteuer nicht tragen. Von manchen Seiten ist eine Miethsteuer vorgeschlagen worden, aber auch durch diese würde unser bisheriges Steuersystem vollkommen umgeschaffen werden, denn bisher wurden unsere directen Steuern nur vom Grundbesitz und von der Anschreibungs-, nicht aber von der Wohnungsgemeinde entrichtet, und es könnte der abnorme Fall eintreten, daß wir Mitauer doppelte Steuern, hier als Wohnende, anderswo als Angeschriebene entrichten müßten. Solange also unsere Verfassung keine Aenderung erfahren hat, wird von einer principiellen Verbesserung unseres Budgets keine Rede sein können. Sind aber erst die beengenden Schranken gefallen, welche unsere Bürgerschaft bisher an gedeihlicher Entfaltung gehindert, wird erst die Bürgerschaft der Stadt von allen Bewohnern derselben gebildet, dann wäre es gewiß am zweckmäßigsten eine Miethsteuer einzuführen und alle andern Steuern, die jetzt auf den Immobilien lasten, z. B. für Straßenpflaster und Straßenbeleuchtung in diese Miethsteuer hineinzurechnen. Wir legen hierbei einen besonderen Nachdruck darauf, daß diese Steuer von den Miethern selbst**) und nicht etwa von den Hausbesitzern für die Räume, welche sie vermiethen, erhoben werde, denn es ist durchaus irrthümlich zu meinen, daß jeder Hausbesitzer die Miethsteuer einfach auf die Wohnungsmiethe aufschlagen kann. Einmal ist nämlich die Höhe eines Miethzinses von dem Zudrang und der Concurrenz abhängig, wenn ein Hausbesitzer, und sei es auch

*) Wie wir vernehmen, hat sich die im Text erwähnte Commission unterdessen resolvirt, und zwar allerdings im Sinne einer entschiedenen Ablehnung der neuen Immobiliensteuer. Die Redaction.

**) Wohnungen, welche weniger als 50 Rbl. jährlichen Miethpreis zahlen, sollten von einer solchen Steuer eximirt sein.

zum Besten der städtischen Steuer, 10 oder 20 Rbl. aufschlägt, so verliert er seine Miether, sodann aber würde der Hausbesitzer, falls seine Wohnung Jahr und Tag leer steht, nicht bloß die Miethe, also die Zinsen seines Capitals verlieren, sondern noch gar zuzahlen müssen. Wird die Miethe dagegen vom Miether erhoben, was allerdings das Eintreiben schwieriger macht, so fallen diese Uebelstände fort; nur müßte natürlich der Hausbesitzer für den taxirten Werth seiner eigenen Wohnung ebenfalls die Steuer entrichten. Wie alle diese Calamitäten ihre Lösung und Aufhebung finden werden, wer weiß es? Gewiß ist nur, daß es anders werden muß.

Wenden wir unsern Blick von der ernsten Verfassungs- und Finanzfrage auf das sociale und gesellige Leben unserer Stadt. Auch hier ist's gewiß, daß wir vor Neuem stehen und umfassenden Aenderungen entgegensehen müssen. Aus der Colonistenstellung, welche wir in unseren baltischen Landen einnehmen, hat sich bei uns eine eigenthümliche ständische Abgeschlossenheit gebildet, und weil bei uns allgemeine und öffentliche Interessen nicht auch allgemein und öffentlich verhandelt werden, steht ein jeder Stand und auch jeder einzelne Mann nur für sich ganz allein. Gilt das schon von unseren 3 Provinzen überhaupt und von unseren Städten insbesondere, so excellirt unsere gute Stadt Mitau doch noch an starrer Ständesonderung und Mangel an Oeffentlichkeit. Das muß vor 100 Jahren ebenso wie heute gewesen sein, denn Hippels Beschreibungen passen noch auf unsere eigenthümlichen Zustände. Als vor einigen Jahren von einem der Redacteure im Feuilleton der Rigaschen Zeitung Parallelen zwischen den „Lebensläufen" und dem jetzigen Mitau gezogen wurden, da konnte man aus der Art des allseitigen Aergers und der allständischen Aufregung recht ersehen, daß er einen wunden Fleck getroffen hatte. Der „Baron" und der „Krippenreiter" waren da ebenso treffend gezeichnet, wie der „Literatus", von dem Hippel kühl bemerkt, daß er in Kurland eben keinen Gelehrten, sondern nur „ein unseelig Mittelding von Edelmann und Bauer" bedeute. Lebhaft steht noch vor mir die Erregung eines Literaten oder, wie die Herren jetzt gewöhnlich sagen, eines von „unserer Gesellschaft". Voll Ueberzeugung sagte dieser: „Nun Herr E. wird sich hüten, sobald wieder nach Mitau zu kommen! Bevor er schrieb, hätte er auf den großen Club kommen sollen, dann hätte er die Einheit unserer Stände kennen gelernt."

Es ist eine fable convenue bei uns, daß im Gegensatz zu dem unfamilienhaft lebenden Deutschland bei uns das Eldorado eines Familienlebens existire, und doch ist die Sache gerade umgekehrt. In Deutschland

ist viel, sehr viel öffentliches Leben, am Familienleben participiren nur die Hausgenossen. Bei uns giebts im Allgemeinen kein abgeschlossenes geistiges Zusammenleben des Hausvaters mit seiner Familie, aber recht viel breite Geselligkeit. Hier existiren große Gesellschaftskreise, welche nach außen hin eng abgerundet sind, nur innerhalb dieses Kreises sucht man die Geselligkeit, nur im engen Zirkel bewegt sich das Sinnen und Trachten. Am ausgeprägtesten zeigt sich das bei unserer Casino-Gesellschaft. Zu derselben gehört nicht nur der Adel, der ganz in Mitau lebt, sondern auch eine Reihe von anderen Adelsfamilien bis tief in's Oberland und weit in's untere Kurland herab, welche die Wintermonate, namentlich die Zeit von Weihnachten bis zur Passionszeit in Mitau zubringen. Im Ganzen beträgt die Zahl der Glieder einer solchen „Saison" (natürlich nicht bloß Tänzer und Tänzerinnen, sondern überhaupt alle erwachsenen Personen) 2 bis 300. Drei Monate hindurch kommt die Mehrzahl dieser Personen täglich gesellig zusammen: hier ein Diner, dort ein Souper; hier ein Zweck-Theater, da ein Zweck-Bazar, eine Verloosung; hier ein Rout, da eine große Schlittenpartie; hier ein Eislauf bei Musik und bunter Beleuchtung, da ein Ball im Casino oder in einem der größeren Adelshäuser. So gehts Tag aus Tag ein, früh Morgens und spät Nachts, immer dieselben und nur dieselben Personen. Was anfänglich interessant und erquickend ist, wird mit der Zeit abspannend und ermüdend. Endlich sind alle Gesprächsstoffe erschöpft, sie schrumpfen zusammen, jedes einzelne Glied der Saison hört man mit genau denselben Worten über alle landläufigen Dinge reden, es sind ja die Worte, die einzelnen Tonangebern nachgeredet werden, und nirgends beugt man sich williger der Tradition. Schlimm ist's, wenn der Todesfall eines angesehenen Gliedes das stete Einerlei der Saison unterbricht, dann muß nothwendig Hoftrauer erfolgen, denn fast alle sind ja unter einander verwandt. Als höchstes Ergebniß bringt die Saison eines, vielleicht gar zwei Brautpaare, dann ziehen die Gäste aus einander, um nach einigen Monden in gleicher Weise wiederum zusammen zukommen.

Weniger oft als dieser „erste Zirkel" findet sich die Gesellschaft der „Literaten" zusammen, denn deren Berufsgeschäfte nehmen ihre meiste Zeit in Anspruch, aber an starrer Abgeschlossenheit leisten auch sie das Ihrige. Mit strenger Kritik wird darauf geachtet, ob Jemand durch den Besuch einer Universität ebenbürtig geworden, oder ob er durch seine Stellung als höherer Bürger oder Beamter sich dieses Kreises werth gemacht, häufig werden selbst höhere Beamte, zumal wenn sie von unten hinaufgestiegen

sind, von dieser Gesellschaft fern gehalten. Als Kennzeichen der Zugehörigkeit zu diesem Kreise dient im Allgemeinen die Mitgliedschaft bei der Pumpe und besonders bei der Soirée-Gesellschaft. Die „Pumpe" oder „Douche" ist ein niedliches auf der Aa schwimmendes Badehaus mit Frühstücksrestauration, der sogenannten „Apotheke". Zu gewissen Mittags- und Abendstunden findet sich hier im Sommer stets eine Anzahl von jüngeren Literaten zusammen. Die „Soirée" ist die Literaten-Tanzgesellschaft, ie einige Male im Winter zusammenkommt, wo die Töchter der Literaten in's „Leben" eingeführt zu werden pflegen. Hier gilt nur der Ebenbürtige und das Altbergebrachte. Als ein altes Glied dieses Kreises einst einigen Widerspruch von jüngeren Personen erfuhr, wollte es sich verächtlich über diese „Neuen" hinwegsetzen, mußte sich aber die Mahnung gefallen lassen, daß er doch seine alten Soirée-Glieder auf dem „Literaten-Kirchhof" aufsuchen möge. Mag dieser Kreis sich immerhin zu größerer Geselligkeit in seiner Abgeschlossenheit zusammenfinden, das wird kaum zu vermeiden sein; daß aber im kleineren Kreise auch stets nur dieselben Personen mit demselben eigenthümlichen Gesichtskreis zusammentreffen, das ist ein Uebel. Und tritt man diesen Gesellschaften näher, so wird man erstaunen, wie wenig da im Allgemeinen, trotzdem daß die meisten studirt haben und viele tüchtig in ihrem Fache arbeiten, von geistigem Leben und wissenschaftlichen Interessen die Rede ist. Es erscheint so, als ob für die Berufsarbeit der eine, für das Vergnügen ein anderer Schrein des Herzens da sei. Die ziemlich regelmäßige Beschäftigung bildet das Kartenspiel (wir meinen hier nicht bloß einige Literaten-Kränzchen mit absonderlichen Namen), die übrige Zeit füllen die Stadtgespräche und die „kurische Gemüthlichkeit". Es ist eine behagliche phäakische Existenz, welche diese Herren führen, über viele Arbeit wird zwar geklagt, aber im Allgemeinen ist's damit nicht so schlimm, mit der Arbeit der Gebildeten Deutschlands darf man die Arbeitslast der meisten hiesigen gar nicht vergleichen.

Obgleich doch in Mitau eine recht große Zahl von Studirten zusammen ist, zu allgemeinen wissenschaftlichen Zwecken werden sie nicht zusammengebracht. Zwar haben die Aerzte ihren „medicinischen Abend", die Pastoren ihr „theologisches Kränzchen", aber allgemein ist nur die „kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst" und deren Hauptfehler ist eben, daß sie so allgemein ist und Himmel und Erde und noch etwas in ihren Mauern bergen soll. Entstanden ist sie aus der großen geistigen Bewegung, welche dem Sturze Napoleons vorausging und nachfolgte;

Männer wie Recke, Lichtenstein, Watson, Schlippenbach, Offenberg, der alte Pancker, der alte Trautvetter und andere haben sie gegründet, sie sollte eine Art von Akademie, der geistige Mittelpunkt nicht allein Mitau's sondern auch ganz Kurlands werden. Der kolossale Sammeleifer unserer Alten hat manche Schätze in unserem Museum zusammengebracht, aber im Lauf der Jahre ist das Interesse der Gesammtheit daran geschwunden. An einzelnen tüchtigen und arbeitsamen Kräften hat es der Gesellschaft niemals gefehlt, die Zahl der Arbeitenden ist aber gegenwärtig sehr gering. Zwar wurde vor einigen Jahren von einem jungen, eben nach Mitau gekommenen Manne ein stürmischer Anlauf zur Hebung der Gesellschaft unternommen, mit großer Bestimmtheit wurde damals auf einen Angriff Schirren's, den er im Dorpater Tagesblatt gegen diese „sitzende Gesellschaft" erließ, geantwortet, aber im Grunde scheint doch Schirren Recht gehabt zu haben. Zweierlei erscheint uns hier Noth. 1) daß die Gesellschaft ihre allgemeinen Pläne aufgebe und als Gesellschaft für kurländische Geschichte und Alterthumskunde weiter arbeite, 2) daß sie ähnlich wie ihre Schwestern in Riga und Reval ihre und des Museums bedeutende Geldmittel zur Herausgabe einheimischer Quellenwerke verwende, statt daß sie wie jetzt Capitalien sammelt. Ließe sich noch gar durch eine regelmäßigere Verbindung der fünf Gesellschaften in Reval, Dorpat, Riga, Arensburg und hier, etwa unter Schirren's Leitung, ein System in die Herausgabe unserer Quellen bringen, dann wäre viel erreicht.

Bei dem bürgerlichen Vereinswesen unserer Stadt spielt die Musik eine Hauptrolle. Wir meinen hier nicht die unter Leitung unseres tüchtigen Musikdirectors stehenden musikalischen Abende im Gymnasiumssaal; wir meinen auch nicht die Harmonie, deren Name auf Musik schließen lassen könnte, denn das ist bloß eine gesellige Vereinigung unserer Kaufleute, bei der leider auch das Kartenspiel die Hauptbeschäftigung bildet; sondern wir denken an unsere alte Liedertafel, unsern neuen Liederkranz und den aus einer Secession von letzterem entstandenen Männergesangverein. Die Musik wird stets einen der wichtigsten Bestandtheile aller Geselligkeit ausmachen, sie übt insbesondere einen civilisirenden Einfluß, indem sie ganze Lebenskreise wie z. B. die Handwerkergesellen zu feinerer und anständiger Geselligkeit heranzieht. Das ist hier besonders beim Liederkranz geschehen, und darum sind in diesem Verein die Anfänge einer besseren Zukunft zu erblicken. Aber die Musik darf nicht das einzige geistige Vergnügungsmittel bleiben. Auch der Rigaer Gewerbeverein ist

aus einem Musikverein entstanden, wir wünschen aufrichtig, daß unser Liederkranz sich ähnlich entfalte. Seine Mitglieder zählen bereits nach Hunderten, der Handwerkerstand bildet den Grundstock, aber Personen aller übrigen Stände haben sich bereits dem Verein angeschlossen. Man scheint auch anderweitige geistige Zwecke in den Verein haben hineinbringen zu wollen, indem man einige Vorlesungen veranstaltete, dieselben scheinen jedoch bisher zu selten angeordnet und zu wenig auch von den Vortragenden auf Weiterbildung ihrer Hörer angelegt worden zu sein. Hoffentlich erstehen im Liederkranz im Lauf des nächsten Jahres ein Zeitungs- und Zeitschriftentisch, eine Bibliothek, Unterrichtsstunden und regelmäßigere Vorlesungen; man könnte immerhin einige Maskeraden, Bälle, Ausfahrten dafür missen.

Eine große Rolle spielen in unserer Stadt die Wohlthätigkeitsvereine: die Erziehungs- und Armenanstalten Rom, Altona ꝛc., das Diakonissenhaus und der Frauenverein. Der Mitauer Frauenverein wirkt bereits 47 Jahre und entfaltet durch sein Armen- und Waisenhaus, durch seine Suppenanstalt und wohl auch durch seine Unterstützung mit Victualien und Holz eine anerkennenswerthe Thätigkeit. Schlimm steht es dagegen mit dem Aufsuchen der Armen (mehrere Damen haben sich in die Straßen getheilt) und mit den regelmäßigen Geldunterstützungen; letzteres deßhalb weil der Verein nicht auf regelmäßigen Beiträgen der Stadtbewohner beruht, sondern sich seine Summen wesentlich aus Gnadengeschenken des Allerhöchsten Kaiserhauses und aus Erträgen von Theatervorstellungen und Verloosungen beschafft, ersteres deßhalb weil zu Armenpflegern in der That nur Männer geeignet sind. Das scheint auch eine Anzahl Männer gefühlt zu haben, welche sich im April d. J. zur Beseitigung des Bettels vereinigten. Aber die Sache wurde hier wohl am verkehrten Ende begonnen. Statt einen Verein zu begründen, der Beiträge sammelt, von sich aus die Armen unterstützt und keinen Straßenbettel mehr zuläßt, wollten diese Herren jeden Bettler aufsuchen und nur die wirklich Bedürftigen mit einem Zeugniß versehen, worauf hin die Polizei veranlaßt wurde, solchen attestirten Bettel zu sanctioniren. Hieraus entwickelte sich in Folge Auftrages des kurländischen Gouvernements-Gefängniß-Comités eine Bekanntmachung des Mitauschen Polizeiamtes, aber jene Herren hielten es für gerathen, sich mit dem ersten Anlauf zufrieden zu geben. Sie selbst sind nie wiederzusammengekommen, die zahlreichen Bettler besitzen keine Zeugnisse und das Ganze scheint keinen andern Zweck gehabt zu haben, als unsere Polizei zu

einer Proclamation zu nöthigen, welche den Staatsgesetzen wider den Bettel widerspricht. Die Sache klingt lächerlich, ist aber tief ernst. Hier liegt ein schreiender Nothstand vor, denn an unsere Thüren pochen täglich wenigstens 20 Bettler und man hat nur das drückende Gefühl, seine Gabe häufig an Unwürdige zu geben und oft einen schuldlos Verarmten zu gering unterstützt zu haben, weil man ihn eben nicht kennt. Wir sind mit schweren Hungerjahren heimgesucht, vielleicht wird die Noth die Männer unserer Stadt zusammentreiben, ihrer Pflichten zu gedenken und für ihre Armen zu sorgen.

Bei einer Rundschau über unser Vereinswesen tritt uns auch in Mitau ein unvermeidlicher Thierschutzverein und ein Consumverein entgegen, dem es ebenso wie seinem Rigaer Bruder schlecht geht. Sein Ziel: gegen Lieferanten-Willkür und das allgemeine Pufffystem ein Gegengewicht zu bilden, hat er bei seiner kleinen Ausdehnung nicht erreichen können, statt vorwärts scheint er rückwärts zu gehen. Wahrhaft gedeiblich scheinen doch auch diese Vereine sich nur dann zu entfalten, wenn sie aus der Arbeiterbevölkerung hervorgehen und ihre Stärke gegen die kleinen Händler und Vorkäufer richten; so lange bei uns nur die höheren Stände am Verein participiren wollen, wirds nichts Gedeihliches werden. — Ein anderer unserer neueren Vereine hat viel von sich reden gemacht: unsere freiwillige Feuerwehr. Feuer hat dieser Verein zwar wenig zu löschen bekommen, denn unsere Spießbürger haben Recht „in Mitau brennts nicht", aber in socialer Hinsicht hat er segensreich gewirkt, indem er zu nützlichem Zweck alle Bewohner der Stadt ohne Unterschied des Standes und Berufs „an einem Strang" vereinigte. Dadurch scheint angezeigt, wo eine Vereinigung der schroff geschiedenen Stände zu versuchen ist: nicht sowohl in der Geselligkeit und beim Vergnügen, als vielmehr bei der Arbeit und dem Nützlichen. Interessant ist es zu beobachten, welch eine Wandlung in der öffentlichen Meinung über diesen Verein vor sich gegangen. Die Einsichtigeren fielen ihm, als er vor 3 Jahren gegründet wurde, zwar sofort alle zu, wer nicht activ mitarbeiten konnte, betheiligte sich durch freiwillige Beiträge, aber dem Gros, besonders unsern Handwerkern erschien die militärische Uniformirung und Organisation anfangs lächerlich, wer allein in der Blouse über die Straße ging, setzte sich leicht dem Spott aus. Jetzt ist das grade umgekehrt, bezeichnend dafür ist jener Artikel über die freiwillige Polizei, dessen wir oben gedachten, wo ganz naiv die Errichtung der Feuerwehr mit dem Aufbau Roms verglichen wird. Zwischen

Anfeindung und Anerkennung muß sich auch hier noch die richtige Mitte herausbilden.

Wir sind am Ende unserer Rundschau und richten fragend unsere Blicke auf die Zukunft. Wie wird sich die Oeffentlichkeit und das frischere Leben bei uns zuerst kundthun? Wir wünschen aufrichtig und sehnlich, daß das durch ein öffentliches Blatt, eine Zeitung geschehe. Während die Zahl der in Livland erscheinenden Zeitschriften 20 beträgt, haben wir nur die kurländische Gouvernements-Zeitung, die Libausche Zeitung, eine lettische Zeitung, die in Livland redigirt, und die theologischen Mittheilungen, die in Riga gedruckt werden. Lange Jahre hindurch hat Mitau eine eigene Zeitung besessen, sie ist aus Mangel an innerer Kraft und Mangel an Abonennten zu Grunde gegangen. Wenn wir jetzt zu unsern Mitbürgern sprechen wollen, so müssen wir es via Rigasche Zeitung thun. Das ist ein abnormer Zustand, der nicht mehr lange dauern kann. Bisher hatten wir doch noch den nichtofficiellen Theil der kurl. Gouv.-Ztg., der zwar sehr absonderlich war, aber doch etwas Oeffentlichkeit repräsentirte. Mit dem neuen Jahr hörten auch die „neuesten telegraphischen Nachrichten" (Abdruck aus der Rig. Ztg.) und die interessanten „neuen Zeitungsnachrichten" auf. Wir haben diese letzteren regelmäßig gelesen und oft mit Bedauern an die Köpfe der armen Verwalter vom Lande gedacht, welche daraus allein ihre politische Nahrung zogen. Da gingen Nachrichten aus Paris und aus Sibirien, aus Dorpat und Francisco, aus Hasenpoth und Lissabon und Berlin wild durch einander und manche Nachrichten waren ganz aparter Art. Was sollten z. B. die Armen denken, wenn sie aus Nr. 60 erfuhren, daß im Jahr 1866 Graf Usedom preußischer Ministerpräsident gewesen, daß es (Nr. 90) nur einen Exfürsten von Hannover und Hessen gebe? Was für schreckliche Vorstellungen mußten sich die Bedaurenswerthen aus der Beschreibung des Kampfes mit dem Kraken (Nr. 75) und gar aus dem eigenthümlichen Artikel „Registrirung und Sacrament" in Nr. 90 gewinnen! Immerhin sehen wir aber den nichtofficiellen Theil mit Wehmuth scheiden, sein „Locales" war doch oft gut gemeint. Vielleicht ists aber gut, daß auch hier die Noth auf's Höchste steigt, vielleicht wird das Bedürfniß nach Oeffentlichkeit dann um so schreiender. Ich hoffe von Herzen, daß hiemit in Ihrer scheidenden Monatsschrift auch einer für unser Mitau scheidenden Periode der Nichtöffentlichkeit und Selbstgenügsamkeit der Scheidegruß wird zugerufen worden sein.

Notizen.

Gustaf Adolf. Von G. Droysen. Erster Band. Leipzig, Veit u. Comp. 1869. XII und 369 S.

Für die Geschichte des dreißigjährigen Krieges giebt es noch viel zu thun. Die zusammenfassenden Darstellungen, welche diesen Stoff behandeln, weisen bisher keineswegs eine allseitige und gründliche Durcharbeitung des vorhandenen Materials auf und sind oft wesentlich von einem Parteistandpunkt verfaßt worden. Wenn, wie wohl berichtet worden ist, der Altmeister Ranke mit einem Werke über Wallenstein beschäftigt ist, dann dürfen wir einen ungewöhnlich reichen Beitrag zur Geschichte dieser Zeit erwarten. Es bleibt noch manche Lücke auszufüllen und besonders eine möglichst vielseitige Kenntniß der gleichzeitigen Zustände und Ereignisse an verschiedenen Punkten Europas wird jederzeit eine Hauptbedingung größerer Erfolge bei der Erforschung der Geschichte des deutschen Krieges sein müssen. Mit um so größerer Freude begrüßen wir das Werk des jungen Droysen über Gustaf Adolf, dessen erster Band vorliegt und von ebenso reicher Begabung als großer Belesenheit des Verfassers zeugt, der schon durch manche Specialforschungen vornehmlich zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges bekannt geworden ist. Diese Studien haben viel versprochen, sie haben zu bedeutenden Ergebnissen geführt.

Droysen beabsichtigt nicht eine Biographie Gustaf Adolfs zu schreiben. Ihm genügt es eine Reihe von Verhältnissen darzulegen, in die der Schwedenkönig eingegriffen hat, auf den Zusammenhang hinzuweisen zwischen ihm und den europäischen Verhältnissen, seine welthistorische Stellung zu erörtern. Es handelt sich wesentlich darum nachzuweisen, daß es nicht vorwiegend Angelegenheiten des kirchlichen, sondern vielmehr Fragen des

politischen Lebens gewesen sind, welche Gustaf Adolf zum Eingreifen in die deutschen Dinge veranlaßten. Politische Machtverhältnisse, diplomatische Combinationen stehen hier im Vordergrunde. Nicht sowohl der Glaubenshelb, der Beschützer des Protestantismus als der klar denkende, kühn und scharf berechnende Staatsmann ist in Gustaf Adolf zu bewundern. Er ist mehr ein bedächtiger, umsichtiger Schachspieler, der jeden Augenblick die Bedeutung seines Zieles, den Umfang seiner Mittel sicher erkennt, als ein von der religiösen Verfolgung seiner Glaubensgenossen auf dem Continent mächtig ergriffener, wie unwillkürlich in den Strudel des gewaltigen Kampfes hineingerissener Fanatiker. Lebhafter als der Wunsch das Evangelium zu retten, die Glaubensfreiheit zu schützen, treibt ihn das Verlangen der anwachsenden Macht der Habsburger entgegenzutreten, Schwedens Stellung in Europa aufrechtzuerhalten, die Gerechtsame und Interessen Schwedens auf dem baltischen Meere zu wahren.

Man darf sich darüber freuen, daß durch das vorliegende Werk diese Auffassung von der welthistorischen Stellung Gustaf Adolfs einem weiteren Kreise von Lesern zugänglich gemacht wird. Droysen's Buch, auf gründliche Quellenforschung gestützt, ist gleichzeitig eine wissenschaftliche Leistung und ein Kunstwerk. Es zeugt von dem tiefen Takt und feinen Verständniß, mit denen die neueren Geschichtschreiber zwischen Wissenschaft und Kunst zu vermitteln streben. Die außerordentlich geschmackvolle, hier und da vielleicht ein wenig in das Pretiöse verfallende Darstellungsweise erinnert an die Kunst, mit welcher Ranke einzelne historische Tableaux, Portraits geschichtlicher Größen zu beleuchten versteht. Einzelne äußere Züge, plastische Details, Citate aus zeitgenössischen Briefen, Flugschriften, Actenstücken verleihen der Erzählung einen eigenthümlichen Reiz. Die kunstvolle Mosaik wirkt durch die Frische und Originalität der aus den unmittelbaren Quellen geschöpften Localfarben. Dadurch wird das trockene Detail der diplomatischen Wirrnisse überwunden. Man merkt es dem Verfasser an, wie er mit hohem Genuß, mit feinem Verständniß für das Charakteristische, Bedeutende, historisch Wichtige arbeitet, wie er in dem überreichlichen Material schwelgt. Die Fülle von Geist und Witz, Scharfsinn und Takt der Diplomaten jener Zeit tritt uns in lebendiger, anregender Frische entgegen, in den Bemerkungen des Camerarius, Rusdorf, Conway u. A. Mit Spannung folgen wir den vielfach gewundenen Gängen der internationalen Geschäfte und Beziehungen, beobachten die Wirkung gleichzeitiger Ereignisse an verschiedenen Enden Europas

auf einander, sehen wir die Ansichten und Interessen der verschiedenen Staatsmänner aufeinanderplatzen, sich an einander abarbeiten. Es ist vorzugsweise eine Geschichte der politischen Combinationen jener Zeit, welche der Verfasser uns bietet, eine Monographie über die staatsmännischen Ideen, die während der ersten Phasen des dreißigjährigen Krieges bestimmend auf die Verhältnisse eingewirkt haben.

Die Materialien, über welche der Verfasser verfügte, haben ihn in Stand gesetzt, möglichst Vollständiges zu bieten. Außer den gedruckten allgemeinen und Einzeldarstellungen, Sammlungen von Briefen und Actenstücken, welche mit großer Sorgfalt benutzt wurden, hat Droysen Gelegenheit gehabt, einerseits ungedruckte Urkunden einzusehen, andererseits die außerordentlich reiche Flugschriftenliteratur jener Periode für seine Darstellung zu verwerthen. Er hat in dem königlich sächsischen Hauptstaatsarchiv in Dresden, dem Reichsarchiv und der königlichen Bibliothek in München gearbeitet, auch mehrere Actenstücke des Berliner Staatsarchivs benutzt. Sehen wir in solchem Material die handelnden Personen in den politischen Verwickelungen auftreten, mit einander verhandeln, folgen wir hier dem Notenwechsel und officiellen Federkriege, so setzt uns die Tagesliteratur in Stand, die Atmosphäre zu beobachten, in welcher diese Vorgänge sich ereignen, die Wirkung, welche sie auf die Zeitgenossen hervorbringen, die Wünsche und Hoffnungen, die Entrüstung oder den Beifall der Regierten zu erkennen, die Tragweite dieses oder jenes Meisterzuges in dem politischen Schachspiel zu bemessen. Bieten uns z. B. die Geschäftspapiere, welche der Verfasser auf der königl. Bibliothek in München einsah, Anhaltspunkte für die Beurtheilung der Pläne Gustaf Adolfs ums Jahr 1624, (s. z. B. S. 203 ff.), welche er in Bezug auf den bevorstehenden Krieg in Deutschland hegte; so liefern uns mancherlei Broschüren über das Dominium maris Baltici, gegen die habsburgischen Bestrebungen gerichtet, einen mächtigen Maßstab für die Beurtheilung der damaligen Ansichten über das Vorhaben der Ferdinand, Wallenstein, Maximilian von Bayern u. A. Flugschriften, wie der „Hansische Wecker", zeigen, wie lebhaft und tief begründet die Hoffnungen waren, welche man auf Gustaf Adolf setzte (s. S. 343 ff.); andere, wie die losen Drucke über die Einnahme von La Rochelle (s. S. 352), geben uns eine Vorstellung davon, mit welcher Theilnahme man in Deutschland damals den Ereignissen auch in den Nachbarländern zu folgen gewöhnt war und welcher Zusammenhang zwischen den religiösen Parteien in Deutschland und Frankreich bestand,

Dieſer letztere allgemein hiſtoriſche Standpunkt zeichnet das Werk Droyſens aus. Der Titel iſt viel zu eng. Das Buch iſt eigentlich eine Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, noch mehr eine Geſchichte der europäiſchen Politik zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Es iſt eine Monographie, eingereiht in das große Ganze der hiſtoriſchen Entwickelung; alles Einzelne, das mitgetheilt wird, erſcheint in welthiſtoriſcher Beleuchtung, der Zuſammenhang vieler bisher geſondert betrachteten Erſcheinungen erhöht das Intereſſe an jeder einzelnen unter denſelben. Man erkennt, wie innig verwachſen und vielfach verſchlungen die Intereſſen der mancherlei politiſchen Factoren geweſen ſind, wie feinfühlend die Cabinette ſchon damals in Bezug auf jede Veränderung in den europäiſchen Machtverhältniſſen geworden waren, wie wenig gleichgültig man ſich an jedem Hofe den Anſichten der anderen gegenüber verhielt, mochte auch halb Europa dazwiſchen liegen. Es iſt die Zeit, in welcher Guſtaf Adolf den Ausſpruch hat thun können, daß jeder Krieg ein europäiſcher Krieg ſein müſſe.

Der vorliegende Band behandelt die Zeit bis zum Jahre 1630. Es iſt die Geneſis der eigentlichen Intervention Guſtaf Adolfs, welche den Gegenſtand derſelben bildet.

In kurzen Zügen, ſcharf, geiſtvoll und farbenreich wird in dem erſten Buche das Emporkommen Schwedens, die europäiſche Politik des Hauſes Waſa geſchildert. Guſtaf Adolfs Anfänge, die deutſche Frage, Guſtaf Adolfs auswärtige Politik bis 1625, das Directorium Dänemarks — bilden den Gegenſtand der folgenden Bücher. Schwedens Beziehungen zu der continentalen Politik ſind der Hauptgegenſtand der Betrachtung. Klar, überſichtlich wird der Gegenſatz zwiſchen dem Herzog-König Karl von Schweden und Sigismund von Polen geſchildert. Der Ausgang dieſes Kampfes iſt von Intereſſe, von höchſter Bedeutung für den ganzen Welttheil (ſ. S. 43); bei der böhmiſchen Frage wird die engliſche Politik eingehend behandelt, ebenſo wie das Streben Guſtaf Adolfs erwähnt, den Zaren Michail zu einer Intervention in Polen zu Gunſten Böhmens zu beſtimmen; die Beziehungen zwiſchen Rußland und Dänemark werden berichtet; die Betrachtung der engliſchen und franzöſiſchen Politik, die Rivalität zwiſchen Guſtaf Adolf und Chriſtian von Dänemark, die Beziehungen des Schwedenkönigs zu den proteſtantiſchen Mächten bieten hohes Intereſſe.

An einzelnen Stellen des Buches ſtellt der Verfaſſer die Mittheilung eingehenderer Monographien über einzelne Fragen in Ausſicht. So

beabſichtigt er über das Project des Zaren Iwan IV., ein von Rußland abhängiges Livland zu ſchaffen, Weiteres mitzutheilen; ſo bereitet er einen Aufſatz über die Univerſalmonarchie vor, welche das Ziel der habsburgiſchen Politik war; ſo hofft er binnen Kurzem Beiträge zur Kritik der Quellen zur Geſchichte des dreißigjährigen Krieges liefern zu können.

Ein Paar Berichtigungen ſeien uns geſtattet. Auf S. 9 iſt des Großfürſten Waſſili IV. erwähnt, der 1505—1534 regiert haben ſoll. Es war Waſſili III., der ſchon im Jahre 1533 ſtarb. An zwei Stellen findet ſich das Wort „Tartaren." Correct iſt die Schreibart „Tataren". Zu der erſteren Schreibart hat ein Wortſpiel Ludwigs IX. in einem Briefe an ſeine Mutter Blanche Veranlaſſung gegeben, wo die Tataren mit dem Tartarus in Verbindung gebracht werden (ſ. Strahl. Geſch. des ruſſ. Staats, II. 3). — S. 83 iſt Augdow ſtatt Gdow geſchrieben. S. 85 und 86 iſt wiederholt der Name des engliſchen Diplomaten „Merich" ſtatt „Merick" geſchrieben. Wir haben ſonſt durchgängig die letztere Schreibart gefunden, u. A. auch in mehreren Actenſtücken, welche in einer ruſſiſchen Monographie über den Frieden von Stolbowa mitgetheilt werden, in Adelung's Buch „Ueberſicht der Reiſenden in Rußland", in Solowjew's „Geſchichte Rußlands" u. a. — Allerdings kam ſpäter ein Engländer „Merrich" nach Rußland und zwar im Jahre 1679 (ſ. Adelung II. 363); der Diplomat aber, welcher eine weſentliche Rolle bei den Friedensverhandlungen zwiſchen Schweden und Rußland ſpielte und ſchon ſeit Jahrzehnten vorher ſich in Rußland aufhielt, hieß John Merick. — S. 84 ſoll es heißen „Staraja Ruſſa", nicht „Staraja Ruß". — S. 95 iſt von einem Zaren Feodor die Rede, ſoll heißen „Michail". —

Was die Beziehungen zwiſchen Rußland und Schweden am Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts anbetrifft, ſo ſind in der letzten Zeit in der ruſſiſchen Geſchichtsliteratur mancherlei Materialien hierüber veröffentlicht worden, welche für den Gegenſtand des vorliegenden Buches von Intereſſe ſind und bei einer etwaigen zweiten Auflage des „Guſtaf Adolf" Berückſichtigung verdienen dürften. Im Jahre 1857 erſchien die Monographie N. Lyſhins über den Frieden von Stolbowa und die Verhandlungen, welche demſelben vorausgingen. (Столбовскій договоръ и переговоры ему предшествовавшіе. Сочиненіе Н. П. Лыжина. Съ приложеніемъ Актовъ. 242 Seiten). Der Verfaſſer hatte Gelegenheit, die Geſandtſchaftspapiere im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten zu benutzen und theilt mehrere Actenſtücke als Beilage zu ſeiner Erzählung

mit. Ferner hat Solowjew für seine Darstellung dieser Verhältnisse vielfach Archivalien benutzt, aus welchen er in dem neunten Bande seiner Geschichte Rußlands sehr anziehende Einzelheiten mittheilt.

Wir erlauben uns u. A. auf folgende einzelne Züge aufmerksam zu machen.

Ueber die Stimmungen im russischen wie im schwedischen Lager, in Nowgorod, in Moskau, bei den Schweden, welche Pskow belagerten, werden u. A. in Herrn Lyshins Buche Auszüge aus Privatbriefen u. dgl. mitgetheilt, aus denen zu ersehen ist, daß der Haß gegen die Schweden in Rußland auch zu der Zeit lebhaft glühte, als es gelungen war, eine schwedische Partei in Nowgorod zu bilden, als davon die Rede war, den russischen Thron dem Bruder Gustaf Adolf's zu überlassen. Auch waren in dieser Zeit die Schweden im schwedischen Lager, mit Ausnahme weniger Führer, ungleich weniger kriegslustig, als die Ausländer, welche im schwedischen Heere dienten. Nur die furchtbare Lage Rußlands zur Zeit des Interregnums, die Bedrängniß von Polens Seite konnte die russische Regierung, den Zaren Wassili nöthigen, den Schweden bedeutende Zugeständnisse zu machen. Da konnte es wohl geschehen, daß der Zar Wassili dem König Karl IX. sich verpflichtete: „Wir, die Zarische Majestät, werden Euch, dem lieben König Karolus, für Eure Liebe, Freundschaft und Hülfe welche Ihr uns geleistet habt und noch leisten werdet, volle Entschädigung geben, Ihr möget bitten, was Ihr wollt: Städte oder Landstrecken oder bestimmte Gebiete." (Solowjew VIII. 306). Ueber die Gräuel, welche in Nowgorod während der dortigen Anwesenheit der Schweden vorfielen, werden sehr ausführliche Details mitgetheilt. Die allgemeine nationale Erhebung, welche der Wahl Michail Romanow's vorausging, kam auch in Nowgorod und im Norden zum Ausdruck. Der Fürst Posharski konnte mit den Schweden eine entschiedenere Sprache führen. Wenigstens bestand man energisch darauf, daß der schwedische Prinz, welcher als Bewerber um den russischen Thron auftrat, sich griechisch taufen lasse. — Der Abt des Solowezkischen Klosters, Antonius, schrieb an den König von Schweden: „Bei uns im Solowezkischen Kloster und längs dem ganzen Küstengebiete ist man einmüthig entschlossen; wir wollen keinen Andersgläubigen zum Zaren und Großfürsten haben, sondern nur einen eingeborenen Bojaren des Moskauischen Reiches." — Dagegen schickte die schwedische Partei aus Nowgorod im Jahre 1611 eine ganze andere Botschaft nach Schweden. Der Metropolit Isidor, der Fürst Odojewski, welcher einige Monate zuvor

von dem schwedischen Könige ein Landgut zum Geschenk erhalten hatte, und Andere baten um einen schwedischen Prinzen, indem sie ausdrücklich betonten, daß „ja auch die früheren Herrscher in Rußland Waräger gewesen seien." — Die Schweden hofften, indem sie Nowgorod besetzten und dort eine schwedische Partei bildeten, auch die anderen Theile des Reiches zu erhalten, „das Fürstenthum Wladimir" und „das Fürstenthum Moskau". Bei solchen Verhältnissen sind die Protokolle der Verhandlungen vor dem Frieden von Stolbowa wohl von großem Interesse. Sie werden in den obengenannten Werken mitgetheilt. — Auch ist es beachtenswerth, daß zwischen Nowgorod und Moskau gleichzeitig zweierlei Verhandlungen betrieben wurden. In officiellen, für die Veröffentlichung bestimmten Actenstücken reden die Nowgoroder wohl noch zu Gunsten der Schweden, weil sie in der Hand der letzteren sich befinden und jeden Augenblick der Rache derselben zum Opfer fallen können. In geheimen Sendungen dagegen sprechen sich die Nowgoroder in nationalem Sinne aus und bitten um Schutz gegen Schweden. Ebenso schilt in öffentlichen Manifesten der Zar Michail gleich nach seiner Thronbesteigung die Nowgoroder Verräther, weil sie den Prinzen Karl Philipp als Throncandidaten anerkannt hätten; unter der Hand aber schickt er dem Metropoliten Isidor einen geheimen Brief, in welchem er den Nowgorodern völlige Verzeihung verspricht. — Die Gespräche der schwedischen und russischen Diplomaten, welche zum Theil wörtlich mitgetheilt werden, zeigen, mit welcher Gewandtheit, aber auch mit welcher zum Theil undiplomatischen Lebhaftigkeit die Verhandlungen geführt wurden. Die Schweden warfen den Russen vor, daß letztere einen Wahlfürsten hätten, während in Schweden ein Erbfürst den Thron inne hätte, worauf denn die russischen Diplomaten mit großer Schlagfertigkeit Beispiele von Verletzungen der Legitimität aus der schwedischen Geschichte citirten. — Die Russen verlangten einige Städte von Livland für sich, worauf die Schweden mit der Weigerung herausplatzten, daß Rußland so wenig diese Städte sehen würde als die russischen Gesandten ihre eigenen Ohren u. dgl. m.

Man einigte sich. Es war für Rußland wichtig genug, wenigstens nach der einen Seite hin Frieden zu haben. Die Beziehungen zu Polen blieben drohend. Letzteres versagte die Anerkennung des Zaren Michail auf dem Thron. Man weiß, wie geschickt Gustaf Adolf diese Bedrängniß Rußlands benutzte, um letzteres vom Meere abzuschneiden, wie er über den Frieden von Stolbowa wie über eine segensreiche Fügung der gött-

lichen Vorsehung jubelte. Er selbst hatte mit der westlichen Politik zu thun. Von dorther ermahnte man ihn, mit Rußland Frieden zu machen, um die Hände frei zu behalten zum Kampf mit Polen, zur Intervention in Deutschland. Bei mancherlei Streitigkeiten, die es auch nach dem Friedensschluß zwischen Schweden und Rußland über die Grenzregulirung und andere Fragen gab, hatte man doch das Gefühl davon, daß man zusammenstehen müsse gegen den gemeinsamen Feind Polen, dessen Solidarität mit der habsburgisch-katholischen Macht immer klarer hervortrat.

Die Bedrohung Stralsunds durch Wallenstein, ein wichtiges Moment für die Geschichte der Intervention Gustaf Adolfs in Deutschland, veranlaßte den Schwedenkönig zu einer Sendung an den Zaren Michail. Er suchte die Unruhen der Saporoger-Kosaken zu benutzen, um sie mit Hülfe der russischen Regierung vollends gegen Polen aufzuwiegeln; er ließ im Jahre 1629 den Zaren um freien Durchzug der schwedischen Truppen durch russisches Gebiet ersuchen, indem er auf die „Verschwörung des römischen Kaisers und der Päpstlichen" hinwies, welche „mit großer Macht die starke Handelsstadt Stralsund, an dem Waräger Meere gelegen, belagerten." In dem Actenstücke heißt es dann weiter: „Seine Königliche Majestät ist zu seinem eigenen und zu seines ganzen Reiches Schutze, sowie zum Schutze vieler Nachbarn und Glaubensgenossen, mit großer Kriegsmacht aufgebrochen, um dieser Stadt zu helfen und sie zu befreien, und dies ist auch gelungen. Es ist Eurer Zarischen Majestät wohl bekannt, wie der Römische Kaiser und die Päpstlichen in Deutschland einen großen Theil der evangelischen Fürsten unterjocht und die wichtigsten Punkte und Mündungen an der Küste von Dänemark, Mecklenburg und Pommern besetzt haben. Jetzt rüsten sie nun mit großem Eifer, um in dem kommenden Sommer eine gewaltige Seemacht (Sammlung von Schiffen) in dem Waräger Meere herzustellen, womit sie nicht allein dem Handel zu schaden trachten, sondern auch alle die angrenzenden Staaten: Schweden, Preußen, Dänemark erobern und dem päpstlichen Joch unterwerfen wollen. Daher fordert Seine Königliche Majestät Ew. Zarische Majestät auf, bei Zeiten zu erwägen, welche Gefahr über Ew. Majestät und Ihren Staaten schwebt: kommt es erst dahin, daß der Kaiser und die päpstlichen Verschwörer das ganze schwedische Land besiegen, so werden sie auch darnach trachten, die Russen zu verderben und den alten griechischen Glauben auszurotten; — dieses will ebendeßhalb bei Zeiten ordentlich erwogen sein. Man darf annehmen, daß Ew. Zarische Majestät vor

Ablauf des Waffenstillstandes mit dem Könige von Polen keinen Krieg anfangen werden; dennoch aber muß den armen und bedrängten Leuten in Deutschland und Dänemark geholfen werden! Seine Königliche Majestät gedenkt ihre ganze Kraft dazu aufzubieten; aber ein so zahlreiches Heer erfordert bedeutende Vorräthe, während die Ernte in Schweden in Folge allzufeuchter Witterung mißrathen ist. Daher ersucht der König den Zaren in des letzteren Staaten 50.000 (?) Roggen und anderer Lebensmittel ankaufen und ausführen zu dürfen, will aber Ew. Zarische Majestät zum Besten dieser Weltfrage (мірскому дѣлу) Geld oder Getreide beisteuern, so wird es der allmächtige Gott den Staaten Ew. Majestät ganz besonders vergelten. Der Papst, der römische Kaiser und das ganze österreichische Haus trachten nur danach, wie sie wohl den ganzen Weltkreis beherrschen möchten, und sie sind jetzt in der That nicht fern von diesem Ziele; wenn wir aber sehen, daß des Nachbars Haus brennt, so müssen wir rasch Wasser herbeischleppen und löschen helfen, um auch unser Hab und Gut zu bewahren; es ist wahrlich Zeit für Ew. Zarische Majestät darauf zu sinnen, wie den Nachbarn zu helfen und das eigene Interesse sicherzustellen sei."

Dieses von Solowjew (Bd. XI. S. 179—180) mitgetheilte Actenstück zeigt, daß die russischen Archive reichliche Ausbeute auch für die Lage West-Europas darbieten. Auch für diese Zeit ist in den obenangeführten und anderen russischen Geschichtswerken noch mancher wichtige Beitrag zu finden. Bisher sind übrigens in Rußland viel mehr Actenstücke herausgegeben als eigentlich verarbeitet und gewürdigt worden. Man muß mit dem für einzelne Fragen wahrhaft großartigen Rohmaterial umgehen lernen.

A. Brückner.

Winkelmann (Ed.). Bibliotheca Livoniae historica. Systematisches Verzeichniß der Quellen und Hülfsmittel zur Geschichte Estlands, Livlands und Kurlands. Erstes Heft. St. Petersburg, 1869. (VI., 307 S. 4°).

Die Anzeige dieses Buches ist uns leider zugleich ein Abschied von dem Verfasser desselben, denn Herr Dr. Winkelmann hat bereits aufgehört, einer der Unsrigen zu sein: einem Rufe nach Bern folgend, hat er Dorpat verlassen.

Wie Arndt, Gadebusch, Bunge in älterer, Hansen, Pabst und Andere in neuerer Zeit, so hat auch Winkelmann zu denjenigen Gelehrten gehört,

die, aus Deutschland zu uns einwandernd, für die Erforschung der Geschichte ihrer neuen Heimat das nachhaltigste Interesse faßten und sich um dieselbe verdient machten. Es schienen von ihm noch viele Arbeiten auf diesem Gebiete in Aussicht zu stehen, nun aber hat sich's anders gefügt und das hier angezeigte Werk, dessen zwei Hefte einen recht stattlichen Band bilden werden, ist gleichsam ein Vermächtniß, daß der Scheidende uns hinterläßt.

Und zwar ein Vermächtniß, daß nicht erwangeln kann, dem Erblasser ein langwährendes, dankbares Gedächtniß unter uns zu stiften. Diese Bibliotheca Livoniae historica wird fortan ein unentbehrliches Hülfsbuch sein in der Hand eines Jeden, der, sei es berufsmäßig oder nur gelegentlich, sei es im Ganzen oder im Einzelnen, sei es, um unserer Provinzen selbst willen oder im Interesse der Nachbarländer, mit unserer Provinzialgeschichte etwas zu schaffen hat. Ja, das allerunentbehrlichste unter allen für den nämlichen Zweck etwa noch in Betracht kommenden und bisher gebrauchten Hülfsbüchern wird es sein. Des bahnbrechenden Gadebusch „Abhandlung von livländischen Geschichtsschreibern" (1772), und Napiersky's Fortsetzung derselben (1824), sind alt und in Vielem veraltet; J. Pauckers „Literatur der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands aus den Jahren 1836 bis 1847" verzeichnet nur die in dem angegebenen Zeitraum erschienenen Schriften, läßt also sogar noch eine muthwillige Lücke zwischen sich und dem angeführten Werke Napiersky's und ist überdies so confus angelegt, daß nur selten Einer darin gefunden haben mag, was er suchte; eine wiederum von Napiersky verfaßte Fortsetzung dieser Paucker'schen Arbeit bis zum Jahre 1855 hatte natürlich auch nur einen im Verhältniß zu dem kurzen Zeitabschnitt beschränkten, und, so zu sagen, zufälligen Gebrauchswerth; das „Schriftsteller-Lexikon" von Recke und Napiersky endlich, nebst den Nachträgen von Beise, verfolgt eine ganz andere Absicht als die eines literarischen Apparats für Geschichtsstudien und entbehrt auch aller für einen solchen Gebrauch allenfalls als denkbar zu setzender Hülfsregister. Immerhin noch der beste Rathgeber für Jeden, der sich über eine bestimmte Periode, ein bestimmtes Ereigniß oder ein bestimmtes sachliches Moment unserer Geschichte die nöthigsten Literaturnachweise zu verschaffen wünschte, war bis dahin der Citatenschatz in v. Richters „Geschichte der Ostseeprovinzen"; doch auch dieser nur ein Nothbehelf, denn sowohl an Vollständigkeit der Quellenaufzählung, als auch an Ausführlichkeit und Genauigkeit der Titelangaben blieb hier viel

zu wünschen übrig, für gar viele Fragen aber war dieses allgemeine und nur bis zum Anfang der russischen Herrschaft reichende Geschichtswerk natürlich gar nicht der Ort. Es war also in der That einem Bedürfniß abzuhelfen, und Winkelmann hat es gethan. Wir prophezeien seinem Buche, so trocken es seiner Natur nach ist, eine gewisse Popularität im Lande.

Für die praktische Brauchbarkeit eines solchen Werkes kommt natürlich nicht weniger als Alles auf das Fächerwerk an, in welches der Stoff vertheilt worden ist, und durch nichts besser als durch einen Einblick in dieses Fächerwerk kann man sich von dem Umfang und Inhalt des Werkes einen Begriff machen. Daher möge das ganze Schema der Winkelmannschen Eintheilung hier wiedergegeben werden.

Erster Theil: Einleitendes.

I.

Allgemeines über die geschichtlichen Studien in Beziehung auf die Provinzialgeschichte.

Bibliographische Hülfsmittel.

Zeitschriften der baltischen Provinzen und andere historischen Inhalts. Publicationen der gelehrten Gesellschaften.

Urkunden-Sammlungen und Nachrichten von Urkunden: a) Baltische Urkunden-Sammlungen, b) Außerbaltische Urkunden-Sammlungen. Anhang: Baltische Diplomatik.

Chroniken-Sammlungen.

Miscellan-Werke.

II.

Allgemeine Geographie der baltischen Provinzen: a) Reisen und Beschreibungen, b) Karten.

Oro- und Hydrographie: a) Orographie, b) Hydrographie (das Meer, die Landseen, die Flüsse).

Geographie und Statistik der einzelnen Provinzen: a) Estland, b) Livland, c) Kurland, d) Die Inseln.

III.

Allgemeine Ethnographie der baltischen Provinzen: a) Der finnische Stamm im Allgemeinen: Esten (Sprache, Poesie und Sage, Literatur, Religion, Sitten und Gebräuche), Liven, Kreewingen; b) Der littauische Stamm im Allgemeinen: Letten (Sprache, Poesie und Sage, Literatur, Religion, Sitten und Gebräuche); c) Die Schweden; d) Die Deutschen

(Sprache, Poesie und Sage, Literatur, Aberglauben, Sitten und Gebräuche); e) Die Russen; f) Die Juden.

Anhang: 1) Luxusgesetze, 2) Hexenprocesse.

IV.

Alterthümer im Allgemeinen: a) Bauerburgen und Ritterschlösser; b) Grabstätten (eingemauerte Menschen); c) Münzen (orientalische und andere in den Ostseeprovinzen gefundene Münzen, livländische Münzen und Medaillen, inländische Münzsammlungen); d) Verschiedene Alterthümer.

Zweiter Theil: Zeitgeschichte.

I.

Allgemeine Geschichte der baltischen Provinzen.

Zur allgemeinen Rechtsgeschichte

Geschichte einzelner Zeitabschnitte. Erste Abtheilung: a) Urzeit; b) Von der Gründung der deutschen Herrschaft bis zum Untergange ihrer Selbständigkeit (1561). (Allgemeine Geschichte dieser Periode. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse).

Anhang: Ueber die Beziehungen der livländischen Territorien zu dem römisch-deutschen Reiche.

II.

Geschichte einzelner Zeitabschnitte. Zweite Abtheilung: a) Polnisch-schwedische Zeit (1561—1710). (Allgemeine Geschichte Polens 1561—1660. Zur livländischen Rechts- und Verfassungsgeschichte der polnischen Periode. Geschichte einzelner polnischer Könige. Allgemeine Geschichte Schwedens 1561—1710. Zur livländischen Rechts- und Verfassungsgeschichte der schwedischen Periode. Geschichte einzelner schwedischer Könige. Allgemeine Geschichte der baltischen Provinzen in der polnisch-schwedischen Zeit. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse.) b) Russische Zeit (1710 ff.). (Allgemeine Geschichte der baltischen Provinzen in dieser Periode. Zur Rechtsgeschichte seit 1710. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse).

Dritter Theil: Ständegeschichte.

I.

Allgemeine Geschichte der baltischen Stände.

Der Orden der Schwertritter und der deutsche Orden.

II.

Kirche und Geistlichkeit: a) Die römisch-katholische Kirche bis zum Jahre 1561. (Bisthum Livland-Riga. Erzbisthum Riga. Bisthum Dorpat. Bisthum Oesel-Wiek. Bisthum Selonien-Semgallen-Kurland. Erzbisthum Lund. Bisthum Reval. Bisthum Wirland. Die Klöster.) b) Die römisch-katholische Kirche seit 1561. (Bisthum Livland, Pilten, Jesuiten.) c) Die lutherische Kirche. (Allgemeine Geschichte der lutherischen Kirche in den baltischen Provinzen. Kirchengeschichte Livlands. Kirchengeschichte Estlands. Kirchengeschichte Kurlands und Piltens. Kirchengeschichte Oesels.) b) Die reformirte Kirche. e) Die Brüder-Gemeinde. f) Protestantische Sekten. g) Die griechisch-katholische Kirche.

Anhang: 1) Geschichte des Schulwesens; 2) Geschichte der Landesuniversität.

III.

Allgemeine Geschichte der baltischen Ritterschaften: a) Herkunft und Geschichte; b) Rechte und Gerichte; c) Güter-Besitz; d) Wappen-Sammlungen.

Geschichte der einzelnen Ritterschaften: a) Estland (Ritterschule zu Reval und Fräuleinstift zu Finn); b) Livland (Fräuleinstift zu Dorpat); c) Oesel; d) Kurland (Fräuleinstift zu Mitau).

IV.

Die Städte im Allgemeinen: Allgemeines zur Geschichte der baltischen Städte. Stadtverfassungen. Handel; a) Allgemeine baltische Handelsgeschichte; b) Die baltischen Städte als Glieder der Hansa; c) Der Handel mit Rußland; d) Der Handel mit Holland und England.

V.

Die Bauern. Anhang: Freibauern. Kurische Könige.

Vierter Theil: Provinz- und Ortsgeschichte.

I.

Allgemeine Geschichte Estlands.

Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse. (Zur Rechts- und Verfassungsgeschichte Estlands).

Geschichte einzelner Ortschaften: Reval, Stadt und Dom. (Namen. Allgemeine Geschichte. Pläne und Ansichten. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse. Geschichte einzelner Oertlichkeiten und Institute).

Kleinere Städt, Ortschaften, Güter u. dgl. 1) Narva. (Namen. Allgemeine Geschichte. Pläne und Ansichten. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse. Schlacht bei Narva den 20. November 1700. Geschichte einzelner Oertlichkeiten und Institute). 2) Iwangorod. Gdow. Jamburg.

II.

Allgemeine Geschichte Livlands.

Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse. (Zur Rechts- und Verfassungsgeschichte Livlands).

Geschichte einzelner Ortschaften: Riga. (Namen. Allgemeine Geschichte. Pläne und Ansichten. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse. Geschichte einzelner Oertlichkeiten und Institute). Dorpat. (Namen. Allgemeine Geschichte. Pläne und Ansichten. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse. Geschichte einzelner Oertlichkeiten und Institute). Kleinere Städte, Ortschaften, Güter u. dgl. Anhang: Polnisch-Livland (Dünaburg).

Allgemeine Geschichte Oesels.

Geschichte einzelner Ortschaften.

III.

Allgemeine Geschichte Kurlands und Semgallens. (Zur kurländischen Rechts- und Verfassungsgeschichte.)

Geschichte Piliens. (Zur piltenschen Rechts- und Verfassungsgeschichte).

Allgemeine Geschichte der Herzöge von Kurland und Semgallen.

Geschichte einzelner Herzöge, Zeitabschnitte und Ereignisse.

Geschichte einzelner Ortschaften: Mitau. (Namen. Allgemeine Geschichte. Pläne und Ansichten. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse. Geschichte einzelner Oertlichkeiten und Institute). Kleinere Städte, Ortschaften, Güter u. dgl.

Fünfter Theil: Familien- und Personengeschichte.

Sechster Theil: Abschließendes.

I.

Curiosa-Varia.

Nachträge.

II.

Register der Autoren, Herausgeber, Uebersetzer, Zeichner und Stecher.

Register der anonymen Schriften.

Register der Schriften in ruſſiſcher Sprache.
Register der Handſchriften nach ihrem Aufbewahrungsorte.

Dies die Inhaltsangabe für das ganze Werk, deſſen vorliegendes „erſtes Heft" bis zur Rubrik „Curioſa-Varia" des ſechsten Theiles reicht, ſo daß für das zweite Heft nur noch die Nachträge und die Regiſter übrig bleiben. Man ſieht, wie eingehend und überſichtlich die Eintheilung iſt. Nur iſt es leider ein Vergehen gegen die Logik, daß die Nachträge und Regiſter auch in die Eintheilung gezogen und mit dem letzten wirklichen Eintheilungsgliede, jenen „Curioſa-Varia", unter einer ſo unbeſtimmten Ueberſchrift wie „Abſchließendes" zu einem „Theil" zuſammengefaßt werden. Steht doch auch dieſes „Abſchließende" nur dem Worte, nicht dem Inhalte nach in einem Gegenſatze zu dem berechtigteren „Einleitenden" des erſten Theiles.

Die Geſammtſumme der in dieſem „erſten Hefte", alſo abgeſehen von den Nachträgen in dem Werke überhaupt, aufgezählten Schriften — theils ſelbſtändiger Bücher, theils längerer oder kürzerer Artikel in Sammelwerken und Zeitſchriften — beträgt 8164. Die alphabetiſch geordnete „Familien- und Perſonen-Geſchichte" (der „fünfte Theil") enthält allein 1358 Nummern, obgleich von denjenigen Perſonen, über welche ſchon das „Schriftſteller-Lexikon" Auskunft giebt, nur die wenigſten auch hier wieder notirt zu werden brauchten. Mit der Nummernzahl verſchiedener anderer Abtheilungen ließen ſich vielleicht ſtatiſtiſche Experimente anſtellen, ſo gut wie mit allem Uebrigen in der Welt. Z. B. Geſchichte der baltiſchen Ritterſchaften 319 Nummern, der Bauern 232, der Städte 100; Geſchichte der lutheriſchen Kirche 222, der römiſch-katholiſchen ſeit 1561 65, der griechiſch-katholiſchen 15, der reformirten 3, der Brüdergemeinde 27; Geſchichte der Stadt Riga 705, Reval 221, Narva 192, Dorpat 104, Mitau 87. Sollte es nicht der Fall ſein, daß ſich in dieſen Ziffern auch das objective provinzialgeſchichtliche Werthverhältniß der genannten Dinge ausgedrückt findet?

Als Gadebuſch ſeine ſchon oben erwähnte „Abhandlung von livländiſchen Geſchichtsſchreibern" herausgab, damit zuerſt eine methodiſche Orientirung auf dem Gebiete unſerer Geſchichtsforſchung ermöglichend, war er ſelbſt verwundert über die große Zahl der von ihm gefundenen Autoren, und doch hatte er deren nicht einmal ein volles Hundert gefunden,

mit einer Summe von literärischen Productionen, deren Gesammtziffer sich auch nur auf wenige Hunderte erheben mag. So sehr also hätte sich seit ungefähr hundert Jahren unser historischer Apparat vergrößert, theils durch neuere schriftstellerische Leistungen, theils durch fortgesetzte Aufspürung verborgen gewesener älterer. Brächten wir bei dieser Vergleichung auch alles das in Abzug, was unter der Druckschriftenmasse des letzten Jahrhunderts, obgleich nur wiedergekäutes und für die eigentliche Geschichtsarbeit werthloses Stroh, doch um der erstrebten möglichsten Vollständigkeit willen neben dem Wesentlichen und Brauchbaren Platz gefunden hat, und lassen wir auch den Umstand nicht unbeachtet, daß Winkelmann in weit größerem Umfange als einst Gadebusch auch solche Quellen und Hülfsmittel herbeigezogen hat, die nur theilweise oder nur mittelbar der livländischen Geschichtsforschung dienen, so bleibt die Differenz doch immerhin eine so erhebliche, daß dieselbe, auch ganz äußerlich genommen, gewisse befriedigende Gedanken hervorzurufen geeignet ist. Denn wie sollte man nicht denken, daß eine Lebensform, die soviel Geschichte hat, auch noch einige Zukunft habe? Selbst zum Ueberwinden der bloßen vis inertiae in einer einmal vorhandenen Masse gehört Kraft und Zeit.

Leider nur ist zu bemerken, daß es bei diesem nämlichen Buche einen andern Umstand giebt, der nicht umhin kann auf unser provinzielles Selbstbewußtsein gerade im entgegengesetzten Sinn zu wirken. Es ist die Geschichte seiner Herausgabe. Zwar wurde Herr Winkelmann dabei von unseren mit provinziellen Geschichtsstudien sich beschäftigenden Vereinen zu Mitau, Riga, Dorpat, Reval, Narva insofern unterstützt, als jeder dieser Vereine eine kleine Summe zur Deckung der Kosten für die im Interesse der Arbeit zu unternehmenden Reisen beitrug. Aber diese Vereine sind arm; ihre Einkünfte bestehen meistens nur in den Jahresbeiträgen der eben nicht zahlreichen Mitgliederschaft, und nur einer derselben, wenn wir nicht irren, besitzt einen eigenen Fonds, zugleich aber, wie man sagt, mehr Neigung zum Sparen als zur zweckmäßigen Verausgabung. So wäre wol die Beschaffung der Druckkosten innerhalb der Provinzen selbst nicht leicht geworden. Glücklicher Weise hat die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg die Sache auf sich genommen — unter anderen Gründen, insbesondere auch aus Rücksicht auf das Bedürfniß der russischen und polnischen Historiker. Der Herr Akademiker Kunik ist es, dem wir diesen Beschluß der Akademie, sowie schon manche andere Veranstaltung

oder Förderung von Publicationen, die mehr oder weniger auch unserer Provinzialgeschichte zu gut kamen, vorzugsweise zu danken haben.

Noch wäre hier ein Urtheil abzugeben über den in dem Werke erreichten Grad von Vollständigkeit in der Aufzählung der Schriften und von Genauigkeit in der Angabe der Titel, sowie über einiges Verwandte. Doch steht dafür schon gewissermaßen der Name des durch exacte Arbeiten bekannten Verfassers ein, und in der That hat auch eine nicht ganz oberflächliche Durchsicht des Werkes uns davon überzeugt, daß, wenn einst eine zweite Ausgabe desselben ermöglicht werden sollte, dann zwar Manches zu berichtigen, noch weit mehr zu ergänzen sich finden wird, daß aber die Leistung auch jetzt schon eine sehr sorgfältige und namentlich ihrem praktischen Zwecke zunächst vollkommen genügende genannt werden muß.

Wie wir hören soll wirklich auch eine verbesserte neue Ausgabe von vornherein von der Akademie selbst in Aussicht genommen und deßhalb die vorliegende nur in einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Exemplaren gedruckt worden sein. Dennoch wird an eine zweite Ausgabe gewiß nicht eher gegangen werden, als bis man Gelegenheit gehabt haben wird, die der ersten etwa noch anhaftende Mängel deutlich zu übersehen. Um so mehr ist es die Pflicht jeden Kenners der provinziellen Geschichtsliteratur und insbesondere der erwähnten historischen Vereine, sofort auf eine allmählige Ansammlung bezüglicher Notizen und Materialien Bedacht zu nehmen.

Bei seltenen Büchern hat Herr Winkelmann öfters die Bibliothek oder die Bibliotheken angezeigt, in welchen sie zu finden sind. Man wird den Nutzen dieses Verfahrens nicht verkennen. Wenn dasselbe einerseits mit möglichst umsichtiger Abgrenzung des Begriffs der Seltenheit und andrerseits mit durchgängiger Berücksichtigung aller zunächst in Betracht kommender Bibliotheken durchgeführt wäre, so könnte das Winkelmannsche Werk geradezu als eine Art Generalkatalog der größeren dieser Bibliotheken dienen; denn von den gewöhnlichen Büchern wäre eben anzunehmen, daß sie in ihnen allen vorhanden sind, und bei den seltenen wäre Anwesenheit oder Abwesenheit für jede von ihnen angezeigt. Leider nur finden wir, daß gerade in diesem Punkte die Angaben noch sehr ungenügend sind; wenn Winkelmann bei einer selteneren Druckschrift eine der von ihm durchforschten Bibliotheken notirt, so folgt daraus in der Regel noch gar nicht, daß dieselbe wirklich in keiner der übrigen zu finden sei. Bei einer zweiten Ausgabe würden wir eine betreffende Revision des ganzen Werkes für unerläßlich halten.

Eine bei dem ersten Anblick vielleicht auffallende Einrichtung ist es, daß der Verfasser außer dem gesammten Heer der Druckschriften auch eine gewisse Anzahl von Manuscripten zugelassen hat; denn, könnte man fragen, wo ist da die Grenze? Nimmermehr vermöchte er sich doch z. B. über sämmtliche provinzielle Archivalien geschichtlichen Inhalts auszudehnen. — Allerdings! Aber andrerseits wäre es denn doch eine empfindliche Lücke gewesen, wenn z. B. die Codices unserer Chroniken, sowohl der bereits herausgegebenen als auch der andern, gefehlt hätten. Mochte die Grenze des aufzunehmenden Handschriftlichen auch nur durch einen gewissen praktischen Takt zu bestimmen sein, so war es doch durchaus geboten, die Grenze des bloß Druckschriftlichen zu überschreiten. Die Registrirung der zur Provinzialgeschichte gehörigen Pergamente und Papiere inländischer und ausländischer Archive — in der Weise, wie Schirren sie begonnen hat — bildet freilich eine von der Bibliotheca Livoniae historica verschiedene und zwar weit größere Aufgabe. Es hängt aber von der werdenden Geschichte ab, ob für die Vertiefung in die vergangene noch so viel Athem sein wird.

Pflichtmäßig hätten wir in diesem Hefte unserer Zeitschrift noch einige Bücher baltischen Interesses anzuzeigen gehabt, die, im Auslande gedruckt, doch zu derjenigen Kategorie gehören, die uns zu kaufen, zu lesen und reservatis reservandis öffentlich zu besprechen erlaubt ist, — wie die „Baltischen und russischen Culturstudien" von Eckardt, die „Geschichtsbilder aus der lutherischen Kirche Livlands" von Harleß, den „deutsch-russischen Konflikt an der Ostsee" von Bock. Aber unsere Leser werden Nachsicht mit uns haben, wenn wir — dem Ende unserer redactionellen Thätigkeit so nahe stehend — dieser unter den gegebenen Umständen immerhin nicht sehr bequemen Pflicht uns lieber entziehen mochten.

Das vorliegende Doppelheft, genannt „October und November 1868", wird von uns erst am 24. Mai 1869 abgeschlossen. In Kurzem erscheint unser letztes Heft, und bis dahin versparen wir auch die Anzeige über eine eventuelle Fortsetzung der Baltischen Monatsschrift unter veränderter Redaction.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 24. Mai 1869.

Redacteur G. Berkholz.

Zur Geschichte der Geschichte.

W. E. Hartpole Lecky, Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. A. d. Engl. von Dr. H. Jolowicz. 2 Bde. Leipzig und Heidelberg. C. F. Wintersche Verlagshandlung 1868. S. XXVIII u. 317 u. 321.

(Schluß.)

II.

Die Geschichtsschreibung und -Forschung hat es, wie wir in dem Vorstehenden andeuteten, versäumt, sich über ihre Aufgabe vollkommen klar zu werden. Letzteres wäre eher geschehen, wenn die Geschichtsforscher häufiger, als dieses vorgekommen, ihre eigene Wissenschaft zum Gegenstande ihrer Studien gemacht hätten. Alle nur erdenklichen Stoffe sind eher historisch behandelt worden als derjenige, welcher für die Historiker eigentlich von dem allergrößten Interesse sein müßte: die Geschichte der Geschichte. Es ist sehr auffallend und nur durch das oft bisher völlig mangelnde Bedürfniß einer Theorie der Geschichte zu erklären, daß die Geschichte vieler andern Disciplinen unverhältnißmäßig gründlicher und umfassender behandelt worden ist als die Geschichte der historischen Studien. Alle Wissenschaften mögen sich bewußt sein, daß ihre Fortentwickelung wesentlich von der genauen Erkenntniß ihrer Vergangenheit bedingt wird. Wer die Hauptmomente der Geschichte einer Wissenschaft, ihrer Methoden, der von ihr eingeschlagenen Richtungen kennt, wird leichter die Aufgaben erfassen, die demnächst zu lösen sind, die Richtungen bezeichnen, welche ein ferneres Gedeihen und Wachsen der Wissenschaft bedingen. Seltsamerweise ist gerade dieses Bewußtsein bei den Historikern, wie es scheint, weniger vorhanden als bei den Vertretern anderer Wissenschaften. Man braucht nur an die fruchtbar angebaute und vielfach behandelte Geschichte der Philosophie zu denken, um sich zu erinnern, wie gewaltig in dieser Beziehung die Historiker hinter den Philosophen zurückgeblieben sind, während

ſie doch gerade als Hiſtoriker allen andern in der Erforſchung ihrer eigenen Wiſſenſchaften zum Beiſpiel dienen ſollten. Dagegen iſt gerade der Einfluß der Philoſophie auf die Geſchichte darin wahrzunehmen, daß man wohl in der letzten Zeit angefangen hat die Syſteme der Philoſophie der Geſchichte hiſtoriſch darzuſtellen.*) Aber eine allſeitige, erſchöpfende Geſchichte der Geſchichte iſt noch nicht geſchrieben worden. Die Würdigung einzelner Geſchichtſchreiber wie etwa des Thukydides durch Roſcher; die literar-hiſtoriſche Beſprechung der Leiſtungen einzelner neuerer Forſcher, wie Macaulay's Aufſatz über Ranke, Gervinus' ſchöner Nekrolog Schloſſer's und ähnliche Arbeiten, haben bisher nur einige Materialien für eine Geſchichte der Geſchichtswiſſenſchaft geliefert. Man hat mehr Quellenkunde der Geſchichte getrieben, als eine Literaturgeſchichte der Geſchichte ſchreiben wollen. Seit Wachler's großem Werke über den letzteren Gegenſtand iſt ein halbes Jahrhundert vergangen, ohne daß ein ſolcher Verſuch wiederholt worden wäre. Aber bei einer Geſchichte der Geſchichte würde es ſich um noch ganz Anderes handeln als um eine Geſchichte der hiſtoriſchen Literatur. Die Geſchichte der Geſchichtſchreibung wäre nur ein Theil der Geſchichte der Geſchichte. Die Geſchichte der Methode hiſtoriſchen Arbeitens, die Geſchichte der Objecte der Geſchichtſchreibung u. ſ. w. würde dahin gehören. Die Geſchichte jedes Objects der hiſtoriſchen Studien hat ihre Geſchichte, bei welcher nicht, wie bisher geſchehen, der Geſichtspunkt der Correctheit, der Glaubenswürdigkeit, der hiſtoriſchen Kritik im engeren Sinne maßgebend ſein muß, ſondern das Beſtreben jedes Geſchichtswerk als ein Product der jeweiligen Zeitverhältniſſe zu würdigen und darzuſtellen. Mit den alleranziehendſten und wichtigſten Theil einer Geſchichte der Geſchichte müßte die Erforſchung der Umſtände ausmachen, welche die Beſchäftigung mit immer neuen und neuen Gebieten menſchheitlicher Entwickelung bedingten und welche neben den Studien der Kirchen- und Staatsgeſchichte die der Kunſt-, Rechts-, Literatur- und Wirthſchaftsgeſchichte beginnen und blühen ließen; die Erforſchung der Umſtände, unter denen der Gedanke einer National- und kosmopolitiſchen Geſchichte, der der Geſchichte der Civiliſation, der der Philoſophie der Geſchichte möglich war u. ſ. f.

Die Bedeutung dieſer Fragen auf dem Gebiete der Theorie und Geſchichte der hiſtoriſchen Studien mögen die vorſtehenden Erörterungen

*) So z. B. das Buch von Staſſulejewitſch, Опытъ исторіи системъ философіи исторіи.

entschuldigen. Letztere entstanden bei der Beschäftigung mit W. E. Hartpole Lecky's Buche Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa, welches unstreitig zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuesten Geschichtsliteratur zählt und daher eine eingehendere Würdigung verdienen dürfte.

Bereits im Jahre 1865 erschien die erste Ausgabe des englischen Originals, History of the rise and influence of the spirit of Rationalism in Europe. Schon im folgenden Jahre war eine dritte Auflage nöthig geworden, aber erst im Laufe dieses Jahres (1868) erschien die mit Bewilligung des Verfassers übersetzte deutsche Ausgabe von Dr. H. Jolowicz, welcher „Rationalism" mit Recht in diesem Falle durch „Aufklärung" übersetzen zu müssen gemeint hat.

Lecky ist ein Irländer von Geburt und war bei dem Erscheinen seines Buches ein Jüngling von 27 Jahren. Er studirte zuerst in Dublin Theologie, widmete sich aber nach dem Tode seines Vaters, der ihm ein Vermögen hinterließ, historischen Studien und sammelte besonders auf Reisen in Deutschland, Holland, Frankreich, Spanien, Italien die Materialien zu dem nun vorliegenden Werke. — Ein solcher äußerer Lebensgang erinnert an die Verhältnisse, unter denen Buckle's Werk entstand. Buckle hat längere Zeit hindurch gesammelt, glänzt durch eine noch größere Gelehrsamkeit und Belesenheit als Lecky, aber der letztere stellt sich die Aufgaben seiner Darstellung klarer, präciser und erreicht in dem von ihm gewählten und gründlich erforschten Gebiete gründlichere Resultate. Die einzelnen Theile der Bücher Beider sind Essays zu nennen, die zusammen noch kein geschlossenes Ganzes bilden, deren Reihe noch sehr viel weiter fortgesetzt werden könnte. Die Fortsetzung von Buckle's Werk wurde leider durch den Tod unterbrochen: Lecky's vollendetes Buch läßt noch bedeutendere Arbeiten erwarten. Beide haben inductiv gearbeitet; eine unermeßliche Reihe von Thatsachen sich vergegenwärtigend, haben sie aus denselben die Summe zu ziehen versucht. Die einzelnen Erscheinungen sind ihnen Exemplificationen eines Satzes, einer Idee, deren Realisirung in der Geschichte nachgewiesen werden soll. Es liegt nahe zu glauben, daß Buckle's Beispiel auf die Art der Arbeiten Lecky's von Einfluß gewesen ist.

Lecky's Buch zerfällt in folgende Abschnitte: Ueber den abnehmenden Sinn für das Wunderbare — Magie und Hexerei, die Wunder der Kirche — Aesthetische, wissenschaftliche und sittliche Entwickelung der Aufklärung — Ueber die Verfolgung, die Ursachen der Verfolgung, die

Geschichte der Verfolgung — Ueber die Säcularisation der Politik, die Geschichte der Industrie und die Aufklärung.

Es gilt dem Verfasser in diesen einzelnen Abschnitten die geistige Atmosphäre der verschiedenen Jahrhunderte vorzugsweise in Bezug auf theologische Ansichten zu erforschen; er betrachtet, wie sich ein Schriftsteller, den er anführt, ausdrückt, das „Klima der Meinungen", er schreibt eine Geschichte der Vorurtheile, des Aberglaubens und legt besonderes Gewicht auf die Symptome und Erscheinungen, welche das Schwinden eines Vorurtheils, eines Aberglaubens andeuten, beweisen. Die allmähliche Veränderung der allgemein verbreiteten Ueberzeugungen, die Hauptmomente der Entwickelung aufgeklärterer Ansichten, die Entstehung und die Wirkung bedeutender literarischer Erscheinungen, welche als Barometer der herrschenden Stimmung gelten können und welche bisweilen auch modificirend auf die herrschenden Stimmungen einwirken — das ist das Thema in Lecky's Buche, welches uns eine vergleichende Statistik der geistigen und sittlichen Zustände verschiedener Jahrhunderte darbietet. Hier haben wir reiche Beiträge für die Geschichte der Toleranz, des Mitleids, der echt humanen Bestrebungen, der allmählichen Emancipation vom Obscurantismus. Hier haben wir eine echt historische Würdigung der Geschichte des Christenthums, der verschiedenen Phasen theologischer und kirchlicher Systeme, der Beziehungen, die im Laufe der Zeit zwischen den Institutionen einerseits und den Massen der Bevölkerung, dem eigentlichen Zeitgeist andererseits bestanden haben. Hier wird uns der Weg gezeigt, welcher auf dem Gebiete einiger Hauptfragen der Theologie, der Politik, der Aesthetik, der Nationalökonomie zu den modernen Ergebnissen, zu den Institutionen und herrschenden Ansichten der Neuzeit geführt hat. Für diese moderne Bildung, für die Bestrebungen der allerneuesten Zeit giebt Lecky's Buch selbst einen Maßstab ab; es kann als ein Barometer in dem Klima der modernen Meinungen gelten.

Man hat es mit Recht Buckle zum Vorwurf gemacht, daß er frühere Zeiten mit dem Maßstab der modernen Bildung zu messen pflegte, daß er über Verkehrtheiten längstvergangener Jahrhunderte in tendenziöser, publicistischer Weise den Stab brach, statt sie objectiv historisch im Zusammenhange mit den Zeitverhältnissen zu würdigen. Lecky's Urtheile sind ruhiger, wie von größerer Reife, von einem echt historischen Sinn zeugend. Er preist die Errungenschaften der Jetztzeit, er verabscheut die Finsterniß und Beschränktheit in den herrschenden Ansichten früherer Jahrhunderte,

aber es geschieht das Eine wie das Andere mit einer Gelassenheit, welche auf ein weit höheres Alter des Verfassers schließen lassen könnte. Eine ungewöhnliche Klarheit und Deutlichkeit des Ausdrucks zeichnet das Buch aus, eine Wärme spricht aus demselben; mit reichlich strömender Beredsamkeit ebenso sehr wie mit einem gewaltigen Apparat von Kenntnissen plaidirt der jugendliche Verfasser für den Fortschritt, aber er wendet sich nicht verachtend hinweg von den unerfreulichen Erscheinungen der Verfolgungssucht, des religiösen Haders, der kirchlichen Tyrannei früherer Zeiten; wie ein theilnehmender Arzt sucht er die Krankheiten der Gesellschaft, die Ausgeburten unvollkommener geistiger und sittlicher Zustände zu studiren: mit Spannung folgen wir an seiner Hand den langsam aber sicher sich ankündigenden Zeichen der Genesung in den Geistern und Gemüthern der letzten Epochen.

Der Uebersetzer sagt in seiner Vorrede: „Wie Voltaire in seinem Essai sur les moeurs den Faden der Culturgeschichte dort aufnahm, wo ihn Bossuet's Discours sur l'histoire universelle hatte fallen lassen: so möchte ich unser Werk mit dem größten Erzeugniß der neuen Geschichtschreibung, mit Gibbons Geschichte vom Verfall und Untergang des römischen Reichs in Verbindung setzen. Gibbon hatte sich den erschütterndsten Stoff der Weltgeschichte ausgewählt, denn der Fall des Römerreiches war der Fall der Menschheit (?) und er verfolgte ihn bis in die letzten verwitternden Trümmer der alten Weltstadt, bis von Norden her Pfleger einer neuen Bildung gepilgert kamen, um in dem Schutte dieser Trümmer mit liebevoller Theilnahme nach etwa noch vorhandenen Spuren der hier untergegangenen Cultur zu suchen. Wo Gibbons Fall des Römerreichs endet, hebt Lecky's Ursprung der Aufklärung an und bildet sein ebenbürtiges Gegenstück. Ist jenes die größte Tragödie der Geschichtschreibung, so ist dieses die göttliche Komödie in ihr, denn es ist auch ein Weltgericht wie Dante's unsterbliches Dichterwerk und es nimmt auch denselben Gang wie dieses. Es geht von der mit christlichen Scheiterhaufen erleuchteten Hölle der mittelalterlichen Kirche durch das Fegefeuer der Reformationskämpfe zu dem Paradies der Geistesfreiheit fort, das bald nach dem dreißigjährigen Kriege zu dämmern beginnt und sich mit dem achtzehnten Jahrhundert immer sonnenheller aufthut, wo

La gloria di colui, che tutte muove,
Per l'universo penetra, e risplende
In una parte più e mene altrove.

So gleicht unser Werk einem großem Rechnungsabschluß des Liberalismus wo sich wie in einem Brennpunkt alle die zerstreuten Strahlen des immer wachsenden Lichtes versammelt finden, die seit so viel Jahrhunderten das verfinsterte Europa erhellt, erwärmt, belebt und befruchtet haben. Und so sprudelt Allen, die nach diesem Lichte ringen und die in dem abderitischen Geschrei und Geschnatter der Dummheit und der Leidenschaften, das man Weltgeschichte nennt, nicht selten den Muth und die Arme möchten sinken lassen, hier ein unerschöpflicher Quell fester Zuversicht auf den Sieg der Wahrheit."

Bei so umfassenden Stoffen, die der Verfasser behandelt, bei so sicheren und klaren Ergebnissen, die er gewonnen, hat er nicht den Anspruch „Gesetze" in der historischen Welt gefunden zu haben. Ihm genügt die Erkenntniß, daß es einen Fortschritt giebt und zwar einen Fortschritt auf sittlichem Gebiete; ihm genügt die Beobachtung, daß ein solcher Fortschritt sehr langsam und fast unmerklich sich vollzieht; er ist weit davon entfernt diese Ergebnisse für Gesetze zu halten. Ein doch mehr sachliches als theoretisches Bedürfniß hat ihn getrieben sich so tief ernsten, weitschichtigen Studien zu widmen. Er meint nicht das Problem der geschichtlichen Methode gelöst, den Zweck der Geschichtschreibung erschöpft zu haben.

Das Buch tritt wie Buckle's Werk mit einem großen gelehrten Apparat auf. Dem Verfasser sind nicht bloß die Geschichtswerke früherer Zeiten bekannt, sondern auch die wissenschaftliche Literatur anderer Gebiete. Er citirt unzählige theologische, philosophische, staatswissenschaftliche Schriften; er kennt eine Menge halbvergessener oder nur sehr wenig beachteter Bücher, deren Bedeutung er zu würdigen weiß. Er hat unzählige Broschüren und Pamphlete gelesen, welche die Signatur ihrer Zeit, der momentanen Zeitverhältnisse tragen und den besten Maßstab abgeben für die Geistesrichtungen, welche sie vertreten. Er hat die Schriften der Kirchenväter ebenso gründlich durchforscht wie die Werke der Reformatoren; die Aufklärungsliteratur des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ebenso gut wie unzählige Monographieen der letzten Zeit. Nur selten fällt in der Belesenheit des Verfassers eine wesentliche Lücke in die Augen wie er denn z. B. bei der Geschichte der Hexenprocesse u. dgl. der Schriften des Thomasius nicht erwähnt. In den meisten Fällen ist seine Quellen- und Literaturkenntniß staunenerregend. Er hat eine ausgezeichnete encyclopädische Bildung und ist in der Theologie und in den Staatswissenschaften, in der Aesthetik und Wirthschaftslehre bewandert. Mit Ausführlichkeit handelt

er von den Hexenproceſſen, wie von den Judenverfolgungen, von der Geſchichte des Theaters und der Malerei, von der theologiſchen Dogmengeſchichte und von der Entwickelung der Kirchenpolizei. Andere Schriftſteller könnten ſich Glück dazu wünſchen am Abend ihres Lebens ſo vielſeitiges, durch raſtloſe Arbeit erworbenes Wiſſen für ein größeres Werk verwenden zu können. Lecky beginnt ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn ſchon mit einem ſo mächtigen Capital von Bildung und Kenntniſſen.

Lecky hat ebenſo wie Buckle ein klares Bewußtſein von der Bedeutung der Naturwiſſenſchaften für die moderne Bildung, von der Wichtigkeit der Entwickelung des Volkswohlſtandes für politiſche und ſociale Inſtitutionen. Er betont die Rolle, welche einzelne Denker in der Geſchichte ſpielen und ſagt wohl gelegentlich, daß Bacon, Descartes und Locke mehr als alle Anderen ihrer Zeit eine Richtung gegeben hätten. Er weiß den Einfluß zu würdigen, welchen die Entdeckungen der Naturwiſſenſchaften, indem ſie das Gebiet des Geſetzloſen und Unbegreiflichen beſchränkt haben, auf den ganzen Denkkreis der modernen Menſchen übten. Ebenſo hoch ſchätzt er die Wirkung techniſcher Erfindungen, wenn er u. A. bemerkt, Watt und Stephenſon hätten faſt ebenſo ſehr zur Umgeſtaltung der Meinungen beigetragen wie Luther und Voltaire. Aber der Hauptgegenſtand ſeiner Forſchung bleibt ſtets die Frage, ob die allgemeinen Tendenzen der Civiliſation von einer Zunahme oder einer Verringerung von Glück, Tugend und Menſchenliebe begleitet geweſen ſeien. Die Entſcheidung dieſer Frage zu Gunſten des ethiſchen Fortſchritts durch gewiſſenhafte Prüfung der hiſtoriſchen Thatſachen, die Geſchichte der Meinungen, der Hinweis auf die gewaltige Strecke, welche die Menſchheit während der letzten Jahrhunderte auf dem Gebiete der Sittlichkeit zurückgelegt habe, iſt das Ergebniß ſeines Werks. Lecky iſt durchaus liberal und wird den Hochkirchlichen faſt ebenſo bedenklich erſchienen ſein wie Buckle, aber mit ſicherem Bewußtſein iſt er ein Idealiſt, und weiß ſich und den Zeitgeiſt im Gegenſatze zum Materialismus und Atheismus.

„Der allgemeine Zug des Zeitgeiſtes“, ſagt er, „iſt in der Richtung des Rationalismus; es herrſcht die Neigung vor den Geiſt und das ſittliche Element des Chriſtenthums zu ſchützen, aber die dogmatiſchen Syſteme und beſonders die Wundergeſchichten zu verwerfen ... Ueberall finden wir das Gefühl vorherrſchend, die Vertheidigung des Chriſtenthums in der Sicherſtellung des Weſens der Religion und nicht in der Vertheidigung ihrer Außenwerke zu ſehen. Die Religion ſoll ihren Beweiſen

und ihrem Wesen nach für eine mehr dem sittlichen als dem intellectuellen Theile der menschlichen Natur zugehörige Angelegenheit gelten. Glaube und nicht Vernunft ist ihm Grundlage, aber dieser Glaube ist eine Art sittlicher Erkenntniß. Der Götzendienst des Dogmas schwindet dahin; das Christenthum, befreit von dem Sectengeiste und der Unduldsamkeit, die es entstellt haben, wird durch seinen eigenthümlichen Glanz leuchten und, erhaben über die ganze Atmosphäre der Streitigkeiten, wird es die ihm gebührende Stellung als ein Ideal und nicht als ein System, als ein Charaktertypus und nicht als ein Bekenntniß einnehmen."

„Wenn das wahres Christenthum ist," sagt er ein andermal, „mit leidenschaftlicher Liebe in die dunkeln Stätten des Elends und Lasters niederzusteigen und jeden Erdstrich mit dem befruchtenden Strom einer beinahe grenzenlosen Mildthätigkeit zu tränken, und alle Abtheilungen der Menschheit in den Kreis eines starken und kräftigen Mitgefühls einzuschließen; wenn das wahres Christenthum ist, die Scheidewände einzureißen oder zu schwächen, welche Klasse von Klasse, Volk von Volk getrennt haben, den Krieg seiner rauhesten Bestandtheile zu entledigen und die Erkenntniß der wesentlichen Gleichheit und echten Brüderlichkeit über alle zufälligen Ungleichheiten zur Herrschaft zu bringen; wenn das vor Allem wahres Christenthum ist, eine Liebe zur Wahrheit um ihrer selbst willen, einen Geist der Aufrichtigkeit und Duldung gegen Alle ohne Unterschied zu pflegen — wenn dies die Zeichen eines wahren und gesunden Christenthums sind, dann war es seit den Tagen der Apostel nie so lebendig wie in der Gegenwart und der Verfall der dogmatischen Systeme und des geistlichen Einflusses war das Maß, wo nicht die Ursache seines Fortschritts."

Sehr beredt tritt Lecky der Behauptung entgegen, daß durch eine Schwächung des Dogmas, durch den Kampf der Wissenschaft gegen den Wunderglauben das Argument vom Weltplan zerstört würde und daß man auf diesem Wege bei der „Leugnung einer höchsten Intelligenz" anlangen müsse. Er sagt: „daß die Materie vom Geist regiert wird, daß alle Schöpfungen und Gestaltungen der Welt Erzeugnisse der Intelligenz sind, das sind ganz fest stehende Lehrsätze, mögen wir diese Schöpfungen für die Ergebnisse eines einzelnen, augenblicklichen Willensactes oder einer langsamen zusammenhängenden und geregelten Entwickelung ansehen. Die Beweise von einer coordinirenden und combinirenden Intelligenz bleiben beide unberührt und kann kein denkbarer Fortschritt der Wissenschaft in dieser Richtung sie ändern ... Die Bewegung der

Himmelskörper wird auf ihre Schwerkraft zurückgeführt, aber die Schwerkraft selbst ist nicht erklärt. Warum Körper einander anziehen wissen wir nicht und werden es auch vielleicht nie wissen ... Was das Leben und seine schließliche Ursache ist, sind wir ganz und gar außer Stande zu sagen. Wir sind unfähig das Dasein des kleinsten Insects, das Wachsthum der niedrigsten Pflanze zu erklären. Wir wissen nichts oder beinahe nichts von den Beziehungen des Geistes zur Materie ... Zu behaupten der Fortschritt der Naturwissenschaften verdränge den Begriff einer ersten Ursache aus der Schöpfung, weil er natürliche Erklärungen an die Hand giebt, heißt die Sphäre und die Grenzen vollkommen verkennen, auf welche er beschränkt ist." Dagegen stellt Lecky den Satz auf, die Naturwissenschaften hätten, indem sie die Gottheit mehr mit dem Normalen als mit dem Abnormen in Verbindung bringen lehrten, indem sie dem Unglück den Charakter der Strafe genommen hätten, die Beweise für das göttliche Wohlwollen unberechenbar vervielfältigt. — Er weist hin auf den wohlthätigen Einfluß, den die Wissenschaft auf die Sittlichkeit übe. Jedes vermehrte Wissen, sagt er, bewirkt eine vermehrte geistige Fähigkeit und jedes Wissensgebiet umfaßt nicht bloß eine besondere Art der Belehrung, sondern erzeugt auch eine besondere Form und Richtung des Urtheils. Mit Stolz weist er hin auf die Liebe zur Wahrheit, eine Tugend, welche nur höheren Civilisationen angehöre und welche noch nie in dem Umfange wie in der letzten Zeit zur Verwirklichung gelangt sei. Frühere Zeiten, sagt er, zeigten ein Streben nach Tugend um des Lohnes willen, später ein solches Streben um der Tugend selbst willen. Statt in der Abschwächung des Dogmas einen Verfall des Christenthums zu erblicken, nennt er das Christenthum als das einzige Beispiel einer Religion, welche von der Civilisation nicht geschwächt worden sei. Aus der Geschichte der Aufklärung hat er gelernt, daß dieselbe ebenso eine Geschichte der sittlichen wie der intellectuellen Entwickelung sei. Und für den sittlichen Typus des Christenthums tritt er gegen diejenigen in die Schranken, welche behauptet hatten, die Sittlichkeit des Christenthums habe nichts Eigenthümliches: die wahre Originalität eines Systems der Sittenlehre, sagt er, beruhe nicht so sehr auf seinen Bestandtheilen als auf der Art, wie sie in ein Ganzes verschmolzen seien, auf dem Charaktervorbild, das dadurch gebildet würde. In der Geschichte des Christenthums sieht er eine Erfüllung desselben; er zeigt wie das eigentliche Christenthum dadurch unberührt bleibe, daß die Dogmen früherer Zeiten verschwunden, welche mit unserm

sittlichen Gefühl unverträglich seien, daß Ceremonien, welche ohne dem Gewissen entgegen zu sein, wenigstens ganz jenseits seiner Sphäre lägen, ihren Einfluß verlören und daß mehr und mehr der Sinn für das Rechte als das Hauptmotiv der Tugend an die Stelle der Furcht vor der Strafe trete. „Daß das Christenthum", so schließt er seinen Abschnitt über die ästhetische, wissenschaftliche und sittliche Entwickelung der Aufklärung, „dazu bestimmt war, Wohlwollen, Liebe und Mitgefühl zu erzeugen ist sicherer, als daß irgend ein besonderes Dogma ihm wesentlich sei, und wir haben daher in der Zunahme dieser sittlichen Gesinnungen den stärksten Beweis für den Sieg der Ideen seines Stifters."

So die Hauptgedanken in Lecky's Buche. Wir weisen in dem Folgenden in Kürze auf einzelne Ausführungen hin.

Man könnte Lecky's Buch auch eine Geschichte der Verweltlichung nennen, wie er denn auch einen Abschnitt desselben „die Säcularisation der Politik" betitelt. Er betrachtet die Verweltlichung der Wissenschaft und Kunst, der Industrie und des Staatslebens. Die allergrößte Aufmerksamkeit widmet er der Geschichte der Herrschaft der vorzugsweise dogmatischen, theologischen Weltanschauung und dem Jahrhunderte lang sich fortsetzenden Proceß der allmählichen Abschwächung des Dogmas. Er zeigt, wie zu gewissen Zeiten der Wunderglaube eine für unsere moderne Bildung schwer begreifliche Intensität erlangte und wie derselbe allmählich schwand. Er beobachtet den völligen Mangel an Skepticismus, welcher schwere Verirrungen in dem intellectuellen und sittlichen Leben der Menschheit herbeiführte, und wie sodann der Skepticismus auftritt und segensreiche Früchte trägt nicht bloß für die geistige Bildung, sondern auch für die Sittlichkeit. Er studirt die Ueberspanntheit und wissenschaftliche Beschränktheit der herrschenden religiösen Anschauungen des Mittelalters, er zeigt wie verschieden zu verschiedenen Zeiten der Grad der Verehrung der speculativen Dogmen und rituellen Bräuche gewesen sei, wie unzählige Ritualien im Mittelalter, z. B. das Verbot des Fleischessens an Festtagen bei Todesstrafe, keine Beziehung hätten zur Sittenlehre, wie zu gewissen Zeiten dogmatische Fragen, wie die von der doppelten Ausstrahlung des heiligen Geistes, von dem richtigen Osterfesttag, von der Natur des Lichts auf dem Berge Tabor, für wichtiger gehalten worden seien als die eigentlichen Grundsätze des Christenthums. Der geistige Despotismus der mittelalterlichen Kirche erzeugte einen beständigen Widerstreit zwischen den dogmatischen und sittlichen Elementen des Religionssystems. Die große

Aufmerksamkeit, welche den Dogmen z. B. in Schottland und in Schweden zugewendet wurde, hat in diesen Ländern keine höhere Sittlichkeit erzeugt. Die Vergleichung der Sittlichkeitsstatistik dieser Länder mit der der Schweiz, wo eine größere Gleichgültigkeit gegen die Dogmen herrschte, zeigt, daß die Schweiz im Vortheil sei. Dagegen ist bei starrem Festhalten am Dogma, die pia fraus, die Beschränkung der Liebe zur Wahrheit, die systematische Vernichtung des Ernstes der freien Forschung eine chronische Krankheit im Sittlichkeitsleben der Menschen.

Im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung gab es keine Theologie, kein System von Dogmen, wie dasselbe sich später entwickelte. Mit diesem System wuchs der Eifer der Verfolgung und erreichte seinen Höhepunkt als der Katholicismus nicht mehr in völliger Uebereinstimmung war mit den religiösen Bedürfnissen Europas. Diese Uebereinstimmung war vorübergehend. Sie konnte nicht erhalten werden durch Unterdrückung jedes kritischen Geistes, durch vollständige Lähmung aller speculativen Geisteskräfte. Der christliche Verfolgungseifer war schon gewaltig im vierten Jahrhundert, so daß der Kaiser Julian von den Theologen sagte: „Die wilden Thiere sind nicht so grausam wie diese Christen," während man im ersten Jahrhundert von den Bekennern der neuen Lehre gesagt hatte: „Seht, wie diese Christen einander lieben". In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters ruhte die Verfolgung, aber dann trat im Laufe des zwölften Jahrhunderts ein Wechsel ein. Am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts erfolgt dann die Gründung der Inquisition, die Niedermetzelung der Albigenser; 1215 verpflichtet das Lateranconcil alle Herrscher zu dem Eide, die Ketzer auszurotten. Die Kirche zog, wie schon im vierten Jahrhundert, die weltliche Macht herbei; die Beiziehung der Religion zum Staat wurde aus dem Beispiel des alten Testaments hergeleitet; die jüdische Kirche war in dieser Beziehung das Vorbild der christlichen: man richtete sich nach dem levitischen Gesetzbuch, dem ersten Codex der religiösen Verfolgung. Auf Augustinus, sagt Lecky, ruhe der Fluch der Verantwortung für die religiöse Verfolgung mehr noch wie auf Dominicus und Innocenz. Wie damals wenige Jahre des Eifers genügten, um das Heidenthum als besonderes System im Kaiserreiche erlöschen zu machen, so feierte vom dreizehnten Jahrhundert an die Kirche wiederum Triumphe, indem sie sich mit der weltlichen Macht gegen die Ketzer verbündete. Die Macht der Einmischung der Regierung war weit wirksamer für die

Verbreitung gewiſſer theologiſcher Satzungen als polemiſche Erörterung.*) Ebenſo wie die Verfolgung das Chriſtenthum in Japan ausgerottet hat, ſo knickte ſie die Hoffnung der Albigenſer und tilgte ſie jede Spur des Proteſtantismus in Spanien. Frankreichs Katholicität rührt von der Bartholomäusnacht und der Aufhebung des Edicts von Nantes her. Zur Zeit der Toleranzacte in England betrug die Zahl der Diſſenters $^1/_{33}$ der Bevölkerung. Kaum ein Jahrhundert ſpäter war ſie auf $^1/_4$ angewachſen. So viel vermag die Geſetzgebung und Verwaltung in Bezug auf kirchliche Fragen. In den katholiſchen Ländern war der klerikale Einfluß ſtärker als in proteſtantiſchen; in den erſteren wüthete die Inquiſition, welche 21,000 Perſonen dem Flammentode überlieferte und 29,000 andere zu minder harten Strafen verurtheilte. Ihre Opfer waren meiſt Männer von jugendlicher Begeiſterung: alle Uebrigen glaubten an die Ewigkeit der Qualen, welche die Hingerichteten im Jenſeits würden auszuſtehen haben. Man vergegenwärtige ſich die Leiden der Angehörigen, der Mütter, Weiber, Schweſtern und Kinder der Ketzer, welche mit einem Schandfleck zurückblieben, der ſie von allem Wohlwollen, von aller Sympathie auszuſchließen pflegte. Nur Kinder, welche ihre ketzeriſchen Eltern verriethen, erhielten ihr Erbtheil. Es war eine Verſchwörung gegen die Sittlichkeit, wie gegen die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes, gegen den Fortſchritt unparteiiſcher und ungehemmter Forſchung. Diejenigen, welche in den allermeiſten Fällen bei ihrer Hinrichtung bewieſen, daß ſie mit den erhabenſten und heldenmüthigſten Tugenden ausgerüſtet waren, ertrugen unverdiente Leiden, wie ſie in keiner andern Religion in dem Umfange vorgekommen ſind als in der chriſtlichen im Namen ihres Stifters geſchah, und doch hatte gerade er geſagt: „Daran ſollen Alle erkennen, daß Ihr meine Jünger ſeid, daß Ihr Euch unter einander liebet."

An einzelnen bedeutenden Beiſpielen zeigt Lecky, wie die ſtreng dogmatiſche Richtung im Weſen der Kirche und der Theologie im innigſten Verein ſtand mit dem Wunderglauben des Mittelalters. Sein Abſchnitt über die Magie und Hexerei gehört unſtreitig zu dem Anziehendſten, was über dieſes Capitel der Sittengeſchichte geſchrieben worden iſt. Allmählich

*) „Millionen von Katholiken und Proteſtanten würden zur Stunde ohne Zwangsgeſetze ihren Glauben ſogleich von ſich werfen. Es giebt kaum ein Land, in welchem der herrſchende Glaube nicht einer längſt vergangenen Geſetzgebung zuzuſchreiben wäre," ſagt Lecky. II. S. 8.

kamen die Menſchen zu dem Glauben an Hexerei und allmählich kamen ſie dazu ihn für abgeſchmackt anzuſehen. Letzteres geſchah zuerſt bei denen, welche am wenigſten theologiſchen Einflüſſen ausgeſetzt waren, dann bei den gebildeten Laien, zuletzt bei den Geiſtlichen. Dem Glauben an Magie und Hexerei im Volke entſprachen als Rivalſyſtem die Begriffe der mittelalterlichen Theologie. Gegen die Wirkungen der Zauberei glaubte man mit den talismaniſchen Wirkungen des Weihwaſſers u. dgl. m. helfen zu können. Die Geiſtlichkeit aber vermehrte die Talismane in's Unendliche. Heilige erzeugten früher mit derſelben Leichtigkeit Regen, wie ſpäter die Hexen. Heidniſcher Glaube trat in die chriſtlichen Dogmen über und mit faſt jedem Theile des römiſch-katholiſchen Glaubens vermiſchten ſich Spuren des Heidenthums. Man vernichtete das Heidenthum wohl äußerlich, aber die Glaubensbeſtandtheile deſſelben erhielten ſich, wenn auch unter neuem Namen. Der Glaube, daß das um den Hals gehängte Evangelium Johannis, ein Roſenkranz, eine Reliquie genüge, um die Anſtrengungen der Bosheit des Teufels zu vernichten, iſt im Weſentlichen nicht verſchieden von den fratzenhaften Ceremonien der Hexen im Macbeth, welche dem alten Heidenthum entlehnt, zur Zeit Shakespeares noch nicht ſo unwirklich erſchienen als jetzt. Wenn bei den Franken, als Fredegundens Sohn ſtarb, viele Weiber als Hexen zu Tode gefoltert wurden, ſo iſt es im Weſentlichen daſſelbe, wie wenn Thomas von Aquino im dreizehnten Jahrhundert die Ueberzeugung ausſprach, daß Krankheiten und Ungewitter nur vom Teufel herrührten, welcher Menſchen durch die Luft tragen könne, ganz ebenſo wie die Hexen beim Hexenſabbath durch die Luft fliegen, oder wenn noch am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts der Abbé Fiard ein Werk herausgab, worin er nachwies, daß die Philoſophen und die Revolutionäre des letzten Jahrhunderts die Repräſentanten der alten Zauberei wären, daß ſie unter der directen Eingebung des Satans handelten, daß die Kuren Meßmers oder Caglioſtros, ebenſo wie namentlich die Bauchrednerei der übernatürlichen Wirkſamkeit des Teufels zugeſchrieben werden müßten. Wie unter Conſtantins die Magier gefoltert und gekreuzigt wurden und wie man damals ihnen, wenn ſie leugneten, das Fleiſch mit Haken von den Knochen riß, ſo weiſt in England noch im ſechszehnten Jahrhundert der Erzbiſchof Cranmer die Geiſtlichen an den Zaubermitteln nachzuſpüren, und ſo wurde, obgleich die Tortur in England ungeſetzlich war, unter Jacob I. der Doctor Fime beſchuldigt den Sturm verurſacht zu haben, welcher die Ueberfahrt des Königs aus Norwegen erſchwerte:

in Gegenwart des Königs, den man den „weiſeſten Narren in Europa“ genannt hat, folterte man den Angeklagten, indem man ſeine Beinknochen in kleine Stücke zerbrach.

Welche ungeheure Verbreitung der Glaube an die Magie und die Hexen hatte, zeigte der Umſtand, daß ſelbſt Männer wie Gerſon dieſen Glauben theilten und ein ſo angeſehener und genialer Gelehrter wie Bodin den in Betreff dieſes Punktes auftretenden Skepticismus zu bekämpfen ſuchte. Luthers Leichtgläubigkeit für das Teufelsweſen iſt bekannt. Leugnete Jemand die Kraft des Teufels, ſo verwies man ihn auf die Bibel und damit war jede Discuſſion abgeſchnitten. Man glaubte ſo lange an Hexerei, bis der bibliſche Beweis davon in Frage geſtellt wurde. Der Unglaube in Betreff der Hexen war ein Merkmal des Skepticismus im ſiebenzehnten Jahrhundert. Aber ſowohl in proteſtantiſchen als in katholiſchen Ländern wurden gleichzeitig noch Hexen verbrannt. War auch der Aberglaube in England weniger ſtark verbreitet als auf dem Feſtlande, ſo kommen doch von den mehreren Tauſend zum Feuertod verurtheilter und hingerichteter Hexen etwa 140 auf England, und insbeſondere zur Zeit der Republik wurden in England mehr Hexen verbrannt als vor- und nachdem, was als ein Ergebniß der ſtreng dogmatiſchen Richtung der puritaniſchen Lehre angeſehen werden kann. Die Hexerei war eben, wie Lecky ſagt, nicht das Ergebniß vereinzelter Umſtände, ſondern die Folge einer Denkungsart, einer beſtimmten geiſtigen Temperatur, welche auf gewiſſe theologiſche Lehrſätze wirkte. Inmitten der Unwiſſenheit einer früheren Civiliſation entſtanden, wurde ſie durch einen theologiſchen Kampf, welcher Terrorismus und Leichtgläubigkeit vereinigte, zu einem kräftigen Leben geſtärkt, und verſchwand dann allmählich unter dem Einfluß jener großen rationaliſtiſchen Bewegung, welche ſeit dem ſiebenzehnten Jahrhundert von allen Seiten auf die Theologie eindrang. Der Umſchlag der Meinungen erfolgt langſam aber ſicher. In einer Periode finden wir Alle geneigt an Hexen zu glauben; in einer ſpäteren finden wir dieſe Neigung ſtillſchweigend aufgegeben.

Die Gedankenrichtung, welche wir in ſolchen Erſcheinungen wahrnehmen, iſt, wie Lecky bemerkt, ſo weit von der unſeren entfernt, daß wir ſie nur durch ſtarke Anſtrengung der Einbildungskraft begreifen können. Die Fälle von Hexerei ſind ſo vielfach überliefert, ſo gut bezeugt, daß wenn wir die Hexerei überhaupt für wahrſcheinlich hielten, der hundertſte Theil der Zeugniſſe, die wir darüber beſitzen, genügte, ſie außer Zweifel zu ſtellen. Aber es dauerte lange, ehe es gelang das Uebel zum Weichen zu bringen,

und nur der Skepticismus nicht der Terrorismus war das richtige Mittel die Hexerei auszurotten. Aber in jenen Zeiten war eben die Nachfrage nach Wundern grenzenlos: das Angebot suchte ihr zu entsprechen. In einer Zeit, wo Fische sich zum Ufer drängten, um den heiligen Antonius predigen zu hören, wo der heil. Antonius während einer Messe drei Stunden lang ohnmächtig, bei seinem Erwachen aussagte, er habe in Tours bei dem Leichenbegängniß des heil. Martin ministrirt — eine Angabe, die in wenigen Tagen bestätigt wurde; wo der heil. Augustinus 70 Wunder des heil. Stephan aufzählte, darunter 5 Todtenerweckungen; in einer Zeit, wo man bei dem Kanonisiren jedes Heiligen Beweise für die Wunder beibrachte, die er gethan haben sollte — galt Vieles für möglich, was später, als der Fortschritt der Civilisation eine Stimmung und Richtung der Gedanken erzeugt hatte, welche die Menschen mit Widerwillen sich von den Wundern loosagen machte, unmöglich erschien. Die Kirchenväter glaubten an die Wunder, die zu ihrer Zeit geschehen sein sollten; der Glaube an Ordalien, an die christlichen Talismane, an die Heiligkeit des Wassers (daher die Schwimmprobe bei den Hexenprocessen) in späteren Zeiten, zeigen, daß das Auftreten der Skepsis sich Jahrhunderte lang verzögerte; auch jetzt noch glauben Katholiken, welche mit Hohn eine Wundergeschichte, die zu ihrer Zeit geschehen sein soll, verwerfen, an die Thatsächlichkeit der Wunder von mittelalterlichen Heiligen. Aber die Welt ist denn doch um ein gewaltiges Stück weiter. „Der Fetischismus erbleicht zum Anthromorphismus." Ein Beispiel solchen Fortschritts bietet die Vergötterung der Jungfrau, welche wie Lecky zeigt, mit den Erinnerungen an die altägyptischen Vorstellungen der Nacht als Mutter des Tages und aller Dinge, an Isis, an Latona, an Flora und Cybele verbunden, doch zu einem höheren, reineren Ideal ausgeprägt wird, und überaus heilsamen Einfluß geübt hat.

Die Ansicht, daß man bei der Theologie Vernunft anwenden müsse, war dem Mittelalter fremd. Der Glaube war der Gegensatz des Zweifels und des Geistes des Zweifels. Es war eine Anomalie, wenn der heil. Agobard, Erzbischof von Lyon, im neunten Jahrhundert schon die Thorheit derer aufdeckte, welche Hagel und Donner übernatürlichen Mächten zuschrieben, wenn er die volksthümlichen Vorstellungen von der Epilepsie abschwächte, die Lächerlichkeit der Gottesurtheile bloßlegte und die Bilderverehrung als Götzendienst anklagte. — Um mehrere Jahrhunderte später, auch im Reformationszeitalter selbst, welcher doch einen Skepticismus hervorrief,

begegnen wir immer noch dem Feſthalten am äußerlichen Dogma. Ja gerade damals erregte jede ſpitzfindige Erklärung des Dogmas vom Abendmahl mehr Intereſſe als die großen Fragen der Sittlichkeit. Als Servede um ſeiner abweichenden Meinungen über die Dreieinigkeit willen in Genf verbrannt worden war, billigten ſogar Männer wie Melanchthon, Farel und Beza, eine ſolche Strenge. Als Joh. Weier in ſeinem 1563 erſchienenen Buche, de praestigiis Daemonorum, für die Hexen in die Schranken trat, indem er behauptete ſie litten unter den Täuſchungen des Teufels, ſuchte Bodin ihn zu widerlegen, wobei er die Hölle als von 7,405,926 Teufeln bevölkert ſchilderte, und in Weier's Buche eine Gotteslästerung erblickte. Als Zwingli die Lehre, daß die Seligkeit nur in der Kirche möglich ſei, verwarf, zweifelte Luther an der Möglichkeit der Seligkeit Zwingli's und ſpäter noch entſetzte ſich Boſſuet darüber, daß Zwingli die Hoffnung ausgeſprochen hatte, Socrates, Ariſtides, Scipio u. ſ. w. zugleich mit Abraham in Gegenwart Gottes zu ſehen. — Caſtellio, der die Hinrichtung Servedes tadelte und als der erſte Vorfechter vollſtändiger Religionsfreiheit angeſehen werden kann, der zuerſt die Anſicht ausſprach, daß das Hohelied Salomonis einfach ein jüdiſches Liebesgedicht ſei, ward für ſolche Kühnheit aus Genf vertrieben. In Baſel, wohin er ſich hierauf begab, lehrte er, daß die Dogmen dazu da ſeien den Menſchen zu beſſern und daß daher diejenigen Dogmen, welche nicht dazu beitrügen, gleichgültig ſeien. Er behauptete: die Fragen über die Dreieinigkeit, die Vorherbeſtimmung und die Sacramente ſeien in große, faſt undurchdringliche Unklarheit gehüllt, ſie hätten keinen moraliſchen Einfluß und daher brauche man ſich nicht lange bei ihnen aufzuhalten; über den Unterſchied von Geſetz und Evangelium zu ſtreiten, ſei daſſelbe, als wenn ein Menſch darum ſtritte, ob ein Prinz zu Pferde oder zu Wagen, in Weiß oder in Roth ankommen würde. Im Hinblick auf die Hinrichtungen von Ketzern meinte er, man könne wahrhaftig glauben, Chriſtus ſei eine Art Moloch oder eine andere derartige Gottheit, der Menſchenopfer lieb ſeien. Aber ſolche Freiſinnigkeit zog dem Caſtellio den allgemeinen Haß zu. Er ſtarb arm und faſt verhungert, nachdem er die letzte Zeit ſeines Lebens in der Freundſchaft mit dem ebenſo aufgeklärten Socinus einigen Troſt gefunden hatte. Montaigne gedenkt ſeines Todes als einer Schande für die Menſchheit.

Der Geiſt des Proteſtantismus war ſehr unduldſam. Mochte ſich auch Erasmus bemühen die Verfolgung zu mildern, mochte auch Thomas Morus in ſeiner Magie die Toleranz verherrlichen, dennoch gab es im

sechszehnten Jahrhundert bei den Protestanten kein Beispiel nachdrücklicher Befürwortung der Toleranz, das nicht von allen Theilen der Geistlichkeit gehässig und allgemein denuncirt wurde. Die Verfolgung machte bei den ersten Protestanten eine bestimmte Lehre aus. Die religiöse Freiheit hat dem Protestantismus als einem dogmatischen System wenig zu danken. Aber mittelbar war der Einfluß des Protestantismus doch wohlthätig, indem der Reformation das Auftreten des rationalistischen Geistes zu danken ist, der schließlich die Verfolgung aufhielt.

Seit der Reformation neigte sich die Theologie mehr den Fragen der Sittlichkeit zu, trat eine Verringerung der Bedeutung der Geistlichkeit, die Verweltlichung des europäischen Geistes ein, welche das Merkmal der modernen Civilisation ist. — Langsam begann der menschliche Geist sich von den Irrthümern loszumachen. Montaigne, der erste große Repräsentant der modernen Aufklärung, von welchem die rationalistische Schule datirt, trat zuerst dem Aberglauben entgegen, indem er der Einbildungskraft zuschrieb, was die Orthodoxen dem Teufel zuschrieben, indem er behauptete, es sei viel wahrscheinlicher, daß unsere Sinne uns täuschten als daß ein altes Weib auf einem Besenstiel den Schornstein hinauffahre, und daß überhaupt die Hexerei höchst unwahrscheinlich sei. Ebenso erklärte Cherron bald nach Montaigne das Hexenwesen für durchaus unwahrscheinlich. Bald wuchs die Zahl der Gegner des orthodoxen Glaubens, die sich vereinigten, um die Hexerei in Verruf zu bringen. Glanvil untersuchte die Glaubwürdigkeit des Wunderbaren, schrieb „über die antifanatische Religion und die freie Philosophie." Während noch zur Restaurationszeit in England der Glaube an Hexen bei den Ungebildeten allgemein war, suchten schon einzelne Gelehrte selbst die Beispiele von Besessenheit in der Bibel als Fälle der Epilepsie zu erklären, und bemühten sich einzelne Prediger zu zeigen, daß das Christenthum mit der Vernunft im Einklang stehe. Mochten auch Männer wie Newton sich sehr vorsichtig über die Wunder aussprechen, so machte sich der Einfluß der Naturwissenschaften auf den Wunderglauben als ein diesen schwächender geltend. Die theologischen Vorstellungen konnten sich einem solchen Einfluß nicht entziehen, wie denn die astronomische Entdeckung, daß die Erde nicht der Mittelpunkt des Weltalls sei, modificirend auf manche theologische Vorstellungen wirken mußte und ja auch noch in der allerletzten Zeit Gegenstand sehr lebhafter Controverse gewesen ist. Bald kam die Zeit, wo wenigstens in den höhern Gesellschaftskreisen jede Anekdote von der Einwirkung des Teufels verlacht wurde und Voltaire

die Bemerkung machte, daß die Hexen in Frankreich ſeltener geworden wären, ſeit es dort Philoſophen gebe. Indem Bacon unabläſſig aufforderte die Theorien mit den Thatſachen zu confrontiren, indem eine geſteigerte Unduldſamkeit gegen das Falſche und geſteigerter Argwohn gegen das Zweifelhafte Platz griffen, ward der Geiſt der Wahrheit verbreitet. Man gewöhnte ſich an's Gewiſſen zu appelliren. Inſtinctmäßig und faſt unbewußt beurtheilten allmählich die Menſchen die Lehren nach ihrem intuitiven Rechtsgefühl. So verſchwand der Glaube an Hexen, an die Verdammniß der ungetauften Kinder, an die ausſchließliche Seligkeit innerhalb eines Bekenntniſſes, an die Prädeſtination u. ſ. f. Man lehrte ſein Montaigne die Schuldloſigkeit des Irrthums und die Gottloſigkeit der Verfolgung. Harrington, Milton und Taylor handelten Alle von der Toleranz. Milton ſagte, daß alle dogmatiſchen Unterſchiede zwiſchen den Secten nur Dinge betreffen, welche die Seligkeit nicht berühren. Das Quäkerthum behauptete die Unwirkſamkeit religiöſer Ceremonien. Die Toleranzacte wurde die Magna Charta der religiöſen Freiheit in England. Die Freidenker ſagten ſich von vielen Traditionen los. Der Proteſtantismus mußte darauf bedacht ſein ſich mit der Aufklärung zu verſchmelzen; es mußte ſich zeigen, in wie weit eine Vereinigung der kühnſten Speculationen mit dem proteſtantiſchen Gottesdienſte ſich verwirklichen ließe. Es galt zu zeigen, daß man tolerant und proteſtantiſch zugleich ſein könne. Als in Schweden vor einigen Jahren ſechs Frauen, die zum römiſch-katholiſchen Glauben übergegangen waren, außer Landes verwieſen wurden, proteſtirte der Erzbiſchof von Canterbury gegen dieſen Act als eine Verletzung der Grundſätze der Proteſtantismus. War bis zum ſiebenzehnten Jahrhundert jede Anſtrengung der Philoſophie als Sünde gebrandmarkt, waren unſittliche Handlungen als Tugenden eingeſchärft worden, ſo änderte ſich dies ſehr weſentlich ſeit den Zeiten der Freidenker und der Aufklärungsliteratur in England und Frankreich. Die Verfolgung der Ketzer war wenigſtens milder geworden. Erſt hatte man die Ketzer verbrannt, dann ſie durch allerlei Strafgeſetze zu erdrücken geſucht; ſpäter begnügte man ſich ſie von Würden und Einkünften auszuſchließen; und heutzutage hat man ſich gewöhnt die Menſchen überhaupt nicht nach ihrem Glauben zu beurtheilen. Nach Voltaire erſchien die Verfolgung nicht bloß als verbrecheriſch, ſondern auch als verächtlich. Seitdem ſucht ſie ſich wenigſtens einigermaßen vor der Beobachtung zu verbergen. Auf den Univerſitäten wurden Glieder aller Bekenntniſſe zugelaſſen. Andere ſociale Reformen erleichterten derartige

Maßregeln. Männer der verschiedensten Bildungsgrade begannen für die Toleranz zu kämpfen. Der Bekenntnißglaube suchte den Bedürfnissen der Zeit gerecht zu werden, und die Ueberzeugung, daß die Forschung nach Wahrheit den Gott der Wahrheit nie beleidigen könne, gewann mehr und mehr Anhänger. Die Lehre von der Strafbarkeit des Irrthums ward vergessen.

Auf diese und ähnliche Thatsachen hinweisend, tritt Lecky für den vielverschrienen Rationalismus in die Schranken. Der Rationalismus, sagt er, erhebt das Gewissen als religiöses Organ in die höchste entscheidende Stellung. Er schließt die Religion aus dem allgemeinen Gesetz des Fortschritts nicht aus. Weil aber die erste Bethätigung des Rationalismus darin bestand, die biblischen Wunder wegzuerklären, so glauben Viele, daß der Rationalismus eben nur in dem Letzteren seine Aufgabe erblicke. Sehr beachtenswerth ist Lecky's Bemerkung: der Protestantismus habe früher höher als der Katholicismus gestanden, jedoch habe sich dieses Verhältniß in sofern geändert, als von denjenigen, die sich von den Lehren und Bräuchen des Katholicismus losgesagt hätten, nicht viele eigentliche Protestanten geworden seien. Die protestantischen Secten hätten, meint Lecky, durch den Verfall des alten Rivalen nichts gewonnen: was der Katholicismus verliere, gewinne der Rationalismus; auch in den katholischen Ländern herrsche die rationalistische Denkweise vor, welche die Geistlichkeit mit Unrecht als die Religion umstürzend darzustellen suche. Mit Unrecht erkläre man die Doctrin für unchristlich, die Religion könne die Bestimmung haben, eine Reihe von Entwickelungsstufen durchzumachen; es sei zu verwundern, daß die Idealkirche immer als in der Vergangenheit liegend gedacht werde und daß ihre Unveränderlichkeit als Bedingung ihres Lebens gelten solle. Lecky sagt u. A.:

„Ein in die Theologie versenktes Zeitalter wird Alles nach einem theologischen, ein weltliches Zeitalter Alles nach einem rationalistischen Standpunkte beurtheilen..... Von Geschlecht zu Geschlecht verkleinert sich das Gebiet des Wunderbaren und der Kreis des Skepticismus erweitert sich.... Die Stellung der Wunder in den Systemen der Theologie ist durch den Einfluß des Rationalismus verändert. Das Ansehen und die Farbe der Religion ist verändert. Es war gottlos zu forschen; jetzt betrachtet man das Christenthum als ein System, das die strengste Untersuchung herausfordert.... Diese Bewegung ist eine der unzweifelhaftesten, allgemeinsten Bewegungen in der Geschichte."

„Die Zeit der Secteuſtifter", ſagt er ein andermal, „iſt vorbei.... Die einzigen Bewegungen, die im ſchwächſten Grade den Zauber der Secten des ſechszehnten Jahrhunderts noch ausüben, ſind demokratiſche und philanthropiſche Anſtrengungen, wie diejenigen S. Simon's oder Mazzini's. Alle großen Fragen, welche Europa durchzucken, ſtehen jetzt mit den Rechten der Nationalität, dem Fortſchritt der Demokratie oder dem Werth der Arbeit im Zuſammenhange. Dieſe ſind jetzt an die Stelle der dogmatiſchen Fragen getreten u. ſ. w."

Es iſt wunderbar, wie bei dem Vorherrſchen des Dogmas die Wiſſenſchaft trotz aller Hinderniſſe hat aufblühen können. Jede Art Neuerung wurde für ein Verbrechen gehalten. Ein theologiſches Syſtem lag wie ein Alp auf der Chriſtenheit. Sehr allmählich befreite ſich die Chemie von der Alchymie, die Aſtronomie von der Alchymie. Die Aſtronomie bewies, daß unſere Erde nur ein kleiner Bruchtheil der Schöpfung ſei. Dieſe Entdeckung war auch ethiſch wichtig: die Erde brauchte demnach auch nicht der Mittelpunkt der ſittlichen Weltplane zu ſein. An die Stelle der übernatürlichen Vermittelung trat der Begriff des Geſetzes. Weil der Menſch außer Stande war, den Würfelfall zu berechnen, glaubte man, daß dieſer durch jedesmalige göttliche Dazwiſchenkunft beſtimmt werde, und das Looswerfen wurde ein Lieblingsmittel, ſich der Gottheit zu nähern. So lange man abnorme Naturerſcheinungen für die unmittelbaren Thaten der Gottheit hielt, wurden alle Verſuche, ſie wiſſenſchaftlich zu erklären, unterdrückt. Alles änderte ſich nach dem Auftreten der Kopernikus, Keppler, Galilei, Tycho de Brahe, Descartes, Newton u. A. Eine Zeitlang blieben Kometen noch die Zufluchtsſtätten des Aberglaubens, aber ſelbſt die Theologen verſuchten wohl bisweilen die vermeintliche Wirkung der Kometen rationaliſtiſch zu erklären, indem ſie behaupteten, die Kometen ſeien ſchädliche Dünſte, welche Krankheiten erzeugten, und dieſen Krankheiten müßten vorzugsweiſe diejenigen Könige erliegen, deren Anſtrengungen und Ausſchweifungen ſie mehr, als dies bei anderen Menſchen der Fall ſei, ſchwächten. Als Halley nun gar die Laufbahn eines Kometen berechnet hatte, da waren ſie vollends in das Gebiet der Geſetze verlegt. Alle Stürme, Seuchen, Hungersnoth, welche unſere Ahnen in wahnſinnigem Schrecken als Strafen anſahen, ſtellten ſich als unter dem Einfluß von Naturgeſetzen ſtehend dar.

Nicht lange, ſo begannen die Menſchen ihre kritiſche Befähigung auf die h. Schriften anzuwenden. 1655 erſchien ein Buch von La Peyrère,

in welchem behauptet wurde, die Geschichte des Sündenfalles sei ein Irrthum, die Bücher Mosis seien lange nach Mosis entstanden, die Wunder in der Geschichte seien nur localer Art, die Verlängerung des Tages auf Geheiß Josuas sei ein einfaches meteorisches Phänomen gewesen, ebenso wie die Finsterniß bei der Kreuzigung; das Licht über der Krippe sei als ein Meteor zu verstehen, da ein Stern nicht mit Genauigkeit die Lage eines Hauses bezeichnen könne. Allerdings wurde der Verfasser dieses Buches bald dennoch römisch-katholisch und widerrief sein Buch, aber bald kamen Andere wie Lessing, welcher den Satz aufstellte, kein biblisches Dogma sei anzuerkennen, das nicht mit der Vernunft im Einklange stehe, und noch Andere, welche weiter und weiter forschten und den Einfluß der dogmatischen Theologie noch weiter beschränkten.

Die „Säcularisation der Politik" ging Hand in Hand mit dieser Bewegung auf dem Gebiete der Wissenschaft. Besonders im Zeitalter der Reformation trat eine solche Verweltlichung des Staates ein. Die theokratische Idee vom christlich-germanischen Reiche schwand vor den rationellen, dynastischen Staaten. Die Interessen der modernen Politik standen oft in directem Gegensatze mit den confessionellen Sympathien und Antipathien. Franz I. von Frankreich, der allerchristlichste König, verband sich mit dem Sultan, Richelieu, der katholische Cardinal, mit den Protestanten in Deutschland; auf die strengen Tendenzen der republikanisch-puritanischen Regierung in England folgte die größere Toleranz zur Zeit der Restauration; auf die Periode der Aufhebung des Edicts von Nantes in Frankreich die religiöse Indifferenz unter der Regentschaft. Das Ansehen des Papstthums schwand. Statt daß früher die Interessen des Staats denen der Kirche untergeordnet waren, kam umgekehrt die Kirche unter die Botmäßigkeit der weltlichen Macht. Die Theologie wurde aus immer mehr und mehr Gebieten der Politik gebannt, bis das ganze System der Regierung sich verweltlicht hatte. Statt der römisch-katholischen Großstaaten — des deutschen Reiches, Spaniens, Frankreichs — kamen die nichtkatholischen — Holland, England, Preußen, Rußland — zu größerer Bedeutung.

Im Mittelalter hatten zur Zeit der Kreuzzüge vorzugsweise die Päpste Politik gemacht; in der neueren Zeit diente sogar die Inquisition bisweilen mehr als Organ der weltlichen Macht wie der geistlichen. Die geistlichen Territorien waren früher wesentliche politische Factoren gewesen. Jetzt erfolgt die Säcularisation der geistlichen Güter, die Auffangung derselben durch weltliche Staaten, die Aufhebung der Klöster. Früher hatten

Geistliche sehr oft die wichtigsten Stellen im Staate in Besitz, später war ihr Einfluß sehr wesentlich vermindert. Unter Heinrich III. machten die geistlichen Peers die Hälfte des Oberhauses aus, am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts $^1/_8$, in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts $^1/_{14}$. Eine der Hauptfragen der gegenwärtigen Politik betrifft den Verfall der einzigen noch übriggebliebenen Theokratie. Früher wurde die Frage, ob der Papst das Recht habe, weltliche Fürsten abzusetzen; bisweilen zu Gunsten des Papstes entschieden; jetzt hängt die Fortdauer der weltlichen Macht des Papstes nur von dem Uebereinkommen weltlicher Regierungen ab.

In den einzelnen Staaten siegt allmählich mit dem Princip der Toleranz auch das Princip der Rechtsgleichheit und der bürgerlichen Freiheit. Durch die Toleranz wurden die theologischen Fragen der Sphäre der Politik entrückt, und durch die Freiheit wurde das Princip der Autorität von der theologischen auf die weltliche Grundlage gestellt. Dabei zeigte denn namentlich der Protestantismus die Biegsamkeit seiner Lehre und die Fähigkeit, sich den Bedürfnissen der Zeit anzupassen.

Früher galt der Grundsatz, daß eines Menschen Vaterland nicht das sei, wo er geboren wurde, sondern das seiner Religionsgenossen, wobei mancherlei Landesverrath als gerechtfertigt erscheinen konnte. Jetzt weist Irland allenfalls das einzige Beispiel solcher Meinungen auf. Früher, als das Fieber der Theologie herrschte, war das Gefühl der menschlichen Würde, welches im Alterthum von so hervorragender Bedeutung gewesen war, in den Hintergrund gedrängt und der Typus des Helden kam im christlichen Mittelalter verhältnißmäßig wenig in Betracht; selbst die Heldensagen des Alterthums wurden theologisch gedeutet, so daß nach einem mönchischen Erklärer der Ilias Troja die Hölle vorstellte, Helena die menschliche Seele, Paris den Teufel, Ulysses — Christus, Achilles — den heil. Geist. Eben so galt der von seinen Hunden zerrissene Aktäon für ein Sinnbild der Leiden Christi, der von Cäsar überschrittene Rubikon für ein Sinnbild der Taufe u. dgl. m. Später gab die Verweltlichung einen richtigeren Maßstab an die Hand für die Würdigung der historischen Ereignisse des Alterthums. Die Erneuerung der Kreuzzüge, an welche wohl noch am Anfange der neueren Geschichte gedacht wurde, erschien unmöglich, ebenso wie Religionskriege, wie sie noch im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert stattfanden, unmöglich sein würden. Die moderne Verweltlichung der Grundlagen der Autorität und die moderne Freiheit ist den Lehren der Kirchenväter geradezu entgegengesetzt. Jetzt hat das

Nationalitätsprincip die Kraft eines öffentlichen Rechts erlangt. „Die Freiheit und nicht die Theologie iſt die Begeiſterung des neunzehnten Jahrhunderts“, ſagt Lecky.

Auch auf dem Gebiete der Kunſt weiſt Lecky mit wenigen Zügen auf die Veränderungen hin, welche durch die Verweltlichung bewirkt wurden. Er zeigt, wie die Malerei, während ſie nur der Kirche diente, vorzugsweiſe das andächtige Gefühl und viel weniger den äſthetiſchen Geſchmack berückſichtigen konnte, wie in früheren Epochen die volksthümliche Ehrfurcht bei den Bildern der Heiligen an einem beſonderen Geſichtstypus, an gewiſſen Formen der Körpergeſtalt und der Kleider feſtgehalten habe, daß ſchon dadurch eine Neuerung in der Malerei oder eine Vervollkommnung derſelben unmöglich gemacht worden ſei, ſolange der klöſterliche Typus der Religion eine Geringſchätzung der phyſiſchen Schönheit zur Folge hatte. Die beſondere Form des religiöſen Gefühls mußte einen ungünſtigen Einfluß auf die Kunſt üben, ſolange die Leidenſchaft herrſchte vorzugsweiſe die Schrecken der Kreuzigung, die Qualen gemarterter Heiligen, die Leiden der Verdammten in Bildern darzuſtellen und, ſofern wie dies geſchehen iſt, ſogar die Ueberlieferung von der Häßlichkeit Chriſti gepflegt wurde. Die Maler mußten die Anforderungen der Kunſt denen der Religion unterordnen, bis endlich das Studium der Alten zur Veredlung und Verfeinerung beitrug und den Sinn für die menſchliche Würde entwickelte; da wurde denn der Stil der Verweltlichung populär, da machte Michel Angelo das jüngſte Gericht zu einem Studium nackter Figuren, da entſtand die Peterskirche, welche beſtimmt war das ewige Monument von der Herrlichkeit und Allgemeinheit des Katholicismus zu ſein und welche ſtatt deſſen das ſprechendſte Zeugniß ſeines Verfalls geworden iſt. In dieſer Zeit lernten die Gebildeten die Religion nicht mehr in Gemälden zu ſuchen. „Das Zeitalter der Dome war vorüber, das Zeitalter der Buchdruckerkunſt hatte begonnen.“ „Die Religion einer Zeit,“ ſagt Lecky, „iſt oft die Poeſie der nächſten. Religiöſe Ideen gehen unter wie die Sonne; ihre letzten Strahlen, die wenig Wärme mehr beſitzen, dienen nur noch zur Verſchönerung.“

An einer andern Stelle erwähnt Lecky der Entſtehung des Theaters, welches gegen die Geiſtlichkeit polemiſirte, zur Verweltlichung beitrug, aber zugleich eine verfeinernde Wirkung übte. Ebenſo verweltlichte ſich die Muſik und es entſtand neben dem Oratorium die Oper. „So wurde das Scepter der Muſik der Kirche entwunden. Der Stern der heiligen

Cäcilie erbleicht und der des Apollo erglänzt wieder.“ Man duldete das Theater und die Oper, deren Componiſten anfänglich auch Kirchenorganiſten, und deren Choriſten Kirchenſänger waren. Man duldete die Schauſpieler, und allmählich ſchwand auch das Vorurtheil gegen den Schauſpielerſtand, ein Vorurtheil, welches heutzutage noch vorzugsweiſe von dem geiſtlichen Stande gehegt wird.

In ähnlichen flüchtigen Andeutungen mehr als in eingehenden Erörterungen betrachtet Lecky die Bedeutung der Aufklärung auf dem Gebiete der Wirthſchaftsgeſchichte. Hier finden ſich treffende Bemerkungen über die Geſchichte der Sclaverei, in denen Lecky den wohlthätigen Einfluß des Chriſtenthums ſchildert, zugleich aber darauf hinweiſt, daß namentlich die Juden als Sclavenhändler von der Kirche verfolgt wurden. Der Geiſt des Chriſtenthums ſchuf die Barmherzigkeit, gebot Selbſtaufopferung. Die Kirche empfahl die Freilaſſungen der Sclaven und ſchirmte mit der ganzen Maſchinerie ihrer Disciplin die ſonſt unbeſchützte Keuſchheit der Sclavinnen. Lecky würdigt das Beſtreben der Kirchenväter die Arbeit anzupreiſen, auch die Bedeutung der Mönchsarbeit, aber auch die nachmalige Emancipation der Arbeit von den theologiſchen Vorſtellungen, von den Klöſtern; die Verweltlichung der Induſtrie in den Städten Belgiens und Italiens wird von ihm in ihrer Bedeutung für die Entwickelung des Volkswohlſtandes ins rechte Licht geſtellt. Ausführlicher handelt er von der Frage vom Wucher und zeigt, wie da die Anſchauungen des alten Teſtaments und des kanoniſchen Rechts hemmend auf die volkswirthſchaftliche Thätigkeit und auf die Capitalbildung wirken mußten. — Ebenſo wirkte der Begriff der mönchiſchen Armuth, das Einſchärfen der Feindſchaft gegen den Reichthum von Seiten der Kirchenväter nachtheilig auf die Induſtrie. Die Verfolgung der Kirche richtete ſich oft gegen die fleißigſten und am beſten mit Capital verſehenen Arbeiter im Staate. Ueber die Judenverfolgungen ſpricht Lecky ebenfalls ausführlicher und ſchildert beredt die Leiden und den Glaubensmuth der Verfolgten. Sodann weiſt er hin auf den toleranten antimönchiſchen Sinn der Induſtrie und des Handels, welcher die confeſſionellen Unterſchiede in den Hintergrund drängte und den Aberglauben ſchwächte. Allmählich überwog die rationaliſtiſche Denkweiſe auch hier und ſtatt der Autorität oder Tradition galt das eigene Rechtsgefühl, die Judenverfolgungen begannen aufzuhören, das Zinsnehmen wurde geſtattet. Das raſchere Aufblühen des Volkswohlſtandes in proteſtantiſchen Ländern iſt ein entſprechendes Zeugniß zu

Gunſten der Toleranz. Indem der Proteſtantismus ſich gegen die Aſkeſe richtete, geſchah Unendliches für die Hebung des Volkswohlſtandes.

An ſolche und ähnliche Betrachtungen knüpft ſich denn leicht der Hinweis auf das Princip der Vervollkommnung, der Hinweis auch auf den ſittlichen Fortſchritt und namentlich auf dieſen. Es kommt, wie Lecky ſagt, weſentlich darauf an, zu entſcheiden, ob die allgemeinen Tendenzen der Civiliſation eine Zunahme oder Verringerung von Glück, Tugend und Menſchenliebe bewirkt hätten. In allen Abſchnitten des Buches finden ſich ſolche Betrachtungen, in denen gewiſſermaßen die Summe gezogen und gezeigt wird, daß die Aufklärung, indem ſie die Meinungen umgeſtaltet habe, auch für die Sittlichkeit und das Glück der Menſchheit fruchtbar geweſen ſei, wie die Veränderungen in dem „Klima der Meinungen“ die „ſittliche Erkenntniß“ geſchärft hätten. Wir möchten ſolche Betrachtungen den Schlußſtein des Gebäudes nennen, welches der Verfaſſer aufgeführt hat.

Lecky macht darauf aufmerkſam, daß in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung eine heiterere Weltanſchauung geherrſcht und ſich auch in den religiöſen Vorſtellungen ausgeprägt habe. Auch in der Kunſt ſtellte ſich mehr Frohſinn dar als etwas ſpäter. Man ſtand noch unter dem Einfluß der Alten, welche keine beſondere Neigung hatten, Leidensgeſtalten zu verewigen, keine ſo häufige Aufwallung von Bitterkeit und Klage kannten, wie dieſes in einer mittelalterlichen Periode der Kunſtgeſchichte auffällt. Die Kreuzigung wurde früher viel ſeltener dargeſtellt: man malte dagegen häufig Blumenkränze, beſchwingte Knaben mit ſchönen freundlichen Geſichtern. Bis zum eilften Jahrhundert war die Parabel vom guten Hirten ein Lieblingsgegenſtand der Maler. Die ernſteren Darſtellungen des Chriſtenthums waren ſeltener. Dann trübte ſich die Reinheit der äſthetiſchen Entwickelung. Es trat eine wachſende Neigung der Künſtler ein den Gegenſtand der Anbetung unmittelbar darzuſtellen und eine Neigung des Volks den Bildern eine beſondere Heiligkeit beizumeſſen. Ein finſterer, ſtrenger Geiſt entwickelte ſich.

Von den Alten hatte man ohnehin keine unbegrenzte Menſchenliebe lernen können. Die alten Civiliſationen ermangelten der ſanfteren Tugenden. Leiden und Schwäche fanden damals noch nicht die Theilnahme oder Hülfe wie ſpäter. „Das größte Laſter des alten Patriotismus war die von ihm erzeugte Beſchränktheit des Mitgefühls.“ Man konnte ſehr gleichgültig ſein gegen fremde Leiden. Eigentliche Wohlthätigkeitsanſtalten waren

unbekannt, und die ersten Regungen der Philanthropie erregten keine Bewunderung. Im Mittelalter ändert sich das zum Theil: die Kirchenväter ermahnten zur Barmherzigkeit, die Klöster wurden Mittelpunkte der Wohlthätigkeit. Dennoch zeigen sowohl die dogmatischen Anschauungen, als die weltlichen Gesetze im Mittelalter, daß die Nächstenliebe sehr wenig allgemein war, daß eine fast unglaubliche Gemüthsrohheit als herrschend angenommen werden kann. Nur in einem solchen finstern Zeitalter war die Lehre der Theologen möglich, welche für Millionen von Nichtchristen ewige Qualen im Jenseits in Aussicht stellte. Daß der religiöse Irrthum das größte Verbrechen sei, war vor der Reformation die allgemeine Lehre der christlichen Kirche. Können wir uns wundern, daß es Leute gab, welche sich weigerten, diese Lehren als ein Evangelium anzusehen? Fast allen Menschen war ein unsägliches Leiden nach dem Tode in Aussicht gestellt. — Während Origenes das Höllenfeuer nur bildlich erklärt wissen wollte, während im neunten Jahrhundert noch wenigstens Scotus Erigena dieselbe Ansicht vertrat, wandte sich etwas später die Literatur, Malerei, Beredsamkeit besonders gerne diesem schrecklichen Thema, dieser Wahnsinn und Elend erzeugenden Theorie zu. Heutzutage ist die Tendenz allgemein abschreckende Bilder zu meiden oder zu mildern. Für die ästhetische nicht bloß, sondern namentlich auch für die sittliche Stimmung einer früheren Zeit ist der Glaube, daß die Seligen ihre Seligkeit mehr genießen, wenn sie die Leiden der Sünder sehen und beobachten, ein unaussprechlich verdammendes Zeugniß. Und eine solche wahrhaft teuflische Lehre von der Seligkeit wurde sogar von Männern wie Thomas von Aquino vertreten. „So lange solche Lehren galten," sagt Lecky, „konnte das milde, freundliche Ideal des Neuen Testaments unmöglich von Einfluß sein. Die Religion wurde von der Moral auf die Dogmatik abgelenkt; sie wurde ein Kunstproduct von Reliquien und Gebräuchen, von Leichtgläubigkeit und Verfolgung, von Askese und Terrorismus." Der Verfasser zeigt, daß die Theologen die rücksichtslose Wahrhaftigkeit und Vernunft gehaßt hätten, daß in jener Zeit die Tendenz wahrzunehmen sei, die Theilnahme abzustumpfen, das Wohlwollen zu zerstören, und ein Hang zu Thaten der Barbarei und eine Verhärtung der Charaktere. Zuerst war man unempfindlich gegen die Leiden Anderer, dann ergötzte man sich bei diesen Leiden, schließlich wurde die Unempfindlichkeit eine Tugend. Heutzutage gilt bei der Criminaljustiz die Frage von den mildernden Umständen sehr viel und man beruft sich dabei auf die öffentliche Meinung als auf einen

Digitized by Google

idealen Maßſtab. Früher galt wohl die Anſicht, daß ein Kind, welches einmal mürriſch geweſen ſei, ewiges Leiden verdiene. Früher beſchäftigte man die Phantaſie mit Bildern von den Qualen, welche die Verſtorbenen im hölliſchen Feuer zu erdulden hätten; jetzt begegnen wir in den Strafſyſtemen einer faſt weiblichen Empfindſamkeit, einem faſt kränklichen Widerwillen Strafen aufzuerlegen. Das hervorragendſte Merkmal des modernen Chriſtenthums iſt die unbegrenzte Menſchenliebe.

Von einer tiefen Sittlichkeitsſtufe zeugt auch die Lehre von der Erbſünde. Die Menſchen wähnten, wo ſie Leiden ſehen, auf Schuld ſchließen zu müſſen. Man glaubte an die ewige Verdammniß ungetaufter Kinder, daran, daß auf dem Boden der Hölle unzählige ſolche Kinder „keine Spanne lang" umherkriechen. Thomas von Aquino ſprach aus, es ſei vielleicht möglich, daß Kinder, die im Mutterleibe ſterben, gerettet würden. Während einige Kirchenväter die Anſicht vertraten, daß ungetaufte Kinder nach ihrem Tode an einen Platz kämen, wo weder Leiden noch Genuß ſei, glaubten andere, und unter ihnen auch Auguſtinus, an die ewige Verdammniß ſolcher Kinder. „Man muß ſich erinnern," ſagt Lecky, „daß dieſelben Heiligen, welche es für ausgemacht hielten, daß Kinder, deren Leben nur einen Augenblick dauerte, wegen eines viertauſend Jahre vor ihrer Geburt geſchehenen Apfelbiſſes in ewiges Feuer niederſtiegen, auch behaupteten die Erſchaffung und der Tod dieſer Kinder wären die unmittelbaren, perſönlichen und freien Thaten der Gottheit." Man denke ſich die Angſt und das Elend der Mütter, welche ihre Kinder der Hölle anheimgefallen glaubten. Die Kirche war eben eine einſame Arche auf einem grenzenloſen Meere des Verderbens.

Dieſe Verwilderung in der Weltanſchauung, in der Sittlichkeit ſtellt ſich in beſonders grellem Lichte bei den Hexenproceſſen dar. Schon daß man ſo allgemein an die beiſpielloſe Bosheit, Verſchmitztheit, Nichtswürdigkeit der Frauen glaubte, welche man für Hexen hielt, zeugt von der ſittlichen Verirrung jener Zeiten; aber noch viel mehr die Strenge, mit welcher man ſie verfolgte. Einige hielten das Erwürgen einer Hexe für viel zu nachſichtig; das Verbrennen der Hexen ſei vorzuziehen, weil es ſchmerzhafter ſei. Man vergegenwärtige ſich die gegen Hexen angewandten Foltern, und erinnere ſich, daß bei der ungeheuern Macht der Geiſtlichen ein Wort von ihnen genügt hätte, um ſolchen Qualen Einhalt zu thun. Aber wir finden eine erſtaunliche Gefühlsbärte ſelbſt bei Männer, welche ſonſt edel und liebenswürdig waren. Sie waren nur der Ausdruck der

zu ihrer Zeit herrschenden Stimmungen, ihre Handlungen können den Maßstab für die Sittlichkeit jener Zeit abgeben. Mit dem Verschwinden der Magie und Hexerei war eine große Menge von Leiden beseitigt: für die unglücklichen Opfer ihrer eigenen Verirrung und der Verirrung Anderer gab es keine Linderung der Qualen durch Fanatismus; sie starben allein, von Allen gehaßt; sie hielten sich selbst für die Leibeigenen des Satans und glaubten an eine ewige Höllenpein.

Alles Streben der Aufklärung die Macht der dogmatischen Weltanschauung zu schwächen, die Humanität durch Milderung der Strafsysteme zu fördern, den Sinn für Wohlthätigkeit zu wecken — zeugt von einer Hebung des Niveaus der Sittlichkeit. Die Zahl der jährlichen Hinrichtungen ist im Abnehmen; der Agitation zur Abschaffung der Todesstrafe steht ein unvermeidlicher Sieg bevor. Von Geschlecht zu Geschlecht wird die Kraft der Sittlichkeit unbedingter. Heutzutage würde kein Papst einem Maler auftragen das Gemetzel der Bartholomäusnacht in majorem Dei gloriam auf die Wände des Vaticans zu malen, oder mit Zustimmung vieler Katholiken den Mörder Heinrichs III für einen Märtyrer erklären. Man kann nicht umhin, an die Wahrscheinlichkeit der Entwickelung einer Staatssittenlehre zu glauben. Und auch auf anderen Gebieten zeigen sich die Fortschritte der Humanität. Wenn z. B. Thierkämpfe allmählich abgeschafft werden, so tritt eine solche Veränderung nicht durch einen Zuwachs der Erkenntniß oder durch einen Proceß scharfen Denkens ein, sondern durch eine Steigerung des sittlichen Maßstabs. Vergnügungen, die einst allgemein waren, zogen sich von den Frauen auf die Männer, von den oberen auf die niederen Klassen, von den Tugendhaften auf die Lasterhaften zurück. Die Geschichte der Abschaffung der Tortur und der Strafen, der Behandlung der im Kriege Besiegten, der Befreiung der Arbeit zeugt von einer fortwährenden Schärfung der Gemüthsbewegungen und folglich des sittlichen Urtheils. Ein geistreicher Schriftsteller sagt: der Alterthumsforscher kann aus einem Säulencapitäl auf die Zeit schließen, aus welcher die Ruinen eines Gebäudes stammen; der psychologische Geschichtsforscher kann aus einer Handlung schließen, in welche Periode der Geschichte der Sittlichkeit sie gehört.

So im Wesentlichen die einzelnen Ausführungen und die Ergebnisse in Lecky's Buche. Hier wird in dem Sinne Heinrich Ritters auf eine

Sittengeschichte hingesteuert. Man begreift, daß es sich hier um das eigentliche Object der Geschichtsforschung handelt, um die Geschichte des sittlichen Fortschritts. Ein Werden, einen Fortschritt in der Entwickelung der Menschheit anzunehmen, ist keine aprioristische Construction, keine petitio principii. Dieses Werden, dieser Fortschritt stellt sich dar an allen Punkten und Theilen der Weltgeschichte, wofern man diese historisch betrachtet, wofern man das im Auge hat, worauf es nach Schopenhauer allein ankommt, die Sittlichkeit.

Eine in dieses Gebiet gehörende Monographie ist Lecky's Buch. Möge die Geschichtswissenschaft vorzugsweise solche Stoffe suchen, möge Lecky Nachahmer finden. An Lesern wird es ihm nicht fehlen.

Odessa, Ende 1868.

A. Brückner.

Zur livländischen Landtagsgeschichte des 18. Jahrhunderts.

2. Die Anfänge der Agrarfrage.

Das Jahr 1765 bezeichnet bekanntlich den Anfang der Bewegung zu Gunsten der Umgestaltung der livländischen Bauerverhältnisse, da auf dem in diesem Jahre abgehaltenen Landtage die Browneschen Propositionen und Carl Friedrich Schoultz's Anträge auf Beschränkung der Leibeigenschaft zur Discussion kamen.

Bevor wir auf diesen wichtigen Wendepunkt der neueren livländischen Provinzialgeschichte eingehen, sei in Kürze der Ereignisse gedacht, welche zwischen dem Jahre 1737 (bis zu welchem unser letzter Bericht reicht) und dem Landtage von 1765 liegen.

Orientiren wir uns zunächst über die maßgebenden höheren Beamten und Landesrepräsentanten dieses Zeitabschnittes. Der im Jahre 1730 zum Gouverneur von Livland ernannte General en chef Graf Peter de Lacy*) bekleidete von 1741 bis 1751 das Amt des General-Gouverneurs. Nach seinem am 19. April 1751 erfolgten Tode fungirten Fürst Wladimir Petrowitsch Dolgoruki und General Peter Wojeikow als Vice-Gouverneure, bis im Jahre 1761 der General-Major Arschnewski zum interimistischen

*) Lacy oder Lascy. Welche Schreibart die richtige ist, dürfte kaum mehr mit Sicherheit festzustellen sein, da beide Versionen in den Schriftstücken des vorigen Jahrhunderts gleich oft gebraucht werden. Peter de L. war gleich seinem Nachfolger Browne zu Limmerik in Irland geboren (1678) und hatte in verschiedenen Armeen des Continents gedient. Sein Sohn Franz Moritz war während des siebenjährigen Krieges österreichischer Feldmarschall und starb als solcher im Jahre 1801 in Wien.

General-Gouverneur ernannt und im folgenden Jahre durch den Grafen George Browne ersetzt wurde, der dieses Amt volle dreißig Jahre bekleidete, länger als irgend einer seiner Vorgänger oder Nachfolger. Während seiner Verwaltung traten vier Mal Veränderungen in der Besetzung des Vice-Gouverneur-Amts ein: 1763 trat Generallieutenant v. Meyendorff, 1777 v. Hartwiß, 1782 Generalmajor Raumow, 1783 der frühere Landrath Baron Campenhausen ein. Beinahe ebenso häufig wechselten die General-Superintendenten: von 1745 bis 1770 Jacob Andreas Fischer, 1770 bis 1777 Jacob Lange, 1777 bis 1798 endlich Christian David Lenz, der ehrwürdige und hochverdiente Repräsentant des livländischen Pietismus („Ich habe nur eine Passion — ihn, nur ihn" lautete sein charakteristischer Wahlspruch). In denselben Zeitraum fällt folgende lange Reihe von Landmarschällen: 1737 war Gustav Budberg gewählt worden, der wenig später das Vice-Präsidium des Hofgerichts übernahm und successive durch den Landrath von Rosen und Johann Heinrich von Patkul vertreten wurde. Sein Nachfolger wurde 1747 Heinrich Gustav Baron Igelström, der 10 Jahre lang im Amte blieb und 1757 Bernhard Johann v. Budberg zum Nachfolger erhielt. Nachdem dieser noch auf dem Landtage von 1765 die Verhandlungen geleitet hatte, trat für kurze Zeit Adolf Heinrich v. Anrep ein; als dieser schon im April 1765 starb, besorgten der Landrath von Meyendorff (1765) und Baron Igelström interimistisch die Landmarschallsgeschäfte. 1769 wurde Carl Gustav Mengden gewählt, aber auch dieser starb, noch bevor seine Amtsjahre zu Ende gegangen, im Jahre 1774; schon im nächsten Jahre folgte ihm sein provisorischer Amtsnachfolger v. Taube ins Grab, worauf die Geschäfte bis zum Jahre 1781 von dem alsdann auch zum Landmarschall gewählten Landrath v. Rennekampf versehen wurden. Noch während dieser fungirte wurde die Statthalterschaftsverfassung eingeführt und der Titel „Landmarschall" in die Bezeichnung „Gouvernements-Adelsmarschall" verwandelt. Außer Herrn v. Rennekampf hat Livland noch zwei Gouvernements-Adelsmarschälle besessen: von 1785 bis 1792 v. Gersdorff, (bekannt durch seine schweren und langjährigen Händel mit dem alten Grafen Browne und jene nach ihm benannte „Fournée", die bei der Wiederherstellung der alten Verfassung sämmtlichen in das Gouvernements-Geschlechtsbuch eingetragenen Familien Aufnahme in die Matrikel schaffte) und den hochverdienten Bauernfreund und Schöpfer der liberalen Bauerverordnung von 1804, Friedrich von Sivers (Rauzen).

Dieſe zahlreichen Wechſel in der Ritterſchafts- und Landesvertretung, welche auf die ſchwankenden Landesverhältniſſe einen höchſt ominöſen Einfluß übten, contraſtiren in merkwürdiger Weiſe zu der Seltenheit der Landtagsverſammlungen jener Zeit. Von 1737 bis 1742 fand gar kein Landtag ſtatt, zwiſchen dieſer und der nächſten Verſammlung (Juni 1747) lagen wieder volle fünf Jahre. Dann wird im Sommer 1750, alſo ſchon nach drei Jahren, ein Landtag abgehalten, denkwürdig dadurch, daß Graf de Lacy damals die Prätenſion erhob, von allen Schlüſſen in Kenntniß geſetzt zu werden, um über dieſelben „an Hof" rapportiren zu können. Auf dieſe Verſammlung und vielleicht im Zuſammenhang mit dem Anſpruch des Grafen folgt eine neunjährige Pauſe; gerade wie in den Jahren 1726, 1732 und 1739 wurde Anno 1742 auf die verfaſſungsmäßige Verſammlung der Landesvertretung aus „politiſchen Rückſichten" verzichtet. Erſt von dieſem Zeitpunkt an werden die Landtage wieder häufiger; nachdem von 1737 bis 1765, alſo binnen 28 Jahren, nur drei Verſammlungen abgehalten worden waren, fallen in die nächſten 40 Jahre deren ſechszehn: Februar 1769, Februar 1772, Juli 1777, Juli 1780, September 1783, 1786, December 1789, December 1795, September 1796, Januar 1797, April 1798, Juni 1800, Februar 1802, Februar 1803, Februar 1805 und Juni 1806. Wie wir in der Folge ſehen werden, ſteht dieſe plötzlich und beinahe fieberhaft erhöhte Thätigkeit der Landesrepräſentation mit der Agrarfrage und dem Eifer, welchen die Regierung für deren beſchleunigte Entwickelung an den Tag legte, im engſten Zuſammenhange.

So ereignißreich dieſer reformatoriſche Zeitabſchnitt iſt, ſo öde und troſtlos ſieht es in den Jahren aus, welche ihm vorhergingen und die uns zunächſt beſchäftigen. Aus den Jahren 1737 bis 1740 berichten Gadebuſchs Jahrbücher, wenn ſie nicht mit Dorpater Localangelegenheiten beſchäftigt ſind, faſt ausſchließlich über Zunft- und Privilegienhändel und über die großen Fragen der auswärtigen Politik, welche der Mittelpunkt aller Thätigkeit und alles Intereſſes der ruſſiſchen Politik waren. Von Wichtigkeit iſt eigentlich nur eine am 17. Januar 1739 publicirte Reſolution des Reichs-Juſtizcollegiums, der damaligen Oberbehörde für liv-, eſt- und und finnländiſche Sachen, welche es mit der Behördenverfaſſung verſchiedener unſerer höchſten Gerichtsſtellen zu thun hat und uns einen Einblick darin gewährt, wie ſchwankend und unklar damals die Stellung der Provinzialverfaſſung war. Das Recht der livländiſchen Ritterſchaft zur Beſetzung der ländlichen Gerichte (Land- und Ordnungsgericht) wurde durch dieſe

Reſolution ausdrücklich anerkannt, — ein Beleg dafür, daß daſſelbe nicht über alle Zweifel erhaben geweſen war; dagegen wurde ausdrücklich beſtimmt, daß das Hofgericht ſich durch Cooptation zu ergänzen habe. Das Oberconſiſtorium wurde gleichzeitig dem Hofgericht ſubordinirt und außerdem decretirt, daß die Unterconſiſtorien nicht wieder zu erneuern ſeien; das Oberconſiſtorium ſollte abwechſelnd zu Riga, Dorpat und Pernau reſidiren, wahrſcheinlich um die Functionen der ſtädtiſchen Conſiſtorien der beiden letztgenannten Städte zu übernehmen. Aus einer Note von Gadebuſch wiſſen wir, daß dieſe letztere Vorſchrift bis zum Jahre 1782 nicht in Ausführung gebracht worden iſt. Das Gleiche ſcheint für die Abſchaffung der Unterconſiſtorien gegolten zu haben, da wir dieſen in den Hupelſchen topographiſchen Nachrichten (dieſelben ſind 1782 erſchienen) als zu Recht beſtehenden Behörden begegnen und außerdem wiſſen, daß den Städten an der Erhaltung dieſer geiſtlichen Gerichte außerordentlich viel gelegen war. Die Frage, wer das Oberconſiſtorium zu beſetzen habe, wurde durch die Reſolution von 1739 offen gelaſſen und der Uſus beibehalten, nach welchem die Ritterſchaft die Präſentationen machte. All' dieſe und zahlreiche andere auf die Gerichts- und Behördenverfaſſung bezügliche Fragen waren in dem Budberg-Schraderſchen Landrechtsentwurf endgültig beantwortet. Trotz aller Anſtrengungen der Ritterſchaft ging es mit den Verhandlungen über die Beſtätigung dieſer wichtigen Arbeit aber nicht vorwärts, hauptſächlich wohl, weil das im Jahre 1740 erfolgte Ableben der Kaiſerin Anna zu wichtigen Kriſen in den höchſten Staats- und Hof-Regionen der Grund geweſen war und Jahre vergingen, bevor die erſchütterte Ruhe und Continuität in den oberſten Reichsbehörden wiederhergeſtellt werden konnte. Am 17. October 1740 war die Kaiſerin verſchieden und der unmündige Großneffe derſelben Johann (Sohn des Herzogs von Braunſchweig) als ihr Nachfolger proclamirt worden; Biron ſollte die Regentſchaft führen. Aber ſchon vier Wochen ſpäter, in der Nacht vom 19. auf den 20. November, wurde Biron geſtürzt, des Kaiſers Mutter zur Regentin erklärt und Münnich an die Spitze der Regierung geſtellt, eine Veränderung die ihre Wirkungen auf Livland ſofort dadurch geltend machte, daß der bis dazu höchſt einflußreiche und bei der Ritterſchaft beliebte Vice-Gouverneur v. Bismark, wie wir wiſſen Birons Schwager, verhaftet und in's Gefängniß abgeführt wurde. Dieſe Umwälzung war aber nur ein Vorſpiel der größeren und wichtigeren Kataſtrophe, welche am 24. November 1741 die Tochter Peters des Großen,

Eliſabeth auf den Thron erhob und Münnich, Oſtermann, Löwenwolde, den Präſidenten des Commerz-Collegiums Baron Mengden und die geſammte zu dieſer haltende deutſche Partei (zu welcher zahlreiche Liv- und Eſtländer gehörten) ſtürzte und nach Sibirien verbannte. Von wie eingreifender und nachhaltiger Bedeutung dieſer Thronwechſel war, weiß Jeder, der auch nur die Umriſſe der ruſſiſchen Hof- und Staatsgeſchichte des 18. Jahrhunderts kennt. Bezeichneten ſchon die fremden in Petersburg lebenden Diplomaten dieſen Sieg der ſ. g. altruſſiſchen Partei als das wichtigſte Ereigniß ſeit der Zeit Peters des Großen, ſo liegt auf der Hand, wie ungeheuer die Nachwirkungen deſſelben für Liv- und Eſtland geweſen ſein müſſen, die ſich vorzugsweiſe auf die geſtürzte Partei geſtützt hatten.

Als die Kunde von dieſem Hergang nach Riga kam, hatte man ſich eben erſt durch die geſtürzte Regierung die Privilegien confirmiren laſſen. Landrath Berg und der Ritterſchafts-Secretär v. Stackelberg waren noch in Petersburg anweſend, um für die Beſtätigung des Landrechts zu agiren. Von dieſer konnte fortan für längere Zeit nicht mehr die Rede ſein, denn die betreffenden Verhandlungen waren vornehmlich durch zwei geſtürzte Größen, den Geheimrath v. Brevern und den erwähnten Präſidenten v. Mengden (der als Vater der großfürſtlichen Freundin, der bekannten Hofdame Juliane v. Mengden, beſonders wichtig und einflußreich geweſen war) geführt worden. Alle übrigen in Bewegung geſetzten Geſchäfte mußten für längere Zeit zurücktreten, da alle höheren Aemter neu beſetzt, die leitenden Kreiſe überdies ausſchließlich mit Vorbereitungen zur Krönung der Monarchin beſchäftigt waren. Dem Generalmajor und Landrath Baron Campenhauſen und dem Vice-Präſidenten Budberg war die ſchwierige Aufgabe zugefallen, der neuen Regierung die „Sollicitationes und Gratulationes" der Provinz zu überbringen, die bisher ſtets durch die Anhänger des geſtürzten Regimes vertreten geweſen war. Dann mußten auf's Neue Schritte für die Privilegienbeſtätigung geſchehen; Campenhauſen und der Landrath Buddenbrock folgten der Kaiſerin nach Moskau, um bei der Krönung zu repräſentiren und dann ihre Geſuche vorzubringen; wenig ſpäter trafen zu dem gleichen Zweck die Deputirten der Städte ein. Dorpat war durch den Rathsherrn Chriſtian Bremer und den ſpäter als Schriftſteller bekannt gewordenen Stadtſecretär Thomas Zange vertreten; die dadurch verurſachten Koſten hatte die verarmte Stadt nur mühſam aufbringen können. Die feierliche „Harangue" wurde von Campenhauſen gehalten und war ſo geſchickt formulirt, daß, wie dem nächſten Landtage

berichtet wurde, Ihro Majestät besonderes Gefallen an derselben zu finden und dieselbe nochmals in ihrem Cabinet zu verlesen geruht hatten. Von Fortschritten in Sachen der sehnlich gewünschten Bestätigung des Landrechtsentwurfs war und blieb während der Regierung der Kaiserin Elisabeth nichts zu hören, obgleich die Landräthe v. Bock und Baron Rosen diese Angelegenheit persönlich in der Residenz betrieben und später einen Herrn v. Reutz mit derselben eigens betrauten; auch der im Jahre 1743 zum Geschäftsträger in Petersburg ernannte Ober-Auditeur Merzahn v. Klingstedt und sein Nachfolger Translateur Fölkern vermochten trotz der ihnen bewilligten bedeutenden Summen nichts auszurichten. Wie es scheint ist Graf Lacy der Landrechts-Codification fortdauernd abgeneigt geblieben; in einem Bericht von 1747 ist mindestens davon die Rede, daß der Deputirte von Reutz die gewünschten Recommandationen von Sr. Erlaucht nicht erlangt und bei dem Mangel dieser durch Spenden von Burgunderwein zu wirken versucht habe.

Ueber dieser ganzen Periode lagen für unser Land dunkele Schatten und der Landmarschall v. Budberg hatte ganz Recht, wenn er in seiner Landtagsrede von 1742 über schwere Zeiten klagte und die Schwierigkeiten hervorhob, welche es gemacht, auch nur die Concession zu dieser Versammlung „trotz vielen Widerspruchs" zu erwirken. Den Verhandlungen derselben sieht man es an, daß sie lahm geführt wurden und sich nur auf die dringendsten Geschäfte bezogen. Das Hauptthema bildeten die von den verschiedensten Seiten einlaufenden Klagen über die neue herrnhuthische Secte, zu deren Untersuchung besondere aus Predigern und Edelleuten gebildete Commissionen niedergesetzt wurden, die trotz der großen Kosten, welche sie verursachten wenigstens Anfangs nichts ausrichten konnten, da Graf Zinzendorff die Unterstützung des Synods angerufen hatte und die Petersburger Freunde vor allzu energischem Vorgehen in dieser Sache warnten. Die übrigen Beschlüsse, sind mit Ausnahme der Feststellung einer neuen, wesentlich auf Formalien beschränkten Landtagsordnung und frommer Wünsche für möglichst energische Betreibung der Landrechtsangelegenheit, völlig untergeordneter Natur: es sollten „Werstpfähle" von vier Ellen Höhe „eingeschlagen" werden, — ein Herr Jerding erhielt auf sein Ansuchen und nachdem er versprochen auch ohne Gage auf's Land zu fahren und Sectionen vorzunehmen das Prädikat eines „Ritterschafts-Doctors" — Obrist Bayer, der „gute Connexiones mit Großen bei Hof" und Aussichten auf eine „Fortune" besaß, wurde, für den Fall, daß er

ein Diplom aufweiſen könne, in die Matrikel aufgenommen. Auch die folgenden Landtage (1747 und 1750) ſind, was ihre Reſultate anlangt, ziemlich unfruchtbar zu nennen; 1747 wurden die zehn Jahre früher begonnenen Matrikelarbeiten zum Abſchluß gebracht, die alten Beſchlüſſe über Beſſerung von Kirchen und Schulen erneuert, auf's Neue Geldmittel für die Deputirten bewilligt, welche die Beſtätigung des Landrechts betreiben ſollten. Intereſſanter ſind zwei andere Reſolutionen, die ſich auf Materien heiklerer Natur beziehen und von denen die eine beſonders charakteriſtiſch iſt für die eigenthümliche Art und Weiſe der Argumentation unſerer Altvorderen. Die Kaiſerin Eliſabeth hatte, noch bevor ſie den bekannten Ukas über die Abſchaffung der Todesſtrafe erließ, das Gelübde gethan, daß unter ihrer Regierung Niemand am Leben geſtraft werden und zu dieſem Behuf alle Todesurtheile an den Senat geſandt werden ſollten. „In Livland," heißt es bei Gadebuſch, „wurde dieſes etliche Jahre nicht beachtet, ja der kaiſerliche, darüber erlaſſene Befehl nicht einmal bekannt gemacht, bis Meliſſino Gouvernementsrath in Reval wurde." Die von dieſem Zeitpunkt an beobachtete neue Praxis hatte das Mißfallen des Adels erregt und dieſer faßte 1747 den Beſchluß, „es ſolle dahin gewirkt werden, daß der Senats-Ukas über nothwendige Appellation aller vom Hofgericht decretirten Todesſtrafen nicht auf die conquetirten Provinzen ausgedehnt werde, da es an Stockhäuſern im Lande fehle und denen Poſſeſſores daraus große Unannehmlichkeiten und Koſten erwüchſen." Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man mit dieſer wunderlich motivirten Reſolution nichts ausrichtete und auf dem nächſten Landtage den Beſchluß faßte „Stockhäuſer" zu bauen „ohne welche böſe Menſchen gar nicht gebeſſert werden könnten." Der andere Beſchluß bezog ſich auf die Confiscation derjenigen Güter, welche „den unglücklich gewordenen ruſſiſchen Herren" d. h. den Anhängern der Münnich-Oſtermannſchen Partei gehört hatten. Dieſe Güter waren zum Theil in Livland belegen und mit hypothekariſchen Schulden belaſtet geweſen, welche die mit ihnen dotirten neuen Beſitzer nicht anerkennen wollten. Schon 1745 waren die Deputirten Bock und Roſen beauftragt worden, dafür Schritte zu thun, daß die gefährdeten livländiſchen Hypothekargläubiger „zu ihrem Gelde kämen"; die Antwort darauf hatte gelautet, „daß der Zeitpunkt zum Reüſſiren nicht günſtig ſei" da Graf Schuwalow dem die confiscirten Mengdenſchen Güter verliehen worden, „dawider ſei". Der Landtag von 1747 nahm die Sache wieder auf und empfahl dem Deputirten v. Reutz, die Angelegenheit nicht außer Auge zu laſſen.

Gleichzeitig wurde zur Sprache gebracht, daß zahlreiche aus dem nordöstlichen Livland nach Petschur entlaufene estnische Leibeigene, wenn sie daselbst den griechischen Glauben angenommen, geschützt und trotz der Reclamationen ihrer Herren nicht wieder ausgeliefert worden seien.

Ueber die Resultate dieser Klagen und Anträge erhalten wir aus einem vom Jahre 1750 datirten und dem in demselben Jahre versammelten Landtage vorgelegten Bericht des Deputirten v. Reutz ziemlich eingehende Mittheilungen. Wie schon häufig früher waren auch dieses Mal gerechte, das Wohl und das Recht des gesammten Landes betreffende Wünsche mit ausschließlich ritterschaftlichen Prätensionen durcheinander geworfen worden, so daß ein Theil der Landeskinder direct daran interessirt war, die Forderungen des Andern nicht erfüllt zu sehen. Herr v. Reutz war gleichzeitig beauftragt worden, Maßregeln zum Schutz gegen die Herrnhuther und zur Reluition der in nicht-adligen Händen befindlichen Güter zu bewirken, das Recht der hypothekarischen Gläubiger an den confiscirten Gütern und den Anspruch des Adels auf ein Vorzugsrecht bei den Arrenden publiker Güter zu vertreten; einem von dem neuen Vice-Gouverneur Fürsten Dolgoruki mißhandelten jungen Edelmann (v. Transehe) sollte er „gebührende Satisfaction" schaffen und die Begründung eines adligen Fräuleinstifts bewirken. Außerdem lag noch eine lange Reihe von Beschwerden wegen der Excesse vor, welche die Kronsbeamten bei Empfang der Fourageslieferungen auf den Stationen begangen hatten. — Die Antworten auf alle diese verschiedenartigen Klagen und Gesuche fallen fast alle gleich ungünstig aus. Bloß wegen der Excesse auf den Stationen und wegen des adligen Vorzugsrechts bei den Kronsarrenden war es dem Deputirten gelungen „eine günstige Ukase zu erringen," bezüglich aller übrigen Angelegenheiten hatten „die Freunde widerrathen" irgend etwas zu unternehmen. Namentlich die Beschwerden über die Mißhandlung des Herrn v. Transehe war „von vielen Vornehmen" als ein gefährliches Wagestück bezeichnet worden, wahrscheinlich wegen der zahlreichen und mächtigen Verwandten des bekannten Fürsten Dolgoruki.*) — Zu Entscheidungen und Beschlüssen von irgend welcher Bedeutung hat der Landtag von 1750, dem dieser Bericht

*) Wie wir aus einer andern Notiz erfahren, wurde die Sache später dadurch beigelegt, daß der Fürst, dem die adlige Qualität des jungen Transehe nicht bekannt gewesen, sich „vor zwei Zeugen" wegen dieses Irrthums entschuldigte.

vorgelegt wurde, ebenso wenig geführt, wie der auf ihn folgende Landtag von 1759. Zu bemerken wäre höchstens, daß im Jahre 1750 der Neubau des Ritterhauses beschlossen worden war, vielleicht ein Symptom dafür, daß die schwierige ökonomische Lage des Landes sich in den letzten Jahren wenigstens einigermaßen gebessert hatte.

Daß die politische Lage des Landes auch in den folgenden Jahren eine schwierige blieb, geht schon aus der ziemlich großen Anzahl von Deputationen hervor, welche bis zur Thronbesteigung der Kaiserin Katharina II. nach St. Petersburg gesendet werden mußten, obgleich von neu verlautbarten Wünschen des Landes ebenso wenig die Rede ist, wie von Verfolgung früher geltend gemachter Desiderien. 1757 geht der Hofgerichts-Assessor Löwenwolde in die Residenz, um „eine Redressirungs-Ukase" wegen der dem Lande auferlegten Lasten zu Gunsten neuer Festungsarbeiten zu bewirken; nachdem er die Gunst gewisser Personen gewonnen, hat der Deputirte seinen Zweck erreicht und werden die geforderten „tausend Arbeiter zu Fuß" dem Lande erlassen. In den Jahren 1759 und 1760 muß der Landrath Sivers längeren Aufenthalt bei Hof nehmen, um „verschiedene Neuerungen" abzuwenden, die Bestätigung der Hofgerichts-Präsentationen und die Erlaubniß freier Getreideausschiffung zu bewirken. Wir übergehen genauere Daten über die ungeheuren Ausgaben, mit denen diese Geschäftsreisen verbunden zu sein pflegten, und erwähnen nur, daß auch Landrath Sivers wieder davon zu berichten Gelegenheit hatte. 1761, 1762 und 1763 ging der Landrath Karl Friedrich Schoultz von Ascheraden nach St. Petersburg; die Gegenstände seiner Mission sind bereits aus anderen Darstellungen bekannt, ebenso daß er gemeinschaftlich mit dem Landmarschall Budberg und dem Landrath Taube im Jahre 1762 nach Moskau ging, um der Krönung Kaiser Peters III. und seiner Gemahlin beizuwohnen und die erneuerte Bestätigung der Privilegien zu erwirken. Den früheren Publicationen hierüber wären höchstens Notizen über nachgesandte Reitpferde, Austerntonnen, Lachse und Kisten mit „Citrons und Apfelsines" nachzutragen.

Ueber die städtische Geschichte dieses Zeitraums liegen uns nur ziemlich spärliche Mittheilungen vor, soweit dieselben nicht aus Gadebusch's fleißigen, aber hauptsächlich auf Dorpat bezüglichen Jahrbüchern geschöpft werden können. Bergmann's „Erinnerungen" beschränken sich auf einzelne Notizen, welche für die innere Geschichte Rigas völlig unergiebig sind und fast nur städtische Neubauten betreffen: daß 1746 das Retablissement des

Petritburms erfolgte, 1749 die feierliche Einweihung von „Camvenhauſens Elend“, 1753 die Einweihung der Kirche auf dem Stadtgut St. Olay und des wiederhergeſtellten Georgenhoſpitals, 1759 die Arbeiten zur Reinigung der Düna ihren Anfang nahmen, iſt an und für ſich nicht unintereſſant, — ſchade nur, daß von anderen und wichtigeren Dingen nur flüchtig die Rede iſt. Aus der Zahl derſelben erwähnen wir, daß noch 1752 ausdrücklich feſtgeſetzt wurde, Letten dürften *nicht* das Bürgerrecht gewinnen, daß im Jahre 1757 (unſeres Wiſſens zum letzten Male) von dem Münzrecht der Stadt Gebrauch gemacht und ſogen. Livoneſen (zu 36 Kopeken) geprägt wurden und daß 1762 beſtimmt wurde, Ausländer dürften ſich, in ſo fern ſie nicht Juden wären, in der Stadt niederlaſſen. Intereſſanter iſt die im Jahre 1760 geſchehene Begründung der „Rigaer Anzeigen“ durch den Dr. Winkler, als deren verdienteſter und fleißigſter Mitarbeiter Arndt genannt wird. Da dieſer Gegenſtand in einem 1805 von dem Rigaſchen Almanach veröffentlichten Aufſatze ausführlich behandelt worden iſt, kann er füglich übergangen werden. Einer Notiz des Wrangell'ſchen Realregiſters entnehmen wir noch, daß im Jahre 1744 in Riga zuerſt Laternen auf den Straßen aufgeſtellt wurden und daß die in Riga lebenden Edelleute zu denſelben contributiren ſollten. Gadebuſch's Berichte über die Dorpater Stadtgeſchichte enthalten im Grunde nicht viel mehr als eine Aufzählung der endloſen Streitigkeiten, welche die verſchiedenen Corporationen dieſer Stadt unter einander, mit den benachbarten Gütern, dem Adel, beamteten und privaten Perſonen führten und bei denen es ſich immer wieder um Privilegien von ziemlich zweifelhaftem Werthe und um kleinliche Zunft- und Schragen-Intereſſen handelte. Keine Prediger-, Rathsherrn- oder Aelteſten-Wahl geht vorüber, ohne daß es zu einem Strauß zwiſchen den Betheiligten kommt, der durch eine oder mehrere Inſtanzen geführt wird; in den Zwiſchenzeiten vertreibt man ſich mit der Jagd auf Bönhaſen oder herumziehende fremde Kaufleute die Langeweile. Wie üppig die Blüthe war, in welcher das Zunftweſen ſtand, geht ſchon aus der einen Thatſache hervor, daß dem Kupferſchmied Chriſtian Brackmann, der den Thurm der Johanniskirche unentgeltlich mit einem kupfernen Hahn und Knopf ſchmückte, dafür die Zuſicherung ertheilt wurde, daß bei ſeinen Lebzeiten „kein anderer Kupferſchmied in Dorpat angenommen werden ſollte.“ — Die inneren Händel wurden ziemlich regelmäßig durch die Conflicte unterbrochen, zu denen die zahlreichen und meiſt ſehr drückenden Einquartirungen durchmarſchirender Truppen Veranlaſſung gaben. Im

Jahre 1741 standen zwei Cavallerie-Regimenter in der kleinen, erst seit zwanzig Jahren wieder aufgebauten Stadt und erlaubten die Offiziere des braunschweigischen Regiments so arge Gewaltthätigkeiten, daß das Rathhaus geschlossen werden mußte und der Rath bei dem Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig die Niedersetzung einer Untersuchungs-Commission durchsetzte, „deren Frucht aber durch die große Staatsveränderung (die Thronbesteigung Elisabeths) erstickt wurde". — Von kulturgeschichtlichem Interesse ist noch, daß (nach einer in der Wochenschrift „Das Inland", Jahrg. 1844, abgedruckten Notiz) aller Wahrscheinlichkeit nach die berühmte Schauspieler-Truppe der Neuberin, jener Frau, welche als Bundesgenossin Gottscheds in der deutschen Theatergeschichte eine sehr bedeutende Rolle spielte, im Jahre 1741 in Dorpat gewesen ist, um daselbst zu gastiren. Bei Gadebusch findet sich keine Notiz darüber, obgleich dieser Besuch ohne Zweifel für ein hochwichtiges Ereigniß im städtischen Leben angesehen worden ist; aller Wahrscheinlichkeit nach hat unser ehrsamer Chronist es unter seiner Würde gehalten, von dergleichen frivolen „Allotrias" Act zu nehmen; da er selbst erst zehn Jahre später nach Livland kam, ist es auch nicht unmöglich, daß das Gedächtniß an diese Unterbrechung des kleinstädtischen Stilllebens bereits erloschen war.

Es sei schließlich noch darauf hingewiesen, daß mit dem Jahre 1743 die Reaction gegen das Herrnhutherwesen begann, welches seit dem Beginn der 30er Jahren in Liv- und Estland Fuß zu fassen begonnen hatte, und daß die zur Untersuchung der von dieser Gesellschaft begangenen Uebergriffe niedergesetzten Commissionen in Stadt und Land eine beträchtliche Rolle spielten, schon weil verschiedene höhere Geistliche, welche als Freunde der Brüdergemeinde verdächtig waren, von denselben ausgeschlossen wurden. Da diese Materie in anderen Schriften, namentlich in der verdienstvollen Harnacks ausführlich behandelt worden ist, gehen wir auf dieselbe nicht näher ein. — Ebenso muß daran erinnert werden, daß die in dem ersten dieser Aufsätze erwähnte Thatsache, daß in den Decennien „nach der Conquête" zahlreiche Bürgerliche zu Landrichter- und Assessoren-Posten zugelassen wurden, — wenigstens zum großen Theil auch für diesen Zeitraum gilt. (Vgl. Nr. 49 ff. der Zeitschrift: „Das Inland", Jahrgang 1844.)

Die äußeren Umstände, welche die Eröffnung des verhängnißvollen livländischen Landtages von 1765 begleiteten, sind von den Theilnehmern

desselben aller Wahrscheinlichkeit nach als günstige Omen angesehen worden. Es war damals noch Sitte, daß die versammelte Ritter- und Landschaft nach Abhaltung des Landtags-Gottesdienstes in corpore auf das Schloß zog, um den General-Gouverneur feierlich zu begrüßen und seine Propositionen in Empfang zu nehmen. Seit dem Jahre 1742 war es wiederholt vorgekommen, daß die gegenüber dem Schloß aufgestellte Hauptwache nicht mehr, wie früher üblich gewesen, unter das Gewehr trat, ja der vorüberziehenden Ritterschaft förmlich die Honneurs verweigerte — ein Umstand, der wiederholt zu Erörterungen Veranlassung gegeben hatte und von den Betheiligten als Kränkung empfunden worden war. Dieses Mal salutirte die Hauptwache, wie ausdrücklich im Receß bemerkt ist, in aller Form. Die Freude darüber mag nicht allzu lange gedauert haben, denn die Antwort des General-Gouverneurs Grafen Browne auf die Harangue des Landmarschalls Budberg lautete ziemlich unfreundlich, indem sie der Klagen Erwähnung that, welche wegen harter und grausamer Behandlung lettischer und estnischer Bauern bis zum Thron der Monarchin gedrungen seien. Dann erfolgte die Verlesung der elf Propositionen, welche der kaiserliche Statthalter dem Landtage zu übergeben hatte.

Von diesen Propositionen ist die auf die Lage des Bauernstandes bezügliche dritte wiederholt und ausführlich mitgetheilt worden. Die zehn übrigen, welche sie begleiteten, sind unseres Wissens bisher noch nicht veröffentlicht worden, obgleich sie auf die damalige Lage des Landes ziemlich lehrreiche Schlaglichter werfen und wenigstens zum Theil das Bild vervollständigen, welches die Proposition 3, „von dem Elend der Bauern, so Ihre Majestät auf Ihrer Passage durch die Province Liefland wahrgenommen", entwirft. Aus diesen Gründen wird es nicht unangemessen sein, wenn wir den Inhalt aller elf Vorschläge, mit denen Browne damals vor das Land trat, der Reihe nach auszüglich mittheilen.

Proposition I weist auf die Nothwendigkeit einer strengeren Beaufsichtigung des Neubaues der Kirchen hin, welcher trotz aller früheren Landtagsschlüsse zum „öffentlichen Scandal" verfielen. Ebenso gebiete die dringendste Nothwendigkeit, daß etwas für die seit lange als nothwendig erkannte Einrichtung von Kirchspielsschulen geschehe, da dieselben an den meisten Orten ebenso fehlten, wie die zu ihrer Aufnahme nothwendigen Gebäude. Da die Erfahrung beweise, daß die civilisirtesten Bauern immer auch die brauchbarsten seien, liege es im eigenen Interesse der Possessores,

daß etwas Entscheidendes und Ernsthaftes für die Sache der Volksbildung geschehe. Desgleichen werde vielfach darüber Klage geführt, daß die Kirchspiels- und Kirchenwege verfielen und nicht gehörig in Stand gehalten würden. Aus all diesen Gründen sei erforderlich, daß die Kirchenvisitationen öfter und pünktlicher abgehalten, ihre Beschlüsse und Anordnungen gewissenhafter ausgeführt und überwacht würden.

Propositition II verlangt eine Regulirung des Proviants, der den im Lande stehenden Truppen zu liefern sei. Die Verproviantirung der Truppen wurde jener Zeit dadurch bestritten, daß der Adel sich von einem Landtage zum anderen verbindlich machte, gewisse Naturalien-Quantitäten zu im Voraus vereinbarten Sätzen an die Commandeure der einzelnen Truppenabtheilungen zu liefern. Klagen über „Excesse" bei der Empfangnahme, Unregelmäßigkeiten bei den Zahlungen, Abweichungen von den Vereinbarungen über Ort und Zeit der Empfangnahme kehren durch das gesammte 18. Jahrhundert regelmäßig wieder, so daß es stets besonderer Anträge und Mahnungen bedurfte, damit die Glieder des Adels derartige Lieferungsverbindlichkeiten überhaupt eingingen. Von Interesse ist, daß Browne bei Gelegenheit dieser Proposition genau angiebt, wie viele Truppen im Lande standen „und beständig" bleiben sollten; es waren nicht weniger als 8 Infanterie-, 3 Küraſſier-Regimenter, je ein Karabinier-, Kanonier- und Husaren-Regiment.

Die dritte Proposition enthält die bekannten Anträge auf Besserung der rechtlichen und materiellen Lage des Bauerstandes. Wir lassen sie folgen, um dem Leser die Uebersicht und das Verständniß der auf dieselben ertheilten Antworten zu erleichtern. Dem Haupübelstande, daß dem Bauern durchaus kein Eigenthum auch selbst „in denen Stücken nicht, die er durch sein Fleisch und sein Blut erworben" zugestanden werde, müsse dadurch abgeholfen werden, daß des Bauern Recht zur eigenthümlichen Erwerbung von Mobilien anerkannt werde. Da die bäuerlichen Abgaben und Leistungen bisher vollständig unbestimmt, und dergestalten von der Willkühr der Herren abhängig gewesen, daß der Bauer sich täglich neuer Lasten versehen müsse, so sei nothwendig, die bäuerlichen Leistungen zu normiren und zu den ihnen eingeräumten Territorien in ein festes Verhältniß zu setzen. Endlich werde der Bauer bei seinen Vergehungen zu hart gezüchtigt und oft also hanthieret, wie es weder mit seinen Vergehungen noch mit den Empfindungen eines Christen übereinstimmt. Die Staatsregierung ver-

lange darum, daß den Ausſchweifungen der Hauszucht „billige Grenzen geſetzt würden“.

Ad IV klagte der General-Gouverneur über den merkbaren Verfall der Landpolizei, dem mit aller Entſchiedenheit entgegen getreten werden müſſe. Die Vorkäuferei in den Krügen habe in ſo erſchreckender Weiſe zugenommen, daß den Bauern ihre Producte, welche ſie in die Städte fahren wollten, förmlich abgepreßt und dafür Waaren aufgedrängt würden. Der Schaden hiervon treffe ebenſo die Bauern, wie die Bewohner der kleinen Städte, welche gleichſam in der Geburt erſtickt würden, da ihre Nahrung hauptſächlich durch unerlaubte Kanäle gehe und ehrenhafte Handwerker und Bürger von der Niederlaſſung in dieſen Städten abgeſchreckt würden. Auf ihnen ruhten die Laſten des bürgerlichen Erwerbs, während Andere die Vortheile hätten.

Ad V wurde die Niederſetzung einer beſonderen Commiſſion zur Erhaltung der Landſtraßen und Wege und zur Repartirung der bezüglichen Arbeiten beantragt.

In der ſechsten Propoſition ſprach der General-Gouverneur den Wunſch nach Erhöhung der Branntweinſteuer aus, „damit dem entſetzlichen Saufen der Bauern geſteuert werde“. Punkt VII. verlangte, daß dem Menſchenhandel, der in Anbetracht der Verſchiedenheit der Bevölkerungsverhältniſſe an und für ſich nützlich ſei, in ſoweit geſteuert werde, daß die Leute nicht außer Landes verkauft, auch nicht die Ehe- und Familienbande gelöſt würden. Ad VIII. wird die Anſtellung von Chirurgen für das flache Land, ad IX. eine beſſere Aufſicht über die Holz- und Forſtwirthſchaft verlangt; in einzelnen Gegenden des Landes ſei die Holzarmuth ſo groß, daß die Bauern wegen Mangel an Baumaterial gleich Thieren in Höhlen und Neſter kriechen müßten. Nichts deſto weniger werde gerade in dieſen Gegenden „am heftigſten“ der Küttiß- und Branntwein-Brand betrieben. Punkt X. verlangte die Anlegung von Getreide-Magazinen für das ganze Land; in denſelben ſollte per Haken je 20 Lof Getreide zurückgelegt werden. — Endlich wurde eine allgemeine Verbeſſerung der Stationen und der auf denſelben gehaltenen Pferde verlangt. Selbſt auf der Riga-Petersburger Straße, welche die beſte und relativ die einzig gute Poſtſtraße ſei, komme es nicht ſelten vor, daß fünf bis ſechs Stunden zur Zurücklegung einer einzigen Station erforderlich ſeien.

Die oberflächlichſte Bekanntſchaft mit dem Inhalt dieſer Propoſitionen beweiſt bereits, daß die Beſſerung der Lage des Landvolks keineswegs durch

den viel citirten Punkt 3 derselben beabsichtigt war — die Propositionen 1, 4, 6, 7, 8 und 9 tangiren dieselbe ebenso direct, wie die drei Vorschläge zur Begründung bäuerlichen Eigenthumsrechtes an Mobilien, Regelung der Frohnen und „billige" Beschränkung der Hauszucht. Faßt man in's Auge, was Alles durch die Anträge des General-Gouvernements als mangelhaft und reformbedürftig bezeichnet worden, so bleibt an den Zuständen von 1765 eigentlich kein gutes Haar. Kirchen und Schulen sind verfallen und der obrigkeitlichen Beaufsichtigung und Leitung ebenso entbehrend, wie die Straßen und Wege, der Bauer rechtlos, arm, verwildert, ebenso an schlechte, irrationelle Wirthschaft, wie an harte Behandlung gewöhnt! Selbst zum Schutz der Familien- und Ehebande bedarf es besonderer gesetzlicher Maßregeln — von Sanitätspolizei und Anstellung von Aerzten ist bisher noch nicht die Rede gewesen. Um die herrschaftlichen Wirthschaften ist es trotz alles auf die Bauern geübten Druckes nicht besser bestellt, denn die Tagesordnung ist eine unvernünftige Ausbeutung des Augenblicks, die selbst den großen Waldreichthum zu zerstören droht. Die Streiflichter, welche auf den Zustand der kleinen Städte fallen, enthüllen ebenso trostlose Bilder: wie weit muß es mit der Zuchtlosigkeit und Desorganisation des wirthschaftlichen Lebens gekommen sein, wenn nach dem Zeugniß der Provinzialobrigkeit „kein anständiger Bürger und Handwerker" mehr in diese Städte ziehen will und der Wohlstand derselben als in der Geburt erstickt geschildert wird?

Und doch läßt sich nicht nachweisen, daß die vom Grafen Browne gebrauchten Farben allzu grell oder allzu dick aufgetragen gewesen. Die auf seine Propositionen gegebenen Antworten des Landtags erkennen die gerügten Mißstände ausnahmslos an und weichen nur bezüglich der Gründe und Ursachen derselben hie und da von den Anschauungen der Regierung ab, indem sie geltend machen, daß der auf dem Lande ruhende Steuer- und Contributionsdruck das Seine zu der Verarmung des Landvolkes beigetragen habe — den von den Propositionen behaupteten Thatsachen wird aber eigentlich nirgend direct widersprochen. Daß man nichts desto weniger weit davon entfernt war, die Lage des Landes als eine abnorme und auf die Dauer unerträgliche anzuerkennen, geht aus den Verhandlungen von 1765 leider ebenso deutlich hervor, wie die allgemeine Unlust und Unfähigkeit der nothwendigen Entwickelung zum Besseren irgend erhebliche Opfer zu bringen. Das damals lebende Geschlecht war unter zu traurigen und verkommenen Verhältnissen aufgewachsen, um an den

Luxus einer wirklich menschenwürdigen Existenz zu denken, und zum Luxus wurde Alles gerechnet, was über die gemeinen Sorgen des Tages hinausging. Erst jenseits der statthalterschaftlichen Periode sind die humanen und philosophischen Ideen der Zeit, welche in Frankreich, England und Deutschland bereits um die Mitte des Jahrhunderts die öffentliche Meinung beherrschten, auch in Livland zum Gemeingut geworden.

Von den Anträgen des General-Gouverneurs kam die Vorlage wegen besserer Beaufsichtigung der Kirchenbauten und des Schulwesens zuerst zur Discussion; sie war unterstützt worden durch ein vom Landraths-Collegium eingebrachtes Deliberandum wegen Annahme des von den Herren Landrath Baron Ungern-Sternberg und General-Superintendenten Zimmermann ausgearbeiteten neuen Schulplans. Bezüglich der Bauten und Reparaturen kirchlicher Reparaturen wurde beschlossen, die alten schwedischen Gesetze und Ordnungen in aller Strenge zur Ausführung zu bringen und diejenigen Eingepfarrten und Pastoren, welche sich ihren Verpflichtungen zu entziehen suchten, in Geldstrafen zu 50 Thaler Alb. zu nehmen. Bei der Debatte stellte sich heraus, daß der Hauptgrund der Säumigkeit und mangelhaften Controlle im Kirchenbauwesen in dem traurigen Zustande der Oberkirchenvorsteher-Aemter zu suchen gewesen war. Allen Beschlüssen früherer Landtage zum Trotz war es mit der Wiederaufrichtung derselben so langsam von statten gegangen, daß diese Aemter erst seit dem Jahre 1759 wieder „complet" waren — bis dazu hatte es in einem großen Theile des Landes mithin an jeder Controlle über die Kirchenvorsteher gefehlt. Im Wendenschen Kreise war die erste Visitation erst im folgenden Jahre und zwar in der Stadt Wenden abgehalten worden, oder vielmehr nicht abgehalten worden, da einer der Visitatoren, Propst Dietze, dieselbe „fruchtlos" gemacht hatte. Als dieser Mißstand zur Sprache kam, gaben die Herren Oberkirchenvorsteher übrigens das feste Versprechen, fortan sollten die Visitationes in allen Kreisen „aufgenommen" werden. — An der Hand der Ungern-Zimmermann'schen Vorschläge wurde sodann zu einer ziemlich eingehenden Erörterung der Schulfragen übergegangen. Der üble Zustand der Schulen ließ sich auf den einfachen Umstand zurückführen, daß es seit „Abschaffung" des Seminars zu Wolmar überall an Schulmeistern gefehlt hatte. Nichts desto weniger und ohne daß von Wiederherstellung des Seminars irgend die Rede war, wurde beschlossen, daß die Gutsherren für den Unterricht all der Bauerkinder durch „eigens dazu angestellte Leute" sorgen sollten, deren Aeltern nicht selbst lesen und schreiben könnten.

Um eine genaue Controlle darüber zu ermöglichen, daß Niemand ſich unter dem Vorwande häuslichen Unterrichts der Schule entziehe, ſollten die Prediger beſondere Liſten über diejenigen Aeltern führen, welche des Schreibens, Leſens und Katechismus mächtig ſeien, Verzeichniſſe der ſchulpflichtigen Kinder aber regelmäßig den Gutsbeſitzern zufertigen; den Bauern, welche ihre Kinder ſelbſt unterrichteten, ſollte ſolches von den Poſſeſſoren vergütet oder bei Feſtſtellung des Gehorchs in Anrechnung gebracht werden — eine Maßregel, die ſicher ſehr gut gemeint, aber entſchieden unpraktiſch war. Auf je 5 Haken Landes — ſo wurde ferner feſtgeſetzt — ſollte eine Schule „beim Hof oder einem Geſinde" errichtet und alle vier Wochen vom Ortsprediger viſitirt werden; die Bauerkinder ſolcher Güter aber, welche größer als fünf Haken ſeien, ſollten zum Beſuch der Kirchſpielsſchulen, welche meiſt in erträglichem Zuſtande ſeien, adſtringirt werden. Gutsbeſitzer, welche dieſen Vorſchriften nicht nachkämen, hätte der Kirchenvorſteher mit Geldſtrafen zu 10 Thaler zu belegen, ſäumige Paſtoren ſollten beim Oberkirchenvorſteher-Amt und Conſiſtorium verklagt werden. Endlich wurde feſtgeſetzt, daß alle Kinder nach gehöriger Abſolution des Leſens und des kleinen Katechismus zum Beſuch der Kirchſpielsſchule angehalten, ſolche Schulen auch allenthalben, wo ſie noch fehlten, angelegt werden möchten. Eine Friſt zur Erfüllung dieſer letzteren Forderung, deren Erfüllung nicht ohne Schwierigkeiten möglich war, wurde leider nicht beliebt. — Allgemein waren bei dieſer Gelegenheit die Klagen über Theuerung der Bücher. Was in Königsberg drei „Ohrte" koſte, ſei in Riga nicht unter 7 Ohrten zu haben. Die Ritterſchaft erſuchte das General-Gouvernement darum, die hieſigen Buchdrucker zur Herabſetzung ihrer Preiſe zu adſtringiren oder den freien Import im Auslande gedruckter Schriften zu bewirken.

So bereit man ſich zeigte, den Anforderungen der Regierung in Bezug auf Beſſerung der Schul-Einrichtungen zu entſprechen und wenigſtens principiell eine Verpflichtung des Adels und der Geiſtlichkeit zur Förderung der Volksbildung anzuerkennen (die Landtagsſchlüſſe über das Schulweſen wurden obrigkeitlich beſtätigt und als Schulpatent publicirt) ſo zähe und widerhaarig zeigte der Landtag ſich in anderen Punkten, die es nicht mit den überirdiſchen, ſondern mit dem irdiſchen Theile ihrer Leibeigenen zu thun hatten. Der Antrag auf Beſtellung von Chirurgen auf dem flachen Lande wurde mit der nachſtehenden merkwürdigen Motivirung abgelehnt: die Bauern curirten ſich am liebſten und beſten mit Hausmitteln, wie ſie

auf jedem Hofe zu finden und zu haben ſeien; auch fehle es nicht an Leuten, welche dieſe Mittel gehörig zu appliciren wüßten. Die Anſtellung von Landärzten oder Chirurgen ſei durchaus unthunlich; wenn derſelben je einer auch für je ſechs Kirchſpiele angeſtellt würde, ſo würde derſelbe bei der großen „étendue“ der bäuerlichen Wohnſitze doch nicht viel nützen können, dagegen große Koſten verurſachen.

Wenn man bedenkt, daß der Mangel an wirklicher Hülfe auf dem Lande die ſämmtlichen, entfernt von den Städten lebenden Gutsbeſitzer, mithin einen beträchtlichen Bruchtheil des Adels ebenſo empfindlich traf, wie den Bauernſtand, ſo erhellt daraus, wie beſcheiden die Anſprüche in ſanitariſcher Beziehung waren und zwar nicht nur für Andere, ſondern auch für ſich ſelbſt.

Ad Punkt 4 (Klage über Verkommen der Landpolizei) hielt man eine verſchärfte Anwendung der beſtehenden Vorſchriften über Aufkäuferei, Branntweinhandel, Bönhaſen u. ſ. w. für genügend; neue oder außerordentliche Maßregeln wurden nicht beliebt. Wie wir aus früheren und ſpäteren Landtagsverhandlungen, ſowie aus Notizen Gadebuſch's und anderer Schriftſteller wiſſen *), waren Stadt und Land gewohnt, ſich die Vorwürfe wegen Aufkäuferei, Bönhaſenthum, geſetzwidrigen Branntweinbrand und Ausſaugung der Bauern, gegenſeitig zuzuſchieben und alle Schuld bei dem anderen Theile zu ſuchen. Die Bürger klagten über Verkürzung ihrer Nahrung durch landſche Handwerker und Händler, der Adel behauptete, die ſtädtiſchen Marktbeamten, Wäger, Ligger und Wracker ſeien ſyſtematiſche Betrüger, die, geſtützt auf uralte Mißbräuche, die Bauern verkürzten und an dem freien Vertrieb ihrer Producte hinderten; Gegenſtand beſtändiger Klagen auf den Landtagen waren die Branntweinbrennereien in den Städten; ob dieſelben wirklich nur als Förderer bäuerlicher Trunkſucht oder auch als gefährliche Concurrenten der ländlichen Production verabſcheut wurden,

*) Der Landtag von 1759 hatte z. B. förmlich beantragt, die Zahl der Bauerhändler (Käufer von Rohproducten, namentlich Flachs und Hanf) zu beſchränken, gegen die „Schneller“ vorzugehen, welche die Bauern ausſaugten, endlich den Branntweinbrand in den Städten ganz abzuſchaffen. — Einige Jahre früher (1751) hatte die Stadt Riga wiederum ihren Kaufleuten verboten, den Eingeſeſſenen des flachen Landes mehr Salz und Eiſen zu verabfolgen, als ſie „für ſich und ihre Bauern brauchten.“ Man wollte dadurch verhindern, daß einzelne Landbewohner in dieſen Artikeln en gros Einkäufe machten, um dieſelben im Detail wieder zu verkaufen, was den ſtädtiſchen Kleinhändlern zum Schaden gereichen konnte.

mag dahin geſtellt bleiben. Thatſache iſt, daß das Hin- und Herreden darüber, auf welcher Seite das Hauptübel zu ſuchen ſei, die Aufſuchung und Beſeitigung der Quellen deſſelben verzögerte und hintertrieb.

Der eigentliche Kampf begann aber erſt, als die dritte Propoſition des General-Gouvernements (dieſelben wurden nicht der Reihe nach vorgenommen) zur Discuſſion kam. Leider macht uns die jener Zeit übliche Art der Receſſirung nicht mit den einzelnen Reden bekannt, welche für und wider die Vorlage gehalten wurden, — wir müſſen uns mit den Reſultaten begnügen, welche im Weſentlichen ſchon vor fünfzig Jahren (vgl. Merkels „Freie Letten und Eſten") publicirt wurden. Immerhin bleiben die Receſſe von 1765 denjenigen, welche zwiſchen den Zeilen zu leſen verſtehen, höchſt lehrreich und intereſſant. Man ſieht es ihnen an, daß ſie mit vorſichtigem Bedacht und entſchiedener Rückſicht auf die ſchwierigen Zeitläufte abgefaßt worden ſind.

Es verdient bemerkt zu werden, daß der Hofmarſchall Baron Delwig, dem Schuld gegeben worden war, die Bauerſache „bei Ihro Majeſtät entamirt zu haben", ſich zu einer betreffenden „Exculpation" veranlaßt geſehen hat, welches Schriftſtück wir jedoch nicht mehr in den Acten aufzufinden vermochten.

Das Sentiment des Landraths Schoultz kann hier ebenſo übergangen werden, wie der Wortlaut der Antwort, welche den Vorwürfen des General-Gouvernements gegeben wurde: wir verweiſen bezüglich beider Punkte auf den Bericht, welcher im vorigen Jahre in dem Buche „Die baltiſchen Provinzen Rußlands von J. Eckardt" (S. 151 ff.) veröffentlicht worden iſt. Die eigentliche Frucht der Berathungen iſt in jenen vier Punkten niedergelegt, welche das Browneſche Patent vom 12. April 1765 publicirte. „Obgleich Alles was der Bauer hat, wie er ſelbſt, Eigenthum des Herrn iſt, ſo ſollen ihm künftig ſein Vieh, ſeine Pferde, ſein Geld, ſeine Getraide, Heu und Alles was er erwirbt eigenthümlich zugehören" (Veräußerung dieſer Gegenſtände ſollte nur mit Zuſtimmung der Herrn ſtattfinden dürfen). „Die Abgaben, welche der Bauer jetzt leiſtet, ſollen nicht erhöht werden." „Obgleich die Erbherren berechtigt ſind, ihre Leute zu allen Arbeiten zu gebrauchen, deren ſie benöthigt ſind, werden ſie feſtſetzen und bekannt machen, wie viel ſie nehmen wollen." — „Der Bauer darf wegen Nichteinhaltung dieſer Punkte klagen, wird aber wegen unnützer Klagen geſtraft". — Eine zweite Vorſchrift vom ſelben Datum ordnete an, daß binnen vier Monaten, an die Ritterſchafts-Kanzellei über das Maß der geforderten

Frohndienste berichtet, desgleichen von den Predigern über alle Vergehungen Anzeige gemacht werden sollte. Gleichzeitig wurde die Hauszucht auf 10 Paar Ruthen und 24 stündiges Gefängniß beschränkt. Das Ungenügende dieser Beschlüsse, der Mangel einer Garantie für die Ausführung und jeder wirksamen Controlle derselben ist ebenso häufig gerügt worden, wie die Widersinnigkeit der Bestimmung, daß mit Uebergehung der durch die Wackenbücher gegebenen Basis der Status quo der geforderten Leistungen maßgebend sein sollte und nur eine einfache, der Ritterschafts-Kanzellei gegebene Notiz über denselben gefordert wurde. Nichts desto weniger scheint diese erste Einschränkung der absoluten gutsherrlichen Gewalt auf die Zeitgenossen ebenso nachhaltig gewirkt zu haben, wie das von C. F. Schoultz in dem Römershof-Ascheradenschen Bauerrecht gegebene Beispiel. Wenn man die Verhandlungen der beiden folgenden Landtage (1772 und 1774) liest, so hat man den Eindruck, Ritterschaft und Regierung hätten in gleicher Weise das Bedürfniß gefühlt, sich von dem Schrecken zu erholen, den der tiefe Einschnitt in die uralte Landesgewohnheit allenthalben gemacht hatte. Auf beiden Landtagen wird der heiklen Materie mit keinem Wort Erwähnung gethan, nicht einmal darnach gefragt, ob und in wie weit die Vorschriften des Patents in Ausführung gebracht worden. Darüber, daß jene Maßregel an den hergebrachten Zuständen nichts Wesentliches verändert hatte, wird man sich schwerlich irgendwo Illusionen gemacht haben. Die Bedeutung der Sache lag ganz wo anders: in der Anerkennung der Thatsache, daß die Bauern als Staatsbürger unter dem Schutz des Staats stehen und daß der Gutsbesitzer über den Gebrauch, den er von seiner Gewalt gemacht, Rechenschaft abzulegen habe. Die Regierung hatte sich durch Verkündigung dieses Satzes und praktische Bethätigung ihres jus supereminens auf den Boden eines neuen Princips gestellt und gab dem Adel Zeit, sich daran zu gewöhnen.

Daß die Agrarfrage während der nächsten 12 Jahre nicht weiter zur Discussion kam hatte aber noch andere Gründe. Die Regierung legte dem Lande während dieses Zeitraums verschiedene Opfer auf, an deren Leistung ihr dringend gelegen war und die sie nicht durch etwaige Erschütterung des wirthschaftlichen Herkommens gefährden wollte. Katharinas vieljährige und mit wechselndem Erfolg geführten Türkenkriege hatten die finanziellen Kräfte des Staats so dringend in Anspruch genommen, daß man zur Bestreitung auch nur der nothwendigsten laufenden Bedürfnisse dem Fiscus neue Quellen erschließen mußte. Mittelst eines kaiserlichen Befehls vom

Jahre 1769 wurde den Provinzen Livland und Oeſel ſammt deren Städten eine außerordentliche Türkenſteuer im Betrage von 100,000 Rubel auferlegt, welche der im Januar 1769 zuſammentretende Landtag repartiren ſollte, nachdem feſtgeſetzt worden, das flache Land (incluſive die publiken Güter) habe $^2/_3$ dieſes Betrages aufzubringen; den Reſt ſollten die Städte tragen.*) Die Abwickelung dieſes ſchwierigen und undankbaren Geſchäfts begann natürlich mit einem erbitterten Streit zwiſchen der Ritterſchaft und der Stadt Riga, welche in ihrer doppelten Eigenſchaft als Rittergutsbeſitzerin und als Stadt auch doppelt herangezogen werden ſollte. Anfangs ſtand der General-Gouverneur auf Seiten des Adels; u. A. drohte er „Ihro Majeſtät des Landes treuen Gehorſam und der Stadt résistance zu berichten.“ Als aber im April deſſelben Jahres auf kaiſerlichen Befehl neue Verhandlungen angeknüpft wurden, die Stadt ſich erbot ein Viertheil des Geſammtbetrages (25,000 Rbl.) zu zahlen und der Adel noch 4000 Rbl. verlangte, wandte das Blatt ſich: Browne trat jetzt auf die Seite Rigas und ſtellte dem Adel eine 24ſtündige Friſt zur Annahme der ſtädtiſchen Vorſchläge, welche denn auch erfolgte. — Die Aufbringung dieſer für jene Zeit bedeutenden Summe ſcheint allen Theilen gleich ſchwer geworden. Es bedurfte der Anſtellung von vier Kreiscommiſſarien zum Empfang dieſer Steuer damit dieſelbe überhaupt einkam und von allen Seiten wurde über ihre Höhe geklagt. Schon im Jahre 1770 erhielt der in Petersburg weilende Deputirte Baron Taube den Auftrag, Erkundigungen darüber einzuziehen, ob man nicht wegen Nachlaß der neuen Steuer ſuppliciren dürfe. Seine Antwort lautete abſchlägig: man ſolle ſich bis zum Friedensſchluß gedulden. Im folgenden Jahre baten die vier für die einzelnen Kreiſe ernannten Steuerempfänger den Abſchied von ihrem ſchwierigen Amt; Browne erklärte denſelben nicht ertheilen zu können, bevor neue Commiſſarien beſtellt worden. Als dieſelben im Juli ihre Functionen einſtellten und den empfangenen Summen noch eine Reſtanzenliſte beilegten,

*) Auf demſelben Landtage tauchte zum erſten Mal die Beſorgniß vor Einführung der neuen ſ. g. Hoffmannſchen Art der Hakenberechnung auf. Was es mit derſelben auf ſich hatte, hat der Verf. aus den ihm zu Gebote ſtehenden Quellen nicht feſtſtellen können. Genauere Auskunft über die ſ. g. Hoffmannſche Sache kann unter den Lebenden vielleicht nur noch der treffliche und bewährte Kenner der livländiſchen Agrargeſchichte Herr Prof. Dr. Graß in Dorpat ertheilen, da er derſelben in ſeinen (leider auf einen engen Kreis beſchränkten) Vorleſungen über Geſchichte der livländiſchen Agrargeſetzgebung Erwähnung zu thun pflegte.

verweigerte der General-Gouverneur die Annahme derselben und dem Landraths-Collegium blieb nichts übrig, als den fehlenden Betrag „für Rechnung der Schuldigen zu negociren". 1772 geriethen Livland und Oesel (das nur 999 Thaler zahlte) in Streit, weil die publiken Güter dieser Insel 669 Thaler zu viel gezahlt zu haben behaupteten. Der General-Gouverneur nahm die Partei der Oeselschen Kronsgüter, machte die Ausstellung seiner Quittung davon abhängig, daß Livland jenen Betrag refundirte, und damit hatte es sein schließliches Bewenden.

Am 1. März 1775 hörte die Türkensteuer auf. Im vorhergehenden Jahre war indessen schon eine neue einmalige Abgabe erhoben worden; angesichts der Finanznoth hatte ein Senats-Ukas unter Berufung auf Gewohnheiten aus schwedischer Zeit von der Ritterschaft ein „außerordentliches Präsent" zur Hochzeit Sr. K. H. des Großfürsten Paul Petrowitsch verlangt. Auf die Remonstration des Landtags erklärte Browne, denselben bis zur Antwort des Senats in Permanenz erklären oder nach dem Eintreffen derselben wieder zusammenberufen zu müssen. Hierauf wurden 20,000 Rbl. „zu directer Uebersendung an Ihro Majestät" bewilligt. — Interessant ist, daß im engeren Ausschuß bei dieser Gelegenheit der (von dem Plenum zurückgewiesene) Vorschlag auftauchte in Anbetracht der Türkensteuer und der übrigen auf den Possessoribus ruhenden Lasten, die unbesitzlichen Glieder der Ritterschaft mit heran zu ziehen und mit ½ Procent von ihren auf livländischen Gütern ingrossirten Hypotheken zu belegen.

Andere Ausgaben wurden um dieselbe Zeit durch Veränderungen im Post- und Stationswesen veranlaßt. 1772 wurde eine fahrende Post „von Neunal bis an die Grenze" angelegt und der Bestand der Pferde auf den Stationen um je 8 erhöht — eine Maßregel, deren Ausführung auf 14,000 Rubel angeschlagen wurde, welche die Ritterschaft indessen nur zum Theil trug. — Vier Jahre später (1779) begannen die mehrjährigen Verhandlungen mit dem Postdirector Hahn, ebenso charakteristisch für die bescheidenen Ansprüche der Zeit an das Postwesen, wie für die Armuth des Landes. Der genannte Postdirector begann die von dem Lande in die Städte kommenden Briefe austragen und dafür je 3 Kop. erheben zu lassen; gleichzeitig sollten Postcomptoire in den kleinen Städten eröffnet werden. Um diese „Neuerungen" wurde ein vieljähriger erbitterter Kampf geführt, bei dem sich nur durchsetzen ließ, daß bloß diejenigen Briefe ausgetragen wurden, welche nicht 12 Stunden nach ihrem Eingang abgeholt worden waren. Nachdem der Senat und das Justiz-Collegium sich im

Jahre 1779 für den Poſtdirector Hahn ausgeſprochen hatten, theilte derſelbe im Jahre 1785 mit, daß nur für diejenigen Briefe Porto erhoben werden ſollte, welche mit der von der Krone bezahlten Poſt befördert würden. Zu demſelben Jahr wurde zu Wolmar wirklich ein Poſtcomptoir errichtet.

Die beſondere Erwähnung dieſer Zwiſchenfälle wird der Rechtfertigung nicht bedürfen. Der Einfluß der finanziellen Bedrängniß des Staats auf ſeine innere Politik und ſeine Stellung zur Agrarfrage bietet in der That die Haupterklärung dafür, daß die Agrarfrage in den Jahren 1765 bis 1777 von der Tagesordnung abgeſetzt war. Auf dem Landtage von 1772, den der Landmarſchall Carl Guſtav Mengden leitete („Eine gegründete Freiheit, unterſtützt von einer belebenden Gerechtigkeit, macht jeden Staat blühend" begann ſeine an den General-Gouverneur gerichtete Harangue) war nur davon die Rede, die Polizei zu beſſern und „noble wie ignoble Poſſeſſores" von dem „gewaltſamen" Ankauf bäuerlicher Producte abzuhalten und den „mittelmäßigen Zuſtand" der Kirchen und Schulen zu beſſern; 1774 hatte das oben erwähnte außerordentliche Präſent den einzigen Deliberationsgegenſtand gebildet.

Anders war es auf dem Landtage von 1777, zu welchem wiederum eine längere Reihe von Anträgen des General-Gouvernements vorlag. Scharfblickende Landtagsglieder mögen ſchon aus der Eröffnungsrede des ſtellvertretenden Landmarſchalls v. Rennenkampf darauf Schlüſſe gezogen haben, daß es ſich wiederum um Conceſſionen an den Bauernſtand handeln werde, denn dieſelbe hatte zu ihrem Hauptthema den Satz gehabt, daß Liebe zum Vaterlande und gleiche Liebe zu allen Menſchen die Haupterforderniſſe eines weiſen Mannes ſeien. Dann wurden die fünf Propoſitionen des General-Gouvernements verleſen, die folgende Gegenſtände betrafen:

Ad 1) ſollten wegen erhöhter Fouragebedürfniſſe der in Livland garniſonirenden Truppen die Preiſe fixirt werden, zu denen man dieſelben liefern wolle. P. 2) brachte die Bauerverhältniſſe zur Sprache und zwar in folgender Faſſung: „Die Unruhen, welche zeither durch die Bauerſchaften verſchiedener Güter erregt worden, ſind landkundig und ſchon an den Thron gelangt. So viel man bishero bemerken können, ſind die Klagen vorzüglich daher erwachſen, daß die beklagten Herren Poſſeſſores ſich nicht an die nach dem Landtagsſchluß de anno 1765 feſtgeſetzten Präſtanda gebunden, ſondern vornehmlich in der Arbeit das Duplum und Triplum, auch wohl noch mehr, exigiret. Dieſes iſt mit der Billigkeit

auf keine Weise zu conciliiren. Denn obgleich nach der Landesverfassung und selbst nach der K. Schwed. Instruction de anno 1787 den Privat-Possessoribus vorbehalten ist, daß ein jeder in seinem Gute die Länder und Zinsen unter der Bauerschaft so einrichten und vertheilen mag, als er es am besten und nützlichsten für sich zu sein beprüfet, so müssen doch die Prästanda der Bauern ihre allendliche Bestimmung haben. E. E. Ritterschaft hat die Nothwendigkeit hievon schon anno 1765 eingesehen und sich zu dieser Bestimmung feierlich verbunden. — Wie ich mich nun nicht entlegen kann, E. E. Ritter und Landschaft auf obigen Landtagsschluß zurück und derselben zu Gemüthe zu führen, wie sehr dergleichen dawider laufende Excesse dem Lande Vorwürfe zu ziehen,

so zweifle ich nicht, daß E. E. Ritter- und Landschaft selbst die Wichtigkeit dieses Moments einsehen und die Präcautiones ausmitteln werde, welche die von E. E. Ritterschaft selbst agnoscirte Verbindlichkeit in Effect setzen und alle Gravamina dieser Art abbeugen könne."

P. 3) verlangte, daß die Ritterschaft die Kosten für die Reparaturen der landgerichtlichen Gebäude, welche die Krone im Jahre 1765 hatte bauen lassen, fortan tragen sollte.

P. 4) setzte aus einander, daß nach der ruhmreichen Eroberung Westrußlands die Herstellung einer neuen Postlinie längst der Düna, sowie die Anlegung von Stationen auf den Gütern Kokenhusen, Römershof, Lennewaden und Talkhofen nothwendig und von der Ritter- und Landschaft auszuführen sei.

P. 5) beantragte endlich den Bau eines Lyceumsgebäudes, sowie die Erhöhung der Gagen der an demselben angestellten Lehrer und Beamten.

Daß die Empfindungen, mit denen der Landtag von 1777 diese Propositionen verlesen hörte, ziemlich peinliche waren und daß man namentlich von der herben Sprache verletzt war, welche der leidige Punkt 3 mit seinen Anspielungen auf Vernachlässigung der 1765 übernommenen Verpflichtungen führte, geht schon aus den auf diese fünf Punkte gefaßten Beschlüsse ziemlich deutlich hervor. Die materiellen Sorgen standen aber so im Vordergrunde, daß man auf die geforderten neuen Bewilligungen größeren Nachdruck gelegt zu haben scheint, wie auf die Agrarangelegenheit, bezüglich welcher ja auch keine bestimmten Vorschläge des General-Gouvernements vorlagen. Der Landtag begnügte sich damit, die Schlüsse von 1765 als völlig genügend zu bezeichnen und die Ueberschreitung der

bisher üblich geweſenen Frohnleiſtungen daraus zu erklären, daß einige Poſſeſſores die bis zum 1. Auguſt 1765 einzureichenden Nachrichten gar nicht eingegeben und ſich daher berechtigt gehalten, ihren Bauern mehrere Präſtanda, als zu welchen ſie nach den Wackenbüchern verbunden, aufzulegen." Merkwürdig genug, daß hier ritterſchaftlicher Seits auf die durch die Wackenbücher feſtgeſetzten Normen der Frohne zurückgegriffen wird, obgleich Landtagsſchluß und Patent von 1765 den Herren freigegeben hatten, ohne alle Einſchränkung den bisher üblich geweſenen Forderungen normative Kraft zu verleihen; in dem Patent hatte es ſogar geheißen, Nachrichten über die auf jedem einzelnen Bauergütchen ruhenden Laſten ſeien nicht nöthig, es brauche nur im Allgemeinen angegeben zu werden, wie viel von einem Häkner, Halbhäkner u. ſ. w. gefordert würde. Wie tief die Ueberzeugung, daß die alten ſchwediſchen Wackenbücher die eigentlichen Normen ſeien, trotz aller Anſprüche ſelbſtherrlichen Egoismus im Bewußtſein des Adels gewurzelt war, geht mit noch größerer Deutlichkeit aus den Vorſchlägen zur Abhülfe der Klagen des General-Gouvernements hervor, welche dem Grafen Browne als Antwort auf die Propoſition 2) übergeben wurde. Der Landtag ſprach ſich dahin aus, daß wo die mehr erwähnten, 1765 geforderten Angaben nicht gemacht worden, das Krons-Wackenbuch „pro basi" der geſetzlich von den Bauern zu fordernden Leiſtungen genommen werden ſollte; außerdem verlangte Dienſte ſollten nach der Kronstaxe*) entſchädigt, Contravenienten rückſichtslos mit Strafe belegt werden. Dagegen wurde ausdrücklich hervorgehoben, daß unter den Bauern ein Geiſt des Aufruhrs und Ungehorſams herrſche (an einer andern Stelle derſelben Antwort iſt ſogar von dem der Landeswohlfahrt ſchädlichen „Freiheitstriebe" der Bauern die Rede) der entſchieden niedergehalten werden müſſe, und daß mit aller Strenge ſowohl gegen die Bauern, welche den Geſetzen zuwider ſchriftliche Klagen bei den Ordnungsgerichten einreichten, wie gegen die Concipienten ſolcher Schriften verfahren werden müſſe. Der Widerwille gegen ſchriftliche Klagen und gegen Theilnahme dritter Perſonen an der Abfaſſung derſelben, gehört zu den charakteriſtiſcheſten Eigenthümlichkeiten der patriachaliſchen

*) Da Browne die Kreistage für nicht in allen Fällen ausreichend hielt, wurde beſchloſſen „daß, wie ſich von ſelbſt verſtehe, in allen Fällen, wo die Gerichte fänden, daß die Bauern in einem vorkommenden Fall dadurch (d. h. durch die Kronstaxe) nicht entſchädigt würden, denſelben größere Summen zugeſprochen werden müßten."

Geſetzgeber unſeres Landes und hat ſich faſt ein Jahrhundert lang Gehorſam erzwungen; das Recht ihre Klagen durch Sachwalter führen zu laſſen, iſt den livländiſchen Bauern erſt vor einigen Jahren ertheilt worden. Selbſt die Bauerverordnung von 1849 hatte eine entgegenſtehende Beſtimmung beibehalten.

Ziemlich ablehnend war die Haltung des Landtags gegenüber den übrigen Propoſitionen des General-Gouvernements, in denen es ſich allerdings nicht um Principien, ſondern um fiscaliſche Intereſſen gehandelt hatte. Bezüglich der Propoſition 1 machte man geltend, daß es angeſichts der Ungewißheit über den Ausfall der Ernte unmöglich ſei, den Preis des Getraides im Voraus zu beſtimmen. Ueberdies habe man mit den allgemeinen Lieferungsverträgen in jüngſter Zeit ſo ſchlechte Erfahrungen gemacht, daß der Landtag um Abänderung des bisherigen Brauchs bitten und Einführung freier, von jedem Einzelnen mit der Krone abzuſchließender Lieferungsverträge erbitten müſſe. Es ſei in den letzten Jahren wiederholt vorgekommen, daß die Intendantur ihre Zahlungen nicht in Silber, ſondern in Kupfer geleiſtet habe, woraus für die Lieferanten ein Verluſt von 3 pCt. erwachſe; ferner hätten die Lieferungen nicht, wie ausgemacht worden, bloße 45, ſondern 100 und mehr Werſte verführt werden müſſen; manche Empfänger hätten den Empfang und die Ausſtellung der Quittungen um 10 bis 12 Tage verſchoben und andere „Vexationes" verübt. Aus dieſen Gründen müſſe der Landtag um Abänderung des bisherigen Modus bitten; Se. gräfliche Excellenz könne aber davon überzeugt ſein, daß ſolches nicht aus böſem Willen, ſondern lediglich aus dem Unvermögen hervorgegangen ſei, die bisher gebrachten Opfer ferner zu tragen.

Auch die Uebernahme von Stationsbauten an der Düna wurde als unter den obwaltenden ſchwierigen Zeitumſtänden unthunlich bezeichnet und dieſe Ablehnung mit in der That gewichtigen Gründen belegt. Der Landtag machte geltend, daß die an der Düna lebenden Gutsbeſitzer ſämmtlich an den Laſten für Erhaltung des Petersburger Traktes participirten und daß die bisherigen Erfahrungen bewieſen hätten, wie die Unkoſten für Erhaltung der Stationen drei Mal größer ſeien als die Revenüen aus denſelben. Auch hätten die Unordnungen und Exceſſe auf den Stationen einen unerträglichen Grad erreicht. Falls die hohe Krone die Anlegung der Stationen an der Düna ſelbſt in die Hand nehmen wolle,

seien die anwohnenden Possessores gern bereit, einzelne Verträge mit hochderselben abzuschließen. — Was die gewünschte Uebernahme der Reparaturen der Landgerichtsgebäude anlangte, so verwies der Landtag darauf, daß diese Last niemals vom Lande getragen worden, auch nach der für die inneren Provinzen des Reichs neuerdings erlassenen Gouvernements-Verordnung als ein Onus des Staates angesehen werde; dagegen sei der Landtag bereit 48 Rbl. für die Beheizung der landgerichtlichen Localitäten zu bewilligen, für den Fall, daß damit die bisherigen Holzcontributionen aufhörten. Auch die gewünschte Unterstützung des Lyceums glaubte man in Erwägung der Unsicherheit aller Besitzer, welche eine Folge des Lehnsverhältnisses sei, nicht bewilligen, sondern die gesammte Anstalt nur der Gnade der Landesherrschaft empfehlen zu können.

Ein wirklicher Fortschritt der Agrar-Angelegenheit war, wie sich aus dem Vorstehenden ergiebt, auch dieses Mal nicht erzielt worden. Die vielfachen anderen Ansprüche, welche an die Ritterschaft gestellt wurden, brachten fast nothwendig mit sich, daß die Frage nach der Zukunft des Bauernstandes in den Hintergrund gedrängt, die Aufmerksamkeit der Regierung getheilt, ihr Interesse an dem Fortgang dieser Angelegenheit durch die Besorgniß vor Verminderung der Steuerkraft des Landes in Schach gehalten wurde. Je höher die Lasten wurden, welche das flache Land zu tragen hatte, desto schwieriger war es, das Maß der Frohnleistungen herabzusetzen.

Daß mit der Ausführung der Beschlüsse von 1765 und 1779 aber auch jetzt nicht der gehörige Ernst gemacht wurde, hatte, abgesehen von dem passiven Widerstande der „Possessores", noch andere, tiefergehende Gründe. Schon im Jahre 1779 waren Verhandlungen über die Einführung der Statthalterschafts-Verfassung angeknüpft worden, welche Regierung und Adel so ausschließlich beschäftigten, daß Zeit und Interesse für andere Dinge kaum übrig waren. Parallel mit der Verfassungsfrage liefen außerdem die Streitigkeiten mit der Landschaft, welche sich seit Einberufung der Moskauer legislativen Deputirten-Versammlung als eigener Körper constituirt hatte und durch ihre Marschälle eine eigene, adels- und landesfeindliche Politik trieb. So erklärt es sich leicht, daß weder auf den Landtagen von 1780 und 1783 noch auf den zu statthalterschaftlicher Zeit abgehaltenen Wahltagen von den Bauerverhältnissen die Rede war, selbst keine Spuren davon vorliegen, daß innerhalb dieses Zeitraums irgend

etwas für Beaufsichtigung und Durchführung der Beschlüsse von 1749 geschah. Alles, was in jener Zeit zu Gunsten des Bauerstandes geschah, beschränkte sich auf Maßregeln zur Förderung des ländlichen Schulwesens und gewissenhaftere Durchführung des uns bereits bekannten Lenz-Ungern'schen „Schulplans"; wenn außerdem auf Steuerung des Bettels und Anlegung von Armenhäusern (1783) oder auf Beschäftigung nothleidender Individuen (1785) hingearbeitet wurde*), so tragen die bezüglichen Beschlüsse doch mehr einen philanthropischen als einen politisch-reformatorischen Charakter.

Freilich gehört es zur Signatur jener Zeit, daß rein philanthropische und politische Maßregeln häufig zusammengeworfen werden und zum Schaden der Sache verwechselt wurden. Nicht nur, daß in den bezüglichen Propositionen und Landtagsschlüssen immer nur die humane Seite der Sache hervorgekehrt und gerade so gehandelt wurde, als hätten bei Einschränkung der Leibeigenschaft nur die Bauern und nicht auch die Herren zu gewinnen, selbst dem außerhalb stehenden gebildeten Publicum gebrach es fast ausnahmslos an richtigen Gesichtspunkten für Beurtheilung der Sachlage. Typisch sind in dieser Beziehung die Schriften des wohlmeinenden, aber in allen technischen Fragen geradezu unzurechnungsfähigen Garlieb Merkel. Davon, daß es hauptsächlich darauf ankomme, einen sicheren Maßstab für die Höhe der bäuerlichen Leistungen zu gewinnen, und daß dieser Maßstab für die Entwickelung eines kräftigen und unabhängigen Bauerstandes sehr viel wichtiger sei als alles Uebrige, ja selbst als alle Concessionen an die persönliche Freiheit der Leibeigenen — davon hat er weder 1794 bei Abfassung seiner „Letten", noch fünfundzwanzig Jahre später, als er seine Erinnerungsschrift „Die freien Letten und Esten" schrieb, auch nur eine Ahnung gehabt. Es ist bekannt, daß keine dieser für die Entwickelung des livländischen Agrarsystems so hochwichtigen Schriften auch nur eine Definition des Hakens enthält oder auf die Bedeutung der Wackenbücher näher eingeht. Demgemäß können wir uns nicht wundern, daß eigentlich Alles, was dieser Schriftsteller über den

*) Zur Steuerung der Noth und Aufmunterung der Industrie sollten die Höfe „dem Weibsvolk" in den Gesinden während des Winters Flachs zu verspinnen geben und je 1 Pfund verarbeiteten Flachses mit 17 Kopeken, wenn der Bauer selbst den Flachs hergegeben mit 22 Kopeken bezahlen. Diese Flachsvertheilung sollte je „zwei Weibsmenschen vom Viertelhäckner" zu Theil werden; außerdem traf man Anstalten, die gesammte Einrichtung vor Mißbrauch und gewaltsamer Ausbeutung der Arbeitskräfte zu schützen.

Einfluß der von ihm so überschwenglich gepriesenen Statthalterschafts-Verordnung auf die Entwickelung der agrarischen Dinge in Livland sagt, falsch oder doch schief ist. Weder läßt sich aus den Quellen nachweisen, daß die im Jahre 1784 geschehene Einlieferung der Wackenbücher eine allgemeine gewesen und praktische Folgen gehabt, noch spielte es für die agrarische Entwickelnng irgend welche Rolle, daß Browne im Jahre 1785 eine Verordnung erließ, nach welcher den Erbherrn verboten wurde, ihre Leibeigenen, wenn sie die Vergehungen derselben selbst bestraft hatten, noch zu öffentlicher Strafarbeit abzugeben. Merkels Behauptung, daß die statthalterschaftliche Verfassung moralisch den größten Einfluß auf das Verhältniß zwischen Herren und Bauern ausgeübt habe, „da der Ritterschaft als solcher die richterliche Autorität genommen, ihre Behörden in von der Krone abhängige Gerichte verwandelt worden, deren Mitglieder zuweilen aus Bauern beständen", läßt sich geradezu in ihr Gegentheil umkehren. Die Aufmerksamkeit der Regierung war durch die neuen Ordnungen vollständig abgelenkt und wesentlich auf bureaukratische Aeußerlichkeiten gerichtet worden. Der Adel hatte dagegen das Gefühl, durch Aufopferung der alten Verfassung größere Freiheit in den Beziehungen zum Landvolk erkauft, die Regierung auf anderen Gebieten zufrieden gestellt zu haben. Er wußte recht wohl, daß zwei durchgreifende Aenderungen nicht gleichzeitig möglich waren, und glaubte durch Gehorsam gegen die eine, freie Hand für die andere erkauft zu haben. Außerdem war das Gefühl der Verantwortlichkeit für das Geschick des Landes, mit dem die Ritterschaft sich bis dahin identificirt hatte, geschwunden oder doch stark beeinträchtigt; die Lösung der altgewohnten Bande, die Versetzung der Adels-Corporation mit neuen, fremden Elementen, hatte die Einzelnen dem öffentlichen Interesse entfremdet und fast ausschließlich ihren persönlichen und egoistischen Interessen zugewendet, und unter diesen stand die uneingeschränkte Herrschaft über Land und Leute oben an. Daß die Hinzuziehung bäuerlicher Richter zu den ländlichen Unterbehörden dem Adel imponirt habe, ist eine durch Nichts begründete optimistische Annahme Merkels, dessen Urtheile über jene Zeit in blinden Vorurtheilen für den Zuwachs dessen, was er Staatsgewalt nennt, befangen ist.

So erscheint die statthalterschaftliche Periode geradezu als ein Rückschritt in der Geschichte der agrarischen Entwickelung Livlands und es läßt sich ohne Uebertreibung behaupten, daß die Abwendung der Aufmerksamkeit der Regierung von dem Programm des Jahres 1765 mit ihr im engsten

Zusammenhange stand. Je näher man mit diesem Zeitabschnitt bekannt wird, desto mehr verliert er den liberalen Nimbus, mit welchem seine Anhänger (unter diesen ist namentlich auch Carl Gustav Jochmann zu nennen) ihn in treuem Gehorsam gegen die Doctrinen des 18. Jahrhunderts umgaben. Merkels eigene Angaben darüber, daß in den Jahren 1785—95 besonders zahlreiche Bauernaufstände vorkommen, liefern deutliche Belege dafür, daß man damals für alle anderen Dinge regere Theilnahme und Aufmerksamkeit hatte als für die agrarischen. Und im Grunde genommen konnte das auch nicht anders sein. Die ersten zwei Jahre des statthalterschaftlichen Regiments waren ein Uebergangsstadium im engsten Sinne des Worts; neben den neuen Behörden und Autoritäten bestand noch ein großer Theil der alten Einrichtungen fort; weder war die Adelsordnung durchgeführt, noch die alte städtische Verfassung ganz abgeschafft worden; der Gouvernements-Magistrat und der Rath der Stadt Riga lagen einander ebenso in den Haaren, wie das Landraths-Collegium mit den neugewählten acht Adelsmarschällen. Stündlich war die Aufhebung der übriggebliebenen Reste des alten Landesstaats zu erwarten und erst nachdem diese erfolgt war, konnten die neuen Autoritäten von den ihnen zugewiesenen Stellungen vollen Besitz nehmen. Als die neue Verfassung völlig eingeführt war, zeigte sich aber erst recht deutlich, wie wenig sie für die livländischen Verhältnisse paßte. Jahre vergingen, ehe die Räder der neu aufgestellten provinziellen Staatsmaschine gehörig in einander griffen, lange Zeit hindurch bot das gesammte öffentliche Leben der Provinz das Bild unsicheren Tappens und allgemeiner Rathlosigkeit — Uebelstände, die sich hinter hastiger Vielgeschäftigkeit und entfesselter Schreiblust zu verbergen suchten. Wie rapid die Schreibseligkeit sich entwickelte, geht schon aus dem veränderten Charakter der Landtags-Vorlagen und ihrer Behandlung hervor: wo sonst eine Propositon gemacht worden war, gab es jetzt ihrer fünf und doch wurde nichts Wesentliches gefördert.

Dazu kamen, nachdem die Einführung der neuen Adelsordnung erfolgt war, höchst peinliche und unangenehme Auseinandersetzungen wegen der Ritterschaftsgüter, welche die Gesammtheit des Adels, wie viele einzelne Glieder desselben in endlose Verlegenheiten brachten und Jahre lang im Vordergrunde aller Interessen standen. Nach Aufhebung des Landgerichts-Collegiums war mittelst Senats-Ukases vom 12. August 1786 die Einziehung der Güter angeordnet worden, welche im Jahre 1725 der Ritterschaft zur Erhaltung des Landraths-Collegiums donirt worden waren.

Die Ritterſchaft gerieth dadurch in dreifache Verlegenheit: erſtlich waren aus dem Ertrag jener Güter nicht nur die Ausgaben für das Landraths-Collegium, ſondern verſchiedene andere öffentliche Bedürfniſſe gedeckt worden, für welche jetzt Rath geſchafft werden mußten. Zweitens hafteten auf den Gütern beträchtliche Schulden, welche der neue Beſitzer, der Staat, nicht anerkannte; wer ſollte dieſelben decken? Die Ritterſchaft als ſolche exiſtirte nicht mehr, der neue, durch zahlreiche Glieder der Armee und Büreaukratie erweiterte Adelsverband hatte juriſtiſch keine Verpflichtung Schulden zu übernehmen, welche das Landraths-Collegium im Namen der Ritterſchaft contrahirt hatte. Die Hauptſchwierigkeit beſtand aber in der Auseinanderſetzung mit den Arrende-Inhabern jener Güter, welche für plötzliche Löſung ihrer Contracte, aufgewandte Meliorationen u. ſ. w. entſchädigt ſein wollten und ſich, da die Krone dieſe Anſprüche nicht oder nur zum geringſten Theil anerkannte, an die Verpächter hielten. Da die Krone von ihrem neuen Eigenthum ſofort Beſitz zu nehmen wünſchte, geſchah eine förmliche Exmiſſion der Arrendatoren durch die Kreisgerichte, welche zugleich die Entſchädigungsfrage auszutragen hatten.*) Als Repräſentant der ritterſchaftlichen Intereſſen fungirte dabei ein Advocat Kehl, der angewieſen war, gegen alle dem Verpächter ungünſtige Entſcheidungen die zuläſſigen Rechtsmittel einzulegen. Natürlich kam es in den meiſten Fällen zu koſtſpieligen Proceſſen; alle Schritte, welche zur Wiedererlangung der Güter oder zur Uebernahme der auf denſelben haftenden Schulden durch die Krone, verſucht wurden, blieben vergeblich, ja auf Rath des General-Gouvernements gab man es „um Aufſehen zu vermeiden" ſchließlich auf, die Sache überhaupt noch zu betreiben. Nach Wiederherſtellung der alten Verfaſſung wurden auch die Güter zurückgegeben; darüber, ob dieſelben als Beſitz des Landraths-Collegiums oder der Ritterſchaft anzuſehen ſeien und wer für denſelben zu haften habe, entſpann ſich jetzt ein gehäſſiger, Jahre langer Streit, der von ungünſtigſtem Einfluß auf zahlreiche Landtags-

*) Kreisgericht war die ſtatthalterſchaftliche Bezeichnung für unſere Landgerichte, deren Competenzen übrigens verſchiedenen Modificationen unterzogen wurden. — Erwähnt ſei bei dieſer Gelegenheit, daß die Ritterſchaftsgüter, ehe ſie 1788 eingezogen wurden, zuletzt im Jahre 1780 verpachtet worden waren und zwar Trikaten und Lipskaln für 3900, Planhof für 1505, Dutkenshof für 705, Neu- und Alt-Wrangelshof für 2501 Thaler. Dieſe Pachtſätze galten übrigens ſchon damals für niedrige und wurden durch die ungünſtigen Zeitläufte und hohen Abgaben erklärt. „Das vorige Mal hatten ſie 658 Thaler mehr abgeworfen."

verhandlungen und — wie wir in der Folge ſehen werden — auch auf den Gang der Agrarfrage war.

In Bewegung wurde dieſe letztere erſt ganz am Ende der ſtatthalterſchaftlichen Zeit gebracht. Der im Jahre 1792 zum Gouvernements-Adelsmarſchall gewählte Obriſt Friedrich v. Sivers hatte ſich mit einer Anzahl ſeiner näheren Freunde (unter denen namentlich der Graf L. A. Mellin, v. Bayer, Eckſparre und der Wendenſche Kreismarſchall Carl Otto v. Tranſehe-Roſeneck genannt werden) darüber vereinigt, der im December 1795 zuſammentretenden Adelsverſammlung eine Vorlage wegen Einſchränkung der Leibeigenſchaft und Beſſerung der Lage des Bauerſtandes zu übergeben. Während ein ähnlicher Antrag Bayers im Jahre 1792 der ungünſtigen Zeitläufte und ſeiner allzu großen Tragweite wegen abgelehnt worden war, ſchienen die Verhältniſſe dieſes Mal ungewöhnlich günſtig zu liegen. Sivers hatte inmitten der Schwierigkeiten, mit denen der Adel ſeit Einführung der neuen Verfaſſung zu kämpfen gehabt, ein ſo außerordentliches Geſchick bewieſen, den in ſeinem hohen Alter immer eigenwilliger und unzugänglicher gewordenen Grafen Browne ſo taktvoll zu behandeln gewußt, daß er der allgemeine Vertrauensmann geworden war und in Stadt und Land einen außergewöhnlichen Einfluß übte. Seine Freunde Mellin und Tranſehe waren Männer von einer für ihre Zeit höchſt ſeltenen Bildung und ſchon darum in hohem Maße angeſehen: Mellin ſtand mit dem Großfürſten Paul in enger Beziehung und hatte viele Jahre bei Hof gelebt, nachdem ihm das Glück zu Theil geworden, gemeinſam mit zwei Prinzen von Holſtein-Gottorp in der Schweiz erzogen zu werden; Tranſehe war in dem Utopien des 18. Jahrhunderts, in Amerika geweſen und konnte ſich der perſönlichen Bekanntſchaft Waſhingtons und Hamiltons rühmen. Außerdem hatten die Ernennung des neuen General-Gouverneurs, Fürſten Repnin und die Verhandlung wegen Begründung eines Credit-Vereins den Adel aus der Apathie aufzurütteln begonnen, in welche er nach den ſchweren Erfahrungen der letzten Jahre gerathen war.*) Schon die Umſtände, welche die Eröffnung der Verſammlung

*) Der Creditverein kam bekanntlich erſt ſehr viel ſpäter zu Stande, ſtand aber ſeit 1789 auf der Tagesordnung. Unter ſeinen zahlreichen Gegnern ſtand der frühere Führer der Landſaſſenpartei, General Weißmann, ein aufgeblaſener und durch ſeine Beziehungen zum Hofe höchſt unbequemer Phraſeur und Projectenmacher oben an. In einer ſeiner Eingaben gegen das Creditvereins-Project, welche auf dem Landtage von 1789 verleſen wurde, heißt es u. A.: In einem monarchiſchen Staate ſeien Reichthum und Beſitz zum

begleiteten, machten einen wohlthuenden Eindruck und ſtachen von dem düſtern Ernſt ab, der in den letzten Jahren über den Eröffnungsfeierlichkeiten gelegen. Von Sivers und Mellin in das Geheimniß der projectirten bauernfreundlichen Vorlage gezogen, hielt der Adjunct des General-Superintendenten Dankwarth, Carl Gottlob Sonntag, damals Oberpaſtor zu St. Jacob, ſeine vielgenannte Predigt „Ermunterung zum Gemeingeiſt", die ungeheueren Eindruck machte, auf Koſten des Adels gedruckt und mit einer goldenen Doſe belohnt wurde. Wir können uns nicht verſagen, einige beſonders charakteriſtiſche Sätze dieſer von dem Feuer reinſter und edelſter Humanität durchglühten Anſprache mitzutheilen, welche trotz der etwas verſchwommenen Allgemeinheit ihres Inhalts ein halbes Jahrhundert lang im Gedächtniß ihrer Hörer gelebt hat: „Gute Vorſchläge hören und thun und befolgen Sie, Väter dieſes Landes, beſonders über jenen Gegenſtand, der mit Allem zuſammenhängt, was Ihnen heilig ſein muß — mit Ihrem Sittlichkeitsgefühl, mit Ihrem äußeren Wohlſtande, mit der Sicherheit des Landes, vielleicht mit dem Leben Ihrer Kinder und Enkel! Was anderes könnte dieſes ſein, als die Verbeſſerung und Erhöhung des Wohlſtandes unſeres Landmanns? Daß hier noch viel zu thun ſei, ſagen alle Gute und wahrhaft Edle unter Ihnen ſelbſt laut — das fühlt Jeder tief, der die ſo ſcharf abſtechende Cultur des Gebieters und des Gehorchenden beherzigt — das ruft Dir, Adel Livlands, die Stimme des geſammten gebildeten Europas auffordernd zu — — — — — So lange die menſchliche und bürgerliche Exiſtenz des Bauers nicht wohlbehaltener iſt, ſo lange bleibt Alles, was moraliſch gewirkt werden ſoll, meiſt nur guter Wille. Spreche Niemand: „Die Leibeigenen ſind beſſerer Gefühle unfähig!" Eine Menge Beiſpiele rufen uns zu: „Sie ſind ihrer fähig." Und man könnte fragen: Der Hauſe, wodurch wurde er denn ſeiner edleren Menſchenfähigkeit beraubt?"

Theil immer Objecte der Willkür, die der ſchützenden Decke der Dunkelheit nicht entzogen werden dürften. Wenn „ein Mächtiger" ſich hinter die Creditcaſſe ſtecke, könne er viel Unheil anrichten und mit derſelben Mißbrauch treiben; da Alles in der Welt zu Grunde gehe, könne das auch mit der „Charte" dieſes projectirten Vereins der Fall ſein. Europa werde durch dergleichen Unternehmungen ärmer, zumal dieſelben den Luxum mehrten und das Geld in die Städte führten, wo es durch Banquiers verloren gehen könne u ſ. w. — Auch der bekannte ruſſiſche Staatsmann Graf Johann Jakob Sievers, der auf jenem Landtage anweſend war, hatte ernſte Bedenken gegen das neue Project gehabt.

Als man sich unter dem Eindruck dieser begeisterten Worte im Rittersaale wieder zusammenfand und die Glückwünsche verlesen worden waren, mit denen der neue Gouverneur Baron Meyendorff seine versammelten Landsleute begrüßte, wurde Sivers mit ungeheurer Majorität wiedergewählt. Tags darauf berichtete der neu wiedergewählte Gouvernements-Marschall der Versammlung mit bewegter Stimme, er habe, als er nach Schluß der vorigen Sitzung in seine Wohnung gekommen, in derselben einen von dem Stadthaupt Sengbusch, dem Bürgermeister Bienemann und dem Stadtraths-Mitgliede Hollander unterzeichneten Zettel mit den Worten: „Dem Ehrenmanne nach alter Rigischer Sitte", und neben diesem eine Anweisung auf hundert Stöfe Wein aus dem Langerhans'schen Keller gefunden. Die anwesenden Vertreter der Stadt Riga erklärten, die Commune habe sich erlaubt, dem Herrn Marschall, der sich ihrer Stadt vielfach in liebreicher Weise angenommen, durch dieses Geschenk nach alter hanseatischer Sitte ihren Dank auszudrücken. Der Eindruck, den diese kurze Erklärung auf die Versammlung machte, war ein so großer, daß dieselbe der Stadt unter allgemeiner Rührung ihren Dank votirte und an das abwesende Stadthaupt Sengbusch ein besonderes Dankschreiben erließ.

Die günstige Stimmung, in die man sich durch alles Dieses versetzt fühlte, wurde noch erhöht, als Sivers den Bericht über die Resultate seiner bisherigen Amtsführung vorlas. Trotz der Schwierigkeit der Zeitläufte war es ihm gelungen, in vielen und wichtigen Angelegenheiten den Wünschen seiner Committenten zu entsprechen. Er hatte durchgesetzt, daß die Eintragungen in das adelige Geschlechtsbuch nur auf den Landtagen und nach förmlicher Prüfung der Ansprüche der Candidaten vorgenommen werden sollten, so daß eine gewisse Controlle möglich blieb. Das vom Adel beschlossene Postreglement war statthalterschaftlich bestätigt, das Project einer allgemeinen Güterregulirung Ihrer Majestät unterbreitet worden. Zufolge einer an höchster Stelle angebrachten Sollicitation wegen regelmäßiger Bezahlung der Progon für Kronskosten, waren die Posteinnahmen von 1900 bis auf 8000 Rbl. gestiegen. Bezüglich der Heu-Abgaben „ihrer Widergesetzlichkeit und Gräuel" war beim General-Gouverneur, beim Senat und beim Grafen Subow supplicirt worden. — Von sich aus und ohne specielle Mandate hatte Sivers die Aufhebung des widerrechtlicher Weise von Browne erlassenen Verbots der Hopfenausfuhr erwirkt, die willkürliche Decretirung von Geldstrafen, durch die Niederlandgerichte für die Zukunft abgeschnitten, endlich verhindert, daß die Statthalterschaft, wie

bisher, entlaufenen Bauern Scheine zur Anſchreibung in den Städten ausreichte und bäuerliche Klagen annahm, ſtatt dieſelben an den Gouvernements-Marſchall zu verweiſen.*)

Eine ſo lange Reihe von Verdienſten um die Sache des Adels mußte den Vorſchlägen, mit denen der Gouvernements-Marſchall jetzt hervortrat, eine günſtige Aufnahme im Voraus zuſichern. Dadurch, daß er ſich jeder Einmiſchung der ſtatthalterſchaftlichen Behörden in die Beziehungen zwiſchen Herren und Bauern widerſetzte, hatte Sivers den Beweis geliefert, daß es ihm mit Aufrechterhaltung des adeligen Selbſtbeſtimmungs-Rechtes Ernſt ſei — mindeſtens für „Landesverrath" konnten ſeine Anträge auf Verbeſſerungen der Lage des Bauerſtandes nicht gelten. Er wünſchte vor Allem eine endliche Feſtſtellung der bäuerlichen Leiſtungen und ihres Verhältniſſes zu den dem Bauerſtande eingeräumten Territorien herbeizuführen. Da eine ſofortige Löſung dieſer Aufgabe der Natur der Sache nicht möglich war, ſo konnte Sivers es als einen entſchiedenen Erfolg anſehen, daß am 19. December beſchloſſen wurde:

„Da dieſer Gegenſtand eine weitläuftigere Auseinanderſetzung bedarf, als die Grenzen der Dauer des Landtags erlauben, ſo wird es dem Convent überlaſſen, die Principien zur feſteren Beſtimmung des Gehorchs und der Abgaben der Bauern auf das Genaueſte zu beſtimmen. Sobald dieſes geſchehen iſt, müſſen zur beſſeren Erwägung dieſe dergeſtalt entworfenen Grundſätze durch die Herren Kreismarſchälle auf Kreisconventen den Gutsbeſitzern mitgetheilt werden, quo facto die dadurch erhaltenen Reſultate an den Adelsconvent zurückgehen, welcher alsdann Alles zu reguliren und feſtzuſetzen hat, worauf ſolches als Landtagsſchluß anzuerkennen und zu geſetzlicher Wiſſenſchaft zu bringen iſt."

Daß die allgemein lautende Faſſung dieſer Sätze, vor Allem der Mangel an Feſtſetzungen für den Termin, innerhalb welches die bezüglichen Arbeiten beendet werden ſollten, einem Verſchlepp der agrariſchen Angelegenheiten Vorſchub leiſten und gemißbraucht werden konnten, liegt

*) Auf dem Landtage von 1765 war beſchloſſen worden, dergleichen Klagen an den Landmarſchall zu verweiſen, der ſie unter Zuziehung zweier Kreisdeputirten (ſeit der Statthalterſchaft zweier Kreismarſchälle) unterſuchen ſollte. Klagen wegen Entſchädigung übermäßiger Frohnforderungen reſſortirten laut Beſchluß von 1777 vor die Ordnungsgerichte (Niederlandgerichte).

auf der Hand. Ebenso deutlich leuchtet hervor, daß ein Mann wie Sivers, — und dieser blieb ja für die nächste Zukunft an der Spitze der Adelsrepräsentation — diesen Beschluß in segensreichster und wirksamster Weise ausbeuten konnte. Es erscheint darum höchst unreif und urtheilslos, wenn Merkel in seinen beiden Schriften — sowohl den „Letten", wie der „Erinnerungsschrift" — darüber Klage erhebt, daß Alles beim Alten geblieben und daß dem Convent nur aufgegeben worden, die Principien „über Gehorch und Abgaben, Nichts dagegen über die staatsbürgerliche Lage und andere Rechte" aufzustellen. Das halbe Jahrhundert, das seitdem vergangen, hat uns deutlich darüber belehrt, daß nur die Sicherung der materiellen Lage des Bauerstandes, d. h. gerade die Feststellung der Lasten und ihres Verhältnisses zum Grund und Boden im Stande war, solide Grundlagen der bäuerlichen Existenz zu schaffen und daß, so lange diese fehlen, alle Zugeständnisse „staatsbürgerlicher und anderer Rechte" von höchst zweifelhaftem Werthe waren. Wie unheilvoll die mangelhafte Einsicht in diesen Punkt und jene auch von Merkel getheilte Tendenz, vor Allem auf Concessionen an die persönliche Freiheit zu dringen, auf unsere agrarische Entwickelung gewirkt hat, ist mit voller Deutlichkeit erst ein Menschenalter später ans Licht getreten: die von Merkel vertretenen Anschauungen sind die Keime der verhängnißvollen Irrthümer von 1818 und 1819 und es kann kein redenderer Beleg für Sivers überlegenes und reifes politisches Urtheil herangezogen werden als der Umstand, daß er die Sicherung der materiellen Lage des Landvolkes und dessen Verknüpfung mit dem Grund und Boden an die Spitze seines Programms stellte und, so weit an ihm war, durchführte. Er wußte ganz genau, daß persönliche Freiheit und staatsbürgerliche Gleichstellung mit den übrigen Ständen den livländischen Bauern von selbst in den Schooß fallen würden, wenn dieselben erst sicher auf einem Grund und Boden säßen, der ihnen weder genommen, noch durch willkürliche Erhöhung der darauf ruhenden Lasten vertheuert werden könnte. Das es ihm nicht beschieden gewesen, sein mühsam und glücklich begonnenes Werk zu Ende zu führen, und daß in dem zweiten Jahrzehent unseres Säculums jene Irrthümer die Oberhand gewannen, deren Vorläufer die philanthropischen Klagen Merkels und anderer wohlmeinender Patrioten bilden, — das ist vielleicht das größte und entscheidendste Unglück in der neueren livländischen Geschichte gewesen, mindestens das Unglück, dessen Folgen in unserer Zeit am handgreiflichsten sind.

Die merkwürdigſte und auffälligſte Seite des Landtagsſchluſſes vom 19. December 1795 iſt, daß die Beſtimmung der bäuerlichen Laſten innerhalb der einzelnen Kreiſe nur durch die Kreistage vorgenommen werden ſollte und daß deren durch den engeren Ausſchuß geprüfte und revidirte Beſchlüſſe als Landtagsſchlüſſe angeſehen und publicirt werden ſollten. Um eine ſichere Erklärung dafür ſind wir verlegen. Wahrſcheinlich erſcheint indeſſen, daß die reactionäre Partei, welche damals wie ſpäter im eſtniſchen Livland beſonders mächtig war und an dem um die Begründung des Creditvereins verdienten aber höchſt intriganten Baron Taube einen ſehr geſchickten Leiter beſaß, die Abſicht hegte, auf dieſe Weiſe wenigſtens für die eſtniſchen Kreiſe möglichſt hohe und ungenirt zu erhöhende Frohnen zu retten und ſich dem Einfluß des liberalen lettiſchen Adels zu entziehen. Für dieſe Annahme ſpricht ganz beſonders der Umſtand, daß — wie wir aus den biographiſchen Aufzeichnungen des Grafen Mellin wiſſen — von Taube und deſſen Freunden etwa fünf Jahre ſpäter geltend gemacht wurde, die Arbeitsregulative von 1797 ſeien das Reſultat lettiſcher Majoriſirung geweſen und für das „von Lettland durch einen Abgrund getrennte eſtniſche Livland“ aus dieſem Grunde völlig unanwendbar. Verſtand es ſich auch von ſelbſt, daß für alle Theile des Landes nicht die gleichen Normen feſtgeſetzt werden konnten und daß der verſchiedene Werth des Grundes und Bodens in den verſchiedenen Gegenden, Modificationen des Aequivalents der Leiſtungen nothwendig machte, ſo war und blieb doch in hohem Grade wünſchenswerth, daß nicht nur gewiſſe allgemeine Grundſätze für die Abſchätzung aufgeſtellt wurden, ſondern daß die Plenar-Verſammlung auch eine Controlle darüber ausübte, was in den einzelnen Kreiſen beſchloſſen worden. Es erſcheint nicht unwahrſcheinlich, daß der Beſchluß vom 19. December darauf abzielte, das eſtniſche Livland dieſer Controlle zu entziehen und Sivers' und ſeiner Freunde Einfluß auf Lettland zu beſchränken.

Wie wir in der Folge ſehen werden, kam dieſer Plan — einerlei welches die Motive zu demſelben geweſen — nicht zur Ausführung, da der wider Erwarten im September 1796 verſammelte außerordentliche Landtag veranlaßt wurde, ſich ſofort und direct mit der Angelegenheit zu beſchäftigen, welche neun Monate früher auf die Schultern der Kreistage und des engeren Ausſchuſſes gewälzt worden war. Von dem Landtage von 1795 können wir indeſſen noch nicht ſcheiden, ohne einzelner Beſchlüſſe und Verhandlungen zu gedenken, welche für die Nachwelt und auch für

die Entwickelung der agrarischen Dinge von Interesse sind. Dahin gehört vor Allem der Beschluß, die obrigkeitliche Bestätigung für die ökonomische Societät zu erbitten, zu deren Begründung ein edler Rigascher Patricier, v. Blankenhagen, im Jahre 1792 ein namhaftes Capitel hinterlassen und dem Landtage zur Disposition gestellt hatte; gleichzeitig wurde ein Antrag v. Bocks angenommen, die Familie v. Blankenhagen als eine alte mitbrüderliche Familie anzusehen, taxfrei in das livländische Geschlechtsbuch einzutragen und des verstorbenen Donators Bildniß von dessen Wittwe für das Ritterhaus zu erbitten. Zu Folge der Einziehung der Trikatenschen Güter und der Weigerung der Krone, die auf diesen ehemals ritterschaftlichen Besitzungen haftenden Schulden anzuerkennen, war der Adel in so schwierige Geldverhältnisse gerathen, daß man sich entschließen mußte, von der neuen Societät einen Vorschuß zur Tilgung dringender Schulden zu erbitten. Außer der Blankenhagenschen Stiftung lag noch ein anderes dem Adel dargebrachtes Geschenk vor. Der verdienstvolle Rigaer Arzt Dr. Huhn, ein intimer Freund Sonntags und Mellins, hatte in lettischer Sprache ein Handbuch für Hebammen verfaßt und dem Landtage überweisen lassen. Die Versammlung nahm diese Arbeit mit warmem Dank entgegen und ließ dieselbe für ihre Kosten drucken und vertheilen; da es, wie wir wissen, im vorigen Jahrhundert fast nirgend Landärzte gab, war dieses Büchlein von großer Wichtigkeit und entschiedenem Nutzen. Endlich beschloß man, der Kaiserin für die neuerdings erfolgte Aufhebung des vieljährigen Kornausschiffungs-Verbots zu danken und durch den Deputirten v. Bock wegen Abschaffung der noch immer vorkommenden Heurequisitionen supplíciren zu lassen. Die Kornausschiffungs-Verbote spielten — wie wir bei dieser Gelegenheit bemerken wollen — eine ominöse Rolle in der Geschichte der livländischen Landwirthschaft des 18. Jahrhunderts und haben dem Aufschwung derselben ebenso ernsthaften Schaden gethan, wie der Entwickelung des Handels, dem dadurch die Möglichkeit jeder gesunden und weiter aussehenden Speculation genommen wurde. Zu russischer Zeit war das erste derartige Verbot von Peter dem Großen erlassen worden; nachdem Stadt und Land in den Jahren 1725 und 1728 „conjunctiv" um Aufhebung desselben nachgesucht, erfolgte dieselbe (wie es nach den uns vorliegenden Daten scheint) unter der Kaiserin Anna. Aber schon 1742 erfolgte ein neues Verbot, welches 10 Jahre lang aufrecht erhalten wurde und nach wiederholten „Supplicationen" (1744, 1748 und 1751) erst im Jahre 1752 durch die Verwendung des damaligen livländischen Geschäftsführers

in Petersburg, Capitain Udam, aufgehoben wurde. Aber schon im folgenden Jahre remonstrirte das Kriegs-Collegium gegen diese Maßregel, von welcher eine Erhöhung des Militair-Budgets gefürchtet wurde, und drei Jahre später wurde dem livländischen Adel durch den General-Gouverneur mitgetheilt, „daß zufolge bei Hof gehaltener Conferenz und im Hinblick auf weitsehende Absichten den livländischen Gutsbesitzern verboten sei, wegen Verschiffung von Getreide nach ausländischen Oertern Contracte zu schließen". Die im Juni desselben Jahres erfolgte Zurücknahme dieses Verbots war von blos kurzer Dauer; aus dem Jahre 1759 liegt eine gemeinsame Supplik der Ritterschaft von Liv- und Estland, sowie der Städte Riga und Pernau vor, in welcher dieselben um das Recht freier Getreide-Ausschiffung bitten und sich verpflichten wollen, der Krone nöthigenfalls das erforderliche Korn zu einem niedrigen Preise zu liefern. Nachdem der Feldzeugmeister Graf Lacy sich der Sache angenommen, erfolgte im Jahre 1762 die Erfüllung dieses Gesuchs. Ein neues Verbot, welches durch den Krieg mit Schweden veranlaßt worden war, und für die Dauer desselben Geltung haben sollte, erfolgte im Jahre 1788. Wiederum wurde seitens der Ritterschaft und der Stadt Riga remonstrirt; nach längeren Verhandlungen erhielt man endlich im Jahre 1791 die Erlaubniß, aus dem Rigaschen Hafen kurisches und polnisches Getreide auszuschiffen, bei dem Verbot für livländische Producte müsse es vor der Hand noch sein Bewenden haben. Ein im Jahre 1793 verlautbartes Gesuch wegen gänzlicher Aufhebung fand im Jahre 1795 Erhörung und führte zu dem Beschluß jenes Dankes an Ihre Majestät, der zu der vorliegenden Notiz die Veranlassung gab.

So wichtig diese Verhandlungen auch waren, die Agrarfrage stand doch im Mittelpunkte aller Verhandlungen von 1795. Verschiedene Umstände trugen dazu bei, Sivers Wünschen für sofortige Steuerung exorbitanter Frohnforderungen und wirksamer Controlle über Beobachtung der Landtagsschlüsse von 1765 und 1777 Vorschub zu leisten. Ganz besonders kam ihm und seinen Freunden zu statten, daß die wiederholte Einmischung der statthalterschaftlichen Behörden in bäuerliche Klagen den Adel in Schrecken gesetzt und von der Nothwendigkeit überzeugt hatte, mit der Aufsicht Ernst zu machen, welche der Marschall und die Kreisvertreter üben sollten, indem sie die Klagen der Bauern regelmäßig entgegen nahmen. Einen nachtheiligen Eindruck hatte es gemacht, daß das Niederlandgericht zu Walk die Klage eines Adselschen Bauern entgegengenommen und diesen mit

seinem Erbherrn v. Rautenfeld — horribile dictu — confrontirt habe. Selbst den Gegnern des freisinnigen Gouvernements-Marschalls mag bei dieser Gelegenheit klar geworden sein, daß es in der bisherigen Weise nicht fortgehe und daß der Beschluß „die Hoffnung auszusprechen, solches werde künftig nicht mehr geschehen" nur dann Aussicht auf Effect habe, wenn eine wirkliche Abhülfe der bäuerlichen Klagen durch die Adelsrepräsentation ermöglicht worden. So gewann die ad deliberandum 24 getroffene Bestimmung, der aus dem Gouvernements-Adelsmarschall und zweien Conventsgliedern zu „etablirenden" perpetuellen Adelsrepräsentation die Erledigung der Bauerklagen zuzuweisen, dieses Mal ein ganz besonderes Gewicht.

Schon im September des nächsten Jahres (1796) wurde wiederum Landtag gehalten. Diese außerordentliche Versammlung war mittelst Ukases vom 20. Mai desselben Jahres einberufen worden, und zwar nicht (wie Merkel a. a. O. p. 177 anzunehmen scheint) um neue Concessionen an den Bauerstand herbeizuführen, sondern um die „Heusache" zum Abschluß zu bringen. Sivers konnte auch dieses Mal mit einem glänzenden diplomatischen Erfolge vor die Versammlung treten und dadurch seinen bauernfreundlichen Absichten eine freundliche Stätte bereiten. Er theilte mit, daß es ihm gelungen sei, dem „zwanzigjährigen Krebs" der Heureparkitionen zu steuern, und daß Ihre Majestät ihm und dem in dieser Angelegenheit nach Petersburg gesandten Deputirten v. Bock „concedirt" habe, daß die Heulieferungen, wenn sich Truppen innerhalb Landes befänden, innerhalb der Kreise geschehen oder mit Geld liquidirt, auch von den Adelsbeamten repartirt werden sollten. Ferner war bewilligt und mittelst Ukases festgesetzt worden, daß 1) die nöthigen Heu-Magazine angelegt, 2) die benöthigten Reste mit Geld liquidirt und 3) die Heulieferungen in natura nur bei Schlittenbahn und zwischen dem 1. December und 25. Januar geschehen sollten. 4) war vorgeschrieben, die Empfangnahme nach Anleitung des Ukases vom 26. September 1795 vorzunehmen und 5) sollte die Heuabfuhr in extraordinairen Fällen für Rechnung der außerordentlichen Summen des Hauptcommandeurs geschehen. — Wie wichtig diese Bestimmungen waren, geht einmal daraus hervor, daß die Ausführung derselben die Hauptveranlassung zur Einberufung des Landtags gebildet hatte und daß Sivers seine bezüglichen Eröffnungen an den Adel mit der Versicherung beschloß, seit Bestätigung der Privilegien sei kein Gesetz errungen worden, das diesem an Wichtigkeit zu vergleichen sei. Mit gleicher Befriedigung

wurde eine zweite Eröffnung des Gouvernements-Marschalls entgegengenommen, welche sich auf die Eintragungen in das adelige Geschlechtsbuch bezog. Der Adel hatte sich darüber beklagt, daß zahlreiche Personen, welche sich in den Besitz ausländischer Diplome von zweifelhaftem Werth gesetzt, die Eintragung in das Geschlechtsbuch auf Grund von ziemlich allgemein klingenden Vorschriften der statthalterschaftlichen Adelsordnung verlangt hätten. In Beantwortung dieser Vorstellung hatte Ihre Majestät anerkannt, daß die Entscheidung über die Aufnahme in das Geschlechtsbuch nach Vorschrift von Art. 80 der neuen Adelsordnung im Ganzen Sache der Adelsversammlungen sei und daß eine Verbindlichkeit zur Reception nur bezüglich solcher Personen stattfinde, welche bürgerliche Tugenden aufzuweisen „oder sich Verdienste um das Vaterland erworben hätten".

Nachdem diese kaiserlichen Bestimmungen zur Kenntniß der Versammlung gebracht worden waren, ging Sivers in ausführlicher Rede auf die Hauptsache, die Agrar-Angelegenheit, über. Die Arbeiten des Convents seien beschlossen und könnten, da der Landtag aus den bekannten Gründen einmal zusammengetreten sei, diesem vorgelegt werden, statt den Kreis-Versammlungen der Gutsbesitzer. Der Convent habe sich bezüglich der den Bauern zu bewilligenden Freiheiten und Eigenthumsrechte so großer Vorsicht und so bescheidenen Maßes befleißigt, daß er nicht zu befürchten brauche, auf den Widerspruch des Plenums zu stoßen. Auf zwei Punkte komme es ganz besonders an: auf die Regelung des Gerichtsganges bei bäuerlichen Klagen und auf die Grundsätze bei Feststellung der Verbesserungen, welche bezüglich der Leistungen Platz zu greifen hätten.

Die Opposition beantwortete die Rede, mit welcher Sivers seine Vorlagen einleitete, zunächst mit dem Versuch, dieselben gar nicht zur Verhandlung kommen zu lassen. Drei ihrer Führer machten von verschiedenem Standpunkt aus geltend, daß die Sache für eine definitive Entscheidung noch nicht reif sei. Zunächst verlas v. Richter einen ausführlichen Loco-Receß, dessen Inhalt sich zu der Behauptung zuspitzte, daß vor einer Entscheidung darüber, wer den Richter zwischen Herren und Bauern abzugeben habe, eine Beschlußfassung über das Maß der zu machenden Concessionen unrathsam erscheine. „Wer wird," hieß es in dem v. Richterschen Loco-Receß, „die Grenzlinie zwischen unseren Aufopferungen und den Forderungen der Bauern ziehen. Werden es Mitbrüder sein, welche durch Compromiß zu Richtern bestimmt würden, oder müssen wir mit den Bauern den Gang der Chikane gehen. Im ersteren

Falle können wir weiter gehen, denn wir sind gesichert, im zweiten Falle dürfte man nur mit Vorsicht seinen Rechten entsagen." Aus diesen Gründen erscheine es rathsam, bis zur Feststellung der Jurisdictionsfrage alle definitiven und verbindlichen Beschlußfassungen auszusetzen und gemäß dem Landtagsschluß von 1795 den Kreis-Conventen weitere Vereinbarungen zu überlassen. Dem Richterschen Antrage schloß sich der nächste Redner, Herr v. Rosenkampff, an; er wünschte, daß man es zunächst bei Vorberathungen bewenden lassen und erst dem nächsten Convent einen systematischen Vorschlag machen sollte. In demselben Sinne sprach sich noch v. Zimmermann aus, indem er gleichfalls den im vorigen Jahre betretenen Weg festgehalten wissen wollte; die Kreis-Marschälle sollten die Resultate ihrer Berathungen mit den Kreis-Eingesessenen dem Convent übergeben, der dieselben prüfen und zu Landtagsschlüssen erheben sollte.

Es wurde wirklich beschlossen, daß eine allendliche Entscheidung von dem gegenwärtig versammelten Landtage nicht zu treffen sei; die Hoffnung der Opposition, die Sache dadurch zu verschleppen und in den Sand der Kreisberathungen verlaufen zu lassen, blieb aber nichts desto weniger unerfüllt. Die Vorlage des Convents wurde der Discussion übergeben und ihren Hauptpunkten nach geregelt — das Detail allerdings dem nächsten, im December zusammentretenden Convent vorbehalten.

Auf den materiellen Inhalt der Beschlüsse gehen wir dieses Mal nicht näher ein, da dieselben sammt den Ergänzungen, welche der nächste, schon im Januar 1797 zusammentretende Landtag beliebte, zum Druck befördert wurden und in der von Sivers redigirten Broschüre „Landtagsschluß zur Verbesserung des Zustandes der Bauern (Moskwa 1797)" noch gegenwärtig vorliegt, und überdies in dem bekannten Samsonschen „Versuch" den Hauptpunkten nach analysirt worden ist. Es genügt, wenn wir hinzufügen, daß dieselben sich im Wesentlichen auf der alten Basis von 1795 bewegten, in einem wichtigen Punkt aber bereits über das alte System hinausgingen. Die alten Vorschriften, daß der ordinaire Gehorch dem Werth des dem Bauern eingeräumten Grundes und Bodens entsprechen, daß jede extraordinaire Leistung vergütet werden solle, kehren unverändert wieder, ebenso die Androhung harter Strafen gegen solche Bauern, welche ohne vorhandenen Grund wegen Ueberschreitung dieser Bestimmungen geklagt haben. Die mildernden Vorschriften wegen Beschränkung der Hauszucht auf 30 Hiebe, Aufhebung der Bestimmung, daß kein Baer etwas verkaufen dürfe, ehe er es dem Herrn angeboten, kommen

nicht in Betracht, weil es hinſichtlich ihrer noch immer an allen Garantien für die ſtricte Beobachtung fehlte. Höchſt wichtig iſt dagegen, daß die Angaben der Gutsbeſitzer über das Maß der zu fordernden Leiſtungen dieſes Mal einer Reviſion und Regulirung durch die Oberkirchenvorſteher unterliegen und bis zum 1. Auguſt 1797 in der Ritterſchafts-Kanzellei abgeliefert ſein ſollten. Mehr konnte für dieſes Mal nicht durchgeſetzt werden, aber daß dieſer Fortſchritt über das Maß der früheren Zugeſtändniſſe ein höchſt wichtiger war, zeigte ſich ſchon in den nächſten Jahren: er bot die Handhabe zu einer Reviſion der Wackenbücher und machte möglich, daß der Grundſatz „die Leiſtungen des Bauern ſollen dem ihm eingeräumten Grund und Boden entſprechen“ zur Wahrheit wurde. Bis dazu hatte es genügt, daß der Herr angab, wie viel er forderte — jetzt war ein Forum geſchaffen, das das richtige Verhältniß zwiſchen Forderungen und Leiſtungen überwachte und in jedem einzelnen Fall prüfen reſp. zur Durchführung bringen konnte. Die im Jahre 1795 beliebte perpetuelle Adelsrepräſentation war durch die (ſogleich näher zu erörternde) Wiederherſtellung der alten Verfaſſung beſeitigt. Die Inſtanz für Regulirung des Geborchs und für Annahme aller Klagen wegen Ueberſchreitung deſſelben wurde in die Kreiſe verlegt und beſtand aus dem Oberkirchenvorſteher und zwei Kreis-Deputirten; es war fortan ein und dieſelbe Autorität, welche die einmalige Regulirung beſorgen und deren Beobachtung überwachen ſollte; dadurch war die Möglichkeit geboten, ungerechte und harte Herren unter beſtändiger Controlle erhalten und den Bauern eine Garantie für Einhaltung der Conceſſionen zu ſchaffen, zu denen der Adel ſich einmal entſchloſſen hatte. Zieht man weiter in Betracht, daß Sivers und deſſen nähere Freunde die Männer waren, welche als Oberkirchenvorſteher dieſe Controlle zu üben hatten, und daß ſie, wie wir aus zeitgenöſſiſchen Quellen wiſſen — mit denſelben von Hauſe aus bitteren Ernſt machten, ſo wird man einräumen müſſen, daß die Landtagsſchlüſſe von 1796 und 1797 einen weſentlichen Fortſchritt in der agrariſchen Entwickelung des 18. Jahrhunderts bezeichneten und daß es eigentlich nur kaiſerlicher Beſtätigung und obrigkeitlicher Theilnahme an der Ausführung bedurft hätte, um das Eis der Leibeigenſchaft und der alten Willkürwirthſchaft für immer zu brechen und die Perſpective zur allmäligen bäuerlichen Freiheit zu eröffnen.

Die kaiſerliche Beſtätigung dieſer Beſchlüſſe und ihre Verwandlung in ein förmliches, für alle Theile verbindliches Geſetz iſt bekanntlich nicht

erfolgt, das Gesetz der Jahre 1796 und 1797 dadurch auf den Charakter einer häuslichen und privaten Vereinbarung des Adels beschränkt geblieben. Im Zusammenhange mit der Vor- und der Nachgeschichte der bäuerlichen Entwickelung Livlands betrachtet, spielt es aber schon als Vorbereitung und Grundlage der Legislation von 1804 eine wichtige Rolle.

In diese Rolle ist der in Rede stehende Landtagsbeschluß von 1796 und 1797 übrigens erst später und namentlich zu Folge der energischen Ausführungsmaßregeln eingetreten, welche Sivers und dessen Freunde, die Landräthe Graf Mellin und v. Gersdorff, ihm zu sichern wußten. Als die im September 1796 begonnene Arbeit im Januar 1797 zum Abschluß kam, waren die Gedanken der mit ihr beschäftigten Männer von einem anderen und — wie sie glauben mochten — wichtigeren Gegenstande eingenommen: dem am 17. November 1796 erfolgten Ableben der Kaiserin Katharina war die Wiederherstellung der alten Verfassung durch den sogen. Restitutions-Ukas vom 28. November (dem Jahrestage des Privilegiums Sigismundi Augusti) auf den Fuß gefolgt. Diesem wichtigen Gegenstande werden wir, ehe wir von der Landtagsgeschichte des 18. Jahrhunderts Abschied nehmen, noch eine kurze Betrachtung zu widmen haben.

Die Quellen, aus denen diese Skizze geschöpft ist, enthalten leider keine näheren Angaben über die Umstände, denen Liv- und Estland die Wiederherstellung ihrer alten Verfassungen zu danken haben. Es muß dahin gestellt bleiben, ob die Tendenz der neuen Regierung in möglichst entschiedenen Gegensatz gegen das frühere Regime zu treten oder der Einfluß der kaiserlichen Erzieherin Fürstin Lieven oder andere Umstände diese folgenreiche Staatsveränderung (als solche wird der erwähnte Ukas auch von den russischen Schriftstellern aufgefaßt) bewirkt haben. — Sofort nach Eröffnung des zum Januar 1797 einberufenen Landtags wurde der kaiserliche Restitutions-Ukas und ein Antrag des General-Gouverneurs Fürsten Repnin auf Wiederherstellung des Landraths-Collegiums und Neubesetzung aller livländischen Behörden verlesen; nur die beiden Präsidenten des Hofgerichts, welche durch kaiserliche Majestät ernannt worden waren, sollten im Amte bleiben, alle übrigen Beamten neugewählt werden; bezüglich der Ordnungsgerichte wurde der Wunsch ausgesprochen, daß es deren fortan (wie zu statthalterschaftlicher Zeit) acht und nicht bloß vier geben sollte. — Deutlicher konnte die Regierung nicht aussprechen, daß sie den im Jahre 1783 begründeten Zustand als nicht rechtsbeständig ansah.*)

*) Die drei im Jahre 1783 begründeten neuen Provinzialbehörden: Gouvernements-Regierung, Cameral- und Domainenhof, sowie die Kreisrenteien wurden außerdem beibehalten.

Nach Verleſung dieſes Antrags erhob der bisherige Gouvernements-Marſchall Sivers ſich zu einer überwältigenden Beglückwünſchungsrede, welche „die zweite, in dieſem Jahrhundert durch Gerechtigkeit bewirkte Reſtitution unſerer Verfaſſung“ ihrer ganzen Tragweite nach hervorhob. Dann forderte er dazu auf, das Amt der Landräthe wieder aufzurichten, damit dieſe, wie es in dem kaiſerlichen Reſcript geheißen, die Rechte des Adels wahren und die Ordnung im Lande überwachen könnten. Man war einſtimmig der Meinung, die alten Landräthe ſofort wiederum zu reactiviren und damit in die Fußſtapfen des von der Regierung gegebenen Beiſpiels zu treten. Die vier anweſenden Glieder des Collegiums, Graf Münnich, v. Bock, Graf Mengden und v. Berg, traten ſofort wieder in Function und Sivers legte den Stab in die Hände Münnichs nieder um die Neuwahl des Landmarſchalls zu veranlaſſen; die abweſenden ehemaligen Landräthe Mengden und Helmerſen hatten im Voraus abgelehnt, Graf J. J. Sivers war in Petersburg. Dann wandte man ſich der wichtigſten und ſchwierigſten aller zu regelnden Fragen, der nach Wiederherſtellung der Matrikel und der Beſtimmung darüber zu, was aus den ſeit 1783 in das livländiſche Geſchlechtsbuch eingetragenen Familien werden ſollte. Die Landräthe traten mit den Immatrikulirten zu einer Specialconferenz zuſammen, in welcher der Landrath Berg, in deſſen Hände Münnich den Stab niedergelegt hatte, präſidirte. Nach kurzer Berathung kam man zu einer (wie die Tradition wiſſen will von dem ehemaligen Gouvernements-Marſchall v. Gersdorff in Vorſchlag gebrachten) Entſcheidung, welche als ſehr glücklich bezeichnet werden kann. Mit 87 gegen 18 Stimmen wurde beſchloſſen, alle im Geſchlechtsbuch verzeichnete beſitzlichen Edelleute, die (reſp. deren Vorfahren) den 8. Klaſſenrang erworben oder Landesposten bekleidet hatten und Adelsdiplome aufweiſen konnten, ſofort in die Matrikel zu recipiren. Die Eintragung ſollte durch eine eigene vom Grafen A. L. Mellin geleitete Commiſſion beſorgt, allen den Perſonen, die nicht beſitzlich aber im Geſchlechtsbuch notirt waren, das Recht vorbehalten bleiben, ſich zum Ballotement zu melden. Auf Sivers Antrag wurde dieſer Beſchluß noch dahin erweitert, daß alle Erbbeſitzer mit Oberofficiers-Rang oder im Beſitz eines Diploms „ohne Rückſicht auf den Dienſt“ eingetragen und recipirt werden ſollten. Die Zahl der auf dieſe Weiſe neu immatrikulirten Perſonen (dieſe, nicht die Familiennamen wurden einzeln gezählt) betrug 65, zu denen noch 10 in Oeſel und Eſtland recipirte „Poſſeſſores“ kamen.

Nach Erledigung dieses schwierigen Geschäfts, das leicht zu einer empfindlichen Herausforderung gegen die alte Landsassen-Partei hätte werden können, traten der Vice-Landmarschall und die alten Landräthe wieder ab, wie es scheint, um dem Wahlrecht der neuen Mitbrüder nicht zu nahe zu treten. Auf Wunsch der Versammlung entschlossen dieselben sich indessen, ihre Functionen zum zweiten Mal wieder aufzunehmen; die zur Vervollständigung des Landraths-Collegiums vorgenommenen neuen Wahlen lenkten sich auf drei Herren der liberalen Partei, Friedrich v. Sivers, den Grafen Mellin und den ehemaligen (1786—92) Gouvernements-Marschall v. Gersdorff. Der erstere abdicirte wieder, um provisorisch den Stab zu übernehmen, wurde am Schluß der Versammlung nochmals zum Landrath gewählt, nahm diese Würde aber erst nach längerem Sträuben an. Zum Landmarschall für das nächste Triennium wurde v. Samson-Urbs gewählt.

Außer den auf die bäuerlichen Zustände bezüglichen Beschlüssen, welche oben erwähnt sind, kommen noch verschiedene Desiderien zur Sprache, welche von den zur Krönung nach Moskau delegirten Vertretern der Ritterschaft geltend gemacht werden sollten. Von diesen und den ferneren Maßnahmen zur vollständigen Wiederherstellung der alten Verfassung soll in einem besonderen Aufsatz berichtet werden; da sie nicht auf dem Landtage von 1797 sondern erst mehrere Jahre später zum Abschluß kamen und mit den complicirten Verhandlungen über die künftige Verwendung der Ritterschaftsgüter im Zusammenhang stehen, liegen sie außerhalb des Zeitabschnitts, mit dem wir es hier zu thun haben. Diesen Abschnitt glauben wir aber nicht passender als mit einem Bericht über die Festlichkeiten beschließen zu können, zu denen der Besuch des Monarchen, der die alten baltischen Provinzialverfassungen wiederhergestellt hatte, Veranlassung gab. Die Quelle aus der wir dabei schöpfen, ist ein im Jahre 1839 veröffentlichter Artikel der Wochenschrift „Das Inland“ (Nr. 11), der in den dreißig Jahren, welche seit seinem Abdruck vergangen sind, so vollständig vergessen sein dürfte, daß seine Erwähnung an dieser Stelle nicht überflüssig erscheint.

Kaiser Paul hatte den Deputirten Livlands, Oesels, Estlands und Kurlands während der Moskauer Krönungsfeierlichkeiten das Versprechen gegeben, Riga schon in den nächsten Monaten mit einem längern Besuch zu beehren. „Auf Wiedersehen in Riga“ waren die letzten Worte gewesen, die er den Vertretern Oesels Landmarschall Eckesparre und Landrath v. Berg in der Abschieds-Audienz gesagt hatte.

Wenige Wochen ſpäter traf der Kaiſer wirklich ein, um von den Bewohnern Rigas und den Vertretern der 4 Ritterſchaften mit all' dem Jubel empfangen zu werden, den die Wiederherſtellung der alten Verfaſſung erweckt hatte. Am 22. Mai fand auf dem Ritterhauſe ein ſolennes Bankett ſtatt. Während der Tafel wandte der Kaiſer ſich an den neben ihm ſitzenden Landrath Sivers: „Mein Wunſch", ſagte er, ſo laut, daß die Worte auch von Anderen vernommen wurden, „mein Wunſch iſt, da ich noch Großfürſt war, immer geweſen, den Livländern ihre alten Rechte wiederzugeben, und ich glaubte ſie beim Antritt meiner Regierung befriedigt zu haben. Allein ich habe zu meinem Erſtaunen aus einigen Briefen, die mir Leute geſchrieben haben, deren Namen mir entfallen ſind, die aber Troſchinski wiſſen wird, in Erfahrung gebracht, daß Livland bei der Einrichtung meiner Mutter glücklicher geweſen, als es jetzt bei meiner dem Lande wiedergegebenen alten Verfaſſung iſt." Auf die Bedeutung dieſes Wortes werden wir bei Beleuchtung der Ereigniſſe, welche am Wendepunkte des Jahrhunderts ſtattfanden, näher einzugehen Gelegenheit haben. Beantwortet wurden dieſelben nicht von Friedrich v. Sivers, ſondern von dem gleichfalls anweſenden Grafen Johann Jakob Sievers: „Es iſt ein Glück," ſagte der alte Hofmann, „daß Ew. Majeſtät die Namen dieſer Ungeheuer vergeſſen haben." Der Kaiſer lachte und rief den General v. Benkendorff zum Zeugen dafür auf, daß er einſt in Gatſchina geſagt habe: „Wenn ich zur Regierung komme, will ich meinen getreuen Livländern Alles wiedergeben, was ihnen mit Unrecht genommen iſt." Als Benkendorff dieſen Ausſpruch mit einer Verbeugung bekräftigt hatte, klopfte der Kaiſer dem Landrath Sivers auf die Schulter und ſagte: „Sie haben das Ihrige gethan und ich das Meinige, Sie Alle werden mit mir zufrieden ſein." Der Monarch, ſo heißt es am Schluß der Aufzeichnung, der wir dieſe Nachrichten entnehmen, ſaß wie ein Engel des Herrn unter uns, ſo froh war ſeine Miene, ſo bezaubernd ſein Scherz. — Noch allgemeiner wurde die Freude über Wiederherſtellung der alten Verfaſſung, als ſich ſchon wenig ſpäter zeigte, daß die Regierung keineswegs Willens ſei, die unter Katharina begonnene Arbeit zur Beſſerung der baltiſchen Agrarverhältniſſe aufzugeben. Es zeigte ſich vielmehr, daß die angeblich eifrigſten Freunde der „liberalen" Statthalterſchaftsverfaſſung in ihren Reihen ſehr entſchiedene Gegner des bäuerlichen Fortſchritts zählten, während die Partei der Verfaſſungstreuen zugleich die der wahren Bauernfreunde war.

Unsere literarisch-historischen Gesellschaften.

Die letzten Hefte der Mittheilungen der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde, des Magazins der lettisch-literärischen Gesellschaft und der Schriften der gelehrten estnischen Gesellschaft liegen vor uns. Unwillkürlich drängt sich da eine Vergleichung ihrer Leistungen auf und man wird dabei nicht den Vorwurf eines vorschnellen Aburtheilens zu fürchten haben, denn alle diese Gesellschaften haben mehr als ein Vierteljahrhundert hinter sich und in so langer Zeit muß sich doch wohl Charakter und Bedeutung der einzelnen hinreichend deutlich ausgeprägt haben. Werfen wir also einmal einen kritisch-prüfenden Blick auf unsere wissenschaftlichen und literarischen Associationen und untersuchen wir den gegenwärtigen Stand ihrer Thätigkeit. Neben den oben genannten ziehen wir dabei in den Kreis unserer Betrachtung noch die estländische literärische und die kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst, welche letztere alle ihre Schwestern an Alter überragt.

Alle unsere gelehrten Gesellschaften sind nach deutschem Muster gegründet und verdanken einzelnen geistig und wissenschaftlich hervorragenden Persönlichkeiten ihre Entstehung. Es gab eine Zeit in Deutschland, gleich nach den Befreiungskriegen, in der man sich wunderbare Dinge und außerordentliche Erfolge für die einzelnen Wissenschaften von dem Zusammenwirken vieler Gelehrten versprach. Man meinte durch solche Vereinigungen in raschem Fluge alle Schwierigkeiten überwinden und die höchsten Ziele erreichen zu können. So entstanden überall Local- und Specialvereine, die in kürzester Frist nachholen und schaffen sollten, was in Menschenaltern versäumt worden war, und mit lebhafter Begeisterung ging man ans Werk. Allmählich erst brach sich die Einsicht Bahn, daß alle Gesellschäften der

Welt die Arbeit des einzelnen Forschers nur erleichtern und unterstützen, niemals aber ersetzen oder entbehrlich machen können, und daß aller wohlgemeinte Eifer und alles noch so rege Interesse allein nicht hinreichen, dauernde und bedeutende Erfolge zu erringen. Sind doch in allen Wissenschaften die bedeutendsten Resultate nicht durch Gesellschaften, sondern durch die Genialität und die Arbeitskraft einzelner Männer gewonnen worden. So ist man jetzt in Deutschland von den früheren übertriebenen Erwartungen, welche man hinsichtlich der Gesellschaften hegte, längst zurückgekommen. Insbesondere hat man eingesehen, daß locale Gesellschaften ihre Aufgabe erfüllen, wenn sie die Mittel liefern, neues Material herbeizuschaffen und zu veröffentlichen, und wenn sie Gelegenheit und Möglichkeit bieten, einzelne Untersuchungen anzustellen und bekannt zu machen, die sonst nicht gemacht würden oder ungedruckt blieben. Man hat erkannt: je bestimmtere Aufgaben ins Auge gefaßt werden, je concentrirter die Thätigkeit einer Gesellschaft ist, um so Bedeutenderes wird sie leisten können. Dabei ist in Deutschland größere Betheiligung sachverständiger und mitarbeitender Mitglieder, die sich in ihren mannigfaltigen Forschungen gegenseitig anregen, selbstverständliche Voraussetzung.

Unter dem Einflusse der oben charakterisirten geistigen Strömung in Deutschland sind alle unsere Gesellschaften entstanden und stehen noch heutzutage unter ihm. Ein frisches und rühriges Streben erwachte bei uns in den zwanziger Jahren; die Geschichte und das Alterthum unseres Landes, die Sprache und Cultur der Urbewohner desselben begannen in weiten Kreisen lebendiges Interesse zu erregen und allgemeine Theilnahme folgte den in diesen Richtungen unternommenen Arbeiten. Und, wie es durch den eigenthümlichen Charakter unseres Landes bedingt ist, haben ebenso sehr praktische Interessen wie rein wissenschaftliche bei der Gründung unserer Vereine mitgewirkt. Die lettisch-literärische und die gelehrte estnische Gesellschaft gingen aus warmer Theilnahme für die Lage und die Zukunft des lettischen und estnischen Volksstammes hervor und erst allmählich nahmen sie gelehrteren Charakter an, ohne doch ihren ursprünglichen Tendenzen zu entsagen. Die Gesellschaft für Geschichte der Ostseeprovinzen hat sich allerdings gleich von vornherein die Erforschung der vaterländischen Geschichte zur Aufgabe gestellt, aber sie fand es doch auch für nöthig, „den Gewinn und den Genuß, welchen das Studium der vaterländischen Geschichte bietet," ausführlich darzulegen. Allein die kurländische Gesellschaft steht in einsamer Höhe ohne bestimmte Ziele und Aufgaben; nur die geistige

Anregung der Mitglieder unter einander ist ihr Zweck. Der ehrenwerthe und liebenswürdige Dilettantismus, der sie gegründet, hat in ihr bis heute seinen Platz behauptet.

Wie steht es nun gegenwärtig um unsere Gesellschaften und wie erfassen sie heute ihre Aufgaben? Was von allen Gemeinschaften für wissenschaftliche Zwecke überall gilt, hat auf unsere Gesellschaften ganz besondere Anwendung: ihr Gedeihen und ihre Thätigkeit hängt wesentlich von einzelnen Personen ab, die mit ihrer Arbeitskraft, ihrem Eifer und und ihrer geistigen Energie der Gesammtheit Leben einhauchen und ihr Wesen bestimmen. Scheiden solche Personen aus, so wird oft die ganze Physiognomie eine andere. Wie fühlbar ist der Hingang Napiersky's in Riga, wie unverkennbar der Mangel eigentlich leitender Persönlichkeiten in der estnischen Gesellschaft zu Dorpat, wie deutlich spiegelt sich in der kurländischen die Verschiedenheit ihrer Secretaire ab, wie sehr hat endlich die lettisch-literärische Gesellschaft unter ihrem jetzigen trefflichen Präsidenten gewonnen! Es läßt sich nicht verkennen, daß es gegenwärtig unseren Gesellschaften sehr an bestimmenden und arbeitsfreudigen Personen fehlt und daß in Folge dessen eine immer größere Lethargie sich über die meisten breitet, die nur selten gestört wird. Namentlich auf dem Gebiete der Landesgeschichte macht sich das Zurückbleiben immer bemerkbarer. Man vergleiche doch nur den regen Eifer im Bekanntmachen von Urkunden, Sammeln zerstreuten Materials, im fleißigen Zusammenstellen und in dankenswerthen Veröffentlichungen, wie er sich in den Jahren 1840 bis 1856 zeigt, mit der jetzigen Unfruchtbarkeit und Oede. Es ist so als ob mit den alten Arbeitern auch alle Arbeitskraft und alles Interesse in den Gesellschaften dahingegangen seien. Gegen das, was ein einziger Mann in den letzten Jahren geleistet, verschwindet die gesammte Thätigkeit aller unserer historischen Vereine. Und wenn doch noch eine Arbeit erscheint, so behandelt sie regelmäßig die geringfügigsten Dinge. So bringen uns z. B. die Mittheilungen die eingehendsten Beschreibungen und historischen Darstellungen von rigischen Kirchen, Wohlthätigkeitsanstalten, öffentlichen Gebäuden, während die Handels- und Verfassungsgeschichte Rigas, die ein dringendes Bedürfniß sind, vergeblich eines Bearbeiters harren und die betreffenden Schätze des Rathsarchivs ungehoben in ihrem Dunkel ruhen. Und als ob die Kirchenbeschreibungen epidemisch werden sollen, brachten die Sitzungsberichte der kurl. Gesellschaft, welche gleich fliegenden Blättern kommen und vergehen, jüngst ebenfalls genaue Schilderungen mitauscher

Kirchen. So treffend weiß man Wichtiges und Unwichtiges zu scheiden! Es klebt eben allen unseren Gesellschaften etwas Dilettantisches an. Fast überall zeigt sich mehr das Interesse des Liebhabers, der zur Erholung diesen oder jenen Gegenstand behandelt, der seine eigentliche Kraft auf ganz anderen Gebieten verwendet. Die charakteristischen Eigenschaften des Dilettantismus: eifriges Sammeln und Vertiefen in alte Scherben und Töpfe, alte Spangen, Sporen und Ringe — Bestrebungen, deren relative Verdienstlichkeit, wenn sie wissenschaftlich getrieben werden, nicht geleugnet werden soll — Aufstellung von Hypothesen über Wohnsitze und Verwandtschaft der Völker in vorhistorischer Zeit ohne die Grundlage exacter sprachlicher und geschichtlicher Forschungen, Vorliebe für das Naheliegende und Locale, während allgemeinere Gesichtspunkte von großer Wichtigkeit unbeachtet bleiben — alle diese Eigenschaften finden sich in unseren Gesellschaften vertreten. Der Grund dieses Uebels liegt darin, daß es keine historische Schule bei uns gibt, daß jeder Einzelne immer wieder von vorn anfängt. Selbst das in der neuesten Zeit lebendiger denn je in der jüngeren Generation erweckte Interesse für die Geschichte Livlands hat zu keiner selbstständigen Production geführt. Jetzt allerdings, wo der Mittelpunkt aller geschichtlichen Studien unseres Landes verschwunden, ist weniger denn je Hoffnung auf Heranbildung einer Schule junger livländischer Historiker. Und wie groß ist doch das Arbeitsfeld, wie sehr bedürfen fast alle Abschnitte unserer Geschichte eingehender Untersuchung und Erforschung! Wie kann an eine auch nur einigermaßen befriedigende Geschichte unseres Landes gedacht werden, so lange noch die ersten Vorarbeiten für ganze große Zeitabschnitte fehlen. Wir haben doch nicht einmal eingehende kritische Untersuchungen über die Zeit Bischof Alberts, des großen Gründers deutscher Herrschaft in diesen Landen, oder über die Regierung Walters von Plettenberg. Wie oft schon ist die Einführung der Reformation in Livland behandelt, aber ungesichtet und ungeprüft schleppen sich stets dieselben Nachrichten und Ansichten durch alle diese Schriften fort. Rigas Stellung in der Hansa oder Estland unter der Dänenherrschaft — welche Aufgaben für historische Studien! Solche und ähnliche Untersuchungen und Forschungen wären recht eigentlich Sache der Gesellschaft für Geschichte der Ostseeprovinzen. Aber aus dieser scheint alle regere Thätigkeit geschwunden zu sein; nur Bibliothek und Sammlungen erfreuen sich altbewährter Pflege. Immer langsamer folgt ein Heft dem andern, immer dürftiger, immer einseitiger wird der Inhalt, immer geringer die Theilnahme

an der Gesellschaft außerhalb Rigas und auch innerhalb, so daß der Secretair im letzten gedruckten Jahresbericht von allem Anderen mehr als von einer erfolgreichen Thätigkeit der Gesellschaft zu berichten gewußt hat. Lassen wir doch einmal das officielle Schönfärben und Verhüllen und sprechen wir es unumwunden aus, daß die Gesellschaft augenblicklich sehr wenig ihrer Aufgabe genügt. Allein eine klare Einsicht in das, was uns fehlt, kann in Zukunft Abhülfe bringen. Statt dessen beruhigt man sich beständig mit solchen Entschuldigungen, wie, es fehle nun einmal an den geeigneten Kräften, den Einzelnen auch an Zeit, die Theilnahme im Publicum sei zu gering. Aber angenommen, es fehle wirklich in der Gesellschaft an Personen, welche geschichtliche Studien in der oben angedeuteten Art machen könnten, so bleibt immer noch eine Aufgabe, die Bekanntmachung ungedruckten Materials. Wie viel Stoff ist noch vorhanden zu einem dritten und vierten Bande Scriptores und vielen Bänden Monumenta! Die Chroniken und Urkunden über die Kalender-Unruhen in Riga, die Recesse aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die auf Livland bezüglichen Urkunden in Greifswald, Lübeck, im Deutschordens-Archiv zu Wien würden allein schon Bände des interessantesten Materials liefern. Sollte es denn wirklich ganz unmöglich sein, eine Vereinigung unserer sämmtlichen Gesellschaften zur Unterstützung und Ermöglichung solcher Herausgabe zu Stande zu bringen? Wie sehr freilich die geschichtliche Arbeit erlahmt und das Interesse für vaterländische Geschichte geschwunden ist, dafür gibt es keinen schlagenderen Beweis, als daß eine so bedeutende Quellenbereicherung wie Hermann von Wartberg und die so wichtige Auffindung des Codex Zamoscianus von Heinrich von Lettland, die vor 30 Jahren in den weitesten Kreisen Aufsehen erregt hätten, an unseren Gesellschaften spurlos vorübergegangen sind.

Am weitesten in geschichtlicher Forschung steht Kurland zurück. Die Gesellschaft, welche für alle möglichen Dinge Raum und Interesse hat und deren Publicationen in früherer Zeit auf dem Gebiete der Mathematik und Alterthumswissenschaft Ausgezeichnetes enthalten, hat für die Landesgeschichte seit Recke's Tode sehr wenig Theilnahme gezeigt. Im ganzen Lande giebt es seit Kallmeyers allzu frühem Tode keinen Geschichtsforscher mehr und die reichen Urkundenschätze der Güter, die hinreichendes Material zu einer kurländischen Briefslade bieten, das alte herzogliche Archiv, zum Theil auch die Sammlungen des Provinzial-Museums, liegen völlig unbenutzt und

undurchforscht. Für jeden echten Kurländer ist ja mit Cruse's Kurland unter den Herzögen alles erschöpft und jede weitere Forschung überflüssig; was vor Gotthard Kettler im Lande geschehen, ist ja gleichgültig. Aus lauter Fürsorge für mögliche Unglücksfälle in der Zukunft werden die zur Erhaltung und Vervollständigung des Museums bestimmten Summen gespart; dafür sucht man in der Bibliothek desselben unentbehrliche Werke, wie Theiners Monumenta Poloniae et Lithuaniae, Raczynski's Codex, die Scriptores rerum Prussicarum u. a. vergebens. Wenn die Gesellschaft nun einmal so unüberwindliche Abneigung gegen Untersuchung und Herausgabe von Urkunden hat, so könnte sie sich schon dadurch ein großes Verdienst um die Kenntniß der Vergangenheit erwerben, daß sie ihr Mitglied Bielenstein mit den erforderlichen Mitteln zur planmäßigen Entdeckung und Untersuchung der s. g. Burgberge in Kurland ausrüstete. Der eifrige Forscher würde sich zu einer solchen Unternehmung gewiß leicht bereit finden lassen und auf die historische Topographie des Landes würde dadurch ein neues Licht fallen. Doch jeder solche Vorschlag würde als eine unerhörte Verletzung des Althergebrachten erscheinen und auch diese Zeilen werden wol keinen andern Erfolg haben als den einiger unmuthiger Klagen über die negative Kritik der Gegenwart.

Was dagegen ein Verein auch bei uns zu leisten vermag, wenn er seine Aufgaben eng umschrieben hat, das zeigt trotz einzelner Mängel die lettisch-literärische Gesellschaft, die in der That erfolgreich wirkt und in erfreulicher und fruchtbringender Weise die Kenntniß der lettischen Sprache, Mythologie und Sittenkunde fördert.

Am wenigsten vermögen wir von der estländischen literärischen Gesellschaft zu sagen. Sie soll auch einige Sitzungsberichte herausgegeben haben, die wir aber aller Bemühungen ungeachtet nicht zu Gesichte bekommen haben. Jedenfalls hat sie sich durch die von ihr unterstützte Herausgabe des Archivs, zumal der letzten Bände, welche die Quellen zur Geschichte des Unterganges livländischer Selbständigkeit enthalten, ein großes Verdienst um die Landesgeschichte erworben. Warum sie aber mit dem 5. Bande der N. F. die Herausgabe eingestellt — denn daß der Herausgeber jener wichtigen Sammlung bereit gewesen wäre sie fortzuführen, wissen wir — ist weniger zu begreifen.

Die estnische Gesellschaft in Dorpat hat vor ihren Schwestern den Vorzug in lebendiger Beziehung zur Universität zu stehen; daher schwindet die wissenschaftliche Arbeit in ihr nie ganz. Auch hat sie von Anfang an das Glück gehabt, zu ihren Mitgliedern Männer zu zählen, die für estnische Sprache, Poesie und Alterthumskunde reges Interesse, verbunden mit genauer Kenntniß, besitzen. So gehört sie denn auch im gegenwärtigen Augenblick zu den nicht erfolglos wirkenden Gemeinschaften, wenn schon Theilnahmlosigkeit und Arbeitsscheu der Mitglieder auch hier reichlich vertreten sind. Sollte sich denn nicht endlich Jemand in Dorpat finden, der sich eine Geschichte der Stadt oder, was noch wichtiger, des Bisthums zur Aufgabe setzte?

Fassen wir alle unsere Bemerkungen zusammen, so werden wir sagen müssen, daß unsere Gesellschaften im Ganzen doch nur wenig von dem leisten, was sie wollen. Ueberall zeigt sich die echt baltische Abneigung praktisch einzugreifen, überall die Neigung lieber Mittheilungen Anderer anzuhören als selbst zu arbeiten, überall ein Eingehen auf das Kleine und Unbedeutende und ein Vorbeigehen an dem Bedeutenden und Wichtigen. Ich habe es oft bedauert, daß das Geschick uns nicht einen Gelehrten gegeben hat, der für die Geschichte Livlands das leistete, was Voigt für den Ordensstaat in Preußen gethan. Dann hätte jeder einzelne Forscher den unermeßlichen Vortheil, sich mit seinen Studien an etwas schon Gegebenes anschließen zu können, daran zu prüfen, zu bessern, Kritik zu üben, während es jetzt an jedem Mittelpunkte fehlt. Buch auf Buch über unsere Landesgeschichte hat die letzte Zeit gebracht, eines ungenießbarer, einseitiger, ungründlicher als das andere; aber die Unkenntniß der Vergangenheit im gebildeten Publicum ist unglaublich groß. Mehr aber als alle bisherigen Forscher und Darsteller, bei Weitem das Größte hat für das Verständniß unserer Geschichte mit genauester Kenntniß, schärfstem Urtheil, lebendigster Auffassung ein Mann gethan. Seiner genialen, vielleicht zuweilen etwas einseitigen Auffassung und seiner charaktervollen Darstellung verdanken wir die Erkenntniß der Vergangenheit und die Einsicht in die Gegenwart.

Wenn unsere literarischen und historischen Gesellschaften sich nicht mit dem frischen Geiste der Gegenwart erfüllen, wenn sie sogar hinter der Wirksamkeit früherer Tage zurückbleiben, dann tragen sie den Keim des

Todes in ſich, und mögen ſie auch noch ein Zeitlang vegetieren, untergehen werden ſie dann doch gewiß. Allein kräftige, energiſche Arbeit iſt das Heilmittel für ſie, dann wird ſich die Theilnahme, über deren Mangel beſtändig geklagt wird, allmählich ſchon heben und die Zahl der Mitglieder ſich mehren. Und dazu kann und ſoll jeder Einzelne das Seine thun. Und wer in den Sternen zu leſen verſteht, der wird erkennen, daß ſolche Arbeit Pflicht iſt für uns alle und daß wir durch ſie allein erweiſen können, ob wir werth ſind zu bleiben, was wir ſind.

Zum Abſchiede.

Es war im Anfange der Regierung Alexanders II. Der große Krieg gegen die Weſtmächte war beendet und mit friſchem Muthe ging man wieder an die Werke des Friedens. Die nächſte und größte Aufgabe, die der Herrſcher ſich und ſeinem Reiche ſtellte, war die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Rußland. Andere bedeutende Reformpläne zeigten ſich in weiterer Perſpective. Ihnen waren alle Kräfte der Regierung und alle Gedanken der ruſſiſchen Geſellſchaft zugewendet. Wie wenig war noch die letztere bemüßigt ſich um das aparte und ihr ſehr unverſtändliche Weſen unſerer „Grenzmark“ zu kümmern! Dieſe aber wurde regiert und vertreten von dem Fürſten Suworow, mit demſelben Vertrauen von Seiten des Landes und mit demſelben Anſehen bei den höheren Staatsgewalten wie ſchon ſeit einem Jahrzehnt. Der Moment ſchien günſtig zur Durchführung von Reformen auch in dieſen nach dem Maße der allgemein-europäiſchen Zeitideen in gar manchen Stücken rückſtändig gebliebenen Provinzen; ja, es ſchien ebenſo ſehr aus Gründen der Klugheit als der Ehre geboten eine dem Fortſchritt im Reich proportionale Bewegung auch hier in Scene zu ſetzen. Die Einen mochten ſich dieſelbe als eine zu der jenſeitigen blos parallele, die Andern als mehr oder weniger mit ihr convergirend denken, ohne ſich noch durch die Vorſtellung einer demnächſt eintreten könnenden allzu jähen Convergenz von der Reformidee überhaupt abſchrecken zu laſſen. So bildete ſich damals eine liberale Partei, die ſich auch auf anderen Gebieten als dem bisher bevorzugten der Agrar- und Bauerverordnungen zu bethätigen vor hatte, obgleich auch dieſes letztere ihr um ſo weniger gleichgültig bleiben konnte, als gerade in der letzten Zeit innerhalb der livländiſchen Ritterſchaft (Landtag von 1856) eine an der Lectüre der Kreuzzeitung erſtarkte Reaction über den „Agrarliberalismus“ Fölkerſahms triumphirt hatte.

Eine Partei bedarf eines Preßorganes, und zwar vor Allem für ſich ſelbſt; denn eine Partei iſt niemals etwas Fertiges; ſie hat das Bedürfniß ihre zunächſt nur allgemeinen Gedanken immer beſtimmter zu entwickeln; die Partei ſchafft ſich ein Organ, aber auch umgekehrt: erſt das Organ ſchafft eine wirkliche Partei. Und jene baltiſch-liberale Partei vor zehn Jahren war ſo unfertig wie je eine. Abgeſehen von der Agrar- und Bauernſache und dem ſchon lange ventilirten Güterbeſitzprivileg, lag für ſie alles Uebrige, worauf ſie ihren Grundgedanken anzuwenden hätte, noch in der unbeſtimmteſten Dämmerung. Um ſo mehr alſo bedurfte ſie eines Organs, und es geſchah — zum erſten Male in unſerem Lande — daß eine Partei ein ſolches Bedürfniß begriff. Ein auserwählter Kreis Rigaſcher Patrioten legte Hand an's Werk und die Baltiſche Monatsſchrift wurde gegründet.

Es könnte gefragt werden, ob gerade die Form einer Monatsſchrift die für den Anfang richtige geweſen ſei und warum man nicht lieber die einer täglichen Zeitung gewählt habe. Die Antwort auf dieſe Frage ſcheint dem Unterzeichneten, der jene Gründungszeit nicht miterlebt hat, in der Mäßigung und Beſonnenheit der Gründer geſucht werden zu müſſen. Man hat eben keine Agitation, ſondern gründliche, umſichtige Gedankenarbeit gewollt und ſein Augenmerk zunächſt nur auf den vorzugsweiſe gebildeten Theil unſerer Geſellſchaft gerichtet. Wie dem aber auch ſei, ſo ergab ſich alsbald die Folge, daß die liberale Parteimeinung auch in zwei Zeitungen, der neugegründeten Revalſchen und der aus ihrer althergebrachten Bedeutungsloſigkeit heraustretenden Rigaſchen, Poſto faßte. Die Baltiſche Monatsſchrift hatte ihnen den Weg gewieſen.

Wir ſchreiben hier keine Geſchichte der baltiſch-liberalen Idee, der Idee, die an der Wiege der Monatsſchrift geſtanden hat. Sonſt wäre noch zu erzählen, wie, bald nachdem die Rigaſche Zeitung „mit der glücklichen Inſolenz der Jugend“ für dieſelbe in's Zeug gegangen war, ein ſchon damals Hervorragender es unternahm dieſe Inſolenz zu ſtrafen; es wäre von dem den eigentlichen Höhepunkt jener ganzen Phaſe bildenden Streit zwiſchen dem Dorpater Tagesblatt und der Rigaſchen Zeitung zu berichten und ein an dem Lichte der nachfolgenden Ereigniſſe gereiftes Urtheil über Recht und Unrecht beider Seiten abzugeben; es wäre insbeſondere davon zu reden, wie die Baltiſche Monatsſchrift ihrerſeits ſich zu dieſem Kampfe verhalten habe, was ſie von dem Dorpater Tagesblatt gelernt zu haben bekennen muß und worin ſie auch heute noch von ihm,

wie es war, sich unterschieden weiß; es wäre endlich nicht unerwähnt zu lassen, wie der seit Mitte 1864 von der russischen Presse gegen den baltischen „Separatismus" eröffnete Federkrieg mit seinem Gefolge thatsächlicher Wirkungen jenen eine Zeit lang so brennenden innern Gegensatz allmählich wieder ganz still gemacht hat. Auf alles das gehen wir hier nicht näher ein; wir können aber nicht umhin, wenigstens noch einmal an eine Unterscheidung zu erinnern, die schon hin und wieder in der Baltischen Monatsschrift formulirt worden ist und die am besten die von ihr in den letzten Jahren eingenommene Position kennzeichnet. Es ist die Unterscheidung der Reformen in solche, die mehr negativer, und solche, die mehr positiver Natur sind; in solche, bei denen es sich hauptsächlich nur um Aufhebung hinderlich gewordener älterer Gesetze, und solche, bei denen es sich um weitläufige neue Codificirungen handelt; mit einem Worte: in Emancipationen und Reorganisationen. Von den in der Baltischen Monatsschrift überhaupt in Betracht gekommenen Reformen gehörten zu der ersterwähnten Klasse z. B. die Aufhebung des Güterbesitzprivilegs und des entsprechenden städtischen Näherrechts, die Zulassung auch der kurländischen Bauern zum Gesindekauf, die Erleichterung der bäuerlichen Freizügigkeit in allen drei Provinzen, die Aufhebung des Zunftzwanges in unseren Städten, die Erweiterung der bürgerlichen Rechte unserer Juden und selbstverständlich auch die Aufhebung jeder Hemmung der Religionsfreiheit, sei es zwischen den christlichen Confessionen unter einander oder zwischen Christenthum und Judenthum. Zu der anderen Klasse dagegen gehörten Reformen wie die unseres Justizwesens, unserer Städteverfassungen, auch die neue Gemeindeordnung und die Idee einer neuen Provinzialverfassung. Das Weitere aber ist nun dieses: wir halten die Emancipationen sowohl im Allgemeinen für nothwendiger, als auch in unserem besonderen Falle für ungefährlicher als die Reorganisationen; wir verlangen daher, man solle liberal sein bei jenen und conservativ bei diesen, — deutlicher gesagt, kühn bei jenen und bedachtsam oder, je nach Umständen, abwehrend bei diesen; wir behaupten endlich, es sei in den letzten Zeiten und schon früher unendlich dadurch geschadet worden, daß man, statt der hier aufgestellten Maxime zu folgen, vielmehr nur einerseits die Lust zum Vorwärtstreiben überhaupt, andererseits die Lust zum Retardiren überhaupt im Blute gehabt hat. —

Fast zehn Jahre sind seit dem Erscheinen des ersten Heftes unserer Zeitschrift vergangen, und 18 Bände sind gefüllt worden. Sie alle noch-

mals durchblätternd, fühlt sich der scheidende Redacteur in einer Weise bewegt, wie es überhaupt der Fall zu sein pflegt, so oft das Bild eines vergangenen Lebens vor unserer Erinnerung sich wieder entrollt. Man übersieht dann mit einem Blick, wie Vieles man erstrebt und erhofft, wie viel man sich gemüht und wie wenig im Grunde erreicht hat. Es sind die Grenzen menschlichen Schaffens überhaupt und die der eigenen Persönlichkeit insbesondere, die Einem dann wie handgreiflich entgegentreten. Es ist das Gewesene und nicht mehr zu Aendernde, in das man sich dann mit wehmüthiger Ergebung zu fügen hat.

Immerhin wird Niemand sagen wollen, daß die Baltische Monatsschrift ganz vergeblich da gewesen sei. Sie hat das Ihrige dazu gethan unsere Gesellschaft an eine größere Oeffentlichkeit des politischen Lebens zu gewöhnen; manche unser provinzielles Gemeinwesen angehende Frage ist in ihren Spalten in mehr oder weniger fördernder Weise durchgearbeitet worden; durch viele und zum Theil sehr ausgezeichnete Aufsätze provinzialgeschichtlichen oder einheimisch-biographischen Inhalts hat sie geholfen das historische Selbstbewußtsein des Landes lebendig zu erhalten; durch Uebersetzungen aus der russischen Literatur und durch „Petersburger Correspondenzen" hat sie ihre Leser über die Geistesströmungen jenseit des Peipus auf dem Laufenden zu erhalten gesucht; und nebenbei hat sie auch noch Raum gehabt (in der letzten Zeit leider nur zu viel) für verschiedene Themata allgemein-menschlichen Interesses. Wenn die hier aufgezählten Rubriken nicht immer in dem richtigen quantitativen Verhältniß zu einander gestanden haben und wenn oft auch Artikel geringerer Qualität, als sich eigentlich ziemte, aufgenommen werden mußten, so durfte man doch hoffen, diese Mängel immer mehr schwinden zu sehen; wenn aber während der drei letzten Jahrgänge statt des Aufschwungs vielmehr ein sichtlicher Verfall eintrat, so hat das nicht an der Redaction oder den Mitarbeitern gelegen, sondern an gewissen äußeren Umständen, auf deren Folgewichtigkeit die Redaction sofort, Bd. XII. S. 502—505, aufmerksam gemacht hat. Auf jene kurze Notiz zurückverweisend, glauben wir alles zu unserer Entschuldigung Nöthige gesagt zu haben.

Schwerlich auch würde sich der Unterzeichnete entschlossen haben, das gleichsam mit seiner Person verwachsene und immerhin noch einigermaßen gemeinnützige Unternehmen aufzugeben, wenn sich ihm nicht dabei von vornherein die Aussicht eröffnet hätte, dasselbe vielmehr nur in andere, und

zwar jüngere Hände übergeben zu lassen. Es ist Herr Ernst v. d. Brüggen in Riga, von dem ein paar Aufsätze in unserem Jahrgang 1867 standen, der den Muth hat, die Baltische Monatsschrift auch unter den gegebenen Verhältnissen weiter fortzuführen. Er gedenkt die „Neue Folge" derselben mit dem October dieses Jahres zu beginnen und dann überhaupt den Jahrgang von October zu October zu rechnen. Die förmliche Aufforderung zu Beiträgen und zum Abonnement aber kann noch nicht erlassen werden, weil die obrigkeitliche Bestätigung des neuen Redacteurs noch nicht erfolgt ist.

Wir wünschen unserem Nachfolger Glück auf den Weg — was so, wie es ist, geworden ist, kann ja auch wieder anders werden — und empfehlen ihn angelegentlichst der Gunst unserer bisherigen Mitarbeiter und Abonnenten. In der „Neuen Folge" finden wir alle, die wir in irgend einer Weise an dieser Zeitschrift betheiligt gewesen sind, uns hoffentlich wieder zusammen: nur freilich der unterzeichnete bisherige Redacteur nicht mehr als solcher, sondern als einfacher Leser und dann und wann wohl auch als Schreiber. Also kein Abschied auf immer, sondern — auf Wiedersehen!

G. Berkholz.

Riga, den 18. Juni 1869.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 21. Juni 1869.

Redacteur G. Berkholz.

Baltische Monatsschrift.

Achtzehnten Bandes erstes Heft.

Juli 1868.

Inhalt

Statistische Studien zur Wohnungsfrage von Laspeyres Seite 1
Ueber die Anwendung der Elektricität in der praktischen Medicin, von B. Holst. 38
Amerikanische Briefe eines Livländers 51
Schwedische Intoleranz in Livland 61.
Der neue Tarif 68

Riga,

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie

1868.

Expedition durch das Dienstmann-Institut „Expreß"

Baltische Monatsschrift.

Achtzehnten Bandes zweites Heft.

August 1868.

Inhalt:

Die Renaissance in Italien, von Herm. Lücke	Seite	75.
Die Genossen Pugatschews in Livland	„	104
Amerikanische Briefe eines Livländers	„	128
Notizen	„	147.

Riga,

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie.

1868.

Expedition durch das Dienstmann-Institut „Expreß".

Baltische Monatsschrift.

Achtzehnten Bandes drittes Heft.

September 1868.

Inhalt:

Ueber die Grenzstreitigkeiten zwischen Mensch und Thier, von A. Laurentz . . . . . Seite 155
Die Russen in Turkestan . . . . . „ 183.
Amerikanische Briefe eines Liviänders . . . . . „ 219.
Die Ostseeprovinzen während des schwedisch-russischen Krieges 1788—90, von A. Brückner . . . . . „ 230.

Riga,

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie.

1869.

Expedition durch das Dienstmann-Institut „Expreß".

Rückseite des Umschlags zu beachten!

Baltische Monatsschrift.

Achtzehnten Bandes viertes und fünftes Heft.

October und November 1868.

Inhalt:

Zur livländischen Landtagsgeschichte des 18. Jahrhunderts	Seite	247.
Ein Streifzug in der Krim	„	290.
Zur Geschichte der Geschichte, von A. Brückner	„	326.
Mitauer Correspondenz	„	363.
Notizen	„	380.

Riga,

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie.

1869.

Expedition durch das Dienstmann-Institut „Expreß".

Baltische Monatsschrift.

Achtzehnten Bandes sechstes Heft.

December 1868.

Inhalt:

Zur Geschichte der Geschichte, von A. Brückner (Schluß). Seite 399.
Zur livländischen Landtagsgeschichte des 18. Jahrhunderts.
2. Die Anfänge der Agrarfrage . . . . . „ 428.
Unsere literarisch-historischen Gesellschaften . . . . . „ 475.
Zum Abschiede . . . . . „ 483.

Riga,
Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie
1869.

Expedition durch das Dienstmann-Institut „Expreß".

Digitized by Google

Preisermäßigung

der bisherigen Jahrgänge der Baltischen Monatsschrift.

Jeder einzelne Band (bestehend aus 6 Heften) ist fortan zu haben für 1 Rbl. 50 Kop.; jedes einzelne Heft, soweit der Vorrath reicht, für 40 Kop.

N. Kymmel's Buchhandlung.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410

JUN 2 2 1926